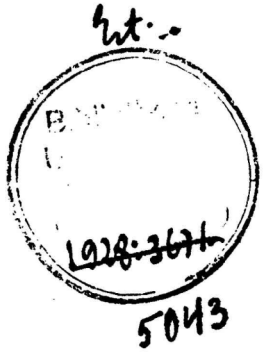
Lebenserinnerungen

von

Karl Bücher.

Erster Band
1847—1890.

Tübingen.
Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung
1919.



Alle Rechte vorbehalten.

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

Vorwort.

Wohlmeinende Freunde haben mich manchmal gebeten, Erinnerungen aus meinem Leben niederzuſchreiben; aber ich habe lange nicht einſehen können, für wen das notwendig und nützlich ſein ſollte. Ueber Vergangenes zu grübeln, habe ich nie viel Zeit übrig gehabt, und das Werdende mit dem Schwergewicht des Geweſenen zu belaſten, konnte mir erſt recht nicht einfallen. Aber jüngſt iſt mir in der Preſſe geſagt worden, ich ſei immer ein ſchwerfälliges Menſchenkind geblieben, und da iſt mir erſt bewußt geworden, wie dornig einem ſolchen der lange Weg vom ehemaligen Bauernjungen zum jetzigen Leipziger Univerſitätsprofeſſor werden mußte, und es iſt mir ein Erlebnis aus meiner Jugend eingefallen, das ich faſt vergeſſen hatte. Als der alte Pfarrer Feller in Dauborn meinem Vater geſagt hatte, er müſſe mich ſtudieren laſſen, meinte die Mutter zu mir: „Du ſollſt Beamter werden. Armer Bub, wie wird dir's gehen? Dazu eigneſt du dich ja gar nicht." Die Mutter muß es wohl am beſten gewußt haben, und oft habe ich im ſpäteren Leben daran denken müſſen, daß Leute wie ich eigentlich dazu da ſind, auf einem einſamen Bauernhofe den Acker zu beſtellen und ſich ihres Viehs zu erbarmen, während ſie in der großen Welt ſich nicht leicht zurechtfinden. Aber dazu fehlte eben das Nötigſte, und ſo habe ich hinausziehen und mich durch vieles hindurchwinden müſſen, obwohl es mir an der dazu erforderlichen Schmiegſamkeit gebrach. Wie es geſchehen iſt, mit ſchlichter Offenheit zu ſagen, mag vielleicht nicht ohne Wert ſein, zumal bei einer Wallfahrt, die über mehr Stationen ging als die meiſten anderen Leben.

Sie iſt nicht immer in gebahnten Geleiſen gegangen, dieſe Wallfahrt, wenn ſie auch überall den Möglichkeiten folgte, welche die vor-

handenen engen Ordnungen ließen. Manchmal ſcheinen die Wogen über meinem Lebensſchifflein zuſammenſchlagen zu wollen; aber es gelingt mir doch immer wieder davonzukommen und ſchließlich den Hafen zu erreichen. Jedoch nicht für dieſes mein perſönliches Schickſal möchte meine Niederſchrift Aufmerkſamkeit beanſpruchen. Wohl aber ſcheinen mir die Orte und Anſtalten, durch welche ich hindurchzugehen hatte, dieſe zu verdienen, und inſofern habe ich vielleicht ein Stück Kulturgeſchichte geſchrieben, das dadurch nichts verlieren kann, daß es an dem Faden eines Menſchenlebens ſich aufreiht.

Ueber die Quellen, aus denen ich geſchöpft habe, iſt wenig zu ſagen. Zunächſt habe ich das Ganze im Sommer 1917 auf meinem beſcheidenen Liebenſteiner Landſitz aus dem Gedächtniſſe faſt in einem Zuge niedergeſchrieben. Dann habe ich 1918 die alten Briefe hervorgeſucht, welche mein Vater im Laufe der Jahre von mir erhalten und ſorgſam aufbewahrt hatte. Zwei Jahre nach ihrem Abbruche ſetzten Briefe meiner verſtorbenen Frau an ihre Eltern ein, die mir aus deren Nachlaß zugekommen waren. Dazu kamen die Briefe meines Vaters, meiner Brüder und Freunde an mich, namentlich diejenigen A. Schäffles, Ad. Wagners und E. de Laveleyes. Nur für meine Leipziger Zeit fehlte ſolches Material. Hier war ich ganz auf meine Erinnerung angewieſen, während ich für die früheren Perioden manche Berichtigung und Ergänzung den genannten Briefen nachträglich entnehmen konnte. Auf diplomatiſche Genauigkeit erhebe ich keinen Anſpruch, bin mir aber bewußt, alles nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen ſo geſchildert zu haben, wie es in mir lebendig geblieben iſt.

Außerdem ſind einige Gelegenheitsreden eingeſtreut, zu denen der Gang meines Lebens Veranlaſſung gab. Ich habe ſolche Reden meiſt vorher aufgeſchrieben, weil ich mich vor Entgleiſungen fürchtete. In Wirklichkeit mag in den entſcheidenden Augenblicken manches anders geſagt worden ſein. Aber Stimmungsbilder ſind es doch, und als ſolche dürfen ſie ruhig hingenommen werden.

Was ich nicht berührt habe, iſt mir eben nicht wichtig genug erſchienen. Man hat ſo vieles zu vergeſſen im Leben, und manche Dinge, die uns zur Zeit ihres Vorkommens viel Unmuße und Kopfzerbrechen gekoſtet haben, enthüllten ſich ſpäter in ihrem ganzen Un-

wert. Wozu ſie wiederbeleben und wozu Menſchen hier eine Freiſtätte gewähren, die nur Anſpruch auf Vergeſſenheit haben?

Ob Zeit und Luſt ausreichen werden, um noch einen zweiten Band zu ſchreiben, der meine Leipziger Zeit umfaſſen würde, vermag ich jetzt nicht zu ſagen.

Während ich dies niederſchreibe, ſitzt mein kleiner Enkel auf dem Boden meines Zimmers und ſetzt aus den Klötzchen ſeines Baukaſtens einen langen Eiſenbahnzug zuſammen, der „nach Frankreich zum Vater“ fahren ſoll. Dort ſteht der ſeit vier Jahren im Felde. Der Kleine ſieht aus wie einſt ſein Vater im gleichen Alter, und wenn er bei mir iſt, fühle ich mich manchmal um ein Menſchenalter verjüngt. Wenn er müde wird, klettert er auf meinen Schoß; ich lege die alte Hand auf ſein junges Haupt, und es fallen mir die Worte des Sophokleiſchen Aias ein:

Ὦ παῖ γένοιο πατρὸς εὐτυχέστερος
Τὰ δ' ἄλλ' ὅμοιος· καὶ γένοι' ἂν οὐ κακός.

Bad Liebenſtein, den 30. September 1918.

Karl Bücher.

Inhalt.

Seite

I. Kirberg (1847—1861) 1
II. Dauborn (1861—1863) 55
III. Hadamar (1863—1866) 67
IV. Bonn (1866—1867) 89
V. Heppenheim (1867—1868) 102
VI. Göttingen (1868—1869) 110
VII. Bonn (1869—1870) 118
VIII. Godesberg (1871) 128
IX. Amsterdam (1871—1872) 137
X. Dortmund (1872—1873) 150
XI. Frankfurt am Main
A. Die Wöhlerschule (1873—1878) 164
B. Die Frankfurter Zeitung (1878—1880) 214
XII. München (1881—1882) 249
XIII. Dorpat (1882—1883) 280
XIV. Basel (1883—1890) 323
XV. Karlsruhe (1890—1892) 423
Namenregister 457

I.

Kirberg

1847—1861.

Meinen siebenzigsten Geburtstag habe ich in dem Orte begangen, wo ich einst das Licht der Welt erblickt hatte. Ich wollte an diesem Tage nicht in Leipzig sein, wo die Menschen zu mir gekommen wären und mir Reden eingegeben hätten, denen ich hätte stillhalten müssen. Der Marktflecken Kirberg, in dem ich geboren bin, lag tiefverschneit im Winterfrieden. Am Vormittag habe ich mit meinem 82jährigen Bruder Theodor die Gräber unserer Eltern auf dem Friedhofe besucht; am Nachmittage plauderten wir beide mit dem jungen Ortspfarrer beim Kaffeetisch in der Wohnstube des elterlichen Hauses über Krieg und Frieden und fühlten uns den Dingen da draußen weit entrückt. Fortwährend kamen Telegramme und Briefe, und ich bedauerte, daß ich die Arbeit der Postbeamten im Orte durch meine Anwesenheit so sehr vermehrt hatte. Und es kam auch die „Frankfurter Zeitung", die mein Bruder liest, mit einem Artikel von Professor Robert Wilbrandt in Tübingen, welcher der Lesewelt sagte, was ich für ein Mensch sei.

Da ist mir der frühere Kirberger Arzt Dr. Moriz Heß eingefallen, dem jemand einst in meiner Gegenwart eine große Lobrede gehalten hatte. Heß hörte den Sprecher geduldig an und erwiderte ihm dann: „Wäre mir lieb, wenns wahr wäre!" Aber als ich dann nach Leipzig zurückkehrte, fand ich auf meinem Arbeitstische einen Pack ähnlicher Artikel, an die fünfzig Stück, und ich habe sie säuberlich in ein Heft eingeklebt, in dem einst mein Enkel lesen mag, was die Menschen von seinem Großvater gehalten haben. Daß der in

Kirberg seine Jugend zugebracht hat, ist für sein späteres Leben gewiß nicht gleichgültig gewesen, und will einer wissen, wie das gewesen ist, so mag er hingehen und dort in der Schule sich die Bauernjungen ansehen. Dort hat er auch gesessen und sah nicht anders aus wie einer von ihnen.

Jedenfalls überheben mich die fleißigen Artikelschreiber, die sich um mich bemüht haben, der Versuchung, selbst ein Urteil über mich zu fällen. Ich will im folgenden nur erzählen, was mir alles begegnet ist und wie die Ereignisse auf mich eingewirkt haben. Einstweilen lebe ich noch und brauche keine Leichenreden.

Meinem Schicksal bin ich immer dafür dankbar geblieben, daß es mich in kleinen Verhältnissen auf dem Lande hat aufwachsen lassen und daß ich früh arbeiten und beobachten gelernt habe. Mein Vater stammte aus dem Dorfe Wehen bei Wiesbaden. Er hatte einen älteren Bruder, der Lehrer geworden war und an der Musterschule in Frankfurt a. M. eine Stellung gefunden hatte. Da dieser Bruder früh starb, so konnte die Hoffnung, daß auch der Jüngere den Lehrerberuf ergreifen könnte, nicht Erfüllung finden, und mein Vater mußte sich bescheiden, das ehrsame Handwerk eines Schreiners in der Landeshauptstadt zu erlernen. Nach längerer Wanderschaft trat er wieder in Wiesbaden in ein Bürstenmachergeschäft ein und suchte in diesem Gewerbe später die eigene Selbständigkeit. So hatte er früh umgesattelt, und es hat mir manchmal scheinen wollen, als ob die Leichtigkeit, mit der ich selbst später von einem Berufe zum andern übergegangen bin und doch jeden getrieben habe, als wäre ich für ewig mit ihm verwachsen, ein väterliches Erbstück sein könnte. In Wiesbaden ließ mein Vater sich 1835 als Meister nieder, bezog aber von da mit seinen Bürsten regelmäßig die Frankfurter Messen, wo er mit einigen Exporteuren aus Remscheid und Hamburg bekannt wurde, die ihn eine lange Reihe von Jahren mit größeren Bestellungen für Südamerika und Spanien versorgten.

Meine Mutter war die Tochter einer geborenen Habel aus Kirberg, die in zweiter Ehe mit einem Bäcker aus Runkel, Wilhelm Dorn, sich verheiratet hatte. Mein Großvater, dessen ich mich noch gut erinnere, war ein sehr rühriger und unternehmender Mann, der

neben seiner Bäckerei und Landwirtschaft auch Bierbrauerei und Essigsiederei betrieb, aber es auf keinem Gebiete seiner großen Gutmütigkeit halber zu wirtschaftlichen Erfolgen brachte. Meinen Vater veranlaßte er, die Niederlassung in Wiesbaden aufzugeben und nach Kirberg zu ziehen, da ja doch der Verkauf im Kleinen für ihn wenig bedeute und die Bürstenfabrikation in einem Landorte billiger für die Ausfuhr arbeiten könne als in einer teuren Badestadt. So waren meine Eltern nach Kirberg gekommen, und da hier der Kleinabsatz im Hause in der Tat noch viel geringer war als in der Landeshauptstadt, so wären sie ganz und gar von den unregelmäßig eintreffenden Bestellungen der genannten Ausfuhrkaufleute abhängig gewesen, hätte nicht mein Vater früh damit begonnen, Ackerland zu kaufen oder zu pachten und darauf eine bescheidene Landwirtschaft zu treiben, die einen nicht unerheblichen Teil des Hausverbrauchs und des Unterhalts der Arbeiter in seiner Werkstatt lieferte. Ueber ein Kuhgespann hat er es dabei niemals gebracht; aber wir haben doch früh gelernt, welch ein Segen für den Dorfhandwerker in der kleinen Landwirtschaft liegt, die es ihm erlaubt, vom eignen Getreidehaufen das Brotkorn in die Mühle zu „fassen" und im Herbste Birnen- oder Zwetschenmuß zu kochen zum Aufstrich für einen großen Teil des Jahres. Noch heute erinnere ich mich mit lebhaftem Behagen der langen Winterabende, wo in der elterlichen Wohnstube die Spinnräder schnurrten und aus einer der schönen Geschichten von W. O. von Horn vorgelesen wurde, während im Ofen die dicken Buchenscheiter krachten. Um neun Uhr ertönte vom Kirchturm eine Glocke, wie man sagte, um den in der Schneewüste verirrten Wanderer zurechtzuweisen; um zehn tutete der Nachtwächter und sagte sein Sprüchlein. Dann ging alles zu Bett, um am folgenden Morgen früh wieder bei der Arbeit sein zu können, seis in der Küche oder im Stall oder in der Werkstatt.

Ein Leben voll Sorge und viel Arbeit, in das ich am 16. Februar 1847 hineingeboren wurde als fünftes Kind meiner Eltern. Freilich hatten nur zwei meiner Geschwister überlebt, ein zwölf Jahre älterer Bruder und eine acht Jahre ältere Schwester; aber zwei Jahre später ist dann noch ein jüngerer Bruder nachgekommen. Ueber

meine Ankunft war mein Vater ſo erfreut, daß er einen halbwüſten Acker am Ende der Gemeindeflur mit Obſtbäumen bepflanzte, die er mir ſpäter oft als Altersgenoſſen gezeigt hat und von denen wir noch reichlich Aepfel und Birnen geerntet haben. Jetzt hat ihn mein Bruder, und ſeine Kinder werden ihn in Ehren halten, obwohl die Bäume ſchon abgängig geworden ſind und durch junge erſetzt werden müſſen. Daß ich am Faſtnachtstage geboren bin, iſt mir ſpäter nur dann einmal eingefallen, wenn ich im Unmut auf den Gedanken kam, das Schickſal habe ſich einen ſchlechten Scherz mit mir erlaubt.

In meinen Knabenjahren war dazu kaum je Veranlaſſung. Zwar ging es den Eltern manchmal kümmerlich genug, und ich weiß noch, wie ſchmerzlich es mir war, wenn der Vater den Tabak ausgehen ließ und die Mutter mir heimlich die paar Kreuzer zuſteckte, mit denen ich ein Päckchen ABReuter beim Krämer holen ſollte. Aber das waren doch Ausnahmen; im ganzen ging der Weg langſam aufwärts. Es wurde ſtatt der früheren Mietwohnung ein eignes Haus erſtanden und nach und nach wohnlich eingerichtet. Wer aber einmal auf eignem Grunde ſitzt, der hat einen feſten Stand, von dem aus er den Hebel anſetzen kann, um die ſchwerſten Laſten zu bewegen.

In ländlicher Umgebung richtet ſich alle ſoziale Schätzung nach dem Landbeſitz; alle Sorge geht um das Wetter, und alles Geſpräch bewegt ſich um den Stand der Saaten oder das Gedeihen des Hausviehs. Noch jetzt wundere ich mich manchmal darüber, daß ich zwar den Gewerbebetrieb meines Vaters in allen ſeinen Einzelheiten genau kennen gelernt habe, aber niemals Luſt empfand, hier auch nur die einfachſte Arbeit ſelbſt auszuüben, während ich alles, was zum bäuerlichen Betrieb gehörte, von früheſter Kindheit mit eigener Hand verrichten lernte. Noch kann ich am Finger eine Narbe zeigen, die von einem unrichtigen Sichelſchlag beim Kornſchneiden herrührt. Als Student habe ich in der Nähe von Bonn einem Bauern, der ſich über ſeine harte Arbeit beim Kleemähen beklagte, die Senſe abgenommen und ihm zu ſeinem nicht geringen Staunen gezeigt, daß ich dieſe Arbeit auch könne. Als ich vierzehn Jahre alt war, ruhte ich nicht, bis mein Vater mich das Pflügen lehrte, und wie ſtolz war ich, als am Ende des Spätherbſtes alle unſere Stoppeläcker von

meiner eignen Hand umgebrochen in Furchen lagen! Noch als Student habe ich Hafer mähen gelernt, und ich habe nicht ſchwer daran getragen, wenn ich auch ſpäter von dieſer Kunſt keinen Gebrauch machen konnte. Jetzt geht auf den gleichen Aeckern die Mähmaſchine, und die Ernte, die früher einige Wochen dauerte, drängt ſich auf wenige Tage zuſammen.

Kirberg iſt ein Marktflecken, da gelegen, wo ſich der Taunus nördlich gegen die Lahn hin abdacht, zwei ſtarke Wegſtunden von Limburg a. d. L. und ſechs von Wiesbaden. In meiner Jugend hatte es etwa 1400 Einwohner. Es werden ihrer jetzt noch weniger ſein. Der Ort hat ſein ländliches Gepräge bewahrt; denn er hat keine Bahnverbindung. Die nächſte Eiſenbahnlinie führt durch den Goldenen Grund etwa anderthalb Stunden öſtlich vorbei. In einer Talfalte gelegen hat Kirberg vier einander parallel ziehende Straßen, die im oberen und unteren Teile des Ortes zuſammenmünden, wo die von Limburg nach Wiesbaden führende Landſtraße ihn betritt und verläßt. Die Feldwege führen von allen Seiten abwärts, was für die Erntefuhren ein Vorteil und für die hinausgehenden Miſtwagen kaum ein großer Nachteil iſt. Der Ort war aus der Zuſammenſiedelung der drei Dörfer Kirchdorf, Sindersbach und Bubenheim entſtanden, und im Jahre 1355 hatte ihn Graf Gerhard von Diez zur Stadt erklärt, nachdem er ihn mit einer Burg verſehen und mit Mauer und Graben umzogen hatte. Aber zu einer ſtädtiſchen Entwicklung iſt er nicht gelangt, wenn er auch eine Zeitlang den Verwaltungsmittelpunkt für die Umgebung bildete.

Die Burg lag auf einem einzelnſtehenden Felſen am Südweſtende des Ortes und iſt noch jetzt in einigen Reſten ſichtbar. Sie iſt in Privatbeſitz übergegangen, und ſeitdem hat man auch den Burgfelſen durch einen Steinbruch angegriffen, der nicht gerade zur Verſchönerung beiträgt. Von der alten Befeſtigung ſind noch weite Strecken der Fleckenmauer erhalten, und wenn auch jenſeits derſelben ein paar Häuſergruppen entſtanden ſind, ſo liegt doch der Hauptteil der Hofraiten zwiſchen den Mauern, und man brauchte nur wenige Lücken dieſer auszufüllen, um das Bild der alten Verhältniſſe wiederherzuſtellen.

Die Bauweiſe iſt bei zahlreichen Häuſern die fränkiſche, bei welcher der Zugang zur Wohnung durch den Hof führt, den im Hintergrunde die Scheune abſchließt, während das Haus mit der Giebelſeite nach der Straße gerichtet iſt. Aber es ſind auch viele Häuſer dieſer mit ihrer Breitſeite zugekehrt, und der Eingang muß von ihr über eine Steintreppe genommen werden. Das mag eine Folge des Umſtandes ſein, daß Kirberg an der Landſtraße liegt, die vom Weſterwald über Limburg nach Wiesbaden führt und vor dem Eiſenbahnzeitalter einen lebhaften Poſt- und Frachtwagenverkehr hatte. In Kirberg pflegten die Fuhrleute Vorſpann zu nehmen bis auf den Zugmantel, wo der Nordabhang des Taunus in der Hauptſache überwunden war. Wer ein Pferd hatte oder zwei, konnte damit manchen Gulden nebenher verdienen; aber ſeine Landwirtſchaft gewann nicht dabei, zumal wenn die Vorſpannleute auf der einſam an der Straße gelegenen Hühnerkirche einen Teil ihres Verdienſtes in Schnaps anlegten. So wird kein Volksfreund dem Aufhören dieſes Verkehrs und der durch die Eiſenbahn ſpäter herbeigeführten Vereinſamung der Landſtraße Tränen nachgeweint haben.

Die Ortsflur lag im Gemenge, und der Landbeſitz jedes Bauern ſetzte ſich aus einer größeren Zahl kleiner Parzellen zuſammen, die über die drei Fluren der Gemarkung gleichmäßig verteilt ſein mußten. Das wäre an ſich ſo ſchlimm nicht geweſen. Aber nicht ſelten waren dieſe Parzellen zu ſchmal und lang oder hatten ſonſt eine unzweckmäßige Form. Manchmal wurde ein Acker durch einen Weg in zwei Teile zerſchnitten, oder er war den benachbarten Gewannen als ſog. Anwender vorgelagert, ſo daß alle Anſtößer bei der Beſtellung auf ihm den Pflug und die Egge wenden mußten und der Beſitzer ihn erſt beſäen konnte, wenn die Nachbarn vor ihm fertig waren. Viele Aecker konnten erſt durch Befahren und Begehen fremden Eigentums erreicht werden. Das alles iſt ſpäter durch die Konſolidation beſſer geworden. Aber damals war der Flurzwang noch eine Notwendigkeit, und er iſt mir auch an ſich nie ſo ſchädlich vorgekommen, wie die alten Bureaukraten von ihm zu behaupten pflegten. Denn er erzwang doch immer eine beſtimmte Fruchtfolge, und der Faule und Nachläſſige wurde durch ihn genötigt, zur rechten Zeit ſeine

Feldarbeiten vorzunehmen. Ganz verlottern konnte dabei eigentlich keiner. Standen die Früchte auf seinem Acker wegen ungenügender Düngung oder unzureichender Bearbeitung schlechter als auf denen der Nachbarn, so setzte das üble Nachrede, und bald wußte jedes Kind im Orte, ein wie nachlässiger Wirt er war.

Ueberhaupt darf man den Wert des öffentlichen Urteils und der Volksjustiz beim ländlichen Zusammenleben nicht gering schätzen. Bald erzählte man von diesem, bald von jenem, er sei von den Kirberger Burschen „geritten" worden. Gewöhnlich handelte es sich um einen Bauern aus einem Nachbarorte, der gegen Abend in eine Wirtschaft im Flecken zum Schnapsgenuß geschlichen war. Dem lauerten auf dem Heimweg ein paar Bauernburschen vor dem Orte auf; einer hockte sich auf seinen Rücken und ein anderer führte ihn an einem Strohseil bis zur Gemarkungsgrenze, wo er schweißtriefend anlangte mit dem Entschlusse, das gefährliche Gebiet nicht wieder zu betreten. Bestand im Orte zwischen zwei Menschen ein Liebesverhältnis, an dem die Bevölkerung Anstoß nahm, so konnte man an einem heiteren Wintermorgen von der Wohnung des männlichen Teiles bis zu derjenigen des weiblichen Häckſel gestreut finden. Und wer sich allgemeine Unbeliebtheit zugezogen hatte, der mochte am Fastnachtabend sein Haus noch so gut verwahren; unausbleiblich polterten an seine Haustüre die Scherben alter Töpfe und Krüge, die das öffentliche Gewissen ihm gegenüber zum Ausdruck brachten.

Ich kann mich von der Schuld ehrlicherweise nicht frei sprechen, bei diesem „Kreppelewerfen" einst mitgetan zu haben, und wem die Landessitte aus irgendeinem Grunde einen Unnamen angehängt hatte, dem habe ich ihn aus der Verborgenheit des väterlichen Hofes, wie andere, mit lauter Stimme in Erinnerung gebracht. Das ist nicht schön; aber es ging damals, wie es noch immer geht. Wer sich über ein solches Anhängsel am meisten ärgerte und die nachschreienden Kinder mit drohenden Gebärden verfolgte, der wurde sie und auch den verhaßten Namen nimmermehr los. Ganz ohne Schuld werden übrigens wenige der so Gezeichneten gewesen sein.

Es gab natürlich Menschen der verschiedensten Sinnesart auch in meiner Heimatgemeinde. Im allgemeinen ist der Kirberger

aufrecht und aufrichtig, feſt und zähe, im Verkehr manchmal unbeholfen und nicht ſehr zugänglich, mit leichter Neigung zur Mißgunſt und Krittelei, darum auch nicht gerade entgegenkommend und bequem im Umgang. Wen er liebt, der iſt geborgen; wen er aber haßt, der mag auf ſeiner Hut ſein. Es gibt im ländlichen Leben Formen, um einen das Uebelwollen eines anderen empfinden zu laſſen, wie ſie boshafter nicht erdacht werden können. Ein ausgeſprochenes Rechtlichkeitsgefühl iſt in der Bevölkerung allgemein; ſie läßt ſich nichts gefallen.

Wo jedermann vom Boden abhängig iſt, über den er verfügt, erlangt leicht das Verhältnis zu dieſem eine übergroße Wichtigkeit. Zwar die Romanphraſe vom Erdgeruch, der aus der friſchgepflügten Ackerſcholle aufſteigen und eine magiſche Gewalt über den Menſchen gewinnen ſoll, vermag ich nicht nachzuſprechen. Die alten Bauernuntugenden Geiz und Habſucht fanden ſich auch in Kirberg und kamen nicht immer ſchön zum Ausdruck. Bei manchen trat ein wahrer Landhunger hervor und führte bisweilen bei Verſteigerungen zu einem unverſtändigen Hinauftreiben. Daraus entſtanden dann oft grimmige Feindſchaften. Aber gewöhnlich ließ man doch billige Rückſichten walten. Man ſaß ſo eng aufeinander, daß man ſich das Leben nicht unerträglich machen durfte. Und dann führten die meiſten reine Bedarfswirtſchaft und keine Erwerbswirtſchaft. Erzielte man auf dem Felde ſein Auskommen, ſo war man zufrieden. Was darüber abfiel, wurde mehr wie eine Gunſt des Schickſals denn als die wohlverdiente Frucht des eignen Strebens angeſehen. Der Ordnungs- und Reinlichkeitsſinn war nicht immer ſehr entwickelt. Es gab recht nachläſſig gehaltene Höfe und Gärten, und „Meiſter Hämmerlein" hätte bei manchen zu tun gefunden. Betriebſam konnte man nur wenige nennen, auch die meiſten Handwerker nicht, welche dem Ortsbedarf dienten. Bei meinen Eltern war die ſtete Klage, daß fremde Geſellen ſelten lange aushalten wollten. Nicht jeder iſt empfänglich für die Reize des Landlebens. Sie gingen lieber in die Städte.

Um den Erwerb von Land zu erleichtern und die Zahl der Kauffähigen zu vermehren, hatte man die Sitte, daß bei Landverſteigerungen 4—5 Abzahlungsziele feſtgeſetzt wurden. Verkäufer,

denen dies unbequem war, konnten immerhin den Kaufpreis diskontieren, und ihre Forderungen gingen dann an einen anderen über. Auf die Sparſamkeit und das Emporkommen der einzelnen hat die Sitte unzweifelhaft günſtig eingewirkt. Leichtſinniges Schuldenmachen ſuchte man vergebens; die Gelegenheit dazu hätte auch gefehlt. Der Nachtwächter erzählte mir einſt, daß er um 10 Uhr abends vor dem Hauſe des Kirchenrechners vierzehnmal geblaſen habe, weil er ganz von dem Gedanken beherrſcht geweſen ſei, daß er dem Pfarrfonds noch vierzehn Gulden Pachtzins ſchuldig ſei. Darum iſt auch die Erleichterung des Kreditnehmens auf dem Lande keine ſo große Wohltat, als wohlwollende Agrarpolitiker manchmal meinen.

Von Bewucherung hat man ſelten etwas vernommen. Die Juden in der Gemeinde, welche Samstags beim alten Mordchen in der Waſſergaſſe mit denen aus den Nachbarorten ihre „Schule“ hielten, waren meiſt arme Schlucker, die höchſtens bei Viehkäufen unredlichen Gewinn ſuchen konnten. Die Bevölkerung brachte ihnen großes Mißtrauen entgegen, und ich habe ſagen hören, daß ein Haus zu Grunde gehen müſſe, in dem der Jude aus dem Fenſter ſchaue. Es waren ihrer fünf oder ſechs Familien anſäſſig. Man nannte ſie ſtets beim Vornamen und war erſtaunt, wenn man hörte, daß ſie dieſen oder jenen Familiennamen führten. Es war nicht lange her, daß ſie dieſe in Naſſau von der Obrigkeit erhalten hatten, und man erzählte allerlei Anekdoten darüber. Immer aber bildeten ſie einen Gegenſtand billiger Hänſelei.

Im täglichen Leben bediente man ſich der fränkiſchen Mundart, ſo wie ſie über den ganzen Taunus hin üblich iſt bis nach Frankfurt a. M., allerdings mit manchen örtlichen Beſonderheiten. Die Gedichte Friedrich Stoltzes und die von ihm in Frankfurter Mundart herausgegebene Wochenſchrift „Die Frankfurter Latern“ wurden darum von uns fleißig geleſen und Bezeichnendes aus ihnen im täglichen Leben oft angeführt. Im Verkehr war die Anrede „Du“ allgemein üblich; im Familienleben hatte aber auch das „Ihr“ für Eltern und Großeltern, überhaupt für ältere Leute einen breiten Boden, während „Sie“ eigentlich nur für Höhergebildete und darum ſelten angewendet wurde. Es war ein fremdes ſoziales

Element, das hier Eingang ſuchte und dieſen ſpäter auch gefunden hat.

Oft iſt es mir ſo vorgekommen, daß die Volksſprache an Ausdrucksmitteln gar nicht ſo arm ſei, wie es manchmal den Anſchein hat. Ja der Bauer hat Worte für ſehr komplizierte Begriffe, für welche ſie die Schriftſprache entbehrt. Was ein „eepſcher" Menſch ſei, weiß man wahrſcheinlich nur in Kirberg. Man verſteht darunter ein einſeitiges, ſchwer bewegliches eigenſinniges Weſen, das für vernünftige Vorſtellungen nicht zugänglich iſt. „Krappig" nennt man den, der leicht verletzt iſt und ſich wenig gefallen läßt. „Geier" oder „kibberſch" bedeuten wähleriſch im Eſſen, beim Vieh im Futter; aber beide Ausdrücke ſind durchaus nicht gleichbedeutend, ſondern jeder hat ſeine beſondere Färbung, die ſeinen Gebrauch einſchränkt. Ein „Wählwort" iſt eine Ausrede; „Stuß" nennt man ein unüberlegt handelndes junges Mädchen, ein „Stoppes" iſt ein kurzer dicker Menſch. So gibt es viele bezeichnende Ausdrücke, die der Sprache Kürze und Gedrungenheit verleihen und ſie einem Fremden faſt unverſtändlich machen, während ſie für den damit Vertrauten an Anſchaulichkeit und Lebendigkeit gewinnt. Nimmt man dazu die veränderten Geſetze des Ab- und Umlautes, ſo wird es verſtändlich, wenn mir von Fremden ſpäter oft verſichert worden iſt, daß ihnen ihr Verſtehen große Schwierigkeiten bereite. Eben darum habe ich als Lehrer den Gebrauch des Schriftdeutſchen erſt eigens erlernen müſſen, und es iſt mir das auch ſo gut gelungen, daß ich nach einem Vortrage oft gefragt worden bin, aus welchem Teile Deutſchlands ich ſtamme, da man aus meiner Sprechweiſe dies nicht finden könne.

Mein Vater liebte es, Sprichwörter in ſeine Rede einzumiſchen, und nicht wenige von dieſen ſind mir für mein ganzes Leben geblieben. Manche von ihnen werden ihm perſönlich eigentümlich geweſen ſein; andere waren alte Erbweisheit, die ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt hatte.

Der Landbeſitz war vorzugsweiſe Kleinbeſitz. Bauern, welche dreißig oder vierzig Morgen ihr eigen nannten, galten ſchon für wohlhabend. Selbſt die beiden adeligen Höfe waren nicht geſchloſſen, ſondern lagen, wenn auch in größeren Stücken, mit den übrigen im

Gemenge. Sie waren verpachtet, ebenso der Grundbesitz der nassauischen Domänenverwaltung, die einige größere Besitzungen in der Ortsflur zugekauft hatte und sie in „Stämmen" in Zeitpacht gab, von denen jeder einzelne zur selbständigen Bewirtschaftung gerade ausreichte. Ich will nicht wiederholen, was ein benachbarter Pfarrer über das dabei beobachtete Verfahren sagte. Tatsache ist, daß von den Domänenpächtern nur wenige wirtschaftlich emporkamen. Sonst wäre nur noch das Pfarrland zu erwähnen, das in Parzellen verpachtet zu werden pflegte. Alles übrige war Eigentum und geriet immer dann in Bewegung, wenn ein Erbe auswärts wohnte und nicht mehr in die Gemeinde zurückzukehren gedachte.

Ich habe die Vorzüge des frei teilbaren Kleinbesitzes in der Landwirtschaft früh schätzen gelernt, weil er so wohltätig auf das wirtschaftliche Gedeihen und die sittliche Haltung der Bevölkerung zurückwirkt. Der kleine Bauer ist von unglaublicher Arbeitsenergie und Zähigkeit, weil er weiß, daß ihm die Früchte seiner Mühsale ungeschmälert zufallen. Ihn quält nicht jener unstillbare Landhunger, der den ostelbischen Gutstagelöhner aus seiner Heimat treibt. An Gelegenheit zum Erwerb kleiner Landstücke unter günstigen Abzahlungsbedingungen fehlt's ihm nicht. Dies regt ihn zu äußerster Genügsamkeit und Sparsamkeit an, und wenn's ihm einmal schwer fällt, ein Zahlungsziel einzuhalten, so schicken seine Kinder, die in der Stadt als Dienstboten oder Handwerksgesellen arbeiten, was sie an ihren Lohntagen erübrigen können. Der Grundbesitz ist auch für sie die allgemeine Sparkasse, in der alles an- und festgelegt wird, was man augenblicklich nicht braucht. Kommt's einmal zum Erbgang, so erhält doch jeder sein Teil. Und da ist's doch auch nicht so, daß bloß große Besitzungen auseinanderfallen. Fortwährend bilden sich wieder neue durch Heirat und Zukauf. Jedes einzelne Stück kennt man genau und bestellt es nach seinen Besonderheiten. Wird man auch alt und grau darüber, bis man aus dem Gröbsten heraus ist, so liebt man doch, was man in vieljähriger Mühe errungen, mehr vielleicht, als in den Gegenden des geschlossenen Hofbesitzes der Anerbe das Gut seiner Vorfahren schätzen kann.

Ich weiß noch heute, wenn ich mit einem meiner Neffen die

Felder durchwandere, faſt jedes Grundſtück, an dem wir vorbeikommen, nach dem Eigentümer oder Pächter zu benennen, der es in meiner Jugend hatte. Und ich ſehe ſie noch vor mir, die Männer im blauen Kittel, wie ſie an Sonntagnachmittagen zwiſchen den nickenden Aehren behaglich dahinſchlenderten, um zu ſehen, wie das Korn oder „das Gewürzel" ſtehe und ihre Beobachtungen mit den Begegnenden auszutauſchen. Gegen Abend kehrten ſie dann in ihr Heim zurück, um das Vieh zu füttern, und die meiſten kamen auch an den verſchiedenen Wirtshäuſern im Flecken glücklich vorbei. Denn das koſtete Geld, und das brauchte man ſonſt nötiger. Am Montag hieß es wieder, um vier Uhr des Morgens aufſtehen, um zeitig Klee zu holen oder die Wieſe zu mähen.

Für die Heu- und Grummeternte wurden in den vier Wieſengründen durch den Ausſcheller beſtimmte Tage vorgeſchrieben. Man mußte mähen, ſolange das Gras noch feucht war. Später kamen dann die Frauen und Kinder zum Zetteln, und bei gutem Wetter konnte ſchon am Nachmittage gewendet werden. Da iſt mir zuerſt eine Ahnung über die Vorteile taktmäßigen Arbeitens aufgegangen, und ich verſpüre noch jetzt manchmal die Anwandlung, jemanden zu zeigen, wie man's beſſer macht, wenn ich ihn auf der Wieſe anders verfahren ſehe. Wenn ich gar in der Sommerfriſche die gutgemeinte Hilfe von Stadtleuten ſehe, die ihre ländlichen Wirte bei der Arbeit unterſtützen zu müſſen meinen, ſo wende ich die Augen ab, um den Greuel nicht zu ſehen, den jedes Bauernmädchen von ſelbſt vermeidet.

Die Feldarbeiten ſcheinen ſo einfach; aber jede hat doch ihre beſondere Weiſe, die man kennen und können muß, wenn ſie gedeihlich vonſtatten gehen ſoll. Kehrt der Bauer am Abend heim, ſo iſt er buchſtäblich abgeackert und ſucht frühe ſein Neſt auf. Man braucht ihn nicht in den Schlaf zu ſingen. Man kann ſich manchmal darüber wundern, wie raſch die Männer altern und wie ſchnell die Frauen ihre Schönheit verlieren. Und doch treten die Sorgen des Daſeins an ſie ſelten ſo unmittelbar heran wie an den Stadtbewohner, deſſen ganzer Bedarf immer wieder von neuem die Geldform durchläuft.

Der Ackerbau wurde noch durchweg nach den Regeln der verbeſſerten Dreifelderwirtſchaft getrieben. Im Winter-

feld wurden Korn (Roggen) und Weizen, im Sommerfeld Gerste und Hafer gebaut; im dritten, dem „Brachfelde", standen Klee und Kartoffeln, Gewürzel (Runkeln und Kohlraben), Hanf und Flachs, auch wohl Erbsen und Linsen. Es war schier überlastet, und sollte doch auch der Schafherde mit Pferch und Schäferhütte Unterkunft und einiges Futter gewähren.

Hülsenfrüchte wurden im ganzen wenig gepflanzt. Ebenso stand es mit dem Flachse, der im Hause versponnen wurde. Man kaufte ihn lieber in spinnreifen Knoten aus den Nachbardörfern. Hanffelder sah man häufiger. Aus ihnen wurden schon im Sommer die männlichen Pflanzen (Fimmel) ausgerauft, während die weiblichen zur Samengewinnung bis zum Herbste stehen blieben. Der Fimmel hatte feinere Fasern und war darum beliebt. Klee konnte man der Müdigkeit halber nur alle sechs oder neun Jahre auf der gleichen Fläche wiederkehren lassen. Der Samen war schon im Vorjahre mit dem Sommergetreide untergebracht worden, und wenn im Winter nicht einzelne Stellen ausfroren oder ihn im zweiten Jahre die Kleeseide schädigte, so gab er reichliches Stallfutter. Gedörrt wurde wenig. Den zweiten Schnitt ließ man oft zu Samen stehen. Auch gab es in ihm die meisten vierblätterigen Kleeblätter, die wir Kinder mit Vorliebe suchten. Der Kartoffelbau war reichlich und diente bloß der Verzehrung für Menschen und Vieh, nicht aber der Branntweinbrennerei, die in den vereinzelten Fällen, wo sie sich im Flecken fand, ausschließlich Roggen verarbeitete. Die Wurzelgewächse waren meist zur Winternahrung für das Vieh bestimmt und wurden gewöhnlich eingemietet. Nur in obstarmen Jahren verwandte man Runkelrüben zur Saftgewinnung beim Marmeladekochen.

So ging alles im Feldbau einen geregelten Gang. Waren die Getreidefelder abgeerntet, so beweidete das Vieh die Stoppeln, die Kuhherde, die Schafe, die Gänse und auch wohl die Ziegen. Wenn das Vieh ausging, wurde es zeitweilig lebendig auf den Straßen. Der Kuhhirt tutete auf einer Art Nachtwächterhorn, der Schäfer pfiff auf seinen Fingern, und so hatte jeder Hirt sein besonderes Zeichen, mit dem er beim Austrieb die Viehhalter benachrichtigte. Nach der Grummeternte wurden Kühe und Schafe wohl noch einige

Zeit auf die Wiesen getrieben. Kurz, die Ausnützung der Feldflur durch die Weide ließ kaum noch etwas zu wünschen.

Dennoch war die Viehhaltung nicht gerade eine Glanzseite der damaligen Landwirtschaft. Das ist seit dem Vordringen des Futterbaus entschieden besser geworden. Dagegen scheint mir der Obstbau, der einen ganzen Teil der Ackerflur einnahm, eher zurückgegangen zu sein, weil ihm lange die sorgende Hand gefehlt hat. Die Ernte war nicht immer eine sorgfältige. Man scheute das mühevolle Brechen des Obstes und bevorzugte lieber, meist aus Zeitmangel, das leichtere Schütteln. Die Verwertung beschränkte sich fast nur auf die eigne Wirtschaft; gedörrt, eingekocht, zu Obstwein verarbeitet wurde vieles; was übrig blieb, wurde auf einem „Gerüste" im Keller geborgen. Die Kinder freuten sich, wenn man ihnen im Winter zum Frühstück einen Apfel mit in die Schule geben konnte, und die Erwachsenen griffen auch gern in den Vorrat. Verkauft wurde nur vereinzelt; ein Obsthandel war nicht entwickelt.

Oelsaat (Raps) bauten nur die Reichen. Dagegen wurde aus Hanfsamen und Lein auf einer benachbarten Mühle Oel geschlagen. Man trug das Saatgut selbst zum Müller, und wenn der Zeit hatte, so konnte man Oel und Kuchen wieder mitnehmen. Die Oelkuchen waren ein hochgeschätztes Viehfutter, das man wohl auch beim Krämer kaufte. Sonst aber erinnere ich mich nicht, daß fremde Futtermittel hereingekommen wären. Man hielt so viel Vieh, als man aus eigener Wirtschaft durchhalten konnte. Ein Schwein mästete wohl jeder von den Abfällen der Kartoffelernte. Runkeln und Kohlraben wurden mit einem s-förmigen Futterstößer für das Vieh zerkleinert, für das auch ein Teil des Strohs auf der Häckselbank geschnitten und das „Gesitt" vom Dreschen verwendet wurde.

In der Küche war fortwährend für das Vieh zu kochen, das täglich sein „Getränke" verlangte. Mühelos ist ja die Viehhaltung überhaupt nicht, und ihre Wechselfälle bringen viele Sorgen. Mancher widmet ihr mehr Gedanken als seinen Kindern, die er wild aufwachsen läßt. Aber die Familien halten doch fest zusammen, und ein abgetrenntes Glied, das nach auswärts verzogen ist, kommt sicher in den Feiertagen wieder nach Hause zurück. Die große Sehnsucht

nach der Heimat iſt uns allen angeboren. An den Familienfeſten nehmen die auswärtigen Verwandten gewiß teil und tragen dann am Abend einige Stücke vom Feſttagskuchen, in ein weißes Tuch geknüpft, für die Ihrigen über Land. Das iſt wohl noch immer ſo.

Ich habe dieſe Sitte ſpäter in Baſel wiedergefunden, wo man bei Feſten ein „B'haltis" für die Daheimgebliebenen bekam, und ſogar die Fürſten üben ſie bei den Hoftafeln, wo der Nachtiſch gleich in hübſch verpackten Schachteln aufgetragen wird, zum Mitnehmen für die Angehörigen. Es liegt in ihr ſo viel zarte Rückſicht, und ſie muß wohl feſt wurzeln, da ſie aus Bauernſtamm erwachſen iſt.

Flur- und Waldnamen gab es in ſo großer Menge, daß kaum ein Feld- oder Waldteil der eigenen Benennung entbehrt haben wird. Sie pflanzen ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht fort und geben anderwärts der volkskundlichen Namenforſchung Stoff genug zu eindringenden Unterſuchungen. Auch in der Kirberger Gemarkung gab es reichlich Anlaß zum Nachdenken. Zwar warum man im Felde einen Bezirk „Atzelheck", einen anderen „auf der Heide", einen dritten „im tiefen Dreck", „am großen Graben" nannte, konnte man ſich nicht allzuſchwer zuſammenreimen. Andere aber, wie „Gauch, Allon, Stock, Edelsberg, Affenberg" ſetzten der Erklärung weit größere Schwierigkeiten entgegen, und die Waldnamen: „Roſenkippel, Eichelgarten, Reuſch, Unner, am Pförtchen, auf dem Waſſemdamm" mußten auf Urſprünge zurückgehen, die nur bei den eindringendſten geſchichtlichen Forſchungen hätten enthüllt werden können, vorausgeſetzt, daß ſolche möglich geweſen wären. Denn in dieſen Flur- und Reviernamen bewahren die Gemarkungen unſerer Landgemeinden zweifellos den Niederſchlag ihrer Agrargeſchichte; viele von ihnen ſind uralt und könnten die Erinnerung an ehemalige Wirtſchaftsmaßnahmen wach erhalten, wenn man ſie nur verſtehen oder richtig ausdeuten könnte.

Das habe ich auch ſpäter nicht verſucht, als ſprachgeſchichtliche Neigungen mir den Gegenſtand näher brachten. Dagegen bin ich den Spuren prähiſtoriſcher Gräber und alter Eiſenſchmelzen ſchon als Gymnaſiaſt im Walde eifrig nachgegangen und hätte gerne Nachgrabungen veranſtaltet, wenn ich nur dazu die Mittel gehabt hätte. Es gibt ja wohl in jedem Gelehrtenleben eine Periode maßloſer

Ueberſchätzung hiſtoriſcher Ueberreſte, und man vergißt in ihr nur zu leicht das friſche Leben der Gegenwart, das auch ſein Recht verlangt. Jedenfalls bin ich nicht gedankenlos über die Fluren meiner Heimat hingeſchritten, ſo viel Rätſel ſie mir auch aufgeben mochten. Vielleicht iſt ja auch das ein Merkmal unſerer Erziehung, daß man eher auf der Akropolis von Athen oder dem römiſchen Forum heimiſch wird, als in ſeinem Geburtsorte.

Die gegenſeitige Lagerung des Waldbeſitzes der Nachbargemeinden hätte wohl auf die alte Markenverfaſſung und ihre Auflöſung zurückführen können. Aber darüber gab es ebenſowenig eine Belehrung wie über die ſtattlichen alten Häuſer der früheren Adelsfamilien im Flecken, kaum hie und da eine dürftige Tradition. Zwar hatte die Gemeinde in ihrem früheren Dekan Chriſtian Daniel Vogel einen naſſauiſchen Spezialhiſtoriker und Topographen von hohem Range beſeſſen; aber er ſchien gerade über den ihm anvertraut geweſenen Ort am wenigſten erforſcht zu haben. Die damals Pfarrer und Schulmeiſter in der Gemeinde waren, konnten uns nicht das geringſte über ſie ſagen, und wer hätte es ſonſt tun ſollen? So war man umgeben von hiſtoriſcher Luft; aber ſie blieb nebelhaft und führte nicht zum Verſtändnis der Gegenwart.

Ich habe ſpäter oft darüber nachdenken müſſen, wie viel nützlicher es ſein würde, die Geſchichte einzelner Landgemeinden aufzuhellen, als den Urſprüngen der Städteverfaſſung oder einzelner alter Stadtgemeinden nachzugehen. Aber den meiſten, die dazu imſtande wären, gilt jenes als entſagungsvolle Arbeit, und das zu erwartende Ergebnis ſcheint ihnen von geringem Wert. So bleiben die Tiefen der Geſellſchaft in ihrem geſchichtlichen Werden unaufgeklärt, und der matte Sonnenſchein, der die Spitzen des ſozialen Körpers beſcheint, vermag nicht zu erwärmen. Wir werden die Gegenwart erſt beſſer verſtehen, wenn wir hiſtoriſch überall auf den Grund gehen. Als Profeſſor habe ich ſpäter gern die Darſtellung der wirtſchaftlichen Verhältniſſe ihrer Heimatgemeinden meinen Schülern aufgegeben, wenn ſie vom Lande kamen, und gefunden, daß ſie auch die allgemeinen Theorien beſſer verſtanden, wenn ſie jene begriffen hatten.

Fremde Arbeiter kamen wenig in die Gemeinde. Es waren Weſterwälder, die zur Zeit der Ernte als Schnitter und Schnitterinnen ſich verdingten oder den Winter über zum Flegeldruſch blieben. Natürlich hatten ihrer nur die reichſten Bauern; aber im Frühherbſte wanderten manchmal ganze Scharen von ihnen durch den Flecken. Sie zogen über die Höhe, um in den Rhein- und Maingegenden ländliche Arbeit zu finden. Noch in den ſiebenziger Jahren habe ich ihrer eine große Zahl am frühen Morgen auf der einſamen Hühnerkirche gefunden, als ich mit dem Eilwagen nach Wiesbaden fuhr und dem Poſtillon ein „Viertelchen" bringen ließ. Die Leute waren eben aufgeſtanden und wuſchen das Geſicht am Brunnen im Hofe. In der großen Wirtsſtube, wo ſie auf der Streu genächtigt hatten, war eine recht ſchlechte Luft, und ich erinnere mich, daß ich viele Tage den Ekel gar nicht loswerden konnte, den ſie mir verurſachte. Während Männer und Weiber im Hofe Kleider und Haare ordneten, ging eine alte Frau mit einem leinenen Beutel von einem zum andern, um die Beiträge zur Kaffeebereitung einzuſammeln, die jeder von ihnen einem ähnlichen Beutel entnahm. Als ſozialpolitiſch intereſſierter Jünger der Nationalökonomie habe ich die Alte in ihrem bunten Kopftuch gefragt, wie viel Bohnen jeder zu dem gemeinſamen Trank beiſteuern müſſe. Sie hat mirs auch geſagt; aber ich habe die Zahl vergeſſen, und ſo muß der Wiſſenſchaft eine bedeutſame Tatſache vorenthalten bleiben. Da die Alte längſt tot iſt, iſt der Fehler auch gar nicht wieder gutzumachen.

Die Weſterwälder arbeiteten länger und härter als die einheimiſchen Tagelöhner. Kamen am Abend die Frauen in ihren bunten Kopftüchern vom Felde zurück, ſo ſangen ſie wohl ihre Volkslieder, und ließen ſich auch durch die Neckreime nicht ſtören, welche ihnen die Kinder zuriefen. Es ſangen auch die Burſche und erwachſenen Mädchen, wenn ſie an Sonntagabenden in langer Reihe auf der Landſtraße luſtwandelten. Ich habe mir da und in der Spinnſtube, die in meiner Jugend in einem Nachbarhauſe noch gehalten wurde, einen reichen Liederſchatz angeſammelt, und als ich jung verheiratet war, habe ich manchmal meiner kleinen Frau daraus vorgeſungen. Das war mir ein natürlicher Ausdruck der Glückſeligkeit.

Wer ernſtlich darüber nachdenkt, wird vielleicht finden, daß unſere Landbevölkerung in ihren Volksliedern einen unerſchöpflichen Schatz beſitzt, den man ihr nicht nehmen ſoll. Zu der Zeit, als ich noch philologiſche Neigungen hatte, habe ich aufgeleſen, was mir irgend davon vor die Füße kam. Die wichtigſte Beihilfe dazu leiſtete mir ein Verwandter in Wehen, Theodor Schmidt, der als Landbriefträger in vielen Dörfern herumkam und mir die Liederhefte mitbrachte, in denen Einzelne ſich aufgeſchrieben hatten, was ſie aus dem Gedächtnis zu verlieren gefürchtet hatten. Anderes brachte mir mein Vater zu, wenn er gegen Frühjahr vom Borſtenkauf aus dem Idſteinerlande und vom Einrich zurückkam, wo er den Landſchlächtern abkaufte, was ſie den Winter über geſammelt hatten. Die Liederſammlung, die mir ſo erwachſen war, ruht noch irgendwo in meinem Schreibtiſch; ich habe nicht die Zeit gefunden, ſie herauszugeben, und es iſt auch kein Schade drum, da von anderer Hand inzwiſchen eine Sammlung naſſauiſcher Volkslieder erſchienen iſt.

Aber ein Erlebnis will ich doch noch erzählen, das auf mich einen tiefen Eindruck gemacht hat. Ich ſaß eines Abends im Frühjahr 1870 auf der Oberſtube des väterlichen Wohnhauſes und arbeitete an der Diſſertation, mit der ich die Doktorwürde zu erwerben gedachte. Ein Schäferknecht, der bereits mehrere Mädchen in der Umgegend verführt und mit ihren Kindern ſitzen gelaſſen hatte, war an demſelben Tage mit einer Jungfrau aus der entfernteren Nachbarſchaft getraut worden. Da verſammelte ſich eine große Schar von Burſchen vor dem Hauſe der Braut, und plötzlich erſcholl — kurz nach 11 Uhr — die gewaltige Melodie des damals viel verbreiteten Liedes:

„Heinrich ſchlief bei ſeiner Neuvermählten,
Einer reichen Erbin an dem Rhein;
Schlangenbiſſe, die den Falſchen quälten,
Ließen ihn nicht ruhig ſchlafen ein“ uſw.

Die getragenen Töne des Geſanges hallten an den ſchlafenden Häuſern und Scheunen wider: ein Volksgericht wie es eindringlicher und wirkſamer nicht gehalten werden konnte. Lange ſann ich nach, und als die Mutter kam, um mir Gute Nacht zu ſagen und mit

ihrer weichen Hand über die heiße Stirn zu ſtreichen, war ich recht zerſtreut. Mir war der ketzeriſche Gedanke gekommen, ob es nicht beſſer wäre, im Lande zu bleiben und dem gut deutſchen „Volksgeiſt“ nachzuſpüren, als in das alte Griechenland mich zu vertiefen und in lateiniſcher Sprache de gente Aetolica amphictyoniae participe zu ſchreiben. Mein Kollege Burſian hat freilich zwölf Jahre ſpäter in ſeinen Münchener Vorleſungen zuweilen dieſe Promotionsſchrift noch mit dem Zuſatz zitiert, es ſei ſchade, daß ich der Philologie verloren gegangen ſei; aber er hat mich nicht überzeugt, und noch weniger habens diejenigen, die da meinten, ich hätte meinen „Beruf verfehlt“.

Was iſt überhaupt *Beruf*? Mir iſts immer ſo vorgekommen, daß der Menſch an der Stelle, wohin er geſtellt iſt, das Beſte leiſten ſoll, und ſo bin ich auch in meiner Jugend nicht wähleriſch in der Verwendung meiner Kräfte geweſen. Einige Jahre habe ich Diſteln und andere Unkräuter auf den Feldern geſammelt, um ſie als Viehfutter nach Hauſe zu ſchleppen; dann habe ich Läſte dürren Holzes aus dem Walde geholt oder Eicheln zur Schweinemaſt geſucht und mich des Vorrats gefreut, der ſich von ihnen auf dem Speicher anſammelte, ein andermal wurden Aehren geleſen. Gerade dieſe kleinen Nebennutzungen ſind oft auf dem Lande ſo wichtig, wenn ſich auch ihr Wert nicht in Geld beziffern läßt.

Glücklicherweiſe hat der *Wald* ſich in Naſſau noch faſt überall im Beſitz der Gemeinden erhalten, und wenn er jetzt auch überall unter geregelter ſtaatlicher Verwaltung ſteht, ſo bietet er doch den Gemeindegliedern zur Ergänzung ihrer kleinen Landwirtſchaft eine Menge von Nutzungen, deren Wert ſie erſt ſchätzen würden, wenn ſie ſie entbehren müßten. Die alte naſſauiſche Regierung hatte ausdrücklich beſtimmt, daß von dem alljährlich zum Hiebe kommenden Gehölz ein Teil an die Ortsbürger als „Losholz“ verteilt werde, ſeis umſonſt, ſeis gegen bloße Erſtattung des Fällerlohnes. Ich habe manchmal als Knabe auf der Gemeindeſtube das Los geholt, durch das das Anrecht auf eine halbe Klafter Holz und 50 Wellen erworben wurde, und ich wüßte nicht, von wem die Fürſorge der Gemeinde für einen der wichtigſten Teile des Hausbedarfs nicht als Wohltat empfunden worden wäre. Auch die allgemeinen Holztage im Herbſte,

an denen das Sammeln von Dürrholz gestattet war und die Laubtage, an denen jedem sein Bedarf an Streulaub angewiesen wurde, waren von vielen geschätzt, die letzteren besonders in stroharmen Jahren. Entstand Futternot, so mußte auch die Gewinnung von Waldgras erlaubt werden, und ich erinnere mich, daß in einem Eichenlohschlag auch eine Zeitlang mit Vorteil die Waldfeldwirtschaft betrieben wurde, ähnlich wie in den Siegenschen Haubergen. Zieht man hinzu, daß das Sammeln der Späne, welche in den Holzschlägen abgefallen waren, der Tannäpfel, Beeren, Bucheckern und Eicheln niemand verwehrt war, so gewinnt man eine Ahnung davon, was der Wald den Aermeren in der Gemeinde sein konnte.

Uns Kindern war er eine Tummelstätte, an der wir Frische und Gesundheit gewannen. Kaum zeigten sich im Frühjahr die ersten Weidenkätzchen, so ertönte heller Jubel zwischen den noch kahlen Bäumen, und die Jugend verschwand nicht wieder aus dem Walde, bis der Herbst das letzte braune Laub abgeworfen hatte. Zuerst kam die Zeit der Weidenpfeifen und des Waldmeisters. Noch heute spricht der Knabe halb singend, wenn er durch Klopfen die Rinde vom Holzkerne löst, einen jener uralten Zauberspräche, wie sie unsere Altvordern zu sagen pflegten, wenn sie ein schweres Werk begannen, von dem sie wünschten, daß es geraten möchte. Gerät es aber doch nicht, so weiß ein geschickter Bub immer noch etwas draus zu machen. „Gibts keine Pfeife, so gibts eine Farze", ist ein viel gebrauchtes Sprichwort, das nicht bloß im Walde Geltung hat. Sobald die erste Buche grünt, werden die frischbelaubten Maien geholt, welche die Kinder singend als Frühlingsboten heimbringen. Am Himmelfahrtstage versäumen es selbst die Alten selten, mit Tagesgrauen in den Wald zu gehen, um „aller Kräuter Kron", den Aaron zu suchen. Am Tage vor Pfingsten ziehen die Konfirmanden hinaus, um grünende Birkenreiser zur Ausschmückung der Kirche zu holen. Später kommen die Erdbeeren, die Himbeeren und gegen den Herbst die süßen Waldbrombeeren; zu den Erdbeeren gab uns die Mutter Milch und geriebenes Brot — für Kinder ein Göttermahl. So hatten wir immer etwas im Walde zu suchen und wenn ich heute bedächtigen Schrittes durch ihn dahinwandle, erinnere ich mich noch der Stellen auf den

abgeholzten Schlägen, wo es die größten und ſüßeſten Erdbeeren gab. Jetzt ſtehen da ſchon wieder hohe Bäume, und zwiſchen den Stämmen krächzt der Specht oder der Häher. Ich hebe ſinnend ein buntes Federchen vom Boden auf und erinnere mich, wie ſehr ich als Knabe mich gefreut hätte, es an meine Mütze zu ſtecken.

Den Gemeindewald konnte man erſt nach halbſtündiger Fußwanderung erreichen, und wir haben es manchmal beklagt, daß wir ihn nicht näher hatten. Er ſchließt im Süden die breit ſich hinſtreckende Feldflur ab und beſteht da meiſt aus geſchloſſenen Buchenbeſtänden mit dichtem Laubdach. Gar manches Jahr bin ich als Mann dahin zurückgekehrt, wenn im Spätherbſte die Bäume ihr braun-rot-gelbes Sterbekleid noch einmal der Sonne entgegenſtreckten. Man ſchlendert ſo gern zwiſchen den Stämmen hin und vergißt alles Leid und allen Druck der Welt da draußen. Unter den Tritten raſchelt das alte Laub, und zwiſchen den Kronen blickt der blauende Himmel herein. Streift man über das taunaſſe Gras am Waldesſaume hin, ſo genießt man Ackerflur und Holzung zugleich und ſieht von den Feldern die langen Reihen der Kartoffelſäcke herüberſchimmern, zwiſchen denen ſich emſige Menſchen tummeln und Feuerchen brennen. Auf dem Galgenberg erreicht man den höchſten Punkt, von dem der Blick weithin ſchweifen kann über den Mensfelder und Nauheimer Kopf nach dem im fernen Norden teraſſenförmig aufſteigenden Weſterwald. Man hat jetzt ein Hüttchen aus Fichtenſtangen dahin geſtellt; auf deſſen Bänken konnte ich letztes Frühjahr noch manchmal ausruhen, und die Schulkinder, die da heraufkamen, ſtaunten mich mit fremden Augen an. Und bin doch auch ein Ortskind, das ſpät heimgekehrt iſt und nur etwa auf dem Heimweg von einem pflügenden Bauern im Felde erkannt wird, mit dem es einſt in die Schule gegangen iſt. Ein zweites kleineres Waldſtück, der Hain, ſtreckt ſich im Oſten über den Hang eines Höhenrückens. Hier ſtehen Eichen — in meiner Jugend alte Stämme, deren Früchte wir als Knaben für die Schweinemaſt ſammelten, ſpäter Jungholz, das der Gewinnung von Lohrinde diente. Am Fuße des Rückens rinnt, von Wieſen umſäumt, der Ohrener Bach dahin und vereinigt ſich unterhalb des „Weißen Berges“ mit dem von Kirberg kommenden

Stinkerbach. In dem aufgestauten Wasser des ersteren wuschen in meiner Jugend die Bauern ihre Schafe vor der Wollschur, und wenn sie in ihren nassen Kleidern zusammen heimzogen, sangen sie: „Prinz Eugenius der edle Ritter".

Er ist so schön der Herbst in meiner Heimat, und es fallen mir dabei immer die Uhlandschen Verse von den „sanften Tagen" ein, die er die „Weihe der Natur" nennt. Die Getreideernte ist vorbei, und man hat bereits das Erntefest gefeiert, an dem in der Kirche auf dem Altare ein Aehrenkranz lag, der später vor der Kanzel aufgehängt zu werden pflegte und mit seinem goldnen Glanze die Besucher an die Grundlage ihres Daseins jeden Sonntag erinnerte. Von den Feldern sind noch die Knollen- und Wurzelgewächse abzuräumen. Von der Wintersaat ist bereits der Roggen bestellt, und schon leuchtet es rötlichgrün auf den Aeckern, während dicht dabei noch der Sämann die gebeizten Weizenkörner über ein frisch gepflügtes Land streut, das er mit weiten Schritten durchmißt. Zu Hause haben sich Scheune, Keller und Speicher gefüllt; man wintert sich ein; die Zeit bis zur neuen Ernte ist gar lang und braucht viel. Von den Bäumen taumeln die letzten Blätter zu Boden, und bald werden sie ganz kahl sein. Vielleicht bewegen sich noch einige Kinder zwischen ihnen, welche die etwa hängen gebliebenen Aepfel und Birnen zusammenstoppeln. Der Winter kommt, wo nur die Axt des Holzfällers im Walde und der Dreitakt der Dreschflegel aus den Scheunentennen zu vernehmen ist. Der Flecken wird dann still da liegen; aber er hat doch sein eigenes Leben. Es ist eine Zeit der Ruhe und der Selbstbesinnung, aber nicht eine Zeit der Untätigkeit.

Winterschlaf — wer das Wort erdacht hat, hat auch für die Menschen nicht unrecht. Wenn im beginnenden Frühjahr alles zu sprossen und zu grünen beginnt, erwachen sie neugestärkt zum Leben; die Felder sehen wieder emsige Arbeit, und es fängt ein neuer Kreislauf an, bei dem man ihnen abgewinnt, was sie herzugeben vermögen.

Neben der Musik, die das arbeitende Volk sich selber macht, wird natürlich auch diejenige, die ihm von andern gemacht wird, gelegentlich gern mitgenommen und als angenehm empfunden. In

Frankfurt a. M. pflegten in der ersten Zeit meiner Anwesenheit während der Messe Banden von böhmischen und andern Musikanten mit ihren Blasinstrumenten auf den Straßen zu spielen; dann wurde ihnen das polizeilich untersagt; aber sie durften doch noch in den geräumigen Höfen ihre Kunst hören lassen, und ich habe mich immer für die Leute in Werkstätten und Hinterhäusern gefreut, daß sie wenigstens da ihrer teilhaftig werden konnten. In Kirberg fand man in meiner Jugend von Zeit zu Zeit vier oder fünf kräftig blasende Wanderkünstler auf der Straße; ich habe manchmal zugesehen, wie sie in einer benachbarten Wirtschaft nachher die eingenommenen Kupferkreuzer unter sich verteilten, und mir gedacht, daß sie doch ein gar kümmerliches Leben führten, alle Nacht auf der Streu und des Tages auf der Wanderung von Dorf zu Dorf, nirgends Ruhe findend und gar selten ein freundliches Gesicht. Drehorgelmänner kamen häufiger, nicht selten solche mit großen Moritaten auf bemalter Leinwand, die sie mehr oder minder drastisch erläuterten.

Eine originelle Erscheinung unter ihnen war ein ehemaliger Schulmeister aus dem Blauen Ländchen, der erblindete Philipp Keim von Dietenbergen, der mit seiner Frau Lisbeth im ganzen Lande Nassau umherzog und überall die von ihm selbst gefertigten Lieder mit lauter Stimme vortrug. Diese Lieder wechselten mit den Zeitereignissen und waren nach dem Grundsatze „Reim dich, oder ich freß dich" zusammengefügt. Wo der Reim nicht klappen wollte, wurde er durch ein stereotypes „Ja ja" am Ende einer Zeile ersetzt. Als Selbstdichter hielt sich Keim natürlich für etwas besseres als andere Orgelmänner und schloß seine Vorträge gewöhnlich mit der Aufforderung an seine Gattin: „Lisbeth, heb de Grosche uff", indem er damit andeutete, daß er mit Kupferkreuzern nicht belohnt sein wolle. Natürlich hat er auch diese nicht verschmäht. Ich erinnere mich noch seiner Rhapsodie auf die Mainzer Pulverexplosion, bei deren Vortrag er sich so gewaltig in Begeisterung hineingesungen hatte, daß er sich am Schlusse die hellen Schweißtropfen mit dem Rockärmel von der Stirne wischte.

Eine andere nicht seltene Erscheinung waren zwei alte stoppelbärtige Geiger vom Westerwalde, der eine mit der Violine, der an-

dere mit einer Baßgeige. „Eiſele und Beiſele“ wurden ſie von uns nach bekannten Typen der „Fliegenden Blätter“ genannt. Ihre Geſänge waren von unnachahmlicher Einfalt und Naivetät. Einer davon iſt mir im Gedächtnis geblieben, und ich ſetze ihn hierher als ein Zeichen, wie Dummes oft feſter in unſerer Erinnerung haftet als Geſcheites. Er lautete:

Haarig, haarig, haarig iſt die Katz'.
Wenn die Katz' nicht haarig wär',
Fing ſie keine Mäuſe mehr.
Haarig iſt die Katz'.

Man denke ſich dazu eine in die Ohren fallende Melodie und die nachdruckſame Begleitung des Brummbaſſes, und man wird verſtehen, daß dieſe Liedchen für uns Kinder dasſelbe wurden wie für den Schuſterjungen in der Stadt die Opernmelodien. Inſtrumentalmuſik hörte man ſonſt noch an den Abenden der Markttage, wo in den Wirtshäuſern getanzt wurde, am Sängerfeſte im Frühjahr und auf dem „Wieſenmarkte“, der eine Zeitlang in Nachahmung des Dauborner Nachmarktes an einem Herbſtſonntage gefeiert wurde. Beſonderen Eindruck machte es dabei, wenn die Muſikanten ihr Gebläſe unterbrachen und dazwiſchen im Chore ſangen, wobei die beiden Zielſcheiben des Bauernwitzes, die Schneider und die Juden, die Koſten zu beſtreiten hatten.

Auch das Poſthorn ließ ſich öfter hören; aber die Virtuoſen auf dieſem Inſtrument ſind nicht gar häufig, und ſo iſt es nicht zu verwundern, daß ein luſtiger Poſtſchaffner, der es meiſterhaft ſpielte, in der ganzen Gegend bekannt, ja faſt berühmt wurde. Wenn Kilian blies, ließ alles die Hände von der Arbeit ſinken und hörte ihm andächtig zu, andächtiger vielleicht, als am Sonntag dem Prediger in der Kirche. Die Zeit, zu der der Poſtwagen in den Ort unter Hörnerklang einfuhr, bildete einen Markſtein im ländlichen Leben wie das Morgen-, Mittag- und Abendläuten der Kirchenglocke.

Wandernde Künſtler kamen manchmal nach Kirberg und luden dann durch auffallenden Umzug überall im Flecken zu ihren Vorſtellungen ein; aber ich habe dieſe letzteren nie beſucht und daran wohl auch nichts verloren, was meiner menſchlichen Entwicklung hätte

nützlich ſein können. Auch die Bärenführer, welche den Meiſter Petz auf der Straße tanzen ließen und meiſt einen Affen mit ſich führten, konnten mir keinen Eindruck machen. Als ich etwa zwölf Jahre alt war, nahm mich mein Bruder Theodor mit nach Wehen, wo er das Kind eines Onkels aus der Taufe zu heben hatte. An einem Sonntag gingen wir über die Höhe nach Wiesbaden und beſuchten dort das Theater, in dem gerade die Oper Oberon von Karl Maria von Weber gegeben wurde. Es blieb das mein einziger Theaterbeſuch bis zu meiner Studienzeit; von dem Inhalt der Vorſtellung und der Muſik verſtand ich nichts; nur die Ausſtattung war Gegenſtand meines Staunens. Klarer erinnerlich iſt mir die mondhelle Sommernacht geblieben, in der wir durch den Wald nach Wehen zurückkehrten, um beim Anlangen in dieſem Dorfe an einer Brunnenröhre unſeren Durſt zu ſtillen.

Im folgenden Winter waren wir von andren Verwandten dort zu einer Hochzeit geladen. Meine Mutter war mit meinem jüngeren Bruder am Tage vorher im Eilwagen vorausgefahren. Ich brach mit meinem Vater früh um drei Uhr von Kirberg auf, und ich erinnere mich noch deutlich der Eulenſchreie im nächtlichen Walde. Als wir in der Mitte unſeres Weges an der Hühnerkirche vorbeigingen, ſtand da im Dunkel ein Fuhrmannswagen, den ein Spitz bewachte, der mich zu Kirberg ins Bein gebiſſen hatte. Meine racheſüchtigen Gedanken beſchwichtigte mein Vater durch die Vorſtellung, daß der wachſame Köter nur ſeine Schuldigkeit getan habe. Wir kamen bei Tagesgrauen nach dem tiefverſchneiten Wehen und feierten am Nachmittage die Hochzeit der Baſe Karoline, die mir wegen der ſeltſamen Ortsbräuche lange im Gedächtnis geblieben iſt. Wie beſcheiden ging das alles zu!

Den Wieland'ſchen Oberon kannte ich aus der Meyerſchen Groſchenbibliothek, von der ſich verſchiedene Heftchen im väterlichen Hauſe fanden. Außerdem war da eine alte Ausgabe von Gellerts Fabeln, die ich bald auswendig wußte. Die Spinnſtubengeſchichten von W. O. von Horn lieh man ſich gegenſeitig. Endlich hielt mein Vater mit dem Uhrmacher Heſſe zuſammen das „Frankfurter Journal" nebſt ſeinem Beiblatt Didaskalia. Das wurde dann jeden Tag fleißig

von Anfang bis zu Ende geleſen. Ueberfüttert mit Leſeſtoff wurde ich nicht; aber was mir in die Hände kam, habe ich gierig verſchlungen, und der Kalender, welcher vor Weihnachten ins Haus gebracht wurde, war geleſen, ehe er hier noch recht warm geworden war. Der Vater war Meiſter im Vorleſen, und wir haben ihm an den langen Winterabenden gerne zugehört. An Sonntagen griff er meiſt nach dem Starckſchen Erbauungsbuche, deſſen ſinnige Betrachtungen aus Natur und Menſchenleben überaus anregend auf uns wirkten. Aber es iſt mir ſpäter oft ſo vorgekommen, als ob unſere geiſtige Ernährung doch im ganzen recht kärglich geblieben ſei und nicht erntfernt unſerer Aufnahmefähigkeit entſprochen habe.

Den wirtſchaftlichen Mittelpunkt der ganzen Gegend bildete Limburg a. d. Lahn, das zwei ſtarke Wegſtunden von Kirberg entfernt lag und wo die Bauern den Ueberſchuß ihrer Getreideernte auf den Wochenmarkt brachten. In der Mitte des Weges lag ein einſames Wirtshaus, das Zollhaus. Von da ging die Straße ſtark abwärts und dann eben bis zum Dörfchen Linter, das man durchſchreiten mußte. Ich habe den Weg oft machen müſſen, um an zwei Kammacher in Limburg die Hornbürſtchen abzuliefern, die in unſerer Werkſtätte eingezogen worden waren. Es waren Haarbürſtchen, die noch mit Kamm und Spiegelchen verſehen werden mußten, um gebrauchsfertig zu werden. Es war eine harte Arbeit, da die Hornblättchen erſt in warmem Waſſer eingeweicht werden mußten, um gebohrt werden zu können, und die Bezahlung dafür war recht dürftig. Die Fabrikanten waren zwei Brüder, von denen der eine recht großſpurig auftrat, aber ſchlecht zahlte, während der andere ein armer Teufel war, aber pünktlich ſeinen Verpflichtungen nachkam. In Limburg und dem benachbarten Diez habe ich meine erſten Vorſtellungen von ſtädtiſchem Weſen gewonnen. Unebene, enge, winkelige Straßen und viel Landvolk in den Läden, das dort die Bedürfniſſe befriedigte, die man beim Krämer zu Hauſe nicht ſtillen konnte. Der ſchöne Limburger Dom hat kaum meine Aufmerkſamkeit erregt. Ich war froh, wenn ich mein Geld bekam und nach Hauſe zurückkehren konnte. Limburg war damals auch unſer nächſter Eiſenbahnhaltepunkt (Naſſauiſche Lahnbahn); die Linie von Frankfurt nach Limburg durch den

Goldenen Grund wurde erſt ſpäter erbaut, und damit wurde der Anſchluß an den großen Verkehr zuerſt in Niederſelters und dann in Niederbrechen erreicht, die näher lagen. Seitdem haben Frankfurt a. M. und Höchſt immer größere Wichtigkeit für Kirberg erlangt, und Limburg wurde faſt ausgeſchaltet.

In Diez war das Landeszuchthaus, in dem die ſchweren Verbrecher mit dem Schneiden und Polieren des Vilmarer Marmors beſchäftigt wurden. Sie waren in die Landesfarben gekleidet, halb blau und halb gelb, und das Zuchthaus zu Diez bildete immer den Gegenſtand unſeres Grauens. Für leichtere Vergehen beſtand das Korrektionshaus im Kloſter Eberbach im Rheingau, wo auch die Landesirrenanſtalt ſich befand. Der Vater hatte in Diez einige Kunden, die in ihren Läden ſeine Bürſten vertrieben: Schrupper und Beſen, Wichsbürſten u. dgl., alſo „rauhe Ware", wie ſie nicht für die Ausfuhr nach Hamburg oder Remſcheid geliefert wurde. Später hat er ähnliche Kunden auch in anderen naſſauiſchen Kleinſtädten (Hadamar, Montabaur, Hachenburg, Ems uſw.) gewonnen, und ſein Geſchäft erhielt dadurch einen anderen Charakter. Da dieſe Detailliſten öfter beſtellten als die großen Exporteure, ſo waren ſie willkommen, mochte ihr Bedarf auch keine Maſſenproduktion geſtatten. Aber nicht alle waren gute Zahler; einzelne huldigten dem Grundſatze der Gegenrechnung und wollten Kaffee oder Zucker oder Zigarren dahin abſetzen, wo ſie ihre Bürſten einkauften. Auf jeden Fall mußten ſie häufiger beſucht werden. Ab und zu verſuchte man es auch mit Submiſſionen. Schließlich kamen von Zeit zu Zeit Hauſierer und holten partienweiſe ab, was ſie auf ihren Gängen glaubten vertreiben zu können.

So vollzog ſich allmählich eine Umwandlung des Betriebs, indem ſich zwiſchen die großen Lieferungen zur Ausfuhr und den Einzelabſatz an Verbraucher allerlei Zwiſchenglieder einſchoben, deren Bedarf meiſt nicht über ein paar Dutzend hinausging. Das war gewiß zu begrüßen, ſoweit dadurch größere Regelmäßigkeit der Beſchäftigung erzielt werden konnte. Aber dieſer Erfolg trat nicht immer ein, und ſo wechſelten Perioden angeſpannter Geſchäftstätigkeit mit ſolchen, in denen es an Beſtellungen fehlte und man ſie aufſuchen

mußte. Auch konnte es nicht gerade erwünſcht ſein, daß die geringwertige rauhe Ware immer mehr an Stelle der gut bezahlten feineren Sorten für das Ausland trat.

Laſten pflegten die Frauen auf dem Kopfe zu *tragen*. Waren ſie in Körben verſtaut, oder handelte es ſich ſonſt um einen harten Gegenſtand, ſo wurde ein „Kitzel“ (Kiſſen) eingeſchoben, d. h. ein runder weicher Wulſt, der die Druckſtellen verteilte und Verletzungen der Kopfhaut verhütete. Wer Geſchick im Tragen hatte, balanzierte eine ſolche Laſt, ohne ſie mit den Händen zu halten. So bin ich auf dem Wege nach Dauborn ſpäter oft der Selterſer Katharine begegnet, die einen Korb mit Mineralwaſſerkrügen auf dem Kopfe trug, die ſie um recht kargen Verdienſt nach Kirberg brachte, indem ſie ſo das Vorrecht der Gemeindeglieder von Niederſelters, zu gewiſſer Stunde Waſſer der dortigen Mineralquelle entnehmen zu dürfen, ausnutzte. Man hat dem ſchlank aufgeſchoſſenen Weibe, das wie eine Königin mit ihrer ſchweren Laſt vorbeiſchritt, den kleinen Verdienſt gern gegönnt. Ich will hoffen, daß die preußiſche Domanialverwaltung nicht inzwiſchen den Selterſern ihr Vorrecht genommen hat. Zuzutrauen wäre ihr ſolches ſchon. Die Bureaukratie verfolgt alles Volkstümliche mit ausgeſprochenem Haß, gleich, als wollte ſie ſich dafür rächen, daß ſie ſelbſt nicht volkstümlicher geworden iſt, und alte Gemeinderechte ſind ihr erſt recht ein Greuel.

Die preußiſche Verwaltung hat die braunen *Mineralwaſſerkrüge*, für welche die alte herzoglich naſſauiſche Regierung den Krugbäckern auf dem Weſterwalde ein ausſchließliches Lieferungsrecht erteilt hatte, ſehr bald durch die Glasflaſchen der Firma Siemens in Dresden erſetzt, und in dieſen geht das berühmte Niederſelterſer Waſſer jetzt in die Welt. Früher wurden die zerbrochenen oder ſonſt nicht probehaltig befundenen neuen Waſſerkrüge gern in Gärten verwendet, um die Wege damit einzufaſſen, und ſo konnte man auf den Kopf geſtellte Selterſer Krüge überall in der Umgegend als Schmuck von Bauerngärten finden an den Stellen, wo ſonſt der Buchsbaum gegrünt hatte. Originell ſah das wohl aus, ob aber ſchön, iſt eine andere Frage.

Die *Naturalwirtſchaft*, welche jetzt ſtark im Rückgange begriffen iſt, hatte damals auf dem Lande noch einen breiten Boden.

Das Brotmehl wurde aus einer Mischung von Roggen und Gerste bereitet. In Kirberg, das selbst keine Mühle hatte, wurde diese alle paar Wochen von einem der Müller aus den Nachbargemeinden zum Vermahlen abgeholt und in einiger Zeit als Mehl wieder zurückgebracht, nachdem der Naturallohn (Molter) davon abgezogen war. Gewöhnlich erhielt man einen Zentner Mehl, den der Bäcker wieder abholte, um daraus 33 Brotlaibe zu backen. Diese wurden in der Oberstube zum allmählichen Verbrauch aufgehoben, und ich erinnere mich, daß sie, ehe sie verbraucht waren, oft recht hart und zuweilen selbst schimmelig wurden. Frisches Brot sollte nicht gesund sein. Für die Kinder machte der Bäcker aus dem Brotteige jedesmal auch zwei platte kuchenartige „Plätze", die noch warm von der Mutter mit Butter bestrichen wurden.

An den großen Festen, oft auch zu Fastnacht, am Erntefest und Herbstmarkt wurde reichlich Kuchen gebacken; die Frauen gingen dazu selbst ins Backhaus, wo jede dafür sorgte, daß ihre Zutaten richtig verwendet und daß ihre eignen Kuchen durch ein besonderes Zeichen von den fremden unterschieden wurden. Manchmal kam der Bäcker mitten in der Nacht und klopfte ans Fenster, um die säumige Hausfrau zu wecken, wenn sie an der Reihe war. Der Kuchen darf vor den Festtagen nicht angeschnitten werden. Da aber die Kinder nicht so lange warten können, so wurden kleinere Backstücke für sie besonders hergestellt, für die Buben Hasen und für die Mädchen Boppen (Puppen), an denen der Bäcker bald mehr, bald minder bildnerische Kunst betätigt hatte. Zu Neujahr oder an einem der folgenden Sonntage wurden von den Paten und Goten große, oft kunstvoll geflochtene Bretzel geschickt, und auf den Gassen sah man geputzte Dienstmädchen, die im Trippelschritt eine mit einem blühweißen Leinentuche bedeckte Platte vor sich her trugen.

Es gab in Kirberg viele Gebäckarten, und wer alexandrinische Neigungen besäße, könnte wohl für den Ort eine eigene Pemmatologie schreiben. Manche wurden nur in bestimmten Zeiten des Jahres hergestellt, und waren für diese charakteristisch. So die Aepfelranzen oder Aepfelbrötchen, bei denen ein Apfel mit Brotteig umgeben und ähnlich wie die Plätze mit dem gewöhnlichen Brote ausgebacken wurde.

Wollte die Mutter uns eine Wohltat erweiſen, ſo wurden dem Bäcker, wenn er das Mehl im Hauſe abholte, auch ein paar dicke Aepfel zu dieſem Zwecke mitgegeben. Wenn ich meinen Geburtstag hatte, erhielt ich als „Angebinde" einen Faſtenbretzel, der mir dann buchſtäblich an einer Schnur um den Hals gehängt wurde. Das war ein hartes Backwerk aus Kuchenteig, das aber mit Waſſer von den Bäckern nur in der Faſtenzeit hergeſtellt wurde und erſt der Aufweichung mit Milch u. dgl. bedurfte, um genießbar zu werden. Für Leckermäuler gab es außerdem das ganze Jahr über im Bäckerladen die „Bubenſchenkel", ein mürbes Gebäck, das uns aber nur ſehr ſelten vergönnt wurde und wohl nur an Markttagen oder am Sängerfeſte auf eine größere Zahl von Käufern rechnen konnte. Zählt man dazu noch die Waſſer- und Milchwecke, die der Bäcker gewöhnlich feil hatte, ſowie die mancherlei Kuchenarten, welche die Hausfrauen zu den Feſten herſtellen ließen und unter denen der Zwetſchenkuchen im Herbſte beſonders beliebt war, ſo konnte man über Einförmigkeit in der Verwendung des Weizenmehls ſich gewiß nicht beklagen. Noch eine Reihe von Jahren hindurch haben meine Eltern und ſpäter mein Bruder mir bei ſolchen Gelegenheiten den „Verſuch" vom heimatlichen Kuchen regelmäßig zugeſandt, und ich habe die Feſte alle in Kirberger Weiſe feiern können, wo ich auch in der Welt verweilen mochte.

Ein Knabe auf dem Lande muß ſich ſein Spielgerät ſelber anzufertigen wiſſen. Gekauft wurde ſolches nur ſelten. Aus Weidenrinde machte man je nach Umſtänden bald eine Flöte, bald eine Farze oder ein ſog. Fagott. Ein geſpaltener Zweigabſchnitt ergab, wenn man die beiden Teile mitten aushöhlte und an dem einen einen Span halb ablöſte, ebenfalls ein Blasinſtrument, mit dem man Schnalzlaute hervorbringen konnte. Der Abſchnitt eines eingeritzten Kornhalmes mit einem Knoten am Ende diente zum Pfeifen. Ein Stäbchen, an deſſen Spitze man ein ſternförmig gefaltetes Papier mit einer Stecknadel befeſtigt hatte, ſtellte eine Windmühle dar, die man in eiligem Laufe herumwirbeln ließ, auch wenn man nie eine wirkliche Windmühle geſehen hatte. Geſchicktere wußten aus ein paar Brettchen auch Waſſerräder herzuſtellen, die man im Bache ſich umtreiben ließ. Komplizierter war die Apfelmühle, bei der ein in einen Apfel

geſtecktes Stäbchen durch eine ausgehöhlte Haſelnuß gezogen und mittels eines ſtarken Fadens in kreiſende Bewegung geſetzt wurde. Der Abſchnitt eines Hollunderzweiges, an dem kein Knoten ſein durfte und aus dem man das Mark mittels einer Stricknadel mitten ausgeſtochen hatte, bildete bald eine Spritzbüchſe, bald eine Donnerbüchſe, je nachdem man ihn mit oder ohne Waſſer gebrauchen wollte. In der Hecke ſchnitt man einen ſtarken Stab und überſpannte ihn mit einem Bindfaden, um einen Flitzbogen zu erhalten, für den man ſich die Pfeile ſelbſt ſchnitzte. Damit ſie beſſer flogen, wurde in ihren vorderen Teil ein Schuhnagel eingetrieben; ja man wußte ihnen ſelbſt ſcharfe Spitzen zu geben. Säbel der verſchiedenſten Art wurden aus Zweigen verfertigt, bald ſolche für Infanterie, bald für Kavallerie. Aus Kiefernrinde ſchnitzte man kleine Kähne oder fertigte ſie aus Papier und ließ ſie auf einem der beiden Brunnentröge in der Langgaſſe ſchwimmen. Papierdrachen mit langen Schwänzen tauchten plötzlich im Herbſte auf; die Bindfaden, welche dazu dienten, ſie feſtzuhalten, waren zuſammengebettelt. Kurz, man wußte ſich mannigfach zu helfen, und ich habe ſpäter mit der ſo gewonnenen Fertigkeit oft noch meine Schüler erfreut.

Es iſt mir damals nicht ſonderlich aufgefallen, daß im elterlichen Hauſe gar kein Unterſchied gemacht wurde zwiſchen den verſchiedenen Beſtandteilen des *Vermögens*. Man kannte nur Gebrauchsvermögen; was Kapital ſei, habe ich erſt viel ſpäter gelernt. In der Stube ſtand das Spinnrad neben der Truhe und wurde höchſtens im Sommer, wo man es nicht brauchte, auf den Speicher gebracht, um beim Beginn des Winters wieder hervorgeholt zu werden. Rechen und Senſe, Kelter und Butterfaß waren ſo gut Hausgeräte wie Stuhl und Tiſch, Waſſereimer und Keſſel. Haushalt und Erwerbswirtſchaft ſpielten fortgeſetzt ineinander über, ſo daß kaum zu ſagen war, wo die eine anfing und die andere aufhörte. An demſelben Licht, wo die Magd ihr Spinnrad drehte, lernte ich meine Schulaufgaben, und wenn es am nächſten Tage Erbſenſuppe oder -brei geben ſollte, ſo ſchüttete mir die Mutter auf den mit einem Tuche bedeckten Tiſch einen Haufen Erbſen, die ich verleſen ſollte — die guten ins Töpfchen, die ſchlechten zwar nicht ins Kröpfchen, aber beiſeite zur Füt-

terung für Hühner und Tauben. Eine rechte Geduldsprobe, ebenso wie das Drehen an der Kurbel des Butterfasses, das Samstags meine Arbeit war. Mit Gewalt läßt sich dabei nichts erzwingen; auch merkte die Mutter bald an dem ausgeflossenen Rahm, wenn ich „gejagt" hatte, und dann hatte ich den unzeitigen Eifer zu büßen. Eine dritte langwierige Arbeit war das Rühren der Masse beim Latwergkochen im Kessel, das sich stundenlang fortsetzen konnte und bei dem mir zuweilen die Augen zugefallen sind, wenn das Geschäft sich bis tief in die Nacht erstreckte.

Das Kochen von Birn- und Zwetschenmuß zum Brotaufstrich, der ja während des Krieges wieder eine besondere Rolle gespielt hat, war damals für jeden Haushalt ein großes Ereignis. Zum Schälen der Birnen und zum Auskernen der Zwetschen wurden Burschе und Mädchen aus der Nachbarschaft zusammengebeten, und niemand versagte diese freiwillige Hilfeleistung, die man ein andermal wieder selbst in Anspruch nahm. Es ging sehr lustig her in der großen Gesellschaft, die sich dann um den Eßtisch versammelt hatte. Von Scherz und Neckerei kam's zum Singen, und die Arbeit ging rasch von der Hand, so daß man gewöhnlich schon nach Hause gehen konnte, wenn der Nachtwächter die zehnte Stunde ausrief. Es ist mir diese Bittarbeit nur noch vom Schneiden der grünen Bohnen her erinnerlich, von denen jeder Haushalt eine gute Menge einmachte. Ich habe damals nicht geahnt, daß ich einst ein gelehrtes Kapitel über den Gegenstand schreiben würde. Meine einzige Sorge war, ein gut schneidendes Bohnenmesser zu haben und die keilförmigen Abschnitte so dünn als möglich ausfallen zu lassen.

Wenn ich mir heute die mancherlei Arbeiten vergegenwärtige, welche im bäuerlichen Haushalt für die Gewinnung der Vorräte zum täglichen Lebensbedarf für Menschen und Vieh verrichtet werden müssen, so finde ich's sehr begreiflich, daß wir Kinder überall mit anpacken mußten, wo unsere Kräfte ausreichten und frage mich zuweilen, ob die für manche Zwecke später aufgekommenen Hilfsmittel immer ein Segen gewesen sind. Jedenfalls haben sie die seit Jahrhunderten eingelebte Arbeitsökonomie über den Haufen geworfen und Hände überflüssig gemacht, die doch auch da sind, wenn sie müßig bleiben.

Der Großvater baute den Hopfen selbst für seine Bierbrauerei, und wenn er im Herbste geerntet war, so saß alles auf der Scheunentenne zum Abpflücken der Ranken, und der alte Mann ging mit munteren Scherzen von einer Gruppe zur andern. Seine Brauerei wurde so zum Gliede der Haushaltung, aus der sie ihre Rohstoffe empfing; heute würde man es unwirtschaftlich finden, wenn sie nicht in allen Stücken sich den Forderungen einer kaufmännisch geführten Unternehmung unterwürfe.

Eine besondere Annehmlichkeit war mir's, wenn man zur Erntezeit über Mittag auf dem Felde blieb und das Essen hinausgebracht wurde. Da gab es meist Bohnen- oder Erbsensuppe und ein aus Aepfeln und Kartoffeln gemischtes Gemüse, das man „Himmel und Erde" nannte und das die Wärme lange hielt. Nichts gemütlicher als solch ein Essen auf dem Felde, bei dem alles auf dem Boden sitzt, den Teller zwischen den Knieen und nichts die Menschen bewegt, als daß man vor Abend mit der Arbeit fertig wird.

Vor Eintritt des Winters mußte für einen gehörigen Vorrat gesorgt sein: im Keller ein Haufen Kartoffeln, auf dem Gerüst Aepfel, soviel das Jahr gebracht hatte, ein gefülltes Faß mit Sauerkraut, ein Ständer mit Bohnen, eingepöckeltes Schweinefleisch und auf dem Speicher Roggen und Gerste zu Brotmehl und Weizen für den Festtagskuchen. Wurde auch das selbstgebackene Brot, bis ein Gebäck aufgezehrt war, alt und trocken, so nährte es dafür besser als „Bäckerbrot", und man sah mit Verachtung auf den Städter herab, der von einem Tag auf den andern für bares Geld seine Bedürfnisse decken muß und buchstäblich „von der Hand in den Mund" lebt.

Wie bei der Nahrung so war auch bei der Kleidung das Lohnwerk noch in voller Uebung. Der selbstgeerntete Flachs und Hanf wurde, nachdem die Samenkörner ihm abgenommen waren, auf den eignen Wiesen geröstet; dann erschienen die Frauen mit ihren Brechen auf dem Brechplatz, wo die Stengel über einem mächtigen, in einer Erdgrube brennenden Feuer erwärmt wurden, um darauf in munterem Takte zwischen den Laden der Breche gebrochen und von ihren holzigen Bestandteilen befreit zu werden. Diese, die sog. „Ohne", fielen zu Boden, während die Fasern erst noch gehechelt werden mußten,

um in Knoten zuſammengebunden mitſamt dem abgefallenen Werg zur Verſpinnung aufgehoben zu werden. War dieſe während des Winters von den weiblichen Gliedern des Hauſes beſorgt, ſo wurde das Garn gekocht und dann dem Leineweber übergeben, der um Ellenlohn Zeug daraus webte, dazu das Schlichtmehl aus dem Kundenhauſe empfing und eine gewiſſe Menge Brot — wohl ein Ueberreſt aus einer früheren Zeit, wo er vom Kunden die volle Koſt erhielt. Das rohe Gewebe wurde auf einer Wieſe gebleicht und an den Enden mit kleinen Holzpflöcken am Boden befeſtigt. Jeden Tag mußte es mehrmals mit Waſſer begoſſen werden, bis es gebleicht war und zu Hemden oder Bett- und Handtüchern verarbeitet werden konnte. Ein Teil wurde auch zum Blaufärben an den einzigen Färber im Orte gegeben, wobei der Kunde ein meſſingenes Zeichen erhielt, an dem man das Gewebe wieder erkannte, wenn es aus der Farbe kam und dem Schneider zur Anfertigung leinener Hoſen oder Kittel übergeben werden konnte. Die wenigen Handwerker, welche man auf dem langen Wege vom rohen Spinnſtoff bis zur fertigen Kleidung brauchte, waren Heimwerker, die oft viel, aber auch oft ſehr wenig zu tun hatten und im Stücklohn arbeiteten. Einen Sonntagsrock ließ man nicht oft machen, meiſt nur zur Hochzeit und benutzte ihn im letzteren Falle viele Jahre als Kirchenrock. War er dann dem Vater zu eng, ſo war inzwiſchen ein Sprößling zur Konfirmation reif geworden, und man ſparte, wenn man ihm das alte Ehrenkleid für die Feier zurechtmachen ließ.

Der Bauer hält etwas auf ſeinen Sonntagsſtaat, wie ich einſt als Student erfuhr, als im Orte Feuer ausgebrochen war und ich einer Nachbarfrau beim Retten ihrer Habſeligkeiten helfen wollte. Alles Weißzeug war ſchon in eine große Kiſte gepackt, und ich wollte eben den Deckel zuſchlagen, als die Frau noch den alten Zylinder ihres Mannes angeſchleppt brachte und mich mit den Worten zurückhielt: „Ach Gott, dem Hanjer (Johann Georg) ſei' Kerchehout!" Die Menſchen verlieren beim Hereinbrechen einer ſolchen Kataſtrophe leicht alle Beſinnung, wie ich einſt bei einem Brande in Eufingen ſah, wo mir eine Frau begegnete, die in dem einen Arm ein zerbrochenes Spinnrad hielt und in dem andern einen großen Topf mit Birnſaft

(Muß), deſſen rötlich-brauner Inhalt ihr über die Kleider gelaufen war.

Aber der Ausbruch einer Feuersbrunſt zeigt auch die nachbarliche Hilfe im ſchönſten Lichte. Da werden vom Brandweiher bis zur Spritze Ketten von Helfern gebildet, und mit Windeseile fliegt der waſſergefüllte Eimer von einer Hand zur andern. Niemand darf ſich ausſchließen. Ich ſah einſt drei Schullehrer müßig zuſchauend beim Feuerherde ſtehen, als plötzlich der Spritzenmeiſter auf ſie den Strahl richtete und ihnen durch dieſe naſſe Begrüßung ihre Pflicht zum Bewußtſein brachte. Ein bewegteres Bild kann man ſelten ſehen als eine ſolche Feuersbrunſt auf dem Lande. Von allen Dörfern langen die Spritzen an mit ihren Mannſchaften. Man hat vier Pferde zuſammengeſpannt, um zuerſt am Platze zu ſein, darauf zwei Männer im blauen Kittel, die ſie mit ihren Peitſchen antreiben, während die Mannſchaft auf der Spritze hockt. Am Brandorte löſt ſich raſch die anfängliche Verwirrung, ſobald ein beſonnener Mann das einheitliche Kommando übernommen hat und die recht verſchiedenartigen Kräfte zum Zuſammenwirken bringt.

In meiner Jugend, wo noch das reife Getreide in den Scheunen geborgen wurde, um während des Winters allmählich abgedroſchen zu werden, vernichtete ein Schadenbrand, der nach der Ernte eintrat, die Arbeitsergebniſſe eines ganzen Jahres und damit oft die Hoffnung auf die Abzahlung von Schulden und die Rettung aus ſchwerer Bedrängnis. Heute hat ſich infolge der Dreſchmaſchine auch dieſes Riſiko vermindert, ganz abgeſehen von der Verſicherung, die auch auf dem Lande große Fortſchritte gemacht hat. Das Getreide wird gleich nach der Ernte noch auf dem Felde gedroſchen, das Stroh in großen Schobern aufgehäuft, von denen man im Augenblicke des Bedarfs wegholt, ſoviel man braucht. Nur die Körner werden im Hauſe verwahrt, und auch ſie werden nicht mehr mit Zuhilfenahme von Müller und Bäcker in Hausbrot verwandelt, ſondern ſie kommen auf den Markt. Für das Geld wird dann beim Bäcker Brot geholt; zuweilen wird auch Brot gegen Getreide eingetauſcht. Und wie an dieſer Stelle, ſo iſt noch an vielen andern die ehemalige Bedarfs- und Vorratswirtſchaft durch die ſchärfer rechnende Produktion für

den Markt verdrängt. Damit ist ein gut Stück alter Sitte dem Verschwinden nahe gebracht.

Denke ich mir die Hausfrau der alten Zeit, deren Wäscheschrank mit den Leinenvorräten gefüllt war, zu denen sie und vielleicht schon ihre Mutter und Großmutter das Garn selbst gesponnen hatten und die auf der väterlichen Wiese gebleicht worden waren, so meine ich, es müßten beim Gebrauch ganz andere Gefühlswerte lebendig geworden sein als in der Gegenwart, wo alles in kurzer Zeit vom Händler erstanden wird und kein Gedanke über das Fabriklager desselben zurückreicht. Noch jetzt verwahre ich in meinem Hause ein Tafeltuch mit der Jahreszahl 1786, die in das Gebild kunstvoll eingewebt ist. Es stammt von meiner Urgroßmutter, und ich bin in dem Gedanken glücklich, daß ich benutzen darf, was ihre fleißigen Hände für eine nachkommende Generation geschaffen haben. Darum Achtung vor den alten Erbstücken, mögen sie noch so unmodern sein!

Vielleicht war die Vorratswirtschaft der alten Zeit nicht in allen Stücken sparsam und haushälterisch; manches wird bei ihr verloren gegangen sein, was heute sorgfältig zu Rate gehalten wird. Aber auch manches wird zu Rate gehalten worden sein, was jetzt verloren geht, wenn es sich nicht betriebstechnisch verwerten läßt. Man rechnete anders als heute, und gar oft rechnete man gar nicht. Die Wirtschaft glich viel mehr einem Naturgebilde, während sie jetzt dem Prinzip der „Rationalisierung" unterworfen ist.

Unnötige Stücke gab es im Haushalt meiner Eltern nicht. Gegessen wurde von zinnernen Tellern mit Löffeln aus dem gleichen Metall. Von Zeit zu Zeit, insbesondere vor den großen Festen, wurde alles Zinngeschirr im Hause mit Zinnkraut (Schachtelhalmen) blank geputzt und sah dann aus wie das schönste Silber. Die Mutter hatte ihre Freude an dem blinkenden Schatze mit seinen weichen Linien, und ich selbst habe später oft bedauert, als dieses dauerhafte Gerät in den bäuerlichen Haushaltungen durch Fayence und Steingut ersetzt wurde. War einmal ein Stück schadhaft geworden, so goß daraus der wandernde Zinngießer ein neues, der alle Jahre einmal im Flecken irgendwo auf der Straße seine luftige Werkstatt aufschlug.

Viele Jahre nachher habe ich einmal meine Sommerferien in einem Pfarrhauſe des Berner Oberlandes mit meiner Familie zugebracht. Die Frau Pfarrerin war ſehr ſparſam und hatte die in Scherben gegangenen Teller des Tiſches von einem Topfbinder mit Draht wieder zuſammenheften laſſen. Aber die unſchönen Sprünge waren ſichtbar geblieben und die Speiſereſte hatten ſich nie vollſtändig aus ihnen entfernen laſſen. Die Erinnerung daran blieb mir lange ſo lebendig, daß wenn ſchadhaft gewordenes Porzellangerät einmal ſich bei mir blicken ließ, ich meiner Frau ſagte: „Willſt du das nicht lieber der Frau Pfarrerin in X ſchicken?“

Ueberhaupt wurde im elterlichen Hausweſen darauf gehalten, daß alles, was dem täglichen Gebrauch diente, ſolid und aus dauerhaftem Stoffe angefertigt war. Meine Mutter pflegte zu ſagen, man müſſe jedes Ding länger geflickt als neu gebrauchen, und ſie hat ſich an die Mode nie gewöhnen können, deren Erzeugniſſe, wie ſie ſich ausdrückte, „außen hui und innen pfui“ ſeien. Ihr Hauptſtolz war ihr Weißzeugvorrat, der zumeiſt in einer braun geſtrichenen langen Kiſte untergebracht war, die hinter dem Eßtiſche ſtand und zugleich als Bank diente. Solche Bankkiſten gab es damals in den meiſten Haushaltungen, bald mit, bald ohne Lehnen. Sie waren nicht gerade ſehr bequem, wenn ſie vielleicht auch im bäuerlichen Haushalte die gleiche Aufgabe erfüllten wie in der Stadt das Sofa. Ein ſolches hat ſich im elterlichen Hauſe erſt eingefunden, als ich ſchon längſt in Amt und Würden war.

Der Stoff zur beſſeren *Kleidung* wurde gewöhnlich in einer Tuchhandlung in Limburg gekauft, zu welcher der Vater alte Beziehungen hatte. Dann wurde er dem Schneider zum Machen hinausgegeben, nachdem er vorher zum Maßnehmen im Hauſe erſchienen war. Man mußte oft recht lange warten, bis man wieder zu dem Seinen kam. In meiner Heimat trugen damals die Bauern blaue *Leinenkittel* mit einfacher Stickerei auf den Achſeln, am Halſe aber geſchloſſen mit einem Metallhaken, der an einem Meſſingbleche in Geſtalt einer Eichel ſaß. Das war eine ſehr kleidſame und praktiſche Tracht; wie lange habe ich die Mutter darum gequält, und wie glücklich war ich, als ich meinen Kittel haben durfte! Man trug ihn

im Sommer wie im Winter. Im Winter zog man einen dicken selbstgestrickten Wams darunter und im Sommer konnte man, wenn mans ganz leicht haben wollte, die Weste auslassen. War der Kittel auf einer Seite schmutzig, so ließ er sich umwenden. Das diente zwar nicht der Reinlichkeit, aber doch der Benutzungsdauer. Man sah immer ordentlich aus im Kittel, was bei der jetzt gebräuchlich gewordenen Arbeiterbluse gar nicht immer der Fall ist.

Alles versammelte sich zu den Mahlzeiten um den großen Eßtisch: Eltern, Kinder, Gesellen und Dienstmagd und da der Vater streng auf Zucht und Ehrbarkeit in der Rede hielt, so war dies wohl für die beiden letzteren eine gute Schule, die ihnen im Leben genützt haben wird. Die Kost war reichlich und bestand zumeist aus Vegetabilien. Fleisch vom Metzger, gewöhnlich Rindfleisch, gab es nur an Sonntagen; daneben wurde auch in der Woche ein- oder zweimal geräuchertes Schweinefleisch gereicht und dafür im Winter ein oder zwei gemästete Schweine geschlachtet. Das besorgte einer der beiden Metzger des Ortes, der am frühen Morgen zum Schlachten erschien und am Nachmittage zum Wurstmachen. Wellfleisch und Metzelsuppe konnte jeder erhalten, der gerade wollte. Mit der letzteren wurden auch die Armen reichlich bedacht. Ein solcher Schlachttag war für das Haus ein Tag des Segens, und wenn man in manchen Teilen Deutschlands ihn als „Schlachtfest" bezeichnet, so würden die Erfahrungen meiner Jugend dem nicht gerade widersprechen. Ich habe damals eine ausgesprochene Abneigung gegen jeden Fleischgenuß gehabt und mußte öfter dazu durch Schläge gezwungen werden. Aber ich bin trotzdem groß und stark geworden — ein Beweis, daß man auch bei reiner Pflanzenkost gedeihen kann. Allerdings gab es frische Eier und Milch genug — die letztere besonders in der Form abgerahmter Sauermilch, die mit gesottenen Kartoffeln und Butterbrot unser tägliches Abendessen bildete.

Bei Erkrankungen wurde nur in der höchsten Not der Arzt gerufen. Gewöhnlich halfen Hausmittel, die immer bereit waren. Hatte sich jemand geschnitten oder sonst verletzt, so war der Vater gleich mit dem Leimtopf bei der Hand und verschloß die Wunde mit einem in heißen Leim getauchten Leinenlappen, der liegen blieb, bis

die Heilung eingetreten war. Gegen die auf dem Lande ſo häufigen Erkältungskrankheiten gab es heiße Kamillenſäckchen oder breiige Umſchläge von Leinſamen, und Tee wurde reichlich getrunken, je nach Umſtänden Lindenblüten-, Flieder-, Kamillen- oder Wachholdertee. Man hatte von allem dieſem Vorrat, und wo darüber hinausgegangen wurde, mußte der Apotheker aushelfen. Beſonders gern wurden warme Umwickelungen angewendet oder ſchweißtreibende Mittel, und ich erinnere mich, daß man die höchſten Hitzegrade aushielt, wo vielleicht Kühlung angebrachter geweſen wäre. Meine Mutter hielt viel darauf, daß man in jedem Krankheitsfalle aß, auch wenn der Appetit verſagte, und ſo hat man ſich auch dazu gezwungen. „Eſſen und Trinken hält Leib und Seele zuſammen", war ein täglich gebrauchtes Sprichwort. Gegen chroniſche Leiden wurden, wenn man es auch nicht Wort haben wollte, „Sympathiemittel" angewendet, die bald von dieſem, bald von jenem heimlich empfohlen worden waren und denen ſich auch die Aufgeklärteſten nicht entzogen. Nicht jedermann beſaß ſie. Ich erinnere mich, daß mein Vater aus dem Nachlaſſe des Pfarrers eine Bibel erſtanden hatte und mir triumphierend einen Zettel zeigte, der in derſelben gelegen hatte und auf dem ein ſolches Sympathiemittel aufgeſchrieben war. Wenn der Pfarrer dergleichen aufbewahrt hatte, ſo mußte ſchon etwas daran ſein. So dauern die alten Heilſegen und Zauberſprüche im Volke fort und werden ebenſowenig auszurotten ſein wie das Geſundbeten.

Dagegen iſt von Geſpenſterfurcht und ſonſtigem Aberglauben wenig zu berichten. Manchen gruſelte es in der Dunkelheit; aber allgemein war nur die Vorſtellung des verſtorbenen Bauern, der in der Nacht am Rande ſeines Ackers auf und ab irren muß, weil er Grenzſteine verſetzt hat. Das Verlangen nach des Nachbars Gut fand ſich wohl öfter und machte ſich in dem verrufenen „Abpflügen" bisweilen geltend; aber wer die vom Feldgericht geſetzten Eigentumsmarken verrückte, den ſollte die ewige Strafe treffen. Von Hexenglauben iſt mir nur erinnerlich, daß man an vielen Stalltüren nach der Walpurgisnacht mit Kreide drei Kreuze oder die Buchſtaben K. M. B. (Kaſpar, Melchior, Balthaſar) aufgemalt fand und daß ſich die Aufgeklärten darüber luſtig machten. Auch bezeichnete man Stellen

in der Gemarkung, wo es nicht recht geheuer sei oder wo jemand etwas gesehen haben wollte. Wir Kinder waren sehr aufmerksam, wenn dergleichen erzählt wurde und fürchteten uns dann auch wohl einige Zeit. Nach Eintritt der Dunkelheit ging niemand gern aus dem Hause. Eine dürftige Straßenbeleuchtung hat man erst später eingeführt.

Jetzt hat Kirberg elektrisches Licht und eine Wasserleitung, bei der man in jeder Küche nur einen Messinghahn umzudrehen braucht. Beide gab es in meiner Jugend nicht. Zur Beleuchtung verwandte man zinnerne oder eiserne Oellichter, deren Dochte man aus Baumwolle drehte und die bald von Petroleumlampen abgelöst wurden. Das Wasser mußte am Abend in Holz- oder Blecheimern oder von den Mägden in Zubern auf dem Kopfe vom nächsten Brunnen für den folgenden Tag herbeigeschleppt werden. Dieser Brunnen war für uns eine Pumpe, nicht weit von unserem Hause. Später hatten wirs noch bequemer, als vor unserem Hausgarten eine zweite Pumpe angelegt wurde. Mit der Anlage der Wasserleitung ist ein großes Stück Arbeit den Haushaltungen abgenommen worden.

Zur Sicherung gegen Feuersnot diente ein Brandweiher, in welchen der Rahlbach sein Wasser ergoß und der jetzt durch die Konsolidation beseitigt ist. Durch Ziehen einer Schleuse konnte man den unteren Teilen des Fleckens das Wasser zuführen. Am Rande des Weihers pflegten die Frauen ihre Wäsche zu spülen und in seinem trüben Wasser angelten wir nach Weißfischen, die uns die Mutter braten mußte. Auch gab er im Winter eine bequeme Schlittschuhbahn ab, die aber nur von wenigen benutzt wurde. Vor diesem Weiher lag die Schwenk (Schwemme), in welche die Bursche an lauen Sommerabenden die Pferde ritten. Auch sie besteht nicht mehr. Eine zweite Schwenk lag zwischen der Wasser- und der Neugasse.

Letztere war erst zu Anfang der fünfziger Jahre nach einem großen Brande angelegt worden und trug deutlich die Spuren ihrer Jugend. Die Hauptstraße war die Langgasse. Hier lagen nahe beieinander Kirche, Pfarrhaus, Schule und Apotheke; an ihr stand das stattliche Postgebäude, das jetzt als Gastwirtschaft dient. Vor allem war sie die einzige gepflasterte Straße. Oestlich von ihr schmiegte

ſich an die Fleckenmauer an die Bommergaſſe (Bubenheimer Gaſſe) mit ihrem kleinen Häuſergewinkel. Sie ſollte im dreißigjährigen Kriege entſtanden ſein, als der am Fuße des Weißenberges gelegene Ort Bubenheim mit Kirberg vereinigt wurde. Im Weſten lief der Langgaſſe parallel die Waſſergaſſe, die den landwirtſchaftlichen Charakter wohl am reinſten ausprägte. Das Ganze war geräumig genug, ſo daß viel mehr Menſchen in Kirberg hätten Platz finden können. Wohnungsnot gab es nicht.

Häusliche Feſte waren ſehr ſelten, und es iſt mir manchmal, als ob unſer arbeitſames Leben mehr ſolcher Unterbrechungen vertragen haben würde. Selbſt die Geburts- und ſonſtigen Erinnerungstage der Familie pflegten nicht beſonders ausgezeichnet zu werden. Kaum daß wir Kinder an den erſteren ein kleines Backſtück zum Geſchenk erhielten. Dagegen iſt mir erinnerlich, daß die Herſtellung des Weihnachtsgebäcks in allen Häuſern wie eine Art Feſt behandelt wurde. Die Mutter pflegte dünnen Butterteig auszuwalzen, aus dem mit blechernen Formen allerlei Tierfiguren, auch Herzen und Sterne ausgeſtochen wurden, die dann auf dem Herde gebacken wurden. Wollte man ein übriges tun, ſo wurde noch ein Teil derſelben mit Zuckerguß überdeckt und dieſer mit bunten Körnern beſtreut. Die Erzeugniſſe dieſer Kunſtfertigkeit prangten dann neben Aepfeln und vergoldeten Nüſſen am Weihnachtsbaum. Die Walnüſſe, die man zu dieſer Zeit erhielt, wurden beim Oeffnen in zwei Hälften zerlegt, die dann als Würfel gebraucht wurden, mit denen man um die übrigen Nüſſe ſpielte. Die Blechformen für das Weihnachtsgebäck wurden gern von Haus zu Haus verliehen, wie denn überhaupt das gegenſeitige Leihen von Gebrauchsgegenſtänden allgemein üblich war. Man konnte nicht alles ſelbſt beſitzen, was man nötig hatte, und man hatte ſo vielerlei nötig das ganze Jahr über.

Walnußbäume gab es in der Gemarkung nur wenige. Es iſt das eigentlich zu verwundern, da die Nüſſe allgemein geſchätzt waren und ihre grünen Schalen ein beliebtes häusliches Färbemittel bildeten, mit dem gern Wollengarn oder Wolljacken braun gemacht wurden. Allerdings hatte mein Großvater einen ganzen Acker am Rande der „Muckenhöhle“ mit Nußbäumen bepflanzt; aber ſie trugen

wenig wegen der Nähe des Waldes. Was sonst von Nußbäumen im Felde zerstreut war, brachte seinen Besitzern wenig Freude; denn die Nüsse wurden noch unreif durch die Kinder von den Bäumen geschlagen. Und ebenso ging es bei den Bäumen, die sonst eine beliebte Frucht brachten — Frühbirnen, Süß- oder Rotäpfel u. dgl. Jedermann kannte und plünderte sie, und wir Kinder waren vorn dabei, so daß die Eigentümer, wenn sie einen Ertrag haben wollten, sie mit einer weniger angreifbaren Sorte umpfropfen lassen mußten. Aber das ist auf dem Lande wohl überall nicht anders. Man nahm es mit dem Eigentumsbegriffe nicht so genau. Einem andern auf dem Felde „an die Aepfel oder Birnen zu gehen" betrachteten viele mit denselben Augen wie die Holzdiebstähle im Gemeindewalde. Man mußte nur das Obst zum augenblicklichen Genusse sich aneignen und im Walde sich von bereits aufgeklaftertem Holze fern halten: dann war die Hauptsache, „sich nicht erwischen zu lassen".

Die Körperstrafe, welche der Schullehrer in einem solchen Falle über uns verhängte, empfanden wir als höchst ungerecht, und mein Großvater hat seine Enkel manchmal durch die Erklärung davor bewahrt, daß er ihnen das Entleeren seiner eignen Bäume erlaubt habe. Feldschützen und Förster flohen wir, wo wir sie aus der Ferne erblickten; wir hatten ihnen gegenüber fast immer ein böses Gewissen und spielten ihnen nur zu gerne einen Schabernack. Die Aufgabe dieser Wächter des Gesetzes war in der Tat eine sehr schwierige, und niemand unterstützte sie darin in der Gemeinde.

Wir waren stolz auf das Geläute unserer Kirchenglocken, dessen Bedeutung uns immer geläufig war, mochten sie in dumpfem Dreiklang für den Gottesdienst zusammen ertönen, mochte eine von ihnen zur Gemeindeversammlung rufen, die Tageszeiten anzeigen oder aus anderem Anlaß erschallen. Noch später habe ich manchmal aus dem Walde an Sonntagvormittagen ihren Zauber empfunden und ihnen bis zum Verhallen des letzten Glockenschlags gelauscht. Es liegt etwas Heimatliches in dem Ton der Kirchenglocken, und wer ihn lange nicht gehört hat, dem rufen sie schlummernde Erinnerungen wach. Baut sich doch an ihnen ein guter Teil des Lebens einer

kleinen Landgemeinde auf, das die Menſchen zuſammenhält und ſie mit gemeinſamen Gedanken erfüllt.

Ich habe kaum je die Schrecken des Krieges ſo lebhaft empfunden, als am 21. Oktober 1918, wo wir die Leiche meines Bruders zum Friedhofe geleiteten und auf ſeinem letzten Gange die Klänge der einzigen zerſprungenen Kirchenglocke über ſeinem Sarg wimmerten, die man der Gemeinde gelaſſen hatte. Fünf erwachſene Neffen ſchritten an meiner Seite, den ſechſten wußten wir in der Türkei. Wie werden ſie alle den gewohnten Glockenklang vermiſſen, wenn ſie einmal wieder nach Kirberg zurückkehren! Es iſt unſagbar, was der Krieg an ſolchen Gefühlswerten zerſtört hat, und vielleicht wird ihnen länger nachgetrauert werden als den Mauern, die er zerſchoſſen und den Dörfern, die er in Trümmer gelegt hat.

Gewiß, auch die gefallenen jungen Männer aus der Gemeinde wird man ſchwer entbehren. Ihre Arbeitskräfte werden künftig fehlen; die Alten werden länger die Scholle treten müſſen und die Weiber ſchwerere Läſte zu tragen haben, als ſie ſeither getan haben. Und wer kann die hinterbliebenen Witwen und Waiſen tröſten? Aber das wird ſich auswachſen, wenn auch erſt nach langer Zeit. Und die zurückkehren, werden abends auf den Holzſtämmen vor dem Hauſe erzählen, was ſie in Belgien und Frankreich oder in Polen, Galizien, Rumänien und auf der Balkanhalbinſel erlebt haben. Wie viele von ihnen werden krank ſein und bleiben an Leib und Seele! Wie der Sturmwind, der einſt den Kirchturm niederlegte, iſt der Krieg über ſie dahingefahren und hat in der Gemeinde eine veränderte Vermögensverteilung hinterlaſſen, an die man ſich nur ſchwer wird gewöhnen können. Alles iſt von Grund auf durchwühlt, auch wo keines Feindes Fuß deutſchen Boden betreten hat, und bange fragt jeder: Wie werden wir uns im zertretenen Vaterlande neu einrichten? Was vergangen, kehrt nicht wieder. Das greift in einer Landgemeinde noch viel tiefer als in einer großen Stadt, mag auch die Zahl der Verluſte abſolut weit geringer ſein.

Wie glücklich iſt mein Bruder zu preiſen, daß er hochbetagt hat aus dem Leben gehen können in dem Augenblicke, wo eben der Zuſammenbruch erfolgt war! Wie ſchwer würde er an dem getragen

haben, was wir jetzt kommen ſehen müſſen! Nun bin ich der letzte Ueberlebende von den vier Kirberger Geſchwiſtern und harre der Stunde, die mir nicht erſpart bleiben kann.

Ich liebe meinen Heimatort, trotzdem er ſo wenig Romantiſches an ſich hat. Der Geſamteindruck, den er beim Ueberblick macht, iſt ein nüchterner, alltäglicher. Neue Häuſer oder Wirtſchaftsgebäude ſucht man faſt immer vergebens. Und die alten machen auch nicht alle den Eindruck ſorgfältiger Pflege. Grau und verwittert ragen ſie mit ihren ſpitzen Dächern in die Höhe, deren Schieferbedeckung von der Sonne abgebleicht iſt. Und wenn ich längere Zeit da verweile, ſo empfinde ich faſt Langeweile. Die jetzt lebenden Menſchen kennt man faſt nicht, und ihre Intereſſen liegen weit ab von den eigenen. Und doch zieht es mich immer wieder zurück und wird auch ſo bleiben.

Die Feſte wurden auch in Kirberg gefeiert, wie ſie fielen. Auf Weihnachten wurde ein Baum geputzt und mit Lichtern beſteckt, auf Neujahr Blei gegoſſen und auf Oſtern Eier gefärbt. Aber es gab doch auch manches Abweichende.

Der Chriſtbaum wurde erſt in der Frühe des erſten Weihnachtstages angezündet und es iſt mir noch gut erinnerlich, wie zeitig wir an dieſem Tage aufwachten und mit welcher Ungeduld wir dem Augenblick entgegenharrten, wo uns die Erlaubnis zum Aufſtehen gegeben wurde. Als ich dann auswärts die Sitte kennen lernte, ſchon am Vorabend die Lichterbäume zu entzünden und ſich zu beſchenken, hat ſie mir nicht recht gefallen wollen, und ich habe mich auch jetzt noch an ſie nicht völlig gewöhnen können. An einem Werktagabend, wo alles müde und abgehetzt iſt, ſchien mir das reinſte und hehrſte Feſt der Chriſtenheit nicht beginnen zu dürfen, während am Weihnachtsmorgen, wo der Körper ausgeruht und der Geiſt geſammelt iſt, der heilige Chriſt viel würdiger empfangen werden konnte.

Als Kind habe ich immer eine große Abneigung dagegen gehabt, von anderen Geſchenke anzunehmen und habe ſie auch ſpäter nie ganz loswerden können. Wenn im Nachbarhauſe, wo ich mit einem gleichaltrigen Knaben täglich verkehrte, ein Schwein geſchlachtet wurde, ſo war ich nicht dazu zu bringen, das Haus zu betreten, weil ich mit einem Würſtchen bedacht zu werden fürchtete, wie ſie die Kinder bei

dieſer Gelegenheit zu erhalten pflegten. Zu Weihnachten und Oſtern wurden wir von allen Verwandten mit Geſchenken und gefärbten Eiern bedacht, mußten ſie aber ſelbſt abholen. Es war ſtets ein luſtiges Treiben auf den oft ſo einſamen Straßen zu den Stunden, in denen man herkömmlich dieſe Gaben zu heiſchen pflegte. Da ſah man nichts als geputzte Kinder mit ſchönen Körbchen in der Hand, die ihnen nur an dieſen Tagen gegeben wurden. Die Geſchenke waren zu Weihnachten recht beſcheiden; meiſt gab es nur ein Schreibheft mit buntem Umſchlag, Aepfel, Nüſſe und etwas ſelbſtgebackenes Konfekt. Mehr bekam man freilich auch im elterlichen Hauſe nicht. Aber jene Gänge haben mich immer Tränen gekoſtet, und wenn mir jemand auf dem Jahrmarkte ein „Marktſtück“ kaufen wollte, ſo lief ich gewiß davon.

Am Sylveſterabend trat das Glückſpiel eine wunderliche Herrſchaft an. Nach dem Gottesdienſt ſtrömten Jung und Alt in die Bäckerhäuſer, wo gegen einen kleinen Einſatz große nur für dieſen Tag gebackene Bretzel ausgewürfelt wurden. Als ich in der großen Stube bei meinem Großvater das erſtemal mitwürfelte, verlor ich meine drei Kreuzer und fing dann bitterlich an zu weinen, worauf der gute Großvater mir eine Bretzel ſchenkte. Von dieſer Güte tief beſchämt, verließ ich den Schauplatz, und meine ſpätere Abneigung gegen Würfel oder Karten iſt vielleicht dem Umſtande zuzuſchreiben, daß mir der erſte Verſuch des Glücksſpiels ein nicht begehrtes Geſchenk eingetragen hatte. In den vorgeſchritteneren Abendſtunden würfelten dann die erwachſenen Burſchen in den Wirtshäuſern um Geld, bis Mitternacht herankam und man auf den Straßen mit Flinten- und Piſtolenknallen das Neujahr „anſchoß“.

Am zweiten Oſtertage beſchenkte man ſich mit bunten Eiern. Bei meinen Eltern waren ſie immer in zwei Farben, gelbbraun und ſchwarz. Dieſe waren mit Blauholz, jene mit aufgeſammelten Zwiebelſchalen gefärbt. Wir haben die farbigen Eier gern in Ameiſenhaufen gelegt, wo die darüber kriechenden Tierchen durch ihren ätzenden Saft die Grundfarben zum Verſchwinden brachten und ſo ſeltſam gemuſterte Gebilde hervorbrachten. Wir Kinder hatten ein Eierſpiel, „Kippen“ genannt, bei dem zwei je ein Ei mit der Spitze zuſammenſtießen und derjenige verlor, deſſen Ei eingedrückt war. Alſo auch

ein Glücksſpiel, aber ein ſolches, bei dem es auf Geſchicklichkeit und gute Auswahl des der Probe ausgeſetzten Eies ankam.

Kinderſpiele gab es eine Anzahl, und ſie brachen das ganze Jahr nicht ab. In der guten Jahreszeit ſpielte man mit Klickern, Knöpfen und ſelbſt kleinen Münzen und konnte ihrer nicht leicht genug bekommen. In unſeren Hoſentaſchen verwahrten wir einen anſehnlichen Vorrat von dieſen Schätzen neben Bindfaden, Meſſer und was ſonſt das Kinderherz erfreut. Eifrig ging ich auch den „Doppſteinen" nach, mit denen ſonſt nur die Mädchen zu ſpielen pflegten. Es werden fünf kleine Steine in verſchiedener Zuſammenſtellung abwechſelnd in die Höhe geworfen und bald mit der Fläche, bald mit dem Handrücken aufgefangen, nachdem andere von einer harten Unterlage, gewöhnlich einer Treppenſtufe, aufgegriffen worden ſind. Verſteck- und Nachlaufſpiele, Ringelreihen mit Geſang waren allgemein üblich; kurz, man hatte ſo viel zu tun und zu ſuchen auf der Straße, in den Höfen und Scheunen, daß ich zuweilen die rechtzeitige Heimkehr drüber vergaß und von der Mutter mit der Rute daran erinnert werden mußte.

Dasſelbe begegnete mir auch im Winter, wo das Fahren auf kleinen eiſenbeſchlagenen Holzſchlitten unter den Bauernkindern allgemein verbreitet war, das jetzt die vornehmen Leute unter dem Namen Rodeln üben. Wir brauchten aber dazu keine Sweater und Sportmützen, ſondern trugen unſere gewöhnlichen blauen Kittel oder höchſtens warme Wollſachen, die von Mutter oder Schweſter geſtrickt und mit Nußſchalen braun gefärbt worden waren. Der bevorzugte Platz dazu war das „Höferſtück", ein nicht ſehr breiter Weg, der abſchüſſig genug war, um unſere Schlitten ohne fremde Beihilfe vorwärts gleiten zu laſſen. Wußte man es geſchickt einzurichten, ſo konnte man am Ende auf eine Eisdecke umbiegen, die ſich auf einer überſchwemmten Wieſe gebildet hatte und ſo die Schlittenbahn beträchtlich verlängern. Ja, während eines Winters, in dem tiefer Schnee gefallen war und die Decke desſelben eine feſte Kruſte trug, konnte man gar etwa eine halbe Stunde über die Felder fahren. Den ganzen Tag wurde die Bahn nicht leer, und wenn Mondſchein war, ſo wurde das Rodeln bis tief in die Nacht hinein fortgeſetzt. Eine beſonders beliebte Form des Schlittenfahrens war die „Kutſche", bei der zwei

Knaben mit gekreuzten Schenkeln einander gegenüberſaßen und ein drittes Kind, meiſt ein Mädchen, in ihre Mitte nahmen. War Glatteis, ſo fuhr man wohl auch auf der Landſtraße und die Floßrinnen im ganzen Flecken waren faſt immer mit Schleifen bedeckt, auf denen man mit den genagelten Schuhen dahinglitt, ſo oft man in die Schule ging oder ſonſt einen Weg zu machen hatte.

In der Schule waren Buben und Mädchen beiſammen, jedes Geſchlecht von dem andern durch einen breiten Mittelgang getrennt. Es wurde noch viel von der Schiefertafel Gebrauch gemacht, und mir iſt es immer als ein Vorzug erſchienen, daß da Falſches weggewiſcht werden kann, während es auf dem Papiere bleibt und nicht durch Richtiges erſetzt wird. Da der Lehrer gleichzeitig verſchiedene Jahrgänge zu unterrichten hatte, ſo war ſchon einige Kunſt erforderlich, um alle angemeſſen zu beſchäftigen, und wenn dabei der Strafriemen öfters zu Hilfe genommen wurde, als uns lieb war und auch manchmal die unrechte Stelle traf, ſo hätte doch ſelbſt der ſtrengſte geiſtliche Schulinſpektor gegen die Diſziplinhaltung nichts einwenden können. „Die Furcht des Herrn iſt der Weisheit Anfang" ſteht oft als Aufſchrift über der Türe ſächſiſcher Schulhäuſer zu leſen. Dieſer Bibelſpruch hätte auch für meine Heimatſchule gepaßt. Man lernte in ihr „mit Furcht und Zittern" — nicht allzu viel; aber was man lernte, ſaß für alle Zeiten feſt.

Vor dem Beginne wurde vor- und nachmittags eine Kirchenglocke geläutet. Das hatten regelmäßig zwei ältere Knaben reihum zu beſorgen, und wer an der Reihe war, der fühlte ſich als Träger eines wichtigen Amtes, mußte er auch im Winter oft mit Schnattern und Zähneklappern in der kalten Kirche die Minute abwarten, wo es auf dem Turme 8 Uhr ſchlug und das Seil gezogen werden durfte. Dafür hatten die älteren Mädchen am Samstag nachmittag die Schulzimmer zu reinigen, und wenn man am Montag dahin kam, ſah man an den feuchten Stellen des Fußbodens, wie reichlich ſie gegen den Staub Waſſer ausgegoſſen hatten.

Im Unterricht wurde dem Gedächtnis Fabelhaftes zugemutet. Aus ihm habe ich in das Leben einen großen Schatz von Bibelſprüchen und Geſangbuchsliedern mitgenommen. Das kleine und das große

Einmaleins konnte man vor- und rückwärts, und das Kopfrechnen wurde an den gewagtesten Beispielen geübt, so daß ich meine ganze Gymnasialzeit mit der damals gewonnenen Fertigkeit ausreichte und oft Lehrer und Mitschüler in Erstaunen gesetzt habe. Aber Liebe zu unserem heimischen Lehrer kannten wir nicht. Die Schule galt als eben solcher Zwang, wie später der Militärdienst. Man atmete erlöst auf, wenn man „aus der Schule kam" und nur noch eine Zeitlang beim Pfarrer den Vorbereitungsunterricht zu besuchen hatte, der am Sonntage Exaudi mit der Vorstellung und an Pfingsten mit der Konfirmation endete.

Auch die Gemeindearbeit war ein Stück Naturalwirtschaft. Jeder Hausstand hatte eine arbeitskräftige Person „auf die Fron" zu schicken. Man versammelte sich auf ein Zeichen mit der kleinsten Ortsglocke, und unter Aufsicht des Ortsdieners wurden Gräben an den Wegen ausgehoben, Steine ausgebreitet, unter Leitung des Försters allerlei im Gemeindewald nötig gewordene Verrichtungen vorgenommen. Auch konnten die bei Feld- und Waldfreveln Ertappten auf diese Weise ihre Geldbußen abarbeiten. Bureaukratische Allweisheit hat mancherlei gegen diese Gemeindearbeit eingewendet: die Pflichtigen schickten meist schlechte Arbeitskräfte, die nicht geübt, mit mangelhaftem Geschirr kämen u. dgl. Aber fahren die Gemeinden heute mit bezahlten Tagelöhnern wesentlich besser? Die Fronarbeit leistete schnell das Erforderliche und vermehrte doch auch das Interesse der Gemeindeglieder an Wasser und Weg, Wald und Weide, um mit den Weistümern zu reden. Sie konnte außerdem in eine Jahreszeit gelegt werden, wo es in der Landwirtschaft nicht viel zu tun gab, und hier stellte sich die Frage doch meist so, ob die Menschen besser auf der faulen Haut liegen oder für die Gesamtheit tätig sein sollten. Auch brauchten die Gemeinden weniger Steuern zu erheben, die auf dem Lande immer schmerzlich empfunden werden, wenn ein Teil ihrer Bedürfnisse unmittelbar befriedigt wurde.

Die großen wirtschaftlichen Umwälzungen begannen zu Anfang der sechziger Jahre mit der Gründung eines Vorschußvereins nach Schulze-Delitzschschem Muster. Die Verpflanzung dieser ursprünglich für das Handwerk geschaffene Organisation in eine Landgemeinde

entsprach nicht völlig den Bedürfnissen. Man wollte den Gewerbetreibenden der kleinen Städte mit einem kurzfristigen Betriebskredit aufhelfen, und diesen ermöglichten auch ihre raschen Umschlagsfristen. Aber dem Bauer war mit einem solchen an sich schon recht teueren Kredit nicht gedient; er brauchte ihn auf längere Zeit. Da ließ er denn das Kreditverhältnis „prolongieren", einmal, zweimal, und wenn nun endlich der Tag kam, an dem unweigerlich zurückgezahlt werden mußte, so fand sich schon ein guter Freund, der das Geld zeitweise für ihn borgte, bis wieder die Zeit kam, an der er das alte Spiel von neuem beginnen konnte. So riß bei manchem dauernde Verschuldung an der Stelle ein, wo man sich unter früheren Verhältnissen durchgehungert hatte. An Betriebsverbesserungen wurde fast nie gedacht. Das haben diejenigen, die einer notleidenden Landwirtschaft durch alle möglichen Arten von Krediterleichterungen helfen zu können meinten, fast niemals bedacht, daß in der kleinbäuerlichen Wirtschaft Geschäft und Haushaltung niemals voneinander getrennt sind, wie etwa beim städtischen Kaufmann, und daß ein Unglück, welches eines von beiden trifft, leicht das andere mit ins Verderben zieht. Viel besser war die Organisation der Raiffeisenschen Darlehenskassen, indem sie wenigstens die Verwendung der aufgenommenen Gelder für landwirtschaftliche Zwecke sicherstellte.

Außer dem Vorschußverein bestand in meiner Jugend noch ein Gewerbeverein, der vorzugsweise für das nicht sehr stark am Orte vertretene Handwerk bestimmt war. Man hat diese namentlich in den süddeutschen Staaten stark verbreitete Organisation zuweilen getadelt und behauptet, daß sie eine künstliche Schöpfung von Pfarrern, Schullehrern und andern örtlichen Honoratioren sei, die nur durch die Vorträge redelustiger Nichtgewerbetreibender einigermaßen im Gange gehalten werden könne. Ich will diese Reden, heute über die Spektralanalyse und morgen über einen Winkel Afrikas, gewiß nicht in Schutz nehmen. Aber ich will nicht verschweigen, daß ich selbst noch 1877 in der Kirberger Schule einmal über die Handwerkerfrage gesprochen habe und von der Aufmerksamkeit meiner engeren Landsleute sehr angenehm berührt gewesen bin. Der Gewerbeverein für den Flecken kam um 1860 auf, und ich habe eine Reihe von Jahren eifrig

ſeine Zeichenſchule beſucht, in der am frühen Sonntag morgen uns ein junger, aus dem Orte gebürtiger Lehrer mit großem Geſchick unterrichtete. Es war eine recht bunt gemiſchte Teilnehmerſchaft: ältere Schulknaben, wie ich, Handwerkslehrlinge, Geſellen und ſelbſt einzelne Meiſter, und es hat unſeren Eifer nicht wenig erhöht, wenn neben uns ein Mann über ſein Reißbrett gebeugt ſaß, der doppelt ſo alt war wie der Lehrer und ſich redlich abplagte, ſeinen Anforderungen zu entſprechen. Die Lokalgewerbevereine waren durch einen Landesgewerbeverein untereinander verbunden, und ich erinnere mich, daß mein Vater ſeine Jahresverſammlungen gern beſuchte und ſeine Ausſtellung beſchickte. Leiter war damals der Chemiker Freſenius in Wiesbaden.

Als dritter Verein wäre etwa noch der Geſangverein zu nennen, der von dem älteſten Ortsſchullehrer geleitet und nach deſſen Neigung auf die Bahnen des Kunſtgeſangs geführt wurde. Die eingeübten Stücke dürften einem gebildeten Geſchmacke nicht immer entſprochen haben. Aber man ſang mit Begeiſterung und hatte im Winter eine ſchöne Abendunterhaltung, die nichts koſtete als das Papier für die Bücher, in welche die Lieder eingeſchrieben wurden. Der Jude Schmul hatte den ſchönſten Tenor und entzückte durch denſelben auch die Kirchenbeſucher, wenn der Verein, was ſelten geſchah, zur Verſchönerung des Gottesdienſtes herangezogen wurde. Im Mai wurde unter den friſch ergrünten Buchen des „Galgenberges“ ein Sängerfeſt gefeiert, zu dem man mit Fahne und in feierlichem Zuge unter Muſikbegleitung nach Mittag auszog, um vor einbrechender Dunkelheit wieder heimzukehren. Im Walde wechſelten Vereinsgeſänge und Tänze auf einem geebneten Platze der Schneiſe miteinander ab. Die Beteiligung der Bevölkerung war eine allgemeine, und das Sängerfeſt erſetzte, was anderwärts die Kirmes bot, die ebenſo wie eine Maskenfeier an Faſtnacht in Kirberg nie hat aufkommen können. Dafür wurde an den Abenden der drei Jahrmärkte in einigen Wirtshäuſern zu oft ziemlich zweifelhafter Muſik getanzt. Das war auch die einzige Gelegenheit, wo Wein getrunken wurde, der trotz der Nähe von Deutſchlands wichtigſten Weinbaugegenden meiſt von recht fragwürdiger Beſchaffenheit war. Sonſt waren die gewöhn-

lichen Wirtshausgetränke Aepfelwein und Bier, das im Orte selbst gebraut war. Auch die erwachsene Ortsjugend war nicht besonders vergnügungssüchtig. Regelmäßige Wirtshausbesucher waren nur einige ältere Schnapstrinker, die jedermann kannte und niemand besonders achtete.

Ich habe mir oft Gedanken darüber gemacht, was eigentlich den Knaben vom Lande die große geistige Ueberlegenheit verschafft, die sie gegenüber den Stadtkindern in der Schule so oft betätigen und bin zu dem Schlusse gekommen, daß es die verschiedene Weite des Gesichtskreises ist, die beide unterscheidet. Gewiß, das Landkind hat viel, viel weniger gesehen als das Stadtkind, dem Tag für Tag die mannigfachsten Kulturelemente zugeführt werden, jenes wenige aber gründlich und unter den verschiedensten Verhältnissen. Die geringe Zahl von Begriffen, über die es verfügt, steht ihm unverlierbar fest, und es bedarf nur eines geschickten Lehrers, um alle Merkmale derselben aus dem Kinde herauszulocken. Es kennt alle durch Beobachtung, während das Stadtkind zwar vielseitiger angeregt ist, aber nichts gründlicher gesehen, oft überhaupt nicht sehen gelernt hat.

Einen Lehrer, der verständnisvoll auf unsere Lernbefähigung eingegangen wäre, hatten wir freilich nicht. Immer herrschte eine Art Unteroffizierston vor, was wohl damit zusammenhing, daß immer die Auffassung des Schulzwangs und der Schulpflicht allein maßgebend war. Wäre uns ein vernünftiges Unterrichtsziel gesetzt gewesen, nach dessen Erreichung wir aus der Schule hätten entlassen werden können, so hätten in meiner Altersstufe gewiß nur sehr wenige bis zur Erreichung des vierzehnten Lebensjahres die Bänke drücken müssen. Tatsächlich gab es kein Mittel, vor der gesetzlichen Zeit loszukommen, und so muß ich annehmen, daß wir in den beiden letzten Schuljahren nur noch sehr wenig gelernt haben werden. Wir waren alle froh, als wir „aus der Schule kamen" und wir zum Konfirmandenunterricht gelangten, der vom Pfarrer erteilt wurde. An ihn habe ich keine bestimmte Erinnerung behalten, außer der, daß wir mit den gleichalterigen Kindern aus der Filiale Ohren zusammen vorbereitet und später in der Kirche eingesegnet wurden. Am Pfingst-

tage durfte man einen der Ohrener Mitſchüler zum Eſſen mit nach Hauſe bringen. Damit war die eigentliche Jugendzeit zu Ende, und für die meiſten begann ſchon am folgenden Tage der Ernſt des Lebens.

Größer als der Einfluß des Lehrers und des Pfarrers war jedenfalls der meines Vaters, den ich von früh auf als Inbegriff aller Tugenden achten lernte. Von der Zeit, da er hatte Lehrer werden ſollen, war ihm eine gute Schulbildung geblieben, die ihm bei dem Betriebe ſeines Geſchäftes ſehr zuſtatten kam. Das Schreinerhandwerk hatte er ergriffen, weil es der Mann ſeiner einzigen Schweſter ausübte und anpries. Aber er iſt noch ſpäter recht gern zu ihm zurückgekehrt, wo ſich Gelegenheit dazu bot. Bei ſeiner Verheiratung hatte er die wichtigſten ſeiner Möbel mit eigener Hand angefertigt, und ein wundervoll gemaſertes Schreibpult von ihm iſt nach ſeinem Tode ſeinem Willen gemäß mir zugefallen. Auch liegt noch ein Falzbein von ihm auf meinem Schreibtiſch, und meine Bücher ſtehen zum Teil auf Regalen, die er mir gemacht hat. Aber die Bürſtenmacherei, die er ausübte, nahm doch ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch; fortwährend arbeitete er daran, neue Muſter zu erfinden, die er ſeinen Kunden anbieten konnte und ſuchte ſeinen kärglichen Geſchäftsverdienſt auskömmlicher zu geſtalten. Strenge Redlichkeit war ſeines Lebens Regel; ich habe nie aus ſeinem Munde ein ungutes oder unpaſſendes Wort gehört.

Das Daſein wurde ihm nicht leicht. Wenn er zur Winterszeit im Schneetreiben auf die Holzverſteigerungen ging oder nach Faſtnacht auf den Borſtenhandel und dann eine Reihe von Tagen abweſend blieb, ſo hat die Mutter oft um ſein Leben gebangt, und wir Kinder wurden auch erſt wieder froh, wenn wir am Abend den Schritt des Heimkehrenden auf der Haustreppe hörten. Bald ſtand eine kräftige Bierſuppe auf dem Tiſche, deren Reſte wir ſpäter auslöffeln durften. Der Vater wußte oft recht drollig von den Erlebniſſen zu erzählen, die ihm in den entlegenen Bauerndörfern begegnet waren, von der Dürftigkeit der Unterkunft und der Naivität der Wirtsleute, und wir hingen an ſeinem Munde, bis es 10 Uhr ſchlug und wir zu Bett geſchickt wurden. Mein Vater iſt in ſeinen ſpäteren Jahren Kirchenvorſteher geweſen und hat auch andere Ehrenämter in der

Gemeinde begleitet. Er war auch von Herzen ein frommer Mann, und ich habe ihn an jedem Sonntag beim Aufſtehen einen ihm lieben Choral ſingen hören. Aber von den Konventikeln der Stillen im Lande, die auch in Kirberg ihre abendlichen Zuſammenkünfte hielten, wollte er nichts wiſſen und pflegte zu ſagen, man müſſe ſich vor den eifrigen Kirchenläufern am meiſten in Acht nehmen.

Meine Mutter war von ſtiller, ſanfter Gemütsart; aber ich habe ſie ſelten froh und heiter geſehen. Sie ſah alles ſchwarz und ihre trüben Gedanken haben dem Vater manchmal das Leben ſchwer gemacht. Das mochte zum Teil an den Erfahrungen ihres elterlichen Hauſes liegen, in dem man vieles zu unternehmen pflegte und immer vom Glück geflohen wurde. Sie hat ſpäter ſchwer daran getragen, daß ihr jedes Erbteil entgangen war, mit dem ſie das Daſein der Ihrigen hätte erleichtern können; aber ſie hat im eigenen Hauſe um ſo ſorgſamer geſpart und geſorgt und an ſich ſelbſt immer mit der Enthaltſamkeit begonnen.

Neben dieſen beiden muß ich, wenn ich meine Jugendeindrücke überdenke, noch eines alten Arbeiters gedenken, den der Vater aus ſeiner letzten Geſellenzeit mitgebracht und von ſeinem Geſchäftsanfang an bis zu deſſen Ende als Bürſtenmacher beſchäftigt hat, im ganzen etwa fünfundvierzig Jahre. Die beiden waren auch als Meiſter und Geſelle Duzfreunde geblieben. Der Meiſter rauchte und der Geſelle ſchnupfte, was immer wieder Anlaß zu gutmütigen Neckereien bot. Der Geſelle hieß Kaspar Ott und war als uneheliches Kind in Giebelſtadt bei Würzburg zur Welt gekommen. Ein Onkel hatte ihn erzogen. Früh hatte er Bekanntſchaft mit dem Theater gemacht und bewahrte in treuem Gedächtnis eine lebhafte Erinnerung an alle Stücke, die er einmal geſehen hatte. Die hat er denn auch auf uns Kinder verpflanzt, wie er denn überhaupt eine mitteilſame heitere Natur war, die auf uns großen Einfluß gewann und uns zuerſt mit dem bekannt machte, was in der Welt da draußen vorgeht. Er gehörte zum Hauſe und nahm an allem den lebhafteſten Anteil, was deſſen Wohl und Wehe berührte. Seinen Tod, der in meine Studentenzeit fiel, habe ich als großen Verluſt empfunden, und ſeine letzten Stunden ſind mir immer in Erinnerung geblieben.

Feierabend — wer kennt seine Bedeutung noch in der Stadt, wo bis nach Mitternacht die Straßenbahnen laufen und aus den Wirtshäusern die Menschen oft noch viel später nach Hause gehen? Auf dem Lande schweigen, wenn der letzte Wagen oder Pflug vom Felde herein ist, die Arbeitsgeräusche des Tages, und die Menschen kommen an lauen Sommerabenden auf einer Haustreppe zusammen oder sitzen behaglich auf dem am Straßenrande aufgeschichteten Bauholz, um sich etwas zu erzählen. Feld und Vieh kommen zuerst, dann das Wetter und die Ortsneuigkeiten, schließlich was in der Zeitung steht oder was ein gereifter Mann unter den Anwesenden unterwegs erlebt hat. Als Knabe saß ich oft dabei und merkte genau auf, was die Alten sagten. Jetzt gehöre ich selbst zu den Alten und habe hier aus meiner Jugend erzählt, gleich als ob ich wieder auf der Treppe des väterlichen Hauses die Abendruhe genösse und einer neuen Generation von meinem Leben berichtete. Es war in der Jugend nicht anders als viele andere Leben in Altnassau, und ist doch nachher so ganz andere Wege gegangen. Von diesen wird später zu sprechen sein. Glücklich die Zeit, aus der es nur Alltägliches zu berichten gibt.

II.

Dauborn

1861—1863.

Nach der Konfirmation trat die Frage an mich heran: was willſt du werden? Von meinem Willen war dabei freilich wenig die Rede. Der Vater hatte gedacht, ich ſolle die kaufmänniſche Laufbahn ergreifen, wahrſcheinlich weil er ſich dabei ſeine Hauptkunden, die Exporthändler in Hamburg und Remſcheid, vorſtellte, und da er wußte, daß man ohne Engliſch und Franzöſiſch dabei nicht auskommen könnte, ſo ſuchte er nach einem Manne, der mir dieſe „neueren Sprachen" auf dem ſchnellſten Wege beibringen könnte. Dieſen glaubte er in dem Pfarrer Feller gefunden zu haben, der im eine halbe Stunde entfernten Dauborn ein Knabeninſtitut unterhielt. Ich ſollte jeden Tag zweimal den Weg hin und zurück zu Fuße machen und trat bald nach Pfingſten 1861 dort ein. Was aber der Vater wollte, war für mich Geſetz.

Dauborn iſt ein Bauerndorf, das mit ſeinem Nachbarorte Eufingen eine Gemeinde bildet und manche Eigentümlichkeiten aufwies und wohl noch aufweiſt. Die Bevölkerung war ſehr wohlhabend und verdankte dieſe Annehmlichkeit der Branntweinbrennerei, die faſt in jedem Bauernhauſe betrieben wurde und deren Schlämpe eine ſtattliche Viehzucht wie einen intenſiven Ackerbau ermöglichte. Es war ein guter Kornbranntwein, der „Dauborner", den man in meiner Jugend überall in Naſſau kannte. Die meiſten Brennereien waren Kleinbetriebe, die es beſtenfalls auf ein paar Dutzend Hektoliter im Jahre brachten. Großbrennereien gab es damals nur eine, und man hat ſie immer wie etwas Fremdartiges angeſehen. Ich ſehe

ſie noch vor mir, die alten Bauerngeſichter unter ihren Zipfelmützen und höre noch das Knarren ihrer Karren, auf denen ſie ein bis zwei Fäßlein Schnaps über Land zu ihren Wirtskunden fuhren. Auf dem vorderſten Faſſe ſaß gewöhnlich der Bauer ſelbſt und lenkte das Pferd. Die Frauen hatten eine eigne Landestracht: bauſchige Röcke, miederartige kurze Jacken, auf dem Kopfe das Haar in die Höhe gekämmt und unter einem ſpitz auslaufenden „Kommodchen" geborgen, in dem der Knoten wie in einer Nußſchale ruhte.

Aeußerlich zeigte das Dorf die fränkiſche Bauweiſe in ausgeſprochenerem Maße als Kirberg. Die Höfe, nach der Straße durch ein Tor abgeſchloſſen, waren durchweg von peinlicher Ordnung und Sauberkeit, was man leider in den umliegenden Orten nicht immer finden konnte. Die Bewohner von Dauborn-Eſingen heirateten gewöhnlich nur untereinander, und dem ſchrieb man es zu, daß ſich im Dorfe mehr chroniſche Krankheiten, namentlich Geiſtesſtörungen, fanden als irgendwo in der Umgegend. Viele, wenn nicht die meiſten, führten den Familiennamen Knapp oder Wagner. Die beiden Parteien, welche daraus im Dorfe entſtanden waren, haßten und befehdeten ſich wie die Montecchi und Capuletti in Shakeſpeares „Romeo und Julia". Ich weiß nicht, ob daraus ähnliche Liebesſchickſale entſtanden ſind, möchte es aber bezweifeln. Denn der Bauer weiß von Jugend auf nicht anders, als daß Familienzuſammenhänge auch die Gattenwahl beſtimmen.

Die Dauborner ſpielten ſich gern auf die Aufgeklärten hinaus, ja ſelbſt auf die Gebildeten. Sie haben ſich deshalb nach des alten Fellers Tode den freiſinnigſten Pfarrer ausgeſucht, der im ganzen Lande zu finden war, und auch ich habe noch als Gymnaſiaſt und Student meine religiöſe Anſchauung demonſtrativ damit betätigen zu können gemeint, daß ich in der Dauborner Kirche die Sonntagspredigt Rebers anhörte. Immerhin gab es auch einige wirklich Gebildete unter der großen Maſſe der aus Familientradition Freiſinnigen. Zu dieſen gehörte mein alter Freund Georg Schäfer in der Dauborner Mühle, mit dem ich noch über meine Studentenzeit hinaus in näheren Beziehungen geblieben bin. Er iſt dann bald geſtorben; ſein Sohn hat ſpäter das Polytechnikum beſucht und dann

die Mühle in ein Elektrizitätswerk verwandelt, das jetzt Dauborn-Eufingen wie auch Kirberg mit Licht versorgt. Aber die Erinnerung an seinen Vater, der neben der Müllerei so viel gelesen und auch wirklich verdaut hatte, ist mir immer lebendig geblieben, und wehmütig blicke ich noch jetzt beim selten gewordenen Vorbeifahren nach den kleinen Fenstern der Wohnstube in der Mühle und meine noch immer sein stilles Gesicht oder das seiner ebenso stillen Frau hinter den Scheiben erblicken zu müssen.

Das sind traurige Erinnerungen, die mir beim Ausfahren aus dem Orte durch den bald nach der Mühle auf der anderen Seite des Weges gelegenen Friedhof von selbst nahe gelegt sind. Der Dauborner Friedhof galt schon in meiner Jugend als eine Art Sehenswürdigkeit. Kein Grab, das nicht aufs sorgsamste geschmückt und aufs peinlichste sauber gehalten gewesen wäre. Die Hinterbliebenen zeigen damit ihr stilles Gedenken.

Wenn ich in einen fremden Ort komme, so pflege ich noch jetzt vor den im Bädeker verzeichneten „Sehenswürdigkeiten" den Friedhof aufzusuchen. Es läßt sich so viel zwischen den Gräbern denken, so viel aus den Aufschriften der Denksteine und Kreuze erschließen. Auch der Kirberger Friedhof ist mir eine liebe Stätte, und ich versäume noch jetzt nie die Gelegenheit, zwischen den Grabreihen meinen Gedanken nachzuhängen. Da schläft so mancher, den ich im Leben gekannt habe. Und auf dem Lande trifft es wirklich zu, was der Pfarrer bei so vielen Begräbnissen sagt: „Sie ruhen von ihrer Arbeit." Ich denke all der schwieligen Bauernhände und der durchfurchten Gesichter, die da unten modern, und da fällt mir ein, daß auch nirgends der zweite Teil des Bibelspruches wahrer ist als auf dem Lande. „Ihre Werke folgen ihnen nach." Der Sohn setzt die Arbeit des Vaters fort, und wenn er zur Rechtfertigung einer Wirtschaftsmaßnahme gar nichts mehr vorzubringen hat, so sagt er gewiß: „Der Vater hats schon so gemacht." Nach dem Tode des Fabrikanten oder Kaufmanns tritt im Geschäft eine neue Weise ein, und oft bringen die Enkel durch, was der Großvater erworben. Und wenn erst der Fürst stirbt, erwartet man vom Kronprinzen als ganz naturgemäß eine „neue Aera" der Politik.

Auf dem Kirberger Friedhof ſind wohl vier Generationen nacheinander beſtattet worden, alle mit dem Grabgeſang der Schulkinder und einer Leichenrede des Geiſtlichen. Als Knabe habe auch ich mitgeſungen und mich oft gewundert, wie konventionell doch die Reden einzelner Geiſtlichen ausfallen. Wie viel ließe ſich über manchen Menſchen ſagen von einem Manne, der den Verſtorbenen wirklich gekannt hat und ſeine Eigenart zu würdigen weiß, und wie offen ſind in einem ſolchen Falle die Herzen der Hinterbliebenen und der Ortsgenoſſen! Es käme nur darauf an, für das, was in dieſen allen lebt, den paſſenden Ausdruck zu finden. Auch der Aermſte hat noch ſo viel Eigenartiges an ſich, daß es lohnt, die zerſtreuten Züge zu einem Geſamtbilde zu vereinigen. Und ſind nicht die oft ſo unterſchätzten Kaſualreden das Wirkſamſte, was ein Pfarrer ſagen kann, mögen ſie Namen haben, welchen ſie wollen? Auf dem Kirberger Friedhof ruhen meine Eltern und Großeltern, eine Schweſter, meine Schwägerin, ihr Töchterchen und viele meiner Altersgenoſſen. Die älteſten Gräber aber gehen viel weiter ins vorige Jahrhundert zurück und ſind durchgängig ſtark verwildert und vergraſt. Als ich an meinem ſiebenzigſten Geburtstage im Orte war, hat man den letzten Platz auf dem in meiner Jugend angeſchloſſenen neuen Friedhofsteile einem eben verſchiedenen Bauern gegeben, und nun will man wieder mit dem nächſten von vorn anfangen. In meiner Jugend trugen noch die Nachbarn den Sarg auf ihren Schultern zur letzten Ruheſtätte; jetzt iſt ein neuer Weg angelegt, und auf ihm fährt der Leichenwagen. Alſo auch da eine neue Zeit.

Doch kehren wir zum Dauborner Pfarrhaus zurück. Das *Inſtitut* des alten Pfarrers Feller war eine jener improviſierten Aushilfsſchulen, wie ſie die Geiſtlichen auf dem Lande nicht ſelten mit ihrem Amte bei uns verbanden, halb Vorbereitungsanſtalt fürs Gymnaſium, halb Drillſtätte für ſolche Knaben aus der umwohnenden Bevölkerung, deren Eltern mit ihnen etwas höher hinauswollten als zur Landwirtſchaft oder zum Handwerk. Einjährig-Freiwillige gab es damals noch nicht in Naſſau, und ſo entbehrten wir eines Schülerbeſtandteils, der jetzt den Pädagogen ſo viel Schwierigkeiten macht. Die Mehrzahl der Schüler beſtand aus Pfleglingen des Pfarrhauſes;

einige waren auch ſonſt im Orte untergebracht, und der Reſt wohnte und aß im Elternhauſe. Von Kirberg ging anfangs noch ein kleiner Judenjunge mit mir, der ſpäter ein großer Kaufmann in Frankfurt geworden iſt. Damals empfand er es bitter, daß ſeine Eltern nicht ſo viel zahlen konnten wie die andern, und er iſt ſchließlich vorzeitig ausgetreten.

Ich ſelbſt hatte für das ganze Pfarrhaus die Briefe nach und von der in Kirberg befindlichen Poſt zu beſorgen. Das hieß: ich mußte im Sommer ſchon bald nach 6 und im Winter bald nach 7 Uhr vom väterlichen Hauſe aufbrechen, nahm dann bis Mittag am Unterricht teil, ging darauf nach Hauſe zum Eſſen und mußte um 2 Uhr wieder im Pfarrhaus an der Arbeit ſein, die bis abends 7 und zuweilen bis 8 Uhr dauerte. Dann hatte ich in der Dunkelheit noch die halbe Stunde nach Hauſe zu gehen und mußte wieder früh aufſtehen, um die Schularbeiten zu machen.

Beim Heimweg am Abend kam ich an drei Friedhöfen vorbei, dem Dauborner, dem Kirberger und auf halbem Wege im freien Felde dem Judenfriedhof. Dies geſchah immer in ſtark beſchleunigtem Schritt, nicht ohne daß ich zuweilen einen Seitenblick auf die Gräber warf, um zu ſehen, ob ſich nichts auf ihnen bewegte. Die alten Juden unter ihren raſenbedeckten Grabhügeln mögen mirs verzeihen: ich habe mich redlich vor ihnen gefürchtet und oft gewünſcht, daß ich nicht mehr bei ihnen vorbei müßte. Und ebenſo wars, wenn der Mond die breiten Schatten der Bäume vom Grabenrande auf den Weg warf, auf dem mir ſelten eine Menſchenſeele begegnete oder mich begleitete.

Die Pfleglinge des Pfarrhauſes waren faſt ſämtlich von Gymnaſien gekommen, auf denen ſie „nicht gut getan" hatten und zu denen ſie ſpäter wieder zurückkehren ſollten. Ich kann nicht ſagen, daß ſie veredelnd auf meine Sitten oder die der Bauernjungen aus Dauborn und Eufingen eingewirkt hätten. Die meiſten waren immer hungrig, und ich erinnere mich noch der großen Butterbrote, die des Pfarrers älteſte Tochter Auguſte für die Frühſtückspauſe vorbereitete. Trotzdem mußte ich in der Regel noch mein eignes Frühſtück mit den Mitſchülern teilen, und aus der Kirberger Apotheke habe ich ganze Ladungen von Pfefferminzplätzchen für ſie herangeſchleppt, nachdem

die zweifelhaften Süßigkeiten in den Krämerläden von ihnen ausgekauft waren.

Im Pfarrhause gab es die kräftige Kost des Landes; den Knaben kam es dabei weit mehr auf die Quantität als auf die Qualität an. Am Abend wurde die in der Gegend übliche Dickmilch mit Kartoffeln gegessen. Einmal war so schlechtes Wetter, daß mich der Pfarrer zum Tische dabehielt. Es war die Zeit der neuen Kartoffeln, die man hier besonders schmackhaft zuzubereiten weiß. Als abgegessen war, lief um den Tisch ein Gewisper; man teilte reihum die Zahl der Kartoffeln mit, die jeder gegessen haben wollte, der eine 33, der andere 29, ein dritter 18. Aber auch der alte Pfarrer hatte das Gewisper vernommen, und alsbald stand er auf und verabreichte jedem der Vielesser eine mächtige Ohrfeige, indem er dabei die Zahl der Kartoffeln nannte, deren jeder sich berühmte.

Wenn in Kirberg Jahrmarkt war, durften am Nachmittage die Zöglinge ihn besuchen. Einmal fehlte einem sein Portemonnaie, als er ausrücken wollte. Eine große Untersuchung wurde angestellt, und einer der älteren Schüler lenkte den Verdacht auf den schon genannten Kirberger Judenjungen, der denn auch mit Schimpf und Schande fortgejagt wurde. Am nächsten Morgen begegnete mir weinend seine Mutter, die ihr Kind von einer ungerechten Beschuldigung reinigen wollte. Inzwischen war aber dem Pfarrer ein Licht aufgegangen über den wirklichen Täter und die wahren Beweggründe der Verdächtigung. Der Jude durfte wiederkommen, und der Pfarrer hielt uns eine merkwürdige Rede, in der er ungefähr sagte, er wolle den wahren Täter gar nicht wissen; Moses sei es nicht; aber wer es getan habe, solle die Geldtasche nur an einen Ort legen, wo man sie leicht finden könne. Es dauerte keine zwei Tage, da holte der Pfarrer einen Band des lateinischen Wörterbuchs von Schmeller, und als er ihn von der Wand nahm, rief er plötzlich: „Ach da ist ja auch das weggekommene Portemonnaie. Hier, Arthur, hast du dein Eigentum wieder.“ Aber dieser besah das Ding von allen Seiten und sagte dann zögernd: „Das ist das meine nicht.“ Darauf der Pfarrer mit rascher Geistesgegenwart: „Aber vielleicht stimmt das Geld, das darinnen ist.“ Das war allerdings der Fall, und unser Lehrer schloß

mit den denkwürdigen Worten: „Sieh, ſo haſt du nicht bloß dein Geld wieder, ſondern der Dieb hat dir auch noch ein neues Portemonnaie gekauft.“

Die Sache hat damals einen ſehr tiefen Eindruck auf mich gemacht, wie ſchon daraus hervorgeht, daß ich ſie in treuem Gedächtnis behalten habe. Erſt viele Jahre ſpäter habe ich den wahren Zuſammenhang erfahren und bin dadurch in meinem Glauben an menſchliche Gerechtigkeit ſehr erſchüttert worden. Ich wußte mir keine Antwort auf die Frage, ob es einen Unterſchied der Behandlung mache, wenn jemand der Sohn eines hohen Beamten ſei und ein anderer der Sohn eines armen Juden.

Ich war in der Mitte des Semeſters eingetreten und mußte darum das Penſum im Franzöſiſchen zuerſt bei einer jungen Dame nachholen, die im Pfarrhauſe zum Beſuche war. Als mein Vater die erſte Rate des Schulgeldes bezahlte, meinte der Pfarrer, ich ſei gut beanlagt, warum ich nicht ſtudieren ſolle. Mit dieſem Beſcheid kam der Vater nach Hauſe, und die Eltern haben lange miteinander beraten, ob ſie das Unternehmen wagen dürften. Endlich ſagte der Vater, was er beim Beginn eines ſchweren Werkes immer zu ſagen pflegte: „In Gottes Namen!“ und fragte mich, ob ich ſtudieren wolle. Ich ſagte freudig Ja, obgleich ich vom Studieren kaum mehr wußte, als daß man da ſehr viel lernen müßte. Auf welches praktiſche Ziel das Lernen hinauslaufen ſollte, iſt mir noch lange nachher nicht klar geweſen. Aber ſoviel wußte ich, daß ich nun wie die andern Zöglinge des Pfarrhauſes Latein treiben müſſe.

Wieder hieß es nachholen, und dazu wurde ich einem Manne anvertraut, der in einem Bauernhauſe zu Dauborn wohnte und von dem ich außer anderen Sonderbarkeiten auch die wußte, daß er ausſchließlich von Weck und Milch lebte. Es war ein quieszierter naſſauiſcher Gymnaſiallehrer Dr. Thomas, der in ſeiner Klaſſe nie hatte Diſziplin halten können. Beim Pfarrer hatte er in früheren Jahren in deſſen Inſtitut unterrichtet, hatte aber die Stelle aus einem mir nicht erinnerlichen Grunde verloren und gab nun Privatunterricht, zu dem ſich ſelten genug Gelegenheit bot. Ich habe bei ihm die Anfangsgründe des Lateiniſchen raſch begriffen, wozu nicht

wenig beitrug, daß er alle Paradigmata mit dem Griffel auf der Schiefertafel vor meinen Augen entwickelte. Ein guter Lehrer war er mir jedenfalls, mochte man ihn immerhin einen schlechten Pädagogen schelten. Von seinen Sonderbarkeiten ist mir nur noch die erinnerlich, daß er nie einen Brief vor der Stunde öffnen wollte, den ich ihm von der Kirberger Post mitgebracht hatte. Man könne nicht wissen, sagte er, was darin stünde und er wolle sich die Laune zum Unterrichten nicht verderben. War dies etwa ein schlechter Lehrer? Man hat ihn denn auch später wieder angestellt, und er hat seine Braut geheiratet, die auf ihn über ein halbes Menschenalter gewartet hatte. Was aber nachmals aus ihm geworden ist, habe ich nie erfahren können.

Als im Spätherbst die Schule wieder begann, konnte ich für alle Fächer zu den übrigen in die Klasse aufgenommen werden. Den Lateinunterricht übernahm jetzt der Pfarrer selbst. Ich sehe ihn noch vor mir, den hochgewachsenen Mann im schlafrockartigen dunkeln Gewande, das schwarze Samtkäppchen auf den langen weißen Haaren, wenn er am Morgen in das Klassenzimmer eintrat, in der einen Hand einen Krug Selterser Mineralwasser, das man damals billig ins Haus gebracht bekam, in der andern die lange Pfeife, die selbst beim Unterricht nicht ausgehen durfte. Er war ein strenger Lehrer, und die Hand saß ihm lose im Gelenke. Mir ist sein lautes „miserabler Bub" lange in Erinnerung geblieben, wenn meine Wangen auch nie Bekanntschaft mit seinen Fingern gemacht haben. Der Unterricht muß rasch vorangeschritten sein; denn wir habens im zweiten Jahre bis zum Lesen von Cäsars gallischem Krieg bei ihm gebracht.

Außerdem unterrichteten uns zwei Volksschullehrer aus Eufingen, von denen mir der alte Wingeroth in guter Erinnerung geblieben ist. Er unterwies uns im Zeichnen und in der Mathematik, und wir mußten uns, da er gebrechlich war, zu ihm in seine Schule begeben. Da waren wir immer viel aufmerksamer als bei seinem Kollegen Ernst, der ihm an Körperkräften so sehr überlegen war und in dessen Rechenunterricht ich mich noch erinnere, mit meinem Nachbar eine Partie Schach gespielt zu haben.

Das Pfarrhaus zu Dauborn lag inmitten großer Gärten,

in denen für die weite Anſtaltsfamilie Gemüſe gebaut und Obſt geerntet wurde. Auf dem geräumigen Hofe ſpielten wir in den Pauſen, und es war ein gar fröhliches Treiben. Aber da lag auch ein großer Kompoſthaufen, und in dieſen fiel eines Tages im Eifer des Spieles mein kleiner jüdiſcher Gefährte aus Kirberg und kam nicht ganz lieblich duftend als Mohrenjüngling wieder zum Vorſchein. Was war zu tun? Schnell ſchoſſen die Penſionäre aus ihrem Kleidervorrat das Nötige zu einem neuen Menſchen zuſammen. Mit einer Gießkanne ging es hinunter zum Dauborner Mühlgraben, und da wurde der Arme ſo lange mit Waſſer begoſſen, bis man ihn ausziehen und neu bekleiden konnte. Als ich am Mittag nach Hauſe ging, begegnete er mir unterwegs im Sonntagsſtaat mit einem Bündelchen, in dem er die geliehenen Kleider zurückbrachte.

Ich bin in Dauborn ein *eifriger Schüler* geweſen, der die bunte Mütze des Inſtituts mit Stolz trug. Früh am Morgen wanderte ich im Sommer den Dauborner Weg entlang und freute mich der prangenden Felder, die im Taue erglänzten; im Winter ging ich über die Wieſen einen näheren Weg, auf dem ich oft genug durch den Schnee waten mußte. Zum Mittageſſen hatte ich ſo wenig Zeit, daß ich eilig davonrannte, nachdem ich kaum das Nötigſte hinuntergeſchlungen hatte. Oft lernte ich unterwegs noch meine Aufgaben, und dann mögen die Buchfinken auf den Bäumen am Rande aufgehorcht haben, wenn ein Bürſchlein dahinzog, das laut lateiniſche Vokabeln memorierte oder Paradigmata aufſagte. Selten begegnete mir jemand außer dem Eſelsknecht Hanphilipp von der Eufinger Mühle, der den Bauern ihr Mehl zuführte oder Säcke mit Korn bei ihnen abgeholt hatte und in der ganzen Gegend wegen ſeiner Grobheit bekannt war. Seine *Eſel*, die im Gänſemarſch ſchwer beladen nebenhertrotteten, hätten von der Härte ſeines Steckens mancherlei zu erzählen vermocht, wenn ſie hätten reden können.

Aber dieſe Tiere waren in der Gegend damals wenig geſchätzt, und ihr äußeres Bild bot nur den Eindruck der Verwahrloſung. Erſt viel ſpäter habe ich in Italien eine andere Meinung von der ganzen Gattung gewonnen, als ich mit meiner Frau von einer Bank zwiſchen Salò und Gardone-Riviera einem Vorgang zuſchaute, der

uns viel zu lachen gab. Da lenkte ein Knabe auf einem Feldwege einen ſchweren Ochſenwagen einem benachbarten Gehöfte zu. Hinten war ein Eſel angebunden, der auf allen Vieren ſich gegen das Mitgehen ſträubte. Plötzlich riß unter ſeinem Widerſtande der Strick, und das Tier blieb mit triumphierender Miene ſtehen, während der Knabe ratlos Halt machte. Da kam eine alte Frau und ſagte dem Jungen etwas ins Ohr, das der Eſel offenbar nicht hören ſollte. Darauf fuhr der Knabe unbekümmert mit ſeinen Ochſen davon, und nach einigem verlegenen Zögern trottete der Eſel aus freien Stücken dem Geſpanne nach, indem er nun freiwillig auf ſich nahm, was er vorher nicht gezwungen hatte tun wollen. Vielleicht wiederholt ſich das zuweilen im Menſchenleben. Aber unſer Philipp hat nach dem Willen ſeiner Untergebenen niemals gefragt, und deshalb waren ſie ſo oft anderer Meinung wie er. Für ihn war die Beförderung der Müllerſäcke auf Eſels Rücken ſo ſehr der Gipfel aller Vollkommenheit, daß er, als ein bequemerer Mühlenwagen angeſchafft wurde, wie mir der Enkel ſeines damaligen Herrn berichtet, verſicherte, dies ſei ſein Tod.

Es war damals ein ſchlimmes *Mäuſejahr*, und ich habe alle Tage auf die Tiere Jagd gemacht, welche im Wegegraben aus einem Erdloch in das andere huſchten, ſelten aber eines erlegt. Auf den Feldern hatte man im Herbſte ſie mit vergiftetem Weizen und durch Eingießen von Waſſer in ihre Löcher zu vertilgen geſucht, und ich hatte wacker dabei geholfen. Aber es waren ihrer zu viele; im Winter zogen ſie ſich maſſenweiſe ins väterliche Haus, das vom Felde nur durch einen Garten getrennt war, und alle Abend kam unter dem Bett, das im Wohnzimmer ſtand, ein Singemäuschen hervor, das uns durch ſein Zwitſchern ergötzte. Der Vater hieß es ſchonen, und ſo haben wir uns der Mäuſeplage nicht erwehren können. Als gegen das Frühjahr Tauwetter eintrat und die Höhlen, von denen das Feld durchzogen war, mit Waſſer gefüllt waren, kam noch einmal ein Froſt, und als ſpäter das Eis taute, hatte die Natur den ſchlimmen Gäſten von ſelbſt den Untergang bereitet.

Man ſoll Kinder niemals nötigen, *Kleider* zu tragen, die ſie nicht mögen oder die ihnen nicht gut ſtehen. Natürlich hatte ich den

Wunſch, den übrigen „Pfarrersbuben“ im Aeußeren nicht nachzuſtehen. Meinen blauen Bauernkittel konnte ich doch nicht in die vornehme Schule anziehen, in der ein leibhaftiger Prinz miterzogen wurde. Aber meine Mutter war in dieſem Punkte unerbittlich. Mochte ſie nun glauben, daß die Mittel nicht ausreichten oder daß mir die Ideen ausgetrieben werden müßten, die über den Stand der Eltern hinausgingen, ich mußte in einem ſchwarzgrünen Gehrock zur Schule gehen, der einem andern zu eng geworden war. Da ſah ich nun auf der einen Seite aus wie ein Bauer, der am Sonntagmorgen zur Kirche geht und auf der andern Seite wie ein Stromer, dem die Kleider nicht auf den Leib geſchnitten ſind, die man ihm geſchenkt hat. Die Mitſchüler machten ihre Bemerkungen, und ich wurde ein unbeholfenes, gedrücktes Menſchenkind, das nur immer wünſchte, nicht bemerkt und in Ruhe gelaſſen zu werden.

Ein anderer Stein des Anſtoßes war eine Schultaſche, die mir meine Mutter aus grobem braunen Sackzeug angefertigt hatte und in der ich meine Bücher tragen ſollte. Sie hatte auf der Klappe einen bunten Schmetterling, den meine Schweſter aus groben Wollfäden darauf geſtickt hatte und auf der Innenſeite war ſie mit Tuchlappen zuſammengeſtückelt, die in der Farbe ſtark voneinander abſtachen. Sie hing mir an einem grünen Gurtriemen über der Achſel, und ängſtlich drückte ich ſie an meine linke Körperſeite, wenn mir unterwegs jemand begegnete, damit die Schande nicht geſehen würde. Die Mitſchüler fingen ſchon an, den Namen „Schmetterling“ mir nachzurufen, und der paßte ſo gar nicht zu meiner langen, vierſchrötigen Geſtalt. Alles Sträuben half mir nichts; ich mußte jeden Morgen mit dem Untier aus dem Elternhauſe. Ja einmal habe ich die Taſche unterwegs unter einem Buſche verſteckt, entſchloſſen meine Bücher mit einem Bindfaden zuſammengeſchnürt und ſie unterm Arm getragen.

Wenn man einer größeren Gemeinſchaft angehört, wünſcht man ſo ungern von den andern Gliedern derſelben abzuſtechen, und die beim Dauborner Pfarrer in die Schule gingen, wollten nun einmal etwas Beſonderes ſein. Sie hatten einen entwickelten Korpsgeiſt, der ſie über die Bauernjungen der beiden Orte weit emporhob. Mit der

Tasche stach ich von ihnen ab und gehörte auch nicht mehr zu meinen Kirberger Schulkameraden. Man hatte mich zu einem besonderen Wesen von seltsamer Eigenart gemacht, und das habe ich mein Lebenlang nicht vertragen.

Aehnliche Kleider- und Ausstattungsschmerzen habe ich später auf dem Gymnasium noch manchmal gehabt; aber sie sind mir nicht in so lebhafter Erinnerung geblieben wie der niederträchtige Schmetterling, von dem ich erst befreit wurde, als ich das Gymnasium beziehen durfte. Pfarrer Feller hatte mich und zwei andere Zöglinge für Sekunda vorbereitet erklärt; aber die wirkliche Entscheidung über unser Schicksal konnte erst ein Aufnahmeexamen bringen, das wir vor den Lehrern der Klasse abzulegen hatten. Als Gymnasialort war das kleine Städtchen Hadamar bestimmt worden, das auf der unteren Stufe des Westerwaldes liegt und das die Eltern ausgewählt hatten, weil es da am billigsten war.

So sind wir zu sechsen am 22. April 1863 gemeinsam von Limburg an der Lahn über Elz und Niederhadamar nach dem Gymnasialstädtchen gewandert. Es war ein sonniger Frühlingstag; an der Landstraße standen die Apfelbäume in rosiger Blütenpracht, und in ihren Zweigen sangen die Vögel, als ob es nie einen schöneren Morgen gegeben hätte. Vorn schritten munter die drei angehenden Sekundaner, ich und zwei Schullehrerssöhne von der Ahr. Hinter uns die drei Väter, von denen die beiden Schulmonarchen recht in Sorgen waren. „Wenn sie's nur machen, wenn sie's nur machen" (nämlich das Aufnahmeexamen)! seufzten sie immer wieder. „Aber, Herr Bücher", sagte plötzlich der eine zu meinem Vater, „Sie sagen ja gar nichts." „Der meine machts", erwiderte dieser gemessen. Als wir gegen Mittag in Hadamar einzogen, staunten wir nicht wenig am Eingang den massigen Bau an, in dem neben der Rezeptur das Landesgymnasium untergebracht war, das frühere Schloß der Fürsten von Nassau-Hadamar. Am folgenden Tage war die gefürchtete Aufnahmeprüfung. Wir haben sie alle drei bestanden. Der Dauborner Pfarrer hatte recht behalten, wir kamen in die Sekunda. Für mich gewiß ein schönes Ergebnis nach kaum mehr als anderthalbjähriger Vorbereitung.

III.

Hadamar

1863—1866.

Das Gymnaſium zu Hadamar war damals das einzige katholiſche Landesgymnaſium im Herzogtum Naſſau. Die Bevölkerung des Städtchens hing der gleichen Konfeſſion in ihrer großen Mehrzahl an. Ich kam alſo in eine mir bis dahin fremde Umgebung und teilte mit vielen andern die Vorurteile, welche überall die Konfeſſionen trennten. Aber ich war von Haus aus nie ſtreng konfeſſionell erzogen worden, und ſo ſah ich das Neue, was den Augen zunächſt auffiel, mehr mit Lernbegierde als mit kritiſcher Beobachtung an. Ich beſuchte die katholiſche Kirche, wenn ein fremder Ordensbruder darin predigte, und ich erinnere mich noch meiner peinlichen Verlegenheit, als die Monſtranz gezeigt wurde und alles um mich her auf die Kniee niederfiel, während ich allein ſtehen blieb. Auch beſinne ich mich, der buntbewegten Prozeſſion zugeſchaut zu haben, die mit ihren Fahnen durch die Straßen zog, und noch jetzt liegt mir die mächtige Melodie des Kirchenlieds im Ohr, das weithin durch die Lüfte ſchallte und in meine beſcheidene Gymnaſiaſtenſtube hereindrang. Ohrenbeichte und Kommunion waren mir freilich ein Greuel, die Firmelung verſtand ich nicht, und in der Lehre von der Sündenvergebung ſchien mir unſer evangeliſcher Glaube bei weitem vorzuziehen.

Allerdings gab es im Städtchen auch eine kleine evangeliſche Gemeinde, die in der alten Schloßkirche ihren Gottesdienſt hielt, an dem wir evangeliſchen Gymnaſiaſten regelmäßig teilnehmen mußten. Unſere Zahl war gar nicht ſo klein; ja, es gab auch eine Anzahl Proteſtanten unter den Lehrern, und wir hatten unſeren beſonderen Reli-

gionsunterricht, den der Pfarrer Schellenberg erteilte. Er nahm ſich auch unſeres leiblichen Wohles nach Kräften an und hatte mich in der evangeliſchen Familie eines Schreinermeiſters untergebracht, wo ich für 160 Gulden jährlich Koſt und Wohnung hatte. Dafür konnte freilich auch damals nicht viel geboten werden, und es iſt mir, als ob die Verpflegung für einen in der Entwicklung begriffenen jungen Menſchen nicht ausgereicht haben würde, wenn nicht die Mutter von Zeit zu Zeit durch Sendung von Nahrungsmitteln Nachſchub geleiſtet hätte. Meine kleine Stube ging auf einen engen Hof hinaus und bot zum Lernen freilich keinen ſehr erfreulichen Aufenthalt. Aber in einem größeren Vorderzimmer wohnte einer der beiden ſchon genannten Schullehrerſöhne, mit dem ich zuſammen arbeiten konnte, und da nahmen wir auch unſere Mahlzeiten ein und ſpielten zuſammen Dame oder Schach.

Später bin ich zum Stadtdiener Ries gezogen. Dort war das Unterkommen womöglich noch primitiver. Die Stube lag über dem Ziegenſtall, in den man ſich auch zurückziehen mußte, wenn man den Ort brauchte, an dem Kaiſer und Könige allein zu ſein wünſchen. Sie war ſo niedrig, daß ich auf der einen Seite mit dem Kopf an die Decke ſtieß, wenn ich gerade ſtehen wollte. Aber das Fenſter ging nach dem großen Schulgarten, in dem ich meinen Freund Guſtav Todt kennen lernte, der ein Sohn eines Lehrers an der Stadtſchule war. Er war ein recht phantaſievoller Menſch, der ſich feſt zum Dichter berufen glaubte, nachdem er auf einem Schulaktus ein ſelbſtgefertigtes Poem hatte vortragen dürfen. Nachdem wir uns öfter in der Gartenlaube getroffen hatten, fand ich eines ſchönen Tages zwar nicht den Freund, aber ein von ihm angefangenes Gedicht auf dem Tiſche vor. Mich hinſetzen und die Reimerei eine gute Strecke fortführen, war Sache weniger Minuten. Das nun gemeinſame Werk ließ ich auf dem Tiſche liegen und ſuchte raſch zu entkommen. Als der Freund ſpäter die Beſcherung fand und ſich überzeugte, daß auch ein anderer fertig brächte, wofür er ſich beſonders berufen geglaubt hatte, war er für immer von ſeiner Einbildung geheilt, zu nicht geringer Freude ſeines Vaters. — Er hat nachmals Theologie ſtudiert und iſt vor einigen Jahren als Pfarrer einer Gemeinde an der Ahr

geſtorben, wo ich ihn als reifer Mann noch manchmal beſucht hatte.

Es war damals eine lebhafte Parteibewegung in Naſſau, und im Landtag ſtanden ſich die Liberalen und die Konſervativ-Klerikalen gegenüber. Die letzteren hielten zu Oeſterreich, die erſteren unter Führung von Lang und Karl Braun zu Preußen. Bei Wahlen haben wir Gymnaſiaſten in den umliegenden Dörfern kräftig mitgeholfen, ich natürlich auf liberaler Seite. Das naſſauiſche Geſetz geſtattete Volksverſammlungen nur „in geſchloſſenem Raume". Da erinnere ich mich denn, daß Karl Braun, der durch einen volkstümlichen Witz die Maſſen leicht mit ſich fortriß, in Niederzeuzheim eine Verſammlung abhielt, die in einem Bauernhofe ſtattfand, der gegen die Straße durch ein Tor „abgeſchloſſen" war. Der Redner ſtand auf einem Tiſch in der Scheunentenne, die verſammelten Bauern größtenteils auf einem Miſthaufen im Hofe. Aber die Klerikalen hatten eine Anzahl ihrer Anhänger in der Scheune verſteckt, die den Liberalen bei günſtiger Gelegenheit in den Rücken fallen ſollten. Ich war mit einigen Freunden zugegen, und wir Gymnaſiaſten haben nicht wenig durch unſer Bravorufen und Händeklatſchen dazu beigetragen, die Verſammelten in Bewegung zu bringen, ſo daß die Klerikalen gar nicht wagten, aus ihrem Verſteck hervorzubrechen, und die Wiesbadener Zeitungen am folgenden Tage berichten konnten, welche ſtaunenswerten Fortſchritte der liberale Gedanke unter der katholiſchen Bevölkerung des Weſterwaldes mache.

Auch in unſer ſtilles Schulleben warf die politiſche Bewegung ihre Wellen. Vor den Unterrichtsſtunden ſtand, ehe der Lehrer erſchien, immer einer auf dem Katheder und las aus der Zeitung vor, unterbrochen vom lauten Beifall der einen, vom Widerſpruch der andern. Als eine Nummer der „Gartenlaube" bei einem Schüler entdeckt worden war, der in der Unterrichtsſtunde unter dem Tiſche geleſen hatte, wurde ſie beſchlagnahmt und es gab eine hochnotpeinliche Unterſuchung, bei der Abonnenten und Leſer des gefährlichen Blattes ermittelt und mit Schulſtrafen belegt wurden. Selbſt die Bevölkerung wurde durch die Geiſtlichkeit aufgehetzt, die im Intereſſe des rechten Glaubens vor den Preußen warnte, welche alles evangeliſch machen wollten.

Zum Gymnaſium ſtand das katholiſche Knabenkonvikt, in dem die Pfleglinge unter einem dem Prieſterſtande entnommenen Regens ein halbklöſterliches Leben führten, in einem beſonderen Verhältnis. Es galt als Regel, daß ſie dem Prieſterſtande geweiht waren; aber ſie beſuchten wie alle anderen Schüler den Unterricht, und Kopfhängerei war an ihnen nicht zu merken. Die meiſten waren friſche Bauernbuben vom Weſterwald oder aus dem Rheingau; einige ſtammten auch von wohlhabenden Eltern aus Limburg oder einer anderen Stadt, und manche von dieſen ſind ſpäter zum Studium der Rechtswiſſenſchaft oder einem andern Laienfach abgeſchwenkt. Aber die erſteren ſind alle in den geiſtlichen Stand eingetreten, und ich habe nachmals manchen von ihnen als Prieſter getroffen, der eine ganz andere Entwicklung genommen hatte, als wir ihm vorausgeſagt hätten. In der Klaſſe wurde zwiſchen ihnen und uns nie ein Unterſchied gemacht; die meiſten Lehrer kümmerten ſich überhaupt nicht darum, ob einer im Konvikt war oder nicht.

Die Geſamtzahl der Schüler des Gymnaſiums belief ſich auf etwa dritthalbhundert. Von dieſen ſtammte noch nicht der dritte Teil aus Hadamar ſelbſt; die übrigen waren Auswärtige, von denen die meiſten bei Bürgern zur Miete wohnten, während etwa 70—80 dem Konvikt angehörten. Auf jede Abteilung der beiden oberen Klaſſen, denen ich nacheinander angehörte, kamen etwa 20 Schüler; die unteren Klaſſen waren etwas ſtärker beſetzt. Aber ſelten erreichte eine von ihnen die Zahl 40, ſo daß nirgends von Ueberfüllung die Rede ſein konnte. Am Schluſſe des Schuljahres 1865/6 waren wir insgeſamt 242, darunter 191 Katholiken, 48 Evangeliſche und 3 Iſraeliten; 170 waren Auswärtige und 72 Einheimiſche. Der Lehrkörper zählte 12 wiſſenſchaftlich gebildete Gymnaſiallehrer, einen Zeichenlehrer und einen Elementarlehrer, ſo daß eine Lehrkraft durchſchnittlich auf 17 Schüler entfiel. Die Zahl der Pflichtſtunden betrug in keiner Klaſſe über 32, ſo daß im Durchſchnitt auf einen Lehrer kaum 18 Wochenſtunden kamen. Es waren alſo die zahlenmäßigen Vorbedingungen für einen intenſiven Unterricht wohl vorhanden.

Der Lehrkörper war ziemlich bunt zuſammengeſetzt, und wir hatten bald die Eigentümlichkeiten jedes einzelnen heraus. Unſere

Wertſchätzung drückte ſich in den Spitznamen aus, die wir ihnen gaben und denen kaum einer entging. Die meiſten dieſer Uebernamen waren ſehr treffend, und mancher würde ein beſſerer Pädagoge geworden ſein, wenn er den Namen beachtet hätte, den er im Munde der Schüler führte, zumal wo dieſer an eine ſchwache Seite ſeines Trägers anknüpfte. Aber dazu war nicht jeder geneigt, und ſo kam es, daß wir bald gute, bald aber auch recht ſchlechte Lehrer hatten, ſo wie es die Anſtaltsleitung gerade über uns verhängte.

Klaſſenlehrer in Sekunda war der Profeſſor Lade, ein ſchlanker, ſchon etwas gebeugt gehender Herr, der immer mit ſchwarzem Gehrock, Zylinder und Glacehandſchuhen in der Klaſſe erſchien und ein ſehr gründlicher Lehrer war, aber zu Zeiten auch ein großer Pedant ſein konnte. Mit ihm hatte ich es gleich im Anfang verdorben. Denn mein erſtes lateiniſches Exerzitium war ſo gar nicht nach meiner Prüfungsarbeit ausgefallen, auf Grund deren ich in die Klaſſe aufgenommen worden war. Da warf er mir denn gleich vor, daß ich bei der Aufnahme betrogen hätte, und dieſen Vorwurf konnte ich erſt nach vielwöchiger ernſter Arbeit wieder von mir abwälzen. Mehr als im Lateiniſchen fehlte es mir im Griechiſchen, für das ich von Dauborn wenig mitgebracht hatte. Da begann ich denn ſyſtematiſch zu lernen. Einen ganzen Sommer lang hatte ich alle Nacht die griechiſche Schulgrammatik unterm Kopfkiſſen liegen, um am frühen Morgen gleich fortfahren zu können, und die Sicherheit meiner Kenntniſſe wuchs dadurch ſo, daß ich ſpäter noch in der Prima Dinge wußte, die ſelbſt dem Direktor fremd waren, und der ſollte doch alle anderen an Wiſſen überragen.

Das Exerzitienſchreiben oder, um es genauer auszudrücken, das Ueberſetzen aus dem Deutſchen ins Lateiniſche und Griechiſche wurde in Hadamar mit großer Ausdauer gepflegt. Der alte Lade ſchenkte uns nichts, und wenn bei der Rückgabe die Hefte mit roten Strichen über und über bedeckt waren, ſo ſetzte es ſchweren Tadel und allerlei Strafen. Wir laſen im Lateiniſchen den Livius und Virgil, im Griechiſchen den Xenophon und Homer. Da wurde denn in jeder Stunde ein Kapitel oder eine Anzahl Verſe durchgenommen und grammatiſch zergliedert. In der folgenden Stunde ſollte das

Geleſene wiederholt werden. Aber auch dieſe Wiederholung verirrte ſich von neuem in grammatiſche Einzelheiten, und oft kam das Ende der Stunde heran, bis die Repetition erledigt war. Dann mußte ich raſch ein Stück weiter überſetzen, und in der folgenden Stunde konnte erſt recht niemand das flüchtig Gehörte wiederholen und zergliedern. Wie oft ſagte der Profeſſor mit ſeiner ſchnarrenden Stimme am Stundenſchluß: „Ich ſag' es ja, ihr könnt nicht präparieren, ihr könnt nicht repetieren, ihr könnt nicht ſtudieren."

Einmal nach einer ſolchen Stunde war Lade vom Katheder hinter eine Stelltafel getreten, um an dem dort ſtehenden Tiſche ſeine Handſchuhe anzuziehen. Da ſprang der letzte der Klaſſe vor deren vorderſte Bankreihe und wiederholte in täuſchender Nachahmung die ſtereotypen Worte vom Nichtpräparieren- und Nichtſtudierenkönnen. Plötzlich tauchte der Kopf des alten Herrn hinter der Tafel hervor und wandte ſich dem Sünder zu mit den denkwürdigen Worten: „Kannſt du nicht wa-arten, bis ich draußen bin?" Sprachs, ſtülpte den Zylinder auf und ging gravitätiſch der Türe zu. Unſer Ultimus wurde kreidebleich; aber am folgenden Tage ſchien der geſtrenge Ordinarius gar nicht mehr zu wiſſen, was geſchehen war, und behandelte ihn beſonders freundlich.

Auch um unſer leibliches Wohl war der Klaſſenlehrer beſorgt. Da die meiſten von uns bei Bürgern in Penſion waren, ſo erſchien er oft unverſehens auf unſeren Stuben und wehe, wenn er irgendwo eine lange Pfeife oder in der Ofenröhre ein verſtecktes Paket Tabak fand. Das wurde unbarmherzig konfisziert mit den Worten: „Das will ich mal für meinen Holzhacker mitnehmen." Böſe Zungen behaupteten freilich, daß er ſein Holz ſelber gehackt habe. Da ſein eigner Sohn mit in der Klaſſe ſaß, ſo bemühte er ſich, eine Tanzſtunde unter uns zuſtande zu bringen und dafür einen Tanzlehrer zu beſchaffen, und als ich aus leicht begreiflichen Gründen widerſtrebte, ſagte er etwas ärgerlich: „Du wirſts noch bereuen." Es hat mir auch ſpäter manchmal leid getan, daß ich nicht tanzen konnte, wenn ich auch zu einer Frau gekommen bin, ohne die ſchöne Kunſt zu beſitzen. Feine Lebensart konnte man übrigens bei dem für die Klaſſe genommenen Tanzlehrer nicht wohl lernen. Denn er redete die in

der Schule noch immer geduzten jungen Leute mit den Worten an: „Meine Herren, gagieren Se mal an.“

Ein Teil des klaſſiſchen Unterrichts wurde eine Zeitlang von Profeſſor Bellinger erteilt. Er war im Landtag und gehörte hier der klerikalen Partei an. Wir laſen unter ihm Virgil und Homer. Von der erſten Stunde an imponierte er uns dadurch, daß er nie eine Ausgabe des geleſenen Schriftſtellers in der Hand hatte. Er konnte alles auswendig — ſo behaupteten einige —, und ich bin ihm lange dafür dankbar geblieben, daß er uns aus den geleſenen Dichtwerken viel auswendig lernen ließ. Zehn Verſe, ſagte er im Anfang, ſei das Mindeſte, was er von uns erwarte. Bis zur nächſten Stunde waren auch zehn Verſe Homer gelernt und wurden abgehört. Da jedem die Stelle freigegeben war, an der er ſeinen Memorierſtoff ſuchen wollte, ſo haben manche mit den erſten zehn Verſen das ganze Semeſter ausgereicht, indem ſie immer wieder von neuem dieſelbe Stelle aufſagten. Nur einmal ſah der Lehrer einen ſolchen Schüler mit den Worten an: „Mir iſt, als hätte ich das ſchon einmal gehört.“ Wurde ein Stück überſetzt, ſo ging er, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer hin und her. Der Schüler hatte neben dem altſprachigen Text die deutſche Ueberſetzung in ſein Buch gelegt und las aus dieſer ein Stück vor. Dann kam ein andrer dran und machte es gerade ſo. Der Lehrer ſagte nichts, wenn auf dieſe Weiſe mehr Verſe überſetzt wurden als billigerweiſe zur Präparation hatten aufgegeben werden können. Er fragte wenig und erklärte nichts. War uns nun auch ein Leſen der Alten zu gönnen, bei dem ihre Texte nicht als bloßer Stoff zu grammatiſchen Uebungen behandelt wurden, ſo ging uns doch die Leichtfertigkeit des behäbigen Profeſſors Bellinger über die Hutſchnur. Außer dem Memorierſtoff eines jeden hatte er uns rein gar nichts zu geben, und wir waren froh, als das Semeſter zu Ende war und er ſeinem Landtag wieder gegeben wurde.

Unſer Lehrer im Franzöſiſchen war der alte Barbieux, ein geborener Franzoſe, der einmal als Schriftſetzer weit gereiſt war und die Revolution von 1848 in Paris miterlebt hatte. Er hatte ein franzöſiſches Leſebuch für höhere Töchterſchulen herausgegeben und rühmte daran beſonders, daß er Stücke aus Voltaires Werken und

von anderen freigeiſtigen Schriftſtellern eingeſchoben habe, an denen kein pädagogiſcher Kritiker Anſtoß genommen hätte. Wir haben bei ihm zwar mancherlei aus der franzöſiſchen Literaturgeſchichte gelernt, aber nicht, uns der lebenden Sprache im mündlichen Gebrauche zu bedienen. Aehnlich ließ er uns im Engliſchen, das ich als fakultativen Lehrgegenſtand mitnahm, nach Erwerbung der nötigſten Vorkenntniſſe ein Stück von Shakeſpeare leſen, wobei wir fürs Leben auch blutwenig gewannen. Eigen war die Art ſeines Betens, mit dem immer die erſte Morgenſtunde eingeleitet werden mußte. Er las dann im ſchnellſten Wortfall ein Stück aus einem abgegriffenen Büchelchen vor und leitete dieſe Erbauung, die glücklicherweiſe niemand verſtand, mit den Worten ein: „Woll'n eins bet'n."

Am ſchwerſten fiel den meiſten von uns die Mathematik, in der wir den Dr. Eikemeyer zum Lehrer hatten. Derſelbe hatte früher auch in der Chemie unterrichtet, und von dieſer Zeit ſchrieb ſich der Spitzname Lackmus her, mit dem wir ihn ſtets benannten. Man erklärte ihn uns daraus, daß er einſt die Reaktion einer Säure auf Lackmuspapier habe zeigen wollen, daß aber das blaue Papier nicht habe rot werden wollen, weil er ſich in der Flaſche vergriffen hatte. Man trieb in ſeinen Stunden gern Allotria, und er ließ ſich auch durch ſie wenig beirren. Als er einſt in die Quarta eintrat, hatte ein Schüler ſeine Kenntnis der lateiniſchen Vokabeln dahin benutzt, den Spitznamen des Mathematiklehrers in ſeine zwei Teile lac und mus zu zerlegen und groß mit Kreide an die Tafel geſchrieben: „Milchmaus". Eikemeyer bemerkte es gleich, wiſchte die Aufſchrift, wie er zu tun pflegte, mit den Fingern aus und rief mit ſeiner ſpeckigen Stimme in die Klaſſe: „Pfiffikus!"

Aber ſo gutmütig war er nicht immer. Er hatte eine abſonderliche Manier, uns die Mathematik zu lehren. Zwei Drittel des Semeſters trug er, unbeirrt durch den ihn umtoſenden Lärm, ſeine Lehrſätze vor und entwickelte an der Tafel ſeine Formeln. Dann fing er an zu repetieren und wehe dem, der nicht auf ſeine Fragen Beſcheid zu geben wußte! Unbarmherzig malte er ihm in ſein Notizbuch hinter dem Namen die Note 5 hin und ſprach leiſe vor ſich hin: „Fömpf." Da wir nun wußten, welches Gewicht bei der Verſetzung

der Note in der Mathematik beigelegt wurde, ſo bemühten ſich die Beſſeren unter uns, als Selbſtlerner ſich anzueignen, was wir nicht in den Vorträgen des Lehrers begriffen hatten.

Ich ſelbſt hatte immer viel Neigung zur Mathematik und Freude an der Löſung ſchwerer Aufgaben. So habe ich denn die Vorträge Eikemeyers in Trigonometrie und Stereometrie ſorgfältig ausgearbeitet und beſitze das Heft noch in ſauberer Niederſchrift, die ich nach meinem Scheiden vom Gymnaſium manchmal an Jüngere zum Abſchreiben ausgeliehen habe. In der Algebra löſte ich die ſchwierigſten Aufgaben aus der Sammlung von Heiß, und oft habe ich abends vor dem Einſchlafen im Bette noch ein Problem überdacht, deſſen ich am Arbeitstiſche nicht hatte Herr werden können. Mit den gleichen Gedanken bin ich am nächſten Morgen aufgewacht, und mehr als einmal war dann die Löſung da. Dieſelbe Erfahrung pflegte Eikemeyer von ſich ſelbſt zu erzählen und daran weiſe Bemerkungen über das unbewußte Fortarbeiten des Gehirns im Schlafe zu knüpfen, während doch die Erſcheinung wohl ſo zu erklären iſt, daß am Morgen das ausgeruhte Gehirn klarer denkt als das ermüdete am Abend.

In der Geſchichte hatten wir in der Unterſekunda den jungen Dr. Hetzel als Lehrer, der uns die altgriechiſche Geſchichte, auf die das ganze Jahr verwendet wurde, außerordentlich anregend vorzutragen und beizubringen wußte. Aber in der Oberſekunda gab man uns einen andern Lehrer, der neu von Weilburg nach Hadamar verſetzt worden war und uns ſchon äußerlich einen wenig günſtigen Eindruck machte. Auf einem kurzen Rumpf ſaß ein unſchöner Kopf mit wulſtigen Lippen, einer Stumpfnaſe, niedriger Stirn und einem Wulſt von ſtraffen gelben Haaren. Er ſollte uns römiſche Geſchichte vortragen; ich hatte mir damals das Buch von Mommſen mit den übrigen Lehrbüchern aus dem Weidmannſchen Verlag gekauft und brachte bald heraus, daß der Lehrer Abſchnitte aus Mommſen wörtlich auswendig gelernt hatte und dieſe Weisheit an uns weitergab. Da brachte ich das Buch ſelbſt mit, und mein Nachbar las darin halblaut mit, was der Lehrer vom Katheder vortrug, und war ihm immer um eine halbe Pferdelänge voraus. Darüber lachten denn die vor

uns Sitzenden, der Lehrer geriet in Verlegenheit und vergaß die Fortsetzung, was wieder nicht dazu beitrug, sein Ansehen bei uns zu erhöhen.

Mit seiner Disziplin war es überhaupt übel bestellt. Einmal erschien er in einem kurzen blauen Leibrock, und alsbald sang aus der Mitte der Klasse eine Stimme den nassauischen Gassenhauer:

Hoste ach de blitzebloee Rock noch a'
Met de himmelsackermentsche geele Knöpp noch dra?

Alles lachte und der Lehrer stammelte verlegen: „Was lacht er denn? Lacht er vielleicht, weil ich en neie Rock anhawwe?" Der Unglücksmensch war Junggeselle und wohnte bei einem Metzger in der Hauptstraße. Als nun bei einer Blatternepidemie im Städtchen auch dessen Haus unter Quarantäne gelegt wurde und er doch in der Klasse erschien, wich alles vor ihm zurück, und wo er sich zeigte, ertönte alsbald der Ruf: „Nehmt Euch in acht; er hot die Blattern." Schließlich wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er auf den Katheder sich zurückzog und gedrückt bis zum Ende der Stunde darauf sitzen blieb.

Die Zustände in der römischen Geschichtsstunde der Obersekunda drangen endlich auch an das Ohr des Direktors. Aber anstatt den ungeeigneten Lehrer zu entfernen und uns den zu geben, den wir früher gehabt hatten und zurückwünschten, ließ er mich, der damals Primus war, zu sich kommen und redete mir zu, auf die Klasse einzuwirken, damit es in der Geschichtsstunde ordentlicher zuginge. Das konnte ich natürlich nicht versprechen. Aber wir behielten den Mann zu seiner und unserer Qual und haben nichts aus seinen Stunden davongetragen.

In der Prima hat dann der Direktor selbst den Geschichtsunterricht für Mittelalter und Neuzeit übernommen. Wir haben bei ihm viele Jahreszahlen und Schlachtorte auswendig lernen müssen, und in jeder Stunde suchte er diesen Gedächtnisschatz durch Repetitionen zu befestigen. Aber vom Zusammenhang der Geschehnisse und ihren Ursachen haben wir recht wenig erfahren, und schon lange ist das mühsam Errungene wie weggewischt aus meiner Erinnerung.

Der Direktor Wesener, der auch unser Klassenlehrer in Prima

wurde, war aus Weſtfalen importiert worden, weil die naſſauiſche Regierung keinen katholiſchen Gymnaſiallehrer im Lande zu haben glaubte, dem ſie das Amt anvertrauen wollte. Er war ein großer, ſtarkknochiger Mann, der in der Klaſſe unbeſchränkte Autorität behauptete. Durch die Ueberlegenheit ſeines Wiſſens hat er die nicht erworben. Ich erinnere mich keines Unterrichtsgegenſtandes, für den er unſere beſondere Teilnahme zu wecken gewußt hätte. Nicht einmal Sophokles Ajax, den wir bei ihm laſen und von deſſen Monolog ich noch jetzt vieles auswendig weiß, hat uns tiefer ergriffen. Aber auf Schulzucht hat er ſtreng gehalten, und als er eine Verordnung erlaſſen hatte, nach der das Erteilen von Privatſtunden an die Genehmigung des Ordinarius geknüpft wurde, hat er mich ſchwer zur Verantwortung gezogen wegen des Privatunterrichts, den ich zwei jüngeren Schülern ſchon von der Sekunda her erteilte. Du lieber Gott! Ich brauchte die paar Kreuzer ſo nötig, die ich mit Stundengeben verdiente, und niemand hatte früher etwas dabei zu erinnern gefunden. Auch tat ich in der Klaſſe meine Schuldigkeit, wie ſchon daraus hervorging, daß ich fortgeſetzt den erſten Platz behauptete. Und ſchließlich war der Unterricht ſelbſt für mich ein wichtiges Bildungsmittel: ich mußte für die zwei Schüler, die mir des evangeliſchen Pfarrers Güte verſchafft hatte, den Lehrſtoff ganz anders durchdenken, als ichs bis dahin getan hatte, wollte ich ihn ihnen mundgerecht machen.

Ich habe mich denn auch nicht irre machen laſſen und meine Schüler behalten, die jetzt gleich mir fürchten mußten, wegen Uebertretung der Schulordnung geſtraft zu werden. Ja bald ſollte ich noch einen neuen dazu bekommen. Dies war mein zwei Jahre jüngerer Bruder Adolf, der als Lehrling in einen der Hadamarer kaufmänniſchen Allerweltsbetriebe gegeben worden war und an zwei Abenden in der Woche bei mir Unterricht in der franzöſiſchen Sprache haben ſollte. Ein Kaufmannslehrling in einem ſo vielſeitigen Kleinhandelsbetrieb iſt ein geplagtes Weſen. Manchmal kam er zu mir, wenn ich noch mit meinen Schularbeiten nicht ganz fertig war. Ich hieß ihn dann einen Augenblick Platz nehmen; aber es währte keine fünf Minuten, ſo war er in tiefen Schlaf gefallen, und ich hatte

dann ſolches Mitleid mit ihm, daß ich ihn bis zur zehnten Stunde weiterſchlafen ließ und dann nach Hauſe ſchickte. Am Morgen hatte ich auf meinem Schulwege an ſeinem Geſchäftshauſe vorbeizugehen. Er ſtand dann wartend am Fenſter, um von mir das Frühſtück in Empfang zu nehmen, das ich von meiner Hauswirtin mitbekommen hatte. Eines Tags rief mich ſeine „Prinzipalin" herein, um mir auf dem offenen Speicher die Schlafſtätte meines Bruders zu zeigen. Dort ſtand ein großer Tiſch, auf den er am Abend ſeine Kleider ablegte. Er war dann unverſehens in Schlaf verſunken und hatte das Licht brennen laſſen, das er zum Schlafengehen mitbekommen hatte. Das Licht war herabgebrannt und hatte ſeine Kleider ergriffen, ohne daß er erwacht wäre. Am Morgen fand er zu ſeinem Schrecken nur noch ein Häufchen Aſche. Aber über dieſen für ihn recht empfindlichen Verluſt entrüſtete ſich die Dame nicht, ſondern über die Feuersgefahr, der mein Bruder ihr Anweſen ausgeſetzt hatte. Natürlich erweckte der Vorgang auch meine Entrüſtung, aber aus einem ganz anderen Grunde.

Auch in der Schule ging mir Verſchiedenes gegen den Strich. In Hadamar waren Unter- und Oberprima zu einer Klaſſe vereinigt, und wenn auch im zweiten Jahre andere Schriftſteller geleſen wurden als im erſten, ſo konnte es doch nicht fehlen, daß ſich im Unterrichte vieles wiederholte und daß mein Wiſſenstrieb auf dieſer ſpärlichen Weide nicht genug Nahrung fand. In der öden grammatiſchen Behandlung der Lektüre antiker Schriftſteller, die wir aus Sekunda gewohnt waren, hatte ſich kaum etwas geändert. Auch in den deutſchen Stunden vermochte die Art, wie uns Goethes Hermann und Dorothea und Schillers Wallenſtein nahegebracht wurden, kein tieferes Verſtändnis zu wecken, und das Konglomerat von Zahlen, Namen und Büchertiteln, das ſich Literaturgeſchichte nannte, ließ auch den Anſpruchloſeſten unbefriedigt. Vielleicht am meiſten iſt mir noch geblieben, als wir das Nibelungenlied in der Urſprache laſen, obwohl es ohne jede grammatiſche Vorbereitung geſchah. Dagegen denke ich an meine deutſchen Aufſätze mit Grauſen zurück, obwohl ich von Haus aus eine Luſt zum ſprachlichen Geſtalten und geordneter Wiedergabe meiner Gedanken mitgebracht hatte. Ich weiß, daß ich

trotzdem in ihnen die beſten Noten davontrug — vielleicht weil ich für die Disponierübungen der Sekunda ohne jedes Verſtändnis geblieben und in die Geheimniſſe der Chrie niemals eingedrungen war. So folgte ich einfach meinem geſunden Menſchenverſtand und kam damit ſicherer zum Ziele, als es denen gelang, die um den ſchulgerechten Aufbau ihrer Leiſtung ſich abmühten. Wenn ich in den Schulprogrammen aus dieſer Zeit das Verzeichnis der Aufſatzthemen durchge e, die uns in Prima geſtellt wurden, ſo wird mir der ganze Widerwille begreiflich, mit dem ich an dieſe Stilübungen zurückdenke. Da war kaum eines, das innerhalb des Kreiſes unſerer damaligen Erfahrungen lag, und über manches könnte ch auch heute noch nicht viel mehr ſagen, als ich damals unter Ach und Weh zu Papier werde gebracht haben. Der Deutſch-Lehrer der Prima hieß unter uns „der ſchöne Mann". Und dieſem Spitznamen entſprechend liebte er die Redeblümchen. Auf den Sinn, der ſich unter ihnen verbarg, kam ſo viel nicht an.

Wenn ich durchdenke, was der deutſche Aufſatz in den beiden letzten Gymnaſialklaſſen für die Schüler ſein könnte und was er uns geweſen iſt, ſo verſtehe ich vollkommen, warum keiner von uns zu dem Lehrer des Deutſchen ein Herz faſſen konnte. Bei dem rein rezeptiven Verhalten, das überall im Unterricht von ihr gefordert wird, bildet für die Jugend der deutſche Aufſatz die einzige Gelegenheit zu produktiver Gedankenarbeit und damit ein Gegengewicht gegen völlige Verſimpelung, zu der die Ueberlaſtung mit Wiſſensſtoff leicht führen kann. Dies ſetzt voraus, daß er ſich auf Gegenſtände erſtreckt, über welche die Jugend bereits ſelbſt Gedanken haben kann, nicht auf ſolche, über welche ſie nur Eingelerntes wiedergeben muß. Noch ſchlimmer waren die freien Vorträge, die wir bei demſelben Lehrer zu halten hatten: eitle Plackerei ohne reellen Nutzen. Hätte es etwa dafür entſchädigen können, wenn wir in der franzöſiſchen Stunde im Sommer den Cid von Corneille und im Winter den Avare von Molière laſen?

Auch in der Mathematik war eine Wendung eingetreten, die mir nicht gefallen konnte. Im Jahre 1865 war der alte „Lackmus" nach Wiesbaden verzogen, ich weiß nicht mehr, hatte man ihn

verſetzt, oder war er in den Ruheſtand getreten. Sein Nachfolger war ein ehemaliger Theologe, der ſelber von Mathematik blutwenig verſtand und die Entwicklungen an der Tafel aus einem blauen Heftchen abzuſchreiben pflegte, in das er ſich das Penſum jeder Klaſſe notiert hatte. Da kam es denn einmal vor, daß er dieſes Hilfsmittel für eine andere Klaſſe bei uns vergeſſen hatte und mitten in der Lehrſtunde eines Kollegen hereingeſtürzt kam, um es auf unſerem Tiſche zu ſuchen. Unter dem Hohngelächter der Prima verließ er den Schauplatz.

Dieſes Brachliegen meines Lieblingsfaches konnte mich wenig befriedigen. Oft kam es vor, daß unſer neuer Lehrer ſich in der Entwicklung ſeiner Formeln an der Tafel verwirrte. Ich war dann ſo dreiſt oder mitleidig, daß ich heraustrat, um ihm zurechtzuhelfen. Das nächſtemal ertönte ſogleich aus der Reihe der Kameraden der Ruf: „Bücher, hilf; das „Täfelche“ (ſo hieß der Mann mit ſeinem Spitznamen) kann nit weiter.“ Unter dieſen Umſtänden wandte ich mich mit einer Eingabe an die Regierung und bat, aus Rückſicht auf die Vermögensverhältniſſe meiner Eltern die Reifeprüfung um ein halbes Jahr vor Ablauf der geſetzlichen Zeit machen zu dürfen. Das wurde trotz des Widerſpruchs des Direktors auch genehmigt, und ſo bin ich im Herbſte 1866 vom Gymnaſium gekommen.

Vorher aber hatte ſich Weſentliches geändert. An einem ſchönen Julimorgen war eine halbe Kompanie preußiſcher Landwehrleute unter Führung eines Leutnants in das Städtchen eingerückt. Der ſcharfe Ton der Pfeifen und Trommeln hallte uns ſo ungewohnt durch die Straßen, als wir gerade beim alten „Lackmus“ Mathematikſtunde hatten. Alles ſtürzte nach den Fenſtern; die Schule mußte geſchloſſen werden, und wir liefen den Soldaten nach, die vor der Stadt den Beſitzer eines Eiſenhammers aufheben ſollten, einen Preußen, der ſich der Militärpflicht entzogen hatte. Da wurde am Ausgange des Städtchens von einer hohen Mauer herab plötzlich ein Stein geſchleudert, der einen Landwehrmann in den Rücken traf. Sofort ließ der Leutnant Halt machen und verkündete mit lauter Stimme, daß im Falle der Wiederholung des Attentats ſcharf geſchoſſen werden würde. Auf dem Hammer fand das kleine Kommando

den Vogel ausgeflogen, und am Nachmittage rückte es wieder nach Limburg ab.

Aber damit war der Vorgang nicht zu Ende. Als Täter ergab sich alsbald ein Tertianer des Gymnasiums, was bei der Preußenhetze, die von Kanzeln und Kathedern in den vorausgegangenen Wochen stattgefunden hatte, niemanden Wunder nehmen konnte. Die Lehrerkonferenz trat zusammen; über den Delinquenten wurde eine grausame Strafe verhängt und alles in einem Protokolle niedergelegt, das den neuen Machthabern zugeschickt wurde. Unsere Aufregung darüber wurde noch wesentlich erhöht, als zum Geburtstage des Herzogs Adolf, der auf den 24. Juli fiel, nicht die sonst üblichen Vorbereitungen getroffen wurden. Kaum zwei Jahre vorher war das 25jährige Regierungsjubiläum des Landesvaters gefeiert worden; alles war vor Loyalität übergeflossen, der Direktor nicht am wenigsten; wir hatten nach der Melodie: „Gott erhalte Franz den Kaiser" eine eigens zu diesem Zweck gedichtete Jubelhymne singen müssen, und nun wagte man nicht, den gewohnten Schulaktus zu begehen; ja wir erfuhren nicht einmal, ob an diesem Tage schulfrei sein würde oder nicht.

Man war nicht sehr loyal im alten Nassau, und mir ist immer der Kirchgang der Beamten am Morgen des 24. Juli, der Aktus des Gymnasiums und das obligate Festessen als ein lästiger Zwang erschienen, dem keinerlei Gefühlswert zukomme. Aber 1866 bin ich zur üblichen Schulzeit als primus omnium mit meinen Büchern ausgerückt; andere Primaner schlossen sich an, wir gingen durch die Hauptstraße, wo sich unsere Zahl rasch aus anderen Klassen vermehrte. Dann zogen wir, jeder mit seinen Schulbüchern, vor das Gymnasium und begehrten Einlaß. Auf unser Klopfen öffnete sich oben ein Fenster; das bärtige Gesicht des alten Pedellen Keßler kam zum Vorschein und wir vernahmen die Worte: „Was wollt er denn, heut is jo kei Schul." „Es ist uns aber nichts gesagt", schallte es aus der Menge. Da jedoch nicht geöffnet wurde, so beschloß unsere jugendliche Schar, auf ein benachbartes Dorf zu ziehen und des Herzogs Geburtstag in unserer Weise bei Bier und Wurst zu feiern. Der Wirtshausbesuch war uns zwar streng untersagt, und ich erinnere

mich nicht, dieſes Verbot ſonſt je übertreten zu haben. Am Nachmittage erſchien auch ein junger Gymnaſiallehrer auf der Bildfläche. Aber er drückte ſich bald wieder aus dem improviſierten Kommers, und es iſt nichts weiter darauf erfolgt.

Nirgends ſind 1866 die Preußen ſo mit offenen Armen aufgenommen worden wie im Herzogtum Naſſau; aber das Blatt wandte ſich in den ſpäteren Jahren, als man erkannte, daß die Beamten, die man in den neuen Regierungsbezirk Wiesbaden entſandte, für die Bedürfniſſe der Bevölkerung ſo wenig Verſtändnis hatten. Noch um 1890 hörte ich einen alten Bauern von ſeinem Sohne erzählen: „Er ſteht bei den Preußen in Koblenz.“ So gegenſätzlich fühlte man ſich damals noch gegenüber den neuen Verhältniſſen.

Als ich im Herbſte 1866 das Maturitätsexamen machte, hatte ich einen Sitzengebliebenen aus dem früheren Jahrgang mit durchzuſchleppen. Trotzdem beſtand ich es mit der Geſamtnote 1, und ich war nicht wenig ſtolz auf dieſes Ergebnis. Der alte Lade erzählte mir beim Abſchied, daß dem einſtimmigen Entſcheid der Kommiſſion nur der Direktor mit den Worten widerſprochen habe: „Der junge Mann hat die Prüfung ein halbes Jahr zu früh gemacht. Was hätte man ihm denn geben ſollen, wenn er die geſetzliche Zeit ausgehalten hätte?“ Ich habe es ſelber manchmal ſpäter bedauert, daß mir das nicht möglich war. Denn gewiſſe Lücken, die das letzte halbe Jahr in der Prima vielleicht ausgefüllt hätte, habe ich doch empfunden. In der Geſchichte war ich nur bis auf Friedrich den Großen gekommen, und von den Alten hatte ich viel zu wenig geleſen.

Mein äußerer Menſch hatte in Hadamar kaum gewonnen. Als Dorfkind war ich im geſellſchaftlichen Verkehr von Haus aus unbeholfen; die in gebildeten Kreiſen üblichen Lebensformen ſchienen mir inhaltlos; mich frei und ungezwungen zu bewegen hatte ich nicht gelernt. Meine beiden Hauswirte hatten zu meiner Erziehung nichts beitragen können; ſie waren ſelber ungebildet. Von meinen Klaſſengenoſſen hatte ich auch feine Lebensart nicht lernen können; von den Lehrern hatte ſich nur Profeſſor Lade gelegentlich meiner angenommen, ohne auf viel Gegenliebe zu ſtoßen. Vor allem hatte ich meinen Körper recht vernachläſſigt. Bis zur Prima ging ich mit langen

Haaren umher, weil mir das als Zeichen der Gelehrſamkeit erſchien und weil ein etwas älterer Student der Philologie aus meinem Geburtsorte ſich ſo trug. Am Turnunterricht des Gymnaſiums habe ich immer mit Widerwillen teilgenommen und es nie zu einiger Gewandtheit gebracht. Erſt als in den letzten Semeſtern der Pedell Keßler als früherer Unteroffizier mit alten Gewehren, welche die naſſauiſche Regierung zur Verfügung geſtellt hatte, uns das Exerzieren lehrte, habe ich dieſem halbmilitäriſchen Treiben Intereſſe abgewonnen, und die von Zeit zu Zeit angeordneten Ausmärſche ſind mir noch in beſter Erinnerung.

Was ich von Haus aus mitgebracht hatte, war ein ſtrenges Rechtlichkeitsgefühl, dem ich zu jeder Zeit damals und ſpäter unverblümt Ausdruck gegeben habe. Das hat mich ſchon auf dem Gymnaſium und noch mehr in der Folgezeit in manche Schwierigkeiten gebracht. Was von der Art erzählt wurde, wie frühere Abiturienten ſich vor dem Maturitätsexamen die Kenntnis der ſchriftlichen Prüfungsaufgaben verſchafft hatten, oder wie man einen einzelnen Lehrer hinters Licht geführt hatte, empörte mich aufs tiefſte. Ich habe mich niemals entſchließen können, mich einer gedruckten Ueberſetzung bei der Lektüre antiker Schriftſteller zu bedienen und andere, die das taten, oder bei Klaſſenaufgaben mit „Spickerzetteln“ arbeiteten, aus tiefſter Seele verachtet. Wer das deutſche Pennälertum kennt, wird wiſſen, wie feſtgewurzelt an manchen Anſtalten unter den Schülern die Anſchauung verbreitet iſt, daß jeder gegen einen Lehrer verübte Betrug erlaubt ſei und wie wenig man ſich bei ſeinen Kameraden Zuneigung erwirbt, wenn man ſeinen Aufſatz oder eine ſonſtige Hausarbeit zur Benutzung oder zum Abſchreiben verweigert. Dergleichen war mir immer ein Greuel; aber entzogen habe ich mich der kameradſchaftlichen Beihilfe auch nicht, und unter meinen alten Papieren fanden ſich noch Briefe aus meinem erſten Studentenſemeſter, in denen ich bald um Anfertigung eines lateiniſchen Aufſatzes, bald um Ausführung einer mathematiſchen Aufgabe gebeten wurde. Sie werden wohl kaum vergeblich geweſen ſein. Wenn ich auch in meinem ſpäteren Leben nur ſelten einem der alten Klaſſengenoſſen begegnet bin, auf dem Gymnaſium beſtand zwiſchen uns das freund-

ſchaftlichſte Verhältnis, und ich habe dasſelbe als Student noch lange ſchmerzlich vermißt.

Was ich von Hadamar mitgenommen habe, ſo wenig es vielleicht ſein mochte, war alles ehrlich erarbeiteter geiſtiger Beſitz, von dem vermutlich mehr auf Rechnung meiner Lehrer zu ſetzen geweſen wäre, als ich mir ſelbſt eingeſtehen mochte. Der Umſtand, daß ich mich einem Studium widmen wollte, das faſt als Fortſetzung meiner Primanertätigkeit angeſehen werden konnte, hat die Grenzen vielleicht etwas verwiſcht. Und war nicht gerade die Tatſache, daß manche meiner Lehrer verſagt hatten, mir zum Segen geworden, indem ſie mich zum eigenen Arbeiten gebracht und an Stellen meine Kraft einſetzen gelehrt hatte, die ich aus eignem Antriebe nicht aufgeſucht hätte? Darin lag vielleicht eine beſſere Vorbereitung auf das bevorſtehende Univerſitätsſtudium als in der Summe des poſitiven Wiſſensſtoffes, den ich mitnahm. Meine Kraft war gewachſen; ich hatte gelernt meine eignen Wege zu gehen, und vielleicht bin ich dieſen nachher oft mehr gefolgt, als für ein erfolgreiches Brotſtudium, wie es mir doch bevorſtand, zuträglich war. Auf keinen Fall darf ich unterſchätzen, was ich dem Hadamarer Gymnaſium verdanke.

Wenn ich es konkret bezeichnen ſoll, ſo lag der Hauptgewinn auf der Seite der Sprachen und der Mathematik. Die gedächtnismäßige Aneignung poſitiven Wiſſens, wie ſie in der Geſchichte und in den Naturwiſſenſchaften gefordert wurde, hatte ich zwar nicht vernachläſſigt; aber ſie hatte mir immer viel weniger Befriedigung gewährt als diejenige Seite des Unterrichts, die der Ausbildung der Denkkraft zuſtatten kam. In der Chemie, die wir in der Unterſekunda treiben mußten, habe ich nur ganz notdürftige Kenntniſſe erlangt. Dagegen hat mich die dann folgende Phyſik ihres ſtofflichen Gehalts wegen angezogen, ohne daß ich freilich tiefer in ſie einzudringen vermocht hätte. Die politiſche und Literaturgeſchichte, wie ſie in Hadamar getrieben wurde, hatte mich geradezu abgeſtoßen. Die Zurückſtellung der geiſtigen Gymnaſtik hinter die Geſichtspunkte der allgemeinen Bildung wollte mir nicht einleuchten, und ich hatte ſolche Fächer immer nur getrieben, weil und ſoweit die Vorſchriften des Gymnaſiums es erforderten. Erſt ſpäter iſt mir der ketzeriſche Gedanke ge-

kommen, daß dies ſchon zuviel geweſen ſei. Von „Ueberbürdung“ war zwar damals noch keine Rede; heute will es mir ſo vorkommen, daß der altnaſſauiſche Gymnaſialunterricht in der Abſicht, den Anforderungen des praktiſchen Lebens zu genügen, ſich zum Teil mit Elementen bepackt hatte, welche uns viel Not, aber wenig inneren Gewinn brachten.

Die kleinen Gymnaſialſtädte haben für unſere Kulturentwicklung eine eigentümliche Bedeutung. Für viele von ihnen bildet das Gymnaſium in ihrer Mitte eine Art Exiſtenzbaſis. Induſtrie haben die meiſten nicht; ihr Gewerbe iſt auf der Stufe des Handwerks ſtehen geblieben; ihr Kleinhandel verſorgt wie in alter Zeit auch die Dörfer der Umgegend. Aber die Gewährung von Koſt und Wohnung an Gymnaſiaſten bietet ſehr vielen dieſer kleinen Exiſtenzen eine unverächtliche Einnahmequelle, und in den beſcheidenen Gymnaſiaſtenbuden löſt immer eine Generation die andere ab. Die Schüler kommen zumeiſt von außen; ſie ſind entweder Söhne von Pfarrern und andern Beamten auf kleinen Orten, oder ſtammen von Bauern oder Privatangeſtellten. Alle dieſe Knaben ſind in noch jugendlichem Alter vom Elternhauſe losgeriſſen, ihren „Philiſtern“ gegenüber ſuchen ſie mit Befliſſenheit ihre Selbſtändigkeit zu wahren und geſtehen ihnen auch dann keinerlei erziehlichen Einfluß zu, wenn ſie einen ſolchen auszuüben vermöchten. Dies iſt aber nur ſehr ſelten der Fall, und ſo erlangen naturgemäß die Lehrer des Gymnaſiums eine Bedeutung für ſie, deren ſich die meiſten zwar nicht bewußt werden, die aber um ſo größer wird, je mehr ſich alle Gedanken und Intereſſen auf das Gymnaſium konzentrieren. Wer unter den Lehrern als Menſch oder Gelehrter etwas bedeutet, der mag ſicher ſein, daß ſein Vorbild für ſeine Schüler richtunggebend wird; wer ihnen zur Kritik Veranlaſſung gibt, bildet den Gegenſtand ihrer häuslichen Geſpräche und ihres oft recht unbarmherzigen Witzes. Und wenn er in der Klaſſe Schwierigkeiten hat, ſo darf er nicht hoffen, daß ihm eine neue Schülergeneration Erleichterung bringen wird. Eine erfährt ſeine Schwächen von der anderen, und dieſer Ueberlieferungsbeſtand vermehrt ſich im Laufe der Jahre, bis er zu einer unabwälzbaren Laſt für den unglücklichen Lehrer geworden iſt, der er ſich durch keinerlei

Bemühungen entwinden kann. Darum sollten für diese Art von Gymnasien die Lehrer mit besonderer Sorgfalt ausgewählt werden. Jede Nachsicht der Aufsichtsbehörden gegen sie wird zur Grausamkeit gegen die Schüler. In einer großen Stadt, in der die meisten der letzteren das Gegengewicht des elterlichen Hauses einzusetzen haben, sind sie noch leichter zu ertragen als in einem kleinen Gymnasialstädtchen, wo dieses fehlt. Und doch wie viele kommen nie über das letztere hinaus, weil ihre Vorgesetzten irrtümlicherweise annehmen, dafür seien sie noch gut genug.

In einer Berliner Zeitung wurden jüngst Erörterungen darüber angestellt, wie es wäre, wenn die Schüler den Lehrern Zensuren schrieben. Es ist gewiß, daß unter den ersteren sich eine sehr entschiedene öffentliche Meinung über die letzteren ausbildet, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es für manchen Lehrer sehr heilsam sein würde, wenn er sich das Urteil seiner Schüler zu Herzen nehmen wollte. Aber es scheint mir doch an jeder Möglichkeit zu fehlen, um derartige papierene Ausweise an diejenigen Stellen zu bringen, welche daraus Nutzen ziehen könnten. Und wenn es möglich wäre, würde nicht gerade an diesen Stellen die Ansicht unerschütterlich sein, daß jeder Vorgesetzte seinen Untergebenen gegen jede Bezweifelung seiner Autorität zu schützen hat, mag dieser zehnmal unrecht haben? Welcher Gymnasialdirektor würde auf die Entfernung eines Lehrers Bedacht nehmen, den die Zeugnisse seiner Schüler als ungeeignet erscheinen ließen?

Wir hatten in Hadamar eine sehr klare Vorstellung davon, was jeder unserer Lehrer leistete und nicht leistete; wir haben Unfähigen das Leben oft bis zur Unerträglichkeit sauer gemacht, weil wir wußten, daß es für uns kein Mittel gab, sie loszuwerden. Im Gegenteil, wir wurden oft zu der Annahme geradezu gedrängt, daß unser Schülerdasein um so fester an diejenigen gebunden wurde, die wir nicht mochten, je weniger wir aus unserer Geringschätzung und Abneigung ein Hehl machten. Das liegt nun einmal im hierarchischen System.

Aber wie kann ein Anstaltsleiter erwarten, daß sich Achtung oder gar Liebe erzwingen lasse für diejenigen, welche weder durch mensch-

liche noch wiſſenſchaftliche Eigenſchaften ausgezeichnet ſind? Daß er ſelbſt die Nullen von denen nicht zu unterſcheiden vermöchte, welche für ſich und andere etwas bedeuten, würde nichts anderes heißen, als daß er ſich nicht an der richtigen Stelle befände. Und dann gibt es doch auch noch viele andere Mittel, die Meinung der Schüler über einen Lehrer kennen zu lernen, als Zeugniſſe der einen über den anderen. Es braucht dabei noch lange nicht zum unſchönen Aushorchen und Spionieren gegriffen zu werden.

Ich erinnere mich nicht, daß wir in unſerer Meinung über den einen oder andern unſerer Lehrer je unter uns uneins geweſen wären. Und dieſe Meinung beſchränkte ſich nicht auf die Klaſſen, in welchen dieſer Unterricht erteilte. Sie dehnte ſich auf die geſamte Schülerſchaft aus; ja darüber hinaus wußten ſelbſt die „Philiſter" genau Beſcheid darüber, was ſie von ihren Gymnaſiallehrern zu halten hatten. Und an der Stelle ſollte das verborgen geblieben ſein, die berufsmäßig über unſer Wohl zu wachen hatte?

Gewiß die ſchlechten Schüler, deren es in jeder Klaſſe gibt, waren niemals gut zu ſprechen auf diejenigen ihrer Lehrer, welche etwas von ihnen verlangten und, wo Leiſtungen nicht freiwillig geboten wurden, ſolche pflichtmäßig auf dem Wege des Zwanges herbeizuführen ſuchten. Aber deren Urteil hat bei uns nie etwas gegolten; wir fanden die Strafen, welche ſie ſich zugezogen hatten, gerecht und haben ſie nicht in Schutz genommen. Anders bei denjenigen, die zu Unrecht von ihren Lehrern verkannt wurden. Auch ſolche Fälle gab es, und ſie haben unſerem Gerechtigkeitsgefühle nicht wenig zu ſchaffen gemacht.

Seit in Bismarck aus einem verbummelten Gymnaſiaſten und Studenten ein berühmter Mann geworden iſt, hat bei nicht wenigen die Anſchauung Raum gewonnen, daß hier ein Regelfall vorliege, und mancher hält ſich zu um ſo größeren Dingen berufen, je weniger er im Vorbereitungsalter berechtigten Anforderungen genügt. Ich werde nicht in Abrede ſtellen, daß geniale Naturen bisweilen die Lücken ihrer Ausbildung im ſpäteren Leben ausfüllen; aber nach meiner Erfahrung iſt die Annahme völlig irrig, daß aus den Muſterſchülern der Gymnaſien im ſpäteren Leben nichts Rechtes wird und

daß dafür die Bummler um ſo begründetere Ausſicht auf gutes Fortkommen und gedeihliche Entwicklung haben. In der Regel werden aus guten Gymnaſiaſten auch gute Studenten und tüchtige Männer; es liegt kein Grund vor, Ausnahmefälle zu verallgemeinern.

Ueber die Koſten meiner Dauborner und Hadamarer Zeit habe ich ſorgfältig Buch geführt, und kann darnach ſagen, daß insgeſamt aufgewendet wurden

für Dauborn	233 fl.	36 kr.
„ Hadamar	788 fl.	50 kr.
zuſammen	1022 fl.	26 kr.

oder etwa 1738 Mark. In Dauborn fielen allein rund 200 fl. auf den Unterricht, ſo daß für Lehrmittel nur 33 fl. ausgelegt zu werden brauchten; in Hadamar kamen rund 500 fl. auf Koſtgeld, 63 fl. auf den Unterricht (im Semeſter 6 fl. Schulgeld), 210 fl. auf Bücher und etwa 10 fl. auf andere Ausgaben. Dabei ſtammten 96 fl. aus eignen Einnahmen (Privatſtunden) und 692 fl. waren von meinen Eltern aufgebracht. Meine eignen Einnahmen ſind wohl ausſchließlich auf Bücheranſchaffungen verwendet worden, von denen ſich manche nicht in den Grenzen des Vorgeſchriebenen hielten, ohne daß ich darüber heute irgendwelche Reue empfinden könnte. Die Bibliothek, welche ich mir allmählich anlegte, hat mich oft tröſten müſſen, wenn es anderwärts kaum zum Nötigſten reichte. Koſt und Wohnung erforderten alles, was meine Eltern geben konnten. Und wenn auch die erſtere kaum zureichend, die letztere dürftig war, ich glaubte nichts Beſſeres beanſpruchen zu dürfen. Ich kann mich nicht erinnern, damals Bedürfniſſe gehabt zu haben, die unbefriedigt geblieben wären. Und darauf kommt es allein an.

IV.

Bonn

1866—1867.

Ich wollte Philologie und Geſchichte ſtudieren. Das hatte ich mir ſo ausgedacht, nicht weil ich inneren Beruf dazu in mir fühlte, ſondern weil die Lehrer, die ich ſo lange vor Augen gehabt hatte, das auch getrieben hatten und zum Teil noch trieben, vor allem weil es am billigſten ſchien. Meine Begabung hätte mich viel eher auf die Mathematik hingewieſen. Aber da war niemand, der mich auf die verſchiedenen Möglichkeiten aufmerkſam gemacht hätte, keine Berufsberatung. Jurisprudenz oder Medizin kamen gar nicht in Frage, der höheren Koſten wegen und weil ich dieſen Kreiſen mich innerlich fremd fühlte.

Mein Vater konnte mir nicht helfen; dem war alles recht was ich ſelbſt wollte. Meine Mutter hatte bisweilen an den geiſtlichen Stand gedacht. Ein Pfarrer bezeichnet auf dem Lande den Höhepunkt alles Erreichbaren; ſein Beruf verbürgt einen unſträflichen Lebenswandel, und ſein Wort gilt etwas in der Gemeinde. Auch ich ſelbſt hatte die letzten Jahre manchmal den gleichen Gedanken nachgehangen. In Kirberg findet im Jahre nur einmal Gottesdienſt bei Kerzenlicht ſtatt, am Sylveſterabend, und dieſe Feier hatte auf mich immer den tiefſten Eindruck gemacht. Die Hinfälligkeit alles Irdiſchen legt ſich dem Menſchen niemals näher als am Jahreswechſel. Die halbdunkle Kirche, gefüllt mit andächtigen, für alles Gute offenen Menſchen, die eindringlichen Worte des Predigers und der weithin ſchallende Geſang, der Nachhauſeweg in Schnee und Eis — all das wirkt erſchütternd, und ich habe dann oft die halbe Nacht halbwach

in meinem Bette gelegen und mir ausgemalt, wie ſchön es ſein müßte, den Menſchen bei ſolcher Gelegenheit ins Gewiſſen zu reden und was ich alles ſagen würde. Glücklicherweiſe iſt keine dieſer ſo ſchön ausgedachten Neujahrsreden niedergeſchrieben worden; ich hätte auch wohl kaum gewagt, jemanden zu verraten, daß ich mir zutraute, es beſſer zu machen als der alte Ortsgeiſtliche. Aber ich habe noch weit ſpäter in meinen Träumen mich auf der Kanzel gefunden; was mich dabei ängſtigte, war faſt immer die Liturgie, die ich niemals recht machen konnte, während ich der Predigt von vornherein ſicher war. Dennoch kam es zu keinem ernſtlichen Verſuch, in die Bahnen der Theologie einzulenken.

Was ich mir ſonſt als Knabe für meinen künftigen Beruf gewünſcht habe, hätte ich nie gewagt, laut werden zu laſſen. Zuerſt habe ich gedacht, es müſſe ſo ſchön ſein, Grobſchmied zu ſein. Denn da könne man mit aller Kraft zuſchlagen. Als ich dann einige Indianergeſchichten geleſen hatte, dachte ich mir, ein Farmer im wilden Weſten hätte das ſchönſte Leben, das in der Welt zu finden ſei. Unabhängig von jedermann, zuweilen von Gefahren bedroht, finde er den reichſten Spielraum, Arbeitskraft und Klugheit zu betätigen, ohne daß ihm ein Menſch dreinreden dürfe. Wenn ich jetzt noch zuweilen darüber nachdenke, ſo kommt es mir vor, als ob der treibende Beweggrund, der mich leitete, eine gewiſſe Menſchenſcheu und Eigenwilligkeit geweſen ſei, verbunden mit einem lebhaften Kraftgefühl. Wie der ſcheue Waldvogel in das Dickicht entweicht, ſobald er das geringſte Geräuſch hört, ſo wollte ich den Menſchen entfliehen, um mich nicht ihnen anpaſſen, nachgeben, fremdem Willen Rechnung tragen zu müſſen.

Und nun ſollte ich auf einen Beruf losſtudieren, der dies alles in hohem Maße verlangt. Aber das wußte ich damals noch nicht, dachte vielmehr nur an ſeine wiſſenſchaftliche Seite, für die ich früh Vorbereitungen getroffen hatte. Schon von Oberſekunda ab hatte ich mir aus dem Ertrage meiner Privatſtunden allerlei Bücher erworben, die über den gewöhnlichen Schulbetrieb der alten Klaſſiker hinausführten. Auch hatte ich beim Konrektor Colombel die hebräiſche Sprache gelernt, für die fakultative Stunden eingerichtet waren, die von künftigen Theologen und Philologen beſucht werden

mußten. Ich kann nicht ſagen, daß mir der Gegenſtand ein tieferes Intereſſe abgewonnen hätte. Bis zum Ueberſetzen leichter Bibelſtellen habe ich es doch gebracht und bin auch beim Maturitätsexamen in dem Fache geprüft worden. Aber ich hatte darauf immer die Empfindung, daß ich die Note, welche man mir gegeben hatte, nicht verdient habe. Später habe ich den Gegenſtand nie wieder berührt, und jetzt ſind davon in meinem Gedächtniſſe kaum noch ſchwache Spuren übrig.

Immerhin war ich bei der Auswahl einer paſſenden Univerſität ſo weit in der Philologie orientiert, daß ich die Hauptvertreter des Faches kannte. So glaubte ich auch zu wiſſen, daß in Bonn für mich etwas Beſonderes zu holen ſein würde. Zwar war Fr. Ritſchl 1865 infolge eines böſen Kollegenſtreites nach Leipzig übergeſiedelt; aber Otto Jahn lebte noch, und zu ſeiner Ergänzung war ein Ritſchlſchüler, H. Uſener eben von Bern berufen worden, ganz zu geſchweigen der übrigen Philologen und der Hiſtoriker v. Sybel und Schäfer.

Ich war an dem Tage nach Bonn gekommen, den das Vorleſungsverzeichnis, das ich mir hatte kommen laſſen, als den Beginn des Winterſemeſters 1866/7 bezeichnet hatte. Die wirklichen Vorleſungen an der Univerſität begannen aber etwa 14 Tage ſpäter, und inzwiſchen irrte ich in der mir fremden Stadt ratlos umher und wußte nicht, was ich beginnen ſollte. Mein Koffer ſollte mir erſt nachgeſchickt werden, wenn ich eine Wohnung gefunden hätte und eine feſte Adreſſe angeben könnte. Mir Bücher zu kaufen, dazu hatte ich kein Geld, ſolche zu leihen, dazu fehlte es mir an Gelegenheit; und ſelbſt wenn ſie vorhanden geweſen wäre, womit hätte ich meine Studien beginnen, wie mich beſchäftigen ſollen? Einen Bekannten, der mich hätte beraten können, beſaß ich auch nicht.

Allerdings bin ich ſchon an einem der erſten Tage einem ſehr zutunlichen Studenten in die Hände gefallen, der mich zum Eintritt in eine farbentragende Verbindung zu bewegen ſuchte. Er nahm mich auch mit auf deren Kneipe, wo man den jungen Fuchs mit einer ihm ſehr wohltuenden Freundlichkeit behandelte. Aber meine Mittel geſtatteten mir nicht, die Beziehung fortzuſetzen, die ich nimmermehr

geſucht haben würde, und ſo bin ich denn mit einiger Beſchämung wieder losgekommen, und habe mich ſpäter nie wieder zum Objekt der „Keilerei“ machen laſſen.

Ich war bei meiner Ankunft in dem beſcheidenen Gaſthauſe abgeſtiegen, das mir ein Freund aus meiner Heimat empfohlen hatte. Das Haus genügte völlig meinen Bedürfniſſen; aber als mir der Wirt am folgenden Tage ein Zimmer als Studentenzimmer vermieten wollte, lehnte ich dieſes Anerbieten rundweg ab. Ich wollte um keinen Preis in einem Hauſe wohnen, in dem eine Gaſtwirtſchaft betrieben wurde.. Und doch mietete ich mich nach langer Wohnungsſuche in einer ſolchen in der Rheingaſſe ein, ohne daß ich die Beſtimmung des Hauſes bemerkt hatte, und konnte ſpäter auch trotz aller Anſtrengung nicht wieder davon loskommen. Ich hatte dort ein ſehr geräumiges, nach dem Hofe gelegenes Zimmer zu ſehr billigem Preiſe angeboten erhalten — wie man mir ſpäter ſagte, dasſelbe, in dem Ludwig van Beethoven geboren war. Amerikanerinnen, die dieſes Zimmer wie andere Merkwürdigkeiten beſichtigten, prieſen mich glücklich, daß ich an einer ſo geweihten Stätte wohnen könnte. Aber mir war gar nicht glücklich da zu Mute. Der Raum ſtarrte von Ungeziefer, und unter ihm war der Tanzſaal des Wirtes, in welchem zweimal in der Woche Uebungen mit Muſikbegleitung ſtattfanden. Auf meine Beſchwerde über die unruhige Lage des Gelaſſes, in dem ich ſtudieren ſollte, wurde mir ein anderes Zimmer im oberſten Stockwerk des Hauſes angewieſen, und da habe ich denn mein erſtes Bonner Semeſter hindurch gehauſt.

Meine Eltern hatten mir für meinen Unterhalt und die Koſten des Studiums vierzig Taler mitgegeben. Dazu kam ein wenig Geld, das ich aus der kargen Entlohnung meiner Privatſtunden mir in Hadamar erſpart hatte. Aber es war doch zuſammen erſtaunlich unzureichend. Als ich die Koſten der Hinfahrt, die Immatrikulationsgebühren und Kollegiengelder bezahlt hatte, blieb mir nur noch eine kleine Summe auf der Hand, die kaum für die erſte Monatsmiete und ein beſcheidenes Mittageſſen reichte. Frühſtück und Abendeſſen ſollte ich mir ſelbſt bereiten, nachdem die Mutter vorher in einem kleinen Kochkurſus mich belehrt hatte, wie einige leicht zuzubereitende

Speiſen nötigenfalls auf der Kaffeemaſchine hergeſtellt werden konnten. Der Vater hatte mir einen feſten Holzkoffer gebaut, in dem ich die Viktualien verwahrte, die ich von Hauſe mitbekommen hatte, gemahlenen Kaffee und Grieß und Reis und Erbſen, Butter nicht zu vergeſſen. Von Zeit zu Zeit kam aus der Heimat Nachſchub, im November eine gebratene Gans, zur Zeit des Hausſchlachtens Würſte, Backobſt uſw. Da habe ich mir dann zuerſt meinen kleinen Haushalt eingerichtet und fleißig ausgeſchaut, wie ich am billigſten davonkommen könne. Ich wußte, wie ſchwer den Meinen jede Geldſendung werden mußte.

Wo nun einen billigen Mittagstiſch finden? Zuerſt bot er ſich im Hauſe ſelbſt. Ich konnte auf meinem Zimmer eſſen und einen Teil des Fleiſches, das ich zu Mittag erhielt, für den Abend aufheben. Aber die Qualität des Gebotenen nahm nach den erſten Tagen ſo raſch ab, daß ich kaum den notdürftigſten Hunger ſtillen konnte. Da galt es, auswärts etwas Beſſeres zu ſuchen, und ich fand es auch in der Speiſewirtſchaft von Badenheuer am Münſterplatz. Dort konnte man für 4 Silbergroſchen ein Fleiſchgericht mit Kartoffeln erhalten; für einen weiteren Groſchen gab es auch etwas Gemüſe dazu, und um den gleichen Preis konnte man ſich eine Suppe zulegen. Aber dazu langte es nicht immer; ja, wenn ich ein Buch nötig brauchte, ſo habe ich manchmal wochenlang mir Gemüſe und Suppe verſagt und bin nach der Speiſung für 4 Groſchen mit einem raſch gewonnenen Freunde nach Poppelsdorf hinausgewandert, wo eine billige Taſſe Schokolade und ein Brötchen das mangelhafte Mittageſſen ergänzen mußten.

Damals war gerade die Fray-Bentos-Company ein Jahr gegründet, und in allen Zeitungen ſtand zu leſen, wie viel Nährſtoffe ein Gramm Fleiſchextrakt enthalte. Da habe ich denn des Abends mir mit heißem Waſſer einen halben Teelöffel Fleiſchextrakt angerührt und wenn ich die Miſchung getrunken hatte, mir eingeredet, daß ich wiſſenſchaftlich nun ſatt ſein müßte. Ja wiſſenſchaftlich, aber wirklich? Gut daß der eiſerne Beſtand aus Kirberg in meinem Koffer vorhanden war und daß es Winter war, wo ich wenigſtens abends den Ofen heizen ließ, auf dem gekocht und geſchmort werden konnte.

Ich war ängſtlich beſorgt darum, daß mich niemand bei dieſer Arbeit überraſchte; zu der Zeit, wo das Mädchen das Bett abdeckte, mußte alles beendet ſein. Der verräteriſche Duft im Zimmer wurde vorher durch Oeffnen der Fenſter entfernt.

Stipendien oder Stundung der Kollegiengelder habe ich nie in Anſpruch genommen. Dagegen ſuchte ich etwas zu verdienen. Der einzige Weg, welcher mir dafür offen ſtand, war das Erteilen von Privatunterricht, wie ich ihn bereits auf dem Gymnaſium gegeben hatte. Aber wie Schüler finden? Im Anzeigenteil der Bonner Zeitung ſtanden alle Tage ſo viel Inſerate von Studenten zu leſen, die das gleiche erſtrebten, daß ſich dieſer Weg von ſelbſt verbot. Nun hatte mir der Kirberger Apotheker eine Empfehlung an einen Bonner Verwandten mitgegeben, der Gymnaſiallehrer war, und durch ihn habe ich denn auch in meinem zweiten Bonner Semeſter ſchließlich einen Schüler bekommen. Ich mußte die Stunden aber früh morgens vor 6 Uhr in der Wohnung ſeiner Eltern abhalten, ſo daß er noch zur rechten Zeit in ſeine Klaſſe kommen konnte. Eine weſentliche Beihilfe habe ich daraus nicht gezogen.

Daß mir dieſe wirtſchaftliche Seite meines Studentendaſeins zuerſt einfällt, mag banauſiſch erſcheinen. Ich will auch beileibe kein Mitleid erwecken. Später habe ich arme Studenten kennen gelernt, die es weit ſchlimmer hatten als ich in meiner erſten Univerſitätszeit. Aber ich habe niemals geſehen, daß einer in den Studien weſentliche Fortſchritte machte, wenn er nicht ausreichend ernährt war. Darum iſt mir das Leipziger Konvikt, in dem über hundert Studenten kräftige Koſt am Mittag und Abend finden, immer als eine der ſegensreichſten Einrichtungen erſchienen.

Ob die zu einem großen Teile auf Selbſtverſorgung beruhende Ernährung meiner erſten Bonner Zeit für meinen Körper ausreichend war, mag ich nicht unterſuchen. Ich weiß nur, daß ich im Anfang das dort übliche Schwarzbrot (Pumpernickel) reichlich genoß, weil es mir nahrhafter und billiger zu ſein ſchien. Aber dauernde Verdauungsſtörungen waren die Folge, und ich ſah mich genötigt, zu einer Koſt zurückzukehren, welche ſich dem mehr annäherte, was ich aus meiner Heimat gewohnt war. Ueberhaupt ließ meine Geſundheit im

ersten Semester viel zu wünschen, und ich bin heute geneigt, das der unzweckmäßigen Weise zuzuschreiben, in der ich mein äußeres Leben eingerichtet hatte.

Im zweiten Semester bezog ich eine andere Wohnung bei einem Schlosser in der Brüdergasse. Da wohnte ein älterer Student aus meiner Heimat, der das gleiche Studienfach gewählt hatte; aber ich habe bei ihm nicht gefunden, was ich erwartet hatte: Anleitung zur richtigen Ausnutzung der Bonner Bildungsgelegenheiten und zu einer zielbewußten Gestaltung meiner Studien. Der Landsmann hörte nicht einmal regelmäßig die belegten Vorlesungen, studierte aber fleißig zu Hause, was ihm gerade gefiel und wußte im Tone großer Ueberlegenheit über alles zu spotten, was unser Leben anging. Er ist denn auch nachher viel später zum Ziele der Staatsprüfung gelangt als ich selbst. Damals verfügte er über reichere Mittel, als sie mir zur Verfügung standen. Aber sie kamen nicht von seinen Eltern; ein Schullehrer aus einem Nachbarorte ließ ihn studieren, nachdem er sich mit seiner Tochter verlobt hatte. Das Verhältnis sagte mir wenig zu. Es hat zwar später mit einer Heirat geendet; aber der in einer der wichtigsten Lebensfragen von vornherein gebundene Hausgenosse hat es in seinem Berufe nie zu etwas rechtem gebracht. Er ist schon lange in einer kleinen hessischen Stadt gestorben, an deren Gymnasium er Lehrer geworden war — stets ein Sonderling, der den Weg aus der Bauernjugend in eine andere Lebenssphäre nicht zu finden gewußt hatte. Und doch hatte er auf dem Gymnasium zu Wiesbaden für einen der hoffnungsvollsten Schüler gegolten, dem seine Lehrer damals eine glänzende Laufbahn vorausgesagt hatten.

So war ich in Bonn ganz auf mich selbst angewiesen. Niemand hatte mir gesagt, wie ich mein *Studium* einzurichten hätte, und ich empfand darum den Uebergang vom Gymnasium zur Universität gar nicht so, wie man sich den Uebergang aus der Gebundenheit der Schule in die akademische Freiheit gewöhnlich denkt. In Hadamar war mir Tag für Tag vorgeschrieben gewesen, was ich zu tun hatte. Waren meine Schulaufgaben erledigt, so hatten mich keine weiteren Sorgen gequält. In Bonn war mein einziger Leitstern das allgemeine Vorlesungsverzeichnis. In diesem hatten die einzelnen Do-

zenten die Vorleſungen angekündigt, welche ſie zu halten gedachten, und der junge Student konnte auswählen, was er zu hören wünſchte. Darauf hatte ſich auch ſein häuslicher Fleiß zu richten. Ob man einen Gegenſtand zweckmäßig im erſten oder letzten Semeſter betreiben ſollte, wurde einem von niemanden geſagt. Ein Lehrgang war nicht vorgeſchrieben.

Da bin ich denn oft in nicht geringe Verlegenheit gekommen, und ich habe mehrfach den Bonner Gymnaſiallehrer aufgeſucht, an den ich empfohlen war, um mich von ihm beraten zu laſſen. Aber er hat mir auch nicht mehr ſagen können, als welche Dozenten ich hören und welche Bildungsgelegenheiten ich benutzen ſolle, während ich über den Unterrichtsgang ſelbſt entſcheiden mußte. Da habe ich denn an vielem herumgenaſcht, was mich wenig förderte und das Fehlen eines eigentlichen Studienplanes ſchmerzlich empfunden.

In der Geſchichte, der ich mein Hauptſtudium zuwenden wollte, wurden Arnold Schäfer und Heinrich v. Sybel meine Lehrer. Ich nenne ſie in dieſer Folge, weil ich in der Tat Schäfer am meiſten verdanke. Er war mir als Verfaſſer eines vierbändigen Werkes über Demoſthenes als ein Mann von ſtupender Gelehrſamkeit bekannt, und da ſeine Vorleſungen großenteils auf dem Gebiete der alten Geſchichte ſich bewegten, ſo konnte ich durch ihn den Anſchluß an mein philologiſches Studium am leichteſten erreichen. In der Tat habe ich von ihm viel gelernt, insbeſondere die Methode kritiſcher Quellenbenutzung. Seinem Vortrage merkte man es an, daß er früher Gymnaſiallehrer geweſen war. Er war kein Mann großer Geſichtspunkte und geiſtreicher Auffaſſung; aber er hatte den Stoff, über den er handelte, mit philologiſcher Akribie durchdrungen und bot ihn in einer leicht zugänglichen Form. Man war bei ihm immer ſicher, daß man den vollen Stand der Forſchung erfuhr, ſoweit ſie damals vorgedrungen war. Dies war mein Eindruck nicht bloß in der griechiſchen und römiſchen Geſchichte, die ich bei ihm hörte, ſondern namentlich auch in ſeiner „Quellenkunde zur alten Geſchichte“. Sie war denn auch die einzige Vorleſung, die ich in meiner ganzen Studienzeit wiederholt gehört habe, und ſein Quellenbuch zur alten Geſchichte habe ich ſpäter noch oftmals nachgeſchlagen.

In meinem zweiten Semester bin ich in das hiſtoriſche Seminar eingetreten und habe gleich mit einer eignen Unterſuchung begonnen. Merkwürdigerweiſe hatte mir Schäfer, bei dem ich arbeiten wollte, dafür keine Aufgabe aus dem Gebiete der alten Geſchichte geſtellt, ſondern aus dem Mittelalter. Es war das Leben Friedrichs des Streitbaren von Oeſterreich, das mich beſchäftigen ſollte, und ich habe auf dieſe Aufgabe wohl mehr Zeit verwendet, als ich beim damaligen Stande meines Wiſſens hätte tun ſollen. Auf jeden Fall habe ich dabei einen Band der Pertzſchen Monumenta gründlich kennen gelernt und bin zum Quellenſtudium und zur richtigen Art der Quellenbenutzung aufs zweckmäßigſte angeleitet worden. Schäfer pflegte ſolche Arbeiten ſehr gewiſſenhaft nachzuprüfen, und ſo war es für mich eine große Freude, daß er der meinigen den erſten Preis zuerkannte. Das fiel damals für mich auch materiell ins Gewicht.

Bei v. Sybel habe ich die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution gehört, die damals von ſo wenigen belegt und von ſo vielen „geſchunden“ zu werden pflegte. Sie gehörte wie Anton Springers Vorträge zu den Bonner Modekollegien; aber es iſt mir nicht ſo vorgekommen, als ob die Hörer viel davongetragen hätten. Im hiſtoriſchen Seminar ließ v. Sybel methodiſches Vorgehen manchmal vermiſſen, und man hatte den Eindruck, daß ihn die Arbeiten der Mitglieder nicht genug intereſſierten, um ihnen eine gründliche Durchſicht zu widmen. Jedenfalls habe ich dort bei weitem nicht ſo viel gelernt als bei Schäfer und den Eindruck gewonnen, daß man nirgends mehr auf ſich ſelbſt angewieſen ſei als bei dieſem berühmten Hiſtoriker und Politiker.

Bei Kampſchulte, dem katholiſchen Vertreter der Geſchichte, habe ich nicht gehört, was ich ſpäter manchmal bedauert habe. Ein Hiſtoriker im Dienſte einer Konfeſſion war uns von vornherein verdächtig.

Von Philologen ſind mir Otto Jahn und Jacob Bernays in Erinnerung geblieben. Bei erſterem hörte ich römiſche Literaturgeſchichte und erbaute mich an der künſtleriſch vollendeten, wohl überlegten und fein abgeſtimmten Art der Darſtellung. Wir liebten dieſen Dozenten, der ein gleich großer Archäologe und Philologe war; aber

der Mann war für uns unnahbar, und was wir von seinem Privatleben wußten, diente wohl dazu, seine feine, zurückhaltende Natur uns verstehen zu lehren, nicht aber ihm uns näherzubringen. So hatte er unter den Studierenden viele Verehrer, ja Bewunderer, kaum einen aber, den man als seinen Schüler hätte bezeichnen können.

Bei Jacob Bernays hörte ich Geschichte der Philologie, über die Schrift vom Staate der Athener, und Aristoteles Poetik. Er war, was man einen eleganten Dozenten nennen konnte, und vielleicht lagen seine Vorträge jenseits unseres Verständnisses. Unähnlich seinem Bruder Michael, der damals mit seiner Goethekritik hervorgetreten war und den ich später als Literarhistoriker in München fand, hielt er streng am Judentum fest; aber er glich diesem darin, daß beide von dem Werte der eignen Persönlichkeit tief durchdrungen waren und anderen die gleiche Vorstellung nicht immer mit Geschick aufzudrängen suchten. Dabei brachte Jacob gern eine gewisse Vornehmheit zur Geltung, die eher abstoßend als anziehend auf uns wirkte. Man schätzte ihn als Gelehrten; aber näher ist man ihm nicht gekommen weder als Menschen noch als Dozenten.

Außerdem war Hermann Usener, mein nassauischer Landsmann, damals von Bern nach Bonn berufen worden. Er war ein Schüler Ritschls und hatte sich dessen Manier wohl auch in den Vorlesungen angeeignet. Ich konnte aber nicht den Eindruck gewinnen, daß in ihm ein ebenbürtiger Kollege Otto Jahns berufen worden sei. War bei diesem alles Klarheit und Ebenmaß, so fiel Usener durch die Unordnung der Gedankenführung, die Anhäufung der Zitate und die Verirrung auf allerlei Abwege auf. Er wollte durchaus frei vortragen und vermochte es doch nicht. Unter den Studenten war das Sprichwort „Usener, Konfusener" geläufig. Ich weiß, daß der Mann unter den Philologen sich noch heute hohen Ansehens erfreut und würde mich scheuen, mein damaliges Urteil hier wiederzugeben, wäre dasselbe nicht so fest in meinem Gedächtnisse haften geblieben. Er hat sich später volkskundlichen Studien zugewandt, und ich bin mit ihm zu Anfang der achtziger Jahre einmal von Heidelberg nach Darmstadt gefahren. Er kam von einer Alpenwanderung und war erfüllt von dem, was er unterwegs über Erscheinungen der Volksjustiz auf-

geleſen hatte. Als ich ihm bedeutete, daß wir das alles im naſſauiſchen Bauernleben viel ausgebildeter beſäßen, konnte er ſich vor Verwunderung nicht laſſen und hat dann bei einem gemeinſamen Aufenthalt in Darmſtadt aus mir herauszuholen geſucht, was ich wußte. Ich ſchied aber ſchließlich von ihm mit dem Eindruck, daß ſeine große Buchgelehrſamkeit bei dem Mangel jeder eignen Anſchauung ihn auf Abwege führen müſſe, und habe auch ſpäter dieſen Eindruck nicht loswerden können. In meinem erſten Bonner Semeſter habe ich bei ihm eine kritiſche Geſchichte der Homeriſchen Gedichte und Interpretation des erſten Buches der Ilias gehört, ſtand aber fortgeſetzt unter dem Eindruck, daß uns da multa, non multum geboten wurden und daß der Dozent ſich ſelbſt den größten Gefallen erwieſen haben würde, wenn er ſeine Gedanken beſſer hätte ausreifen laſſen.

Von meinen übrigen Bonner Univerſitätslehrern weiß ich nicht viel zu berichten. Einfluß auf meine Entwicklung hat keiner gewonnen. Insbeſondere haben die Philoſophen, die ich hörte, eher abſchreckend als ermunternd gewirkt, und meine Kenntniſſe in dieſem Fache ſind immer höchſt dürftig geblieben. Aber auch die Philologen, welche ich beſuchte (Heimſoeth, Ritter, Simrock, ſpäter Lucian Müller) haben die Ergänzungen, die ich von ihnen erhoffte, nicht zu liefern vermocht. Die in Bonn herrſchende Vorſchrift, daß jeder Dozent eine öffentliche Vorleſung im Semeſter zu halten habe, führte mich in manchen Hörſaal, aus dem ich für meine wiſſenſchaftliche Ausbildung nichts davongetragen habe. Mir wäre es am liebſten geweſen, wenn die privaten Vorleſungen jedem Studierenden gleich zugänglich geweſen wären. Die Fortdauer der Kollegiengelder iſt mir immer als ein übler Anachronismus erſchienen.

Im ganzen hatte die erſte Univerſitätszeit mir nicht gebracht, was ich von ihr erhofft hatte. Die beiden Bonner Semeſter verliefen mir ſehr einſam, und wer mich einen frohen Studenten genannt hätte, würde ſehr im Unrecht geweſen ſein. Familienverkehr fehlte mir vollſtändig; es ging mir da wie ſo vielen unvermögenden Studenten, die ſich ſpäter dem Gymnaſiallehrerberufe widmen wollen und denen es an Gelegenheit fehlt, ſich den geläufigſten ſozialen Schliff anzueignen. Viele von ihnen bleiben ihr Leben lang einſchichtig und ein-

ſiedleriſch, unfähig, ſich natürlich zu geben und in ſteter Beſorgnis, irgend eine Form zu verletzen. Fortwährend befangen vermögen ſie auch die Fähigkeiten, über die ſie verfügen, nicht zur Geltung zu bringen und führen oft ein unzufriedenes Beamtendaſein. Ich hatte ſpäter in Dortmund einen Kollegen aus bäuerlichen Kreiſen, der gleich mir als Probekandidat am Gymnaſium aufgenommen war. Eines Abends waren wir in der Familie des Direktors eingeladen, und es hielt mir nachher ſchwer, den Kollegen zu überzeugen, daß er nun den üblichen „Verdauungsbeſuch" machen müſſe. Endlich begab er ſich an einem ſchönen Sonntag mit meinen Ratſchlägen auf den Weg. Auf ſein Klingeln öffnet die Frau Direktorin, der er doch nun vorgeſtellt war, ſelbſt die Türe, und der Unglücksmenſch überreicht ihr auf die Auskunft, daß der Direktor abweſend ſei, ſeine Beſuchskarte.

Wäre mir dergleichen auch niemals begegnet, ſo litt ich doch empfindlich an einer ſteten Verlegenheit im Verkehre mit Menſchen und ging Leuten ängſtlich aus dem Wege, die mir hätten nützlich ſein können. Mit keinem meiner Dozenten habe ich perſönliche Bekanntſchaft gemacht; ſelbſt mit Uſener, der ſich ſeiner Landsleute gerne annahm, bin ich erſt perſönlich bekannt geworden, als ich nach einigen Jahren bei ihm die Staatsprüfung zu machen hatte. An fremdem Tiſche beherrſchte mich die alte Bauernregel, daß man ſich zum Eſſen müſſe nötigen laſſen, ſo ſehr, daß ich oft hungrig wieder aufgeſtanden bin. Immerhin hatte ich einige Studierende, die ich im Kolleg kennen gelernt hatte, zu Freunden gewonnen.

Aber auf meine Studien hatte keiner Einfluß. Hier ging ich meine eignen Wege, griff an verſchiedenen Stellen an, ohne irgendwo Ergebniſſe zu erzielen — mehr ein Taſten und Suchen als ein zielbewußtes Arbeiten. Ich hatte mich mit Vorleſungen überladen, weil ich um ſo ſchneller zum erſtrebten Berufsziele zu kommen glaubte, je mehr ich hörte. Aber das rein rezeptive Verhalten drückte mich ſchließlich nieder, und ſo ſind oft die lückenlos nachgeſchriebenen Kollegienhefte, die ich ſorgfältig einbinden ließ, das einzige Erträgnis meines Fleißes geblieben. Erſt als ich im hiſtoriſchen Seminar bei Schäfer ſelbſtändig arbeiten lernte, erwuchs mir die Befriedigung, ohne die keine gedeihliche Arbeit möglich iſt, und als ich gar mit einem Preiſe

bedacht wurde, trug dies nicht wenig dazu bei, meinen Mut zu beleben. Ich habe daraus den Schluß gezogen, den ich später als akademiſcher Lehrer beſtätigt fand, daß das Einſchieben eigner geiſtiger Produktion, ſei ſie auch noch ſo beſcheiden, in den Univerſitätsunterricht für die Ausbildung unſerer Studierenden wichtig werden könnte. Bloß aufzunehmen ohne auszugeben, das vermag kein Menſch auf die Dauer, und wer die Kritik, die ſich doch zuweilen in den Vorleſungen regt, nicht zum Ausdrucke bringen kann, gleicht dem Laſtträger, deſſen Bürde immer ſchwerer wird, ohne daß er ſie ſich irgendwie erleichtern könnte. Freilich dürfen die produktiven Aufgaben auch nicht die Kraft ganz erſchöpfen, wie es bei mir infolge der Seminararbeit der Fall war. Nichts wirkt nachteiliger auf die Ausbildung als die vorzeitige Hingabe an eine einzige Aufgabe, zu deren Bewältigung doch die Kräfte noch nicht ausreichen.

V.

Heppenheim an der Bergstraße

1867—1868.

Nach meinem zweiten Bonner Studiensemester war es unsicher geworden, ob meinen Eltern die weitere Tragung der Last nicht zu schwer werden würde. Ich mußte darum Bedacht darauf nehmen, sie ihnen zu erleichtern, und als ich in der Frankfurter Zeitung ein Hauslehrer-Gesuch fand, schrieb ich an den Vater der zu unterrichtenden Kinder, den Direktor der Landesirrenanstalt in Heppenheim an der Bergstraße Dr. med. Georg Ludwig und wurde angenommen. So kam ich im August 1867 in einen der schönsten Teile Deutschlands und wurde mit einem Amte betraut, für das ich wenig mehr mitbrachte als guten Willen und Gewissenhaftigkeit. Und dies mitten aus meinen Studien heraus, für welche ich kaum mehr als einen guten Anfang gemacht hatte.

Meine Schüler waren zwei Knaben im Alter von 11 und 8 Jahren und ein Mädchen von 7 Jahren. Ihnen wäre in unterrichtlicher Beziehung sicher besser mit einem tüchtigen Elementarlehrer gedient gewesen, der sein Tätigkeitsfeld methodisch beherrschte, als mit einem unfertigen Studenten, der bestenfalls sie zum Gegenstande seiner Experimente machte. Dazu kamen die Anforderungen der Erziehung, die ich mir nie von denen des Unterrichts getrennt habe denken können, am wenigsten bei einem Hauslehrer. Ich war selbst für den sozialen Verkehr in einer gebildeten Familie schlecht genug erzogen und habe erst weit später durch den Einfluß meiner Frau mich in die Anforderungen finden gelernt, die das Leben hier tagtäglich an uns stellt.

Aber ich war zu feinſinnigen Menſchen gekommen, die auch mit meinen Schwächen Geduld hatten und den guten Kern in mir herausfanden. Direktor Ludwig, der durch ſeinen Beruf auf Menſchenbeobachtung und Menſchenkenntnis hingewieſen war, ließ den neuen Hausgenoſſen frei gewähren und fand keine Urſache, in ſein Gebiet einzugreifen. Ich habe oft ſeine Kunſt der Menſchenbehandlung gegenüber den Kranken der von ihm geleiteten Anſtalt bewundert und die Anhänglichkeit und Verehrung begriffen, mit welcher ſie an ihm hingen. Was ihm die große Macht über andere verlieh, das war die innere Humanität ſeines Weſens, die Nachſicht gegen alles Menſchliche, die unerſchöpfliche Güte ſeiner Natur. Ihm war der Menſch immer zunächſt Objekt der Naturforſchung; ihn erkennen hieß ihm verzeihen. So hat er auch mich frei walten laſſen und geduldig abgewartet, bis ich mich ſelber fand. Und das hat doch auch zum Ziele geführt.

Die Mutter der Kinder war durch eine harte Schule in ihrer eigenen Jugend hindurchgegangen und darum geneigt, ihre Kinder frei und ohne Zwang aufwachſen zu laſſen. Die Nachkommen ſollten es beſſer haben, als ſie es einſt gehabt hatte. Das wollte in meinen dicken Bauernſchädel, für den der Stock der Mutter immer ein wichtiges Erziehungsmittel geweſen war, gar nicht hinein. „Der Menſch iſt böſe von Jugend an" — das hatte ich früher ſo oft hören müſſen, daß es mir beinahe zur zweiten Natur geworden war; die Erziehung erſchien mir faſt nur als ein Mittel, all das Schlechte in der menſchlichen Natur auszurotten, was unſerer weiteren Entwicklung ſchädlich ſein könnte. Namentlich erweckte die Art, wie der ausgeprägten Eigenwilligkeit und jeder Laune der noch nicht zweijährigen Ilſe, der jüngeren Schweſter meiner Schüler, nachgegeben wurde, manchmal wahres Entſetzen bei mir, und ich freute mich ordentlich, daß das verwöhnte Kind meiner Schulzucht noch nicht unterſtellt war.

Gar bald ſah ich ein, daß mein Widerſtreben gegen dieſe Art der Erziehung mich meinem Ziele nicht näher führen würde. Ich lernte der Güte der menſchlichen Natur vertrauen und ſuchte mir die Zuneigung der Kinder zu gewinnen. Man iſt in dieſem Alter ſo anlehnungsbedürftig und hungert nach ein bischen Liebe. Und ſo bin ich mit der Zeit meinen Schutzbefohlenen mehr wie ein älterer

Bruder geworden als wie ein Inſtruktor; ich bin auf ihre Liebhabereien eingegangen, und wir haben täglich zuſammen das bergige Waldgelände der Umgegend durchſtreift.

Was ich als Lehrer dabei geleiſtet habe, iſt meinem Gedächtnis entſchwunden. Ich glaube aber nicht, daß meine unterrichtliche Tätigkeit die Prüfung eines ſtrengen Pädagogen ausgehalten haben würde, und an vielen Punkten mag ich auch nicht den beſten Weg zum Ziele gefunden haben. Aber im allgemeinen wird mein Streben, ſelbſtwachſene Kinder auf dem einmal betretenen Wege weiterzuführen, richtig geweſen ſein, und auch in dem Eingehen auf ihre Liebhabereien kann ich ein Unrecht nicht erblicken.

Die Anſtalt liegt in der Ebene ſüdlich des Städtchens Heppenheim an der Landſtraße, die ins Badiſche hineinführt und war wenige Jahre zuvor nach den Plänen Ludwigs neu erbaut worden. Die Wohnung des Direktors lag im erſten Stocke des Mittelbaus, an welchen ſich die Schenkel des eigentlichen Anſtaltsgebäudes zu beiden Seiten anlehnten, rechts die Frauenabteilung und links die Männerabteilung. Vor dem Ganzen lag ein nicht ſehr großer Garten mit alten Nußbäumen, neben welchem für den Direktor ein beſonderes Gebiet abgegrenzt war. Unſer nächſter Nachbar war der „Sieben", wie ihn die Kinder nannten, d. h. der Streckenwächter der Main-Neckarbahn im Bahnwärterhaus Nr. 57, den wir fleißig beſuchten und auf den wir große Stücke hielten. Hinter der Anſtalt ſtiegen die Weinberge auf, und dann folgte der Bergwald, in dem wir Weg und Steg kannten. Ich glaube, die täglichen Ausflüge in dieſer kleinen Welt ſind meiner Geſundheit ſehr zugute gekommen.

Im Erdgeſchoſſe des Mittelbaus lagen die Räume für die Verwaltung und die Wohnung des Verwalters Schaum. In den Betrieb einer geſchloſſenen Anſtalt gaben mir die Unterhaltungen des Direktors mit ſeinem Aſſiſtenzarzt Dr. Werlé einigen Einblick. Werlé war geborener Heppenheimer aus derſelben Apotheke, in welcher Juſtus Liebig ſeine Lehrjahre verlebt hat und für die örtlichen Beziehungen der Anſtalt von großem Werte. Für die Kinder war der „Do", wie ſie ihn nannten, eine hohe Autorität, und ſeine geſunde Lebensweisheit iſt auch ihrem Lehrer manchmal zuſtatten ge-

kommen. Am meiſten jedoch hat mich Direktor Ludwig zu Dank verpflichtet, indem er mich die Natur der Geiſteskrankheiten erſt richtig verſtehen lehrte und mir unter ſeinen Pfleglingen zahlreiche für das Leben wertvolle Bekanntſchaften vermittelte. Er liebte es, wenn Geſunde mit den Kranken zuſammenkamen, und ſo hat er mich nicht bloß zu den geſellſchaftlichen Zuſammenkünften eingeladen, zu denen die beſſeren Kranken ſich jeden Samstag abend verſammelten, ſondern mich auch veranlaßt, mit einzelnen Kranken ſpazieren zu gehen oder ſonſt mit ihnen zuſammenzukommen.

Es waren ausgezeichnete Menſchen unter ihnen, und ich habe aus dieſem Umgang manches für das Leben davongetragen, was ich erſt ſpäter recht zu würdigen gelernt habe. Einem von ihnen, einem Profeſſor an einer mitteldeutſchen Univerſität, bin ich in den neunziger Jahren wieder begegnet. Er war völlig geſund geworden und voller Dankbarkeit gegen Ludwig, dem er ſo vieles ſchuldete. Von andern gewann ich einen Einblick in Lebenskreiſe, die mir ſeither fremd geblieben waren. Bei allen aber bedauerte ich das traurige Geſchick, das ſie in die Anſtalt geführt hatte und das oft über hoffnungsvolle Leben die Schwere eines unentrinnbaren Verhängniſſes gelegt hatte.

Auch um meine eigenen Studien hat Ludwig ſich Verdienſte erworben, indem er mich mit den Schriften Wundts bekannt machte und mir namentlich deſſen „Tier- und Menſchenſeele" zu leſen gab. Ich bin von Natur nicht philoſophiſch veranlagt; aber dieſe Art der Auffaſſung des Seelenlebens bewirkte in meinen Anſchauungen eine gründliche Umwälzung und ich habe manches Jahr von dem damals Gelernten gezehrt, als meine Zeit nicht ausreichte, das Angefangene fortzuſetzen.

Von meinen Schülern hat der Aelteſte, Heinrich, wohl in meinem Unterricht am meiſten gelernt. Er iſt früh geſtorben, als er Gymnaſiaſt in Bensheim war, und ich habe ſeinen Tod mit den Eltern bitter beklagt. Schwieriger war der zweite Sohn Hermann. Er ſtotterte und wurde vom Vater mit der ſteten Rückſicht behandelt, die er ſeinen Kranken zuteil werden ließ. Leicht erregt und ſchwer in eine reguläre Schulzucht ſich fügend hat er an mein Lehrgeſchick

Anforderungen gestellt, denen ich vielleicht nicht immer genügen konnte, ist aber schließlich doch ein tüchtiger Mensch geworden, dessen Spannkraft und Arbeitsfreude auch widrige Lebensschicksale nicht haben beugen können. Gut beanlagt war wieder seine jüngere Schwester Lina, die nicht bloß ihr eignes Unterrichtspensum spielend bewältigte, sondern auch noch die Lateinaufgaben mitlernte, die ich ihrem Bruder Hermann aufgegeben hatte. Sie hat später den zweiten Direktor der Anstalt Dr. Bieberbach geheiratet, der jetzt noch mit ihr zu Heppenheim im Ruhestande lebt.

Es war eine schöne Zeit, diese erste Hauslehrerzeit, und doch konnte ich nicht wagen, meine Studien allzulange zu unterbrechen und bin nach neun Monaten wieder zur Universität zurückgekehrt. Aber ich habe seitdem meine Ferien in der Regel in Heppenheim zugebracht und habe dann auch wohl wieder den Unterricht der Kinder übernommen. Von Frankfurt aus bin ich sehr häufig am Samstag oder Sonntag nach Heppenheim zum Besuch gefahren, und als meine Mutter 1871 in Kirberg starb, ist mir die Mama Ludwig eine zweite Mutter geworden. Georg Ludwig hat mich in den mancherlei schwierigen Lagen, in die ich namentlich während meines Aufenthalts in Frankfurt mich versetzt gesehen habe, immer aufs beste beraten, und mit ihm habe ich namentlich die Ratlichkeit einer Habilitation wiederholt aufs gründlichste durchgesprochen. Kurz ich habe in dem Hause Ludwig ein zweites Elternhaus gefunden, in das ich immer wieder zurückkehren konnte, wenn ich mir an des Lebens Härten die Stirne wund gestoßen hatte. Ludwig lebte zuletzt noch eine Reihe von Jahren zu Heppenheim im Ruhestande, während sein Schwiegersohn Direktor der Anstalt geworden war. Aber seine geistigen Interessen sind fortwährend rege geblieben; ein müßiges Pensionistenleben hat er nicht führen können. Er ist hochbetagt 1910 gestorben und einfach, wie er gelebt hatte, durch das Heidelberger Krematorium bestattet worden.

Mama Ludwig lebt noch mit ihrer Tochter Ilse zusammen, die mir bei Gelegenheit dieser Erinnerungen gesagt hat, daß sie nun auch das fünfzigste Lebensjahr erreicht habe. Sie war ein zweijähriges Kind, als ich nach Heppenheim kam und hat alle Tage mit ihren

Patſchhändchen an meine Türe geklopft, um mir von ihrem Vater die Zeitungen zu bringen. Dann iſt ſie auf meinen Knien herumgeklettert und ich habe ihr hölzerne Löffel geſchnitzt, auch eine große Puppenſtube mit wirklichen Glasfenſtern angefertigt nebſt ihrer ganzen Einrichtung. Und dann hat für ſie auch mein Vater auf meine Bitte eine ganze Garnitur Bürſten anfertigen laſſen von der Hand- und Kleiderbürſte bis zum Staubbeſen, und ſie hat ordentlich geklagt, daß ſie nicht recht kehren könne. Später habe ich ihr zu jedem Geburtstag von Frankfurt aus geſchrieben, und ſie hat mein Geſchreibſel aufgehoben. Einer der Briefe kommt von der Redaktion der Frankfurter Zeitung; ein anderer lieſt ſich wie ein Märchen, das eine Großmutter hinter dem Ofen ihren Kleinen erzählt. Und ſo ſind die Jahre drüber hingegangen; ich bin alt und grau geworden; aber noch immer geht von Zeit zu Zeit ein Brief an das Ilſekind ab, und ſie berichtet mir regelmäßig, wie es den Ihrigen ergeht.

Auch ihr Bruder Hermann lebt noch, nicht weit von ihr, und ſie ſorgt ſich um ihn. Er hat einſt die Rechte in Gießen ſtudieren wollen, konnte aber ſein Vorhaben wegen ſeines Sprachfehlers nicht durchführen. Dann iſt er Gärtner geworden und hat ſich in Heppenheim niedergelaſſen; aber ſeine Hoffnungen haben ſich nicht erfüllt, und er hat auch noch am Obſthandel viel Geld verloren. Darauf iſt er Lotteriekollekteur geworden und dann Steinbruchsbeſitzer. Aber als er mit großen Koſten die Abbauarbeiten vollendet hatte, iſt ihm zu Pfingſten infolge langen Regens ein Weinberg in ſeinen beſten Steinbruch eingebrochen, und er hat die Koſten der Ausräumung nicht aufbringen können. Darauf hat er einen kleinen Laden in der Nähe des Bahnhofes angefangen und den betreibt er noch. Des Morgens ſteht er um 4 Uhr auf, um den beſcheidenen Verdienſt an den Bauarbeitern nicht einzubüßen, die zur Arbeit nach Darmſtadt fahren. Wie ſeine Schweſter Ilſe iſt er ledig geblieben.

Mein erſter Aufenthalt in Heppenheim, der von Auguſt 1867 bis April 1868 dauerte, litt nicht wenig unter der ſtets mich verfolgenden Sorge um meine weitere akademiſche Ausbildung. Eine Zeitlang hing ich gar dem abenteuerlichen Gedanken nach, im Sommer in Heidelberg ein Zimmer zu mieten, an der dortigen Univerſität mich

immatrikulieren zu laſſen und im übrigen mich auf mein Selbſtſtudium zu verlaſſen, bei dem man die für das ſpätere Examen nötige Buchgelehrſamkeit ebenſo gut erwerben zu können ſchien als durch die Vorträge von Profeſſoren. Ein Beſuch in Heidelberg, bei dem ich bei einer Anzahl Dozenten hoſpitierte, beſtärkte mich nicht wenig in dieſer Anſchauung. Wenigſtens hinterließ er bei mir den Eindruck, daß die Vorleſungen dieſer Univerſität hinter denen zurückſtanden, welche ich in Bonn gehört hatte und daß ſie mir jedenfalls nichts bieten könnten, das ich nicht auch in Büchern fände. Aber meine ehrliche Natur empörte ſich gegen dieſen Plan, und ſo kam ich dazu, die Wiederaufnahme meiner Studien an einer norddeutſchen Univerſität für den Sommer 1868 in Ausſicht zu nehmen.

Das Weihnachtsfeſt feierte ich in Kirberg bei meinen Eltern und nahm den Rückweg über Wiesbaden, wohin ich zu Fuß gelangen mußte. Bis Wehen, wo meine Schweſter verheiratet war und eine Tante von väterlicher Seite lebte, ging alles gut. Als ich aber am nächſten Morgen über die Höhe weiter wollte, war in der Nacht tiefer Schnee gefallen. Mein Schwager begleitete mich bis zur ſogenannten Eiſernen Hand und trug mein Bündel. Dann aber mußte ich allein bis nach Wiesbaden mich durcharbeiten. Außer einer Erkältung habe ich keine übeln Folgen davongetragen.

Meine Schweſter Friedericke hatte in Wehen ſich mit einem Vetter verheiratet, der an Sinnesart und Begabung weit hinter ihr zurückſtand. Er hatte von ſeinem Großvater deſſen Hof und ein Drittel des dazu gehörigen Landes geerbt, während die übrigen zwei Drittel ſeinen Geſchwiſtern zugefallen waren. Von dieſen hatte er das Land gekauft, um eine volle Bauernwirtſchaft treiben zu können, ſich aber dadurch in Schulden geſtürzt, die er auch bei der größten Sparſamkeit nicht hätte abbezahlen können. Aber dieſe war nicht ſeine Sache; er glaubte vielmehr fortwirtſchaften zu können, wie er es von Jugend auf gewohnt war, und ſo ſah er ſich bald in ſchwerer Bedrängnis. Mein Vater glaubte dadurch helfen zu können, daß er dem jungen Ehepaar einen Kramladen einrichtete, durch den meine Schweſter dem unzulänglichen Erwerb aufhelfen ſollte. Aber nun ging das Elend erſt recht los. Man nahm aus dem Laden, was man in der Haus-

haltung brauchte, genau wie man aus dem Keller Kartoffeln und aus dem Rauchfang den Schinken des eignen Schlachtſchweines nahm; man verborgte die Waren an unſichere Kunden und nahm dann den Kredit des eignen Lieferanten in Anſpruch.

Mein Schwager rechnete immer auf einen Glücksfall, der ihn aus allen ſeinen Nöten reißen ſollte. In der Tat ſchien ihm dieſer im März 1868 eingetreten zu ſein, als der Küchenbrunnen ſeines Hauſes petroleumhaltiges Waſſer zutage förderte und einige Kanäle in der Nähe Spuren von Petroleum aufwieſen. Man glaubte einer Petroleumquelle auf der Spur zu ſein, und die ganze Gegend geriet in Aufregung. Es fanden ſich ein paar Leute zuſammen, die zur Ausbeutung des unerwarteten Schatzes eine Geſellſchaft gründeten und meinen Schwager durch einen recht bedenklichen Vertrag verpflichteten. Aber bald kam die Urſache des blinden Lärmes zutage. Meinem Schwager war ein Faß Petroleum im Keller ausgelaufen, und der Unglücksmenſch hatte es nicht einmal gemerkt. Es läßt ſich unter ſolchen Umſtänden begreifen, daß auch der Kramladen ihn auf keinen grünen Zweig brachte.

Ueberhaupt war mein damaliger Aufenthalt in Heppenheim ſtändig mit großen und kleinen Sorgen belaſtet, unter denen meine Eltern litten. Insbeſondere drückte auch ſie die allgemeine Geſchäftsſtockung; es fehlte an Beſtellungen, und man mußte auf Vorrat arbeiten. Dennoch wurde der Entſchluß gefaßt, daß ich wieder eine Univerſität beziehen ſollte. Um die Mitte des April 1868 ſchied ich von meinen Schülern und ihren Eltern; es wurde mir ſchwer genug.

VI.

Göttingen

1868—1869.

Was mich im Frühjahr 1868 bewog, mich nach Göttingen zu wenden, war weniger der alte Zug der Naſſauer nach dieſer Univerſität als wie Vertrauen auf die Güte der dortigen Lehrkräfte. Namentlich erwartete ich bei Georg Waitz, durch deſſen Schule damals jeder echte Hiſtoriker hindurchgegangen ſein mußte, die höheren Weihen in meinem Hauptfache zu erhalten. In der klaſſiſchen Philologie hoffe ich bei Guſtav Sauppe und Ernſt Curtius ein gut Stück vorwärts zu kommen.

Am 25. April kam ich in Göttingen an und wurde an demſelben Tage noch immatrikuliert. Eine Wohnung fand ich in der Jüdenſtraße gegenüber der Jakobikirche. Es war die billigſte, die ich hatte auftreiben können. Da aber die Miete ſemeſterweiſe berechnet wurde, ſo war ſie doch bedeutend teurer, als ich dies von Bonn bei monatweiſer Zahlung gewohnt war. Meinen Mittagstiſch nahm ich im Hauſe, wo Studenten, meiſt Pharmazeuten, im Abonnement ſpeiſten, je 28 Tage für 6 Thaler. Man erhielt dafür eine einfache, aber kräftige Koſt, und ich konnte deshalb, obwohl ich mir Frühſtück und Abendeſſen wieder ſelbſt beſorgte, in Göttingen mich beſſer nähren als in Bonn. Aber die kleine Geldſumme, die ich mir in meiner Hauslehrertätigkeit erſpart hatte, reichte nicht einmal für das erſte Semeſter. Da mußten denn die Eltern Nachſchub leiſten. Sie taten es gerne; aber ich erhielt das Geld unregelmäßig und oft in ſehr kleinen Summen, ſo daß ich manchmal um den morgenden Tag ſorgen mußte. In der Stadt habe ich während der zwei Semeſter

meines Aufenthaltes, ſoweit ich mich erinnern kann, nie eine Gaſtwirtſchaft betreten, und Ausflüge in die Umgegend kamen recht ſelten vor.

Natürlich ſuchte ich wieder etwas zu verdienen; aber es bot ſich nicht die kleinſte Gelegenheit zu Privatſtunden, ſo ſehr ich mich darum bemühte. Erſt im zweiten Semeſter erhielt ich durch Sauppe den Auftrag zur Anfertigung eines Regiſters und war glücklich, als ich damit einige Taler erwerben konnte. Dabei iſt es aber auch geblieben. Den Verſuch, mit Druckkorrekturen etwas zu verdienen, mußte ich als erfolglos aufgeben.

Unter dieſen Umſtänden war es ein Glück, daß mir meine Studien je länger je mehr Freude machten. Bei Sauppe hörte ich griechiſche und römiſche Epigraphik, und ich habe ſelten eine Vorleſung beſucht, aus der ich für meine Ausbildung mehr gewonnen hätte. Nicht nur die klare und überſichtliche Darſtellung, ſondern faſt ebenſo viel der Stoff an ſich feſſelte mich, und ich habe alles getreulich nachgearbeitet und aus den reichen Schätzen der Univerſitätsbibliothek ergänzt, die uns in den Bücherſälen ſelbſt zur Verfügung ſtanden. Ich habe das damals als große Wohltat empfunden und vielleicht mehr Zeit auf den Gegenſtand verwendet, als die Oekonomie meiner Fachſtudien erlaubte. Was mich beſonders anzog, war der Umſtand, daß ich hier das Leben der Alten von einer Seite kennen lernte, über welche die Schriftſteller ſchwiegen. Weit weniger hat mich die im Winter 1868/9 von Sauppe gehaltene Vorleſung über Recht, Kult und Sitte der Athener befriedigt. Das mag mit dem Charakter des Gegenſtandes zuſammenhängen, der die Darbietung einer reinen Moſaikarbeit erforderte.

Neben Sauppe hörte ich mit beſonderer Andacht die Vorleſungen bei Waitz. Aber die ganze Art des Mannes, der immer mit „dürfte", „könnte", „möchte" ſeine Auseinanderſetzungen in Zweifel ſtellte, vermochte mich auf die Dauer nicht zu feſſeln. Ich habe ſeine „Geſchichte des Mittelalters" und „Deutſche Verfaſſungsgeſchichte" mit Ausdauer nachgeſchrieben; aber es iſt mir kaum etwas davon nachgeblieben. Viel mag zu dieſem Mißerfolg die Enttäuſchung beigetragen haben, die ich bei Waitz erfahren hatte. Meine Hoffnung

in ſein Seminar eintreten zu können, erfüllte ſich nicht. Er vertröſtete mich von Semeſter zu Semeſter mit der Verſicherung, daß ſeine Zahl bereits voll ſei, und darüber habe ich ſchließlich die Geduld verloren.

Im philologiſchen Seminar, dem ich mich dann zuwandte, erging es mir ähnlich. Ich hatte im erſten Semeſter eine Arbeit verfaßt, die mir den Eintritt erſchließen ſollte. Aber der alte E. von Leutſch bedeutete mir, daß ich zuerſt dem Proſeminar angehört haben müſſe und ſo habe ich zwar im zweiten Semeſter an deſſen Uebungen teilgenommen, aber nicht allzuviel dabei gewonnen. Mehr Nutzen zog ich aus einer Arbeit über die unter des Xenophon Namen gehende Schrift vom Staate der Athener, die ich ſelbſtändig unternommen und zu Ende geführt hatte. Als ſie fertig war, reichte ich ſie Sauppe ein, vermochte aber nur mit großer Mühe ihn zur Durchſicht zu bewegen. Sehr gründlich ſcheint er es damit nicht genommen zu haben; denn ich erhielt von ihm nur ein ganz allgemein gehaltenes Zeugnis das mir nichts nützen konnte. Einige Wochen ſpäter habe ich die gleiche Arbeit Otto Jahn in Bonn unterbreitet und wurde daraufhin ſofort in das philologiſche Seminar aufgenommen. Auch ſchickte er mir aus ſeiner reichen Bibliothek zwei holländiſche Diſſertationen über den Gegenſtand, die mir entgangen waren.

Recht geringen Nutzen habe ich aus den interpretatoriſchen Kollegien in Göttingen gezogen. Da war vor allen das Ariſtophanes-Kolleg des alten Leutſch, das von Studierenden aller Fakultäten beſucht wurde, namentlich Juriſten und Medizinern, weil da die meiſten Schweinereien zu hören waren. Der größte Teil des Semeſters ging auf die Einleitung. Von der Sorgfalt der Interpretation mag es eine Vorſtellung geben, wenn ich mitteile daß eine ganze Stunde auf die Erörterung der Frage verwendet wurde, welche Gegenſtände die Alten zu dem Zwecke gebraucht hätten, den die Modernen mit weichem Papier erreichten — alles mit Belegſtellen und Zitaten.

Ernſt von Leutſch wußte als Dozent zwiſchen Groß und Klein nicht zu unterſcheiden. Das Geringſte, was ſeine Alten betraf, ſchien ihm wichtig, und ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn man zu ihm ging, um ſich zu amüſieren. In Göttingen pflegten die Stu-

dierenden bis zum Eintritt der Dozenten in den Auditorien zu rauchen. Eines Tages, als wieder eine blaue Rauchwolke über den Köpfen der Zuhörerschaft schwebte, begann der Professor: „Meine Herren, ich bin ein kranker Mann. Ich bin zwar nicht der kranke Mann aus der Türkei, aber doch auch ein kranker Mann, der Ihren Tabakdampf gar nicht leiden kann.“ Ein lebhaftes Scharren war die Antwort auf diese Apostrophe, die mit der gleichen ledernen Ernsthaftigkeit vorgetragen wurde, die alle seine Erörterungen auszeichnete. Als ich später nach Bonn zurückkehrte, erzählte man dort Geschichte eines skurrielen Anschlags, mit dem Leutsch eine Kollegstunde abgesagt hatte, unter allerlei Ausschmückungen, und ich hatte Gelegenheit mich darüber zu wundern, wie klein doch die akademische Welt in Deutschland sei und für was alles sie sich interessierte.

Mir war v. Leutsch wegen seiner Grundehrlichkeit persönlich schätzbar, und im Proseminar habe ich auch manches von ihm gelernt. Von meiner Beschäftigung mit Inschriften hielt er nichts und suchte mich zu überzeugen, daß nur aus dem Studium der alten Schriftsteller dem Philologen Heil erblühen könne. Er war ein Gelehrter alten Schlags und hat das auch bei der Redaktion der Zeitschrift „Philologus“ bewiesen.

Als eingefleischter Junggeselle hatte er gewiß seine Eigenheiten, und die Studenten wußten manche Schurre von ihm zu erzählen, in denen sie ihn bald als jugendlichen Seladon, bald als weltfremden Gelehrten auftreten ließen. Besondere Liebe sollte er seinen Katzen entgegenbringen, einer alten und einer jungen, und als diese des öfteren an der Türe seines Studierzimmers kratzten, da habe er, um nicht immer aufstehen und sie einlassen zu müssen, den Tischler kommen lassen, um am unteren Ende der Türe ein Loch zu schneiden, durch welches die Katzen ungehindert aus- und eingehen könnten. Als nun der Tischler fertig gewesen sei, da habe der Herr Hofrat tiefsinnig die entstandene Oeffnung angeschaut und sei dann in die Worte ausgebrochen: „Das ist nun für die alte; wo soll aber die junge durch?“

Ich weiß nicht, ob es damals unter den Göttinger Professoren so viele Originale gab, oder ob man besonders auf Anekdoten aus

war, Tatſache iſt, daß unter den Studenten die mannigfachſten Hiſtörchen umliefen. Sie waren meiſt recht harmloſer Natur und werden auch dem Studium nicht Eintrag getan haben. Und überdies ſind es nicht die unbedeutendſten Menſchen, an die ſich ſolche Anhängſel heften. Beſonders auch mit ihnen bedacht war der alte Semitiſt Ewald, dem keineswegs ſchadete, was man in den Berliner Zeitungen über ihn zu leſen bekam.

Die Vorleſungen von Sauppe über Terenz und von E. Curtius über Catull kamen mir minderwertig vor. Erſterer war meiſt nicht genügend vorbereitet, und der letztere glaubte alle irgend verfänglichen Stellen auslaſſen zu müſſen und gab damit ein Bild des römiſchen Lyrikers in usum Delphini. Dergleichen war ich von Bonn her nicht gewohnt, wo man uns doch nicht wie Kinder behandelt hatte. Ueberhaupt war mir Curtius mit ſeiner Weichheit nie ſympathiſch, und die gekünſtelte Manier ſeiner griechiſchen Geſchichte ſchien mir des Preiſes nicht wert, den ſie oft gefunden hat. Im Sommerſemeſter 1868 hörte ich „alte Länder- und Völkerkunde" bei ihm. Es war ein Verſuch, die Ritterſchen Ideen auf das Altertum anzuwenden mit eingehender Berückſichtigung der bildlichen Ueberreſte — ſehr ſtoffreich, aber für mich ohne nachhaltige Wirkung.

Dagegen habe ich an den Vorleſungen des damaligen Privatdozenten Auguſt Leskien über „die Homeriſche Frage" und „Charakteriſtik und ethnographiſche Verteilung der Sprachen Europas" mit großer Aufmerkſamkeit, und wie ich glaube, auch mit Nutzen für meine Weiterbildung teilgenommen. Es war das erſte Mal, daß ich mit der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft Bekanntſchaft machte, und wenn ich in ihnen auch nur eine allgemeine Anſchauung gewann, ſo war doch alles mit einer Klarheit und Anſchaulichkeit vorgetragen, daß ein nachhaltiger Erfolg nicht ausbleiben konnte. Leskien iſt ſpäter in Leipzig mein Kollege geworden, und ich habe ſtets die aufrechte Unabhängigkeit ſeines Charakters geſchätzt.

Natürlich beſuchte ich auch die Vorleſungen Hermann Lotzes, der damals auf der Höhe ſeines Ruhmes ſtand. Ich habe ſein Diktat in der Pſychologie ſorgfältig nachgeſchrieben und ſpäter noch oft benützt, ohne freilich verſtehen zu können, warum ein Mann von

dieſer Redegewandtheit am Schluſſe jeder Vorleſung uns die Quinteſſenz derſelben ſchriftlich hatte fixieren laſſen. Seine Diktate, die er jedesmal von neuem durchzuarbeiten und zu verändern pflegte, ſind nach ſeinem Tode (1881) im Druck erſchienen und geben ein klares Bild ſeines jeder Phraſe abholden Denkens, wie es ſein damals von uns vielgeleſener „Mikrokosmus“ offenbart hatte. Jede ſeiner Vorleſungen war mir wie ein Feſt, und ich glaube, ich habe nie eine derſelben verſäumt. Er erinnerte mich in manchem an meinen verehrten Bonner Lehrer Otto Jahn.

An der Univerſität gingen die Reſte des alten Hannoveranertums und das Neupreußiſche noch ſichtbar durcheinander. Im Lande ſchlugen die Wellen noch hoch gegen die preußiſche Annexion. Als 1868 König Wilhelm Göttingen beſuchte, wagte man gar nicht, ihn die Stadt paſſieren zu laſſen, ſondern hatte für ihn einen beſonderen Weg vom Bahnhof nach dem Exerzierplatz angelegt, der die Straßen nicht berührte. Als wir eines Sonntags im Sommer einen Ausflug in die Umgebung machten, fanden wir die Dörfer in hellem Jubel, und ein Bauer fragte uns, ob es wahr ſei, daß Bismarck geſtorben ſei. An der Univerſität merkte man kaum etwas von dem Gegenſatze; nur erzählte man ſich von Profeſſoren, welche ihre hannoverſchen Titel abgelegt hätten, um ihre preußiſche Geſinnung zu betätigen und bei den damals ſtattfindenden Abgeordnetenwahlen, ihrem unpolitiſchen Weſen zum Trotz, auf dem Lande umhergezogen ſeien, um Reden zu halten. Im Gegenſatze dazu habe ich noch 1881 in München eine gut welfiſch geſinnte Profeſſorenfamilie faſt in Entſetzen verſetzt, weil ich im Geſpräch den Ausdruck gebraucht hatte: „die Provinz Hannover“, und die Frau des Hauſes ſagte mir empört: „Dieſes Wort iſt bei uns noch niemanden über die Lippen gekommen.“

Mir lag alle Politik, als ich in Göttingen Student war, zwar von Haus aus fern; aber ich ließ dieſe Dinge doch nicht teilnahmlos an mir vorbeigehen. In meiner Heimat Naſſau war man preußenfreundlich geſinnt; der Umſchlag kam erſt ſpäter. Aber eine ausgeſprochene Oppoſition war auch da nicht zu bemerken, während in Hannover die Kinder auf der Straße ihr „Kukuk“ ertönen ließen, wo ſich ein preußiſcher Adler ſehen ließ und die Gensdarmen den

Schreiern nachrannten. Das Lächerliche tötet, am leichteſten in der Politik. Als man gar ſpäter in Berlin den Reptilienfond gründete, um der hannoverſchen Abneigung zu begegnen, kam es mir vor, als ob man mit Kanonen nach Spatzen ſchieße und das Einzige, was helfen konnte, korrumpiere, eine unabhängige Preſſe. Sympathien zu erwecken verſtand auch der große Staatsmann an der Spree nicht, der alles mit dem Küraſſierſtiefel niedertreten zu können meinte, und es wäre unrecht zu überſehen, wie viele der neuen Untertanen ihn ehrlich haßten. Der alte Profeſſor Heinrich Ewald, der als Abgeordneter in den Zeitungen verunglimpft wurde und über den man in Göttingen lächerliche Anekdoten erzählte, ſtand nicht ſo allein, wie die Nationalliberalen glauben machen wollten und die „Reptilien“ die man ins Land ſchickte, mochten alles genießen, nur keine Achtung.

Soweit ich mit Kommilitonen in Göttingen bekannt wurde, glaubte ich ein viel ſtärkeres Vorherrſchen des reinen Brotſtudiums zu erkennen, als mir dies von Bonn her gewohnt war. Im Anfang verkehrte ich mit einigen katholiſchen Theologen, die mir dort bekannt geworden waren und die in Göttingen noch Philologie ſtudieren wollten. Aber ihre ultramontane Richtung konnte mir wenig Sympathie abgewinnen. Freilich tat dies auch nicht der beſchränkte Bibelglaube der Lutheraner, welcher in der meiner Wohnung gegenüberliegenden Kirche gepredigt wurde. Ich habe ſie des benachbarten Pfarrers wegen einmal beſucht, fühlte mich aber von den Kernliedern des hannoverſchen Geſangbuches ſo wenig angezogen, daß ich von einer Wiederholung abſah. Später habe ich mich mit zwei Studiengenoſſen angefreundet, einem Mecklenburger und einem Hannoveraner. Aber ihre Lebensauffaſſung blieb von der meinen immer weit entfernt, und ſo ſind die Beziehungen zu ihnen nach meinem Scheiden von Göttingen bald eingeſchlafen.

In den Sommerferien von 1868 übernahm ich wieder den Unterricht der Kinder in Heppenheim, wo mein Nachfolger nicht den Erwartungen entſprochen hatte, und in den Weihnachtsferien tat ſich eine neue Arbeit auf. Mein jüngerer Bruder Adolf, der zu Caſſel in einer Eiſenhandlung angeſtellt war, wollte einjährig dienen, und da er außer ſeiner Elementarſchulbildung nur ein wenig Franzöſiſch

gelernt hatte, alſo keinen Berechtigungsſchein beſaß, ſo ſollte er die dafür eingerichtete Prüfung ablegen. Man ließ dafür damals noch in den neuen Provinzen Milde walten; aber die Anforderungen entſprachen doch im ganzen der Tertianerbildung, und für den Nachweis dieſer ſollte er von mir vorbereitet werden. Für einen zwanzigjährigen jungen Mann war das gewiß ein ſaures Unternehmen und für mich als ſeinen Lehrer ein großes Wagnis. Es gelang wider Erwarten hauptſächlich dadurch, daß mein Bruder für Mathematik, die bis zum Pythagoräiſchen Lehrſatz durchzunehmen war, ſich ungewöhnlich begabt erwies. Natürlich mußte ich die Feriendauer um einige Wochen verlängern; aber ſchließlich kehrte ich doch wieder zu meinen Studien nach Göttingen zurück und ließ mir dorthin die ſchriftlichen Arbeiten meines Bruders zur Korrektur ſchicken, während für den Sprachunterricht ein mir befreundeter Pfarrer aus einem Nachbardorf an meine Stelle trat. Am 9. März 1869 war die Prüfung in Wiesbaden und wurde von meinem Bruder beſtanden.

Natürlich litten meine Studien darunter, daß ich während meiner ganzen Göttinger Zeit keine Ferienruhe hatte. Aber wer fragte damals nach dergleichen?

VII.

Bonn

1869—1870.

Nach langem Schwanken hatte ich mich entſchloſſen, wieder nach Bonn zurückzukehren, um dort meine beiden letzten Studienſemeſter zuzubringen. Ich fand im erſten Stocke eines alten Hauſes in der Kapuzinergaſſe ein billiges Zimmer, das auf einen kleinen Hof hinausging, über den den ganzen Tag das Hämmern eines Schloſſers zu mir heraufſchallte; aber ich gewöhnte mich bald ſo an dieſen Lärm wie der Müller ans Klappern der Mühle, ſo daß mir ſchließlich faſt etwas fehlte, wenn der Hammer einmal ausſetzte. Jedenfalls hat er mich im Arbeiten nicht geſtört, und Arbeit gab es bald für mich in Menge.

Ich war wieder bei Schäfer ins Hiſtoriſche Seminar eingetreten und wurde auf Grund meiner Göttinger Unterſuchung über den Staat der Athener auch unter die neun ordentlichen Mitglieder des Philologiſchen Seminars aufgenommen. Im erſteren arbeitete ich über den atheniſchen Bundesſtaat, im letzteren waren Uebungen bei Otto Jahn und zugleich bei Hermann Uſener vorzubereiten und bisweilen auch ſchriftliche Arbeiten zu machen.

Das Stipendium von 20 Talern im Semeſter, welches die Mitglieder erhielten, fiel für meine damaligen Verhältniſſe ſchon ins Gewicht. Die langwierige Geſchäftsſtockung, welche noch immer anhielt, machte es meinen Eltern immer ſchwieriger, die Koſten meines Unterhalts aufzubringen. Mein Bruder Adolf konnte nach Ablegung ſeiner Prüfung lange keine neue Stelle finden, und mein Schwager in Wehen hatte den fruchtloſen Kampf um ſeine Bauernwirtſchaft aufgeben

müſſen und war nach Wiesbaden gezogen, um dort als Fuhrunternehmer eine Exiſtenz zu finden. Daraus erwuchs den Meinen mancherlei Kummer und mir die Pflicht, ihre Hilfe möglichſt wenig in Anſpruch zu nehmen. Als mir im Hiſtoriſchen Seminar von neuem ein Preis zuerkannt wurde, empfanden ſie das als große Erleichterung.

Damit will ich nicht ſagen, daß die Geldvorteile, welche die doppelte Seminarmitgliedſchaft mit ſich brachte, mein Handeln beſtimmt hätten. Es waren gewiß die idealſten Beweggründe, welche mich leiteten; ich wollte keine Gelegenheit verſäumen, die meiner Ausbildung dienen konnte und lud mir deshalb vielleicht mehr Verpflichtungen auf, als mir zuträglich war. Die Vorleſungen traten aber für mein Studium nun ganz in den Hintergrund, und ich erinnere mich keiner, aus der ich in dieſer Zeit beſondere Anregung gezogen hätte.

Der Umgang mit gleichſtrebenden Genoſſen in den Seminarien war mir von beſonderem Werte. Es war weniger das Heraustreten aus der Iſolierung, was ſo günſtig für mich war, als das Meſſen der eignen Kräfte und Fähigkeiten an den Leiſtungen anderer. Ich gewann Selbſtvertrauen, an dem es mir ſeither ſo oft gefehlt hatte, und ich lernte an ge- und mißlungenen Verſuchen, wie ich gewiſſe Aufgaben anzufaſſen habe. In beiden Seminaren waren ausgezeichnete Kommilitonen, im philologiſchen z. B. Wilamowitz-Möllendorff und Diels, die heute berühmte Berliner Profeſſoren ſind. Aber ich bin, wenigſtens im philologiſchen Seminar, keinem näher getreten; unſer Umgang beſchränkte ſich auf die Uebungen.

In dieſen ſelbſt trat mit dem Schluſſe des Sommerſemeſters eine große Aenderung ein. Otto Jahn ſtarb zum bitteren Schmerze aller, die ſich ſeiner Unterweiſung hatten erfreuen dürfen. Das Seminar ging infolgedeſſen ganz an Uſener über, deſſen Verfahren uns großenteils wenig zuſagte. Er beſchäftigte uns faſt ausſchließlich mit Textkritik, gleich als ob er der Anſicht huldigte, daß die Befreiung der alten Texte von den Fehlern, welche früheren Abſchreibern zugeſchrieben wurden, die Hauptaufgabe des Philologen ſei. Im Sommer legte er uns Lucan vor, den er damals herausgeben wollte, im Winter den kurz vorher von Aug. Reifferſcheid ans Licht gebrach-

ten Minucius Felix. Der Text dieses letzteren galt für sehr verdorben; es existierte von ihm nur eine Handschrift — Grund genug, um ihn zum Tummelplatz der Konjekturalkritik zu machen. Das haben wir denn auch in den alle 14 Tage einzureichenden lateinischen Arbeiten reichlich besorgt. Ich erinnere mich noch, daß ichs dem Lehrer selten recht habe machen können, weil ich meine Verbesserungen zu spärlich anbrachte und sie stets sachlich statt formalistisch zu begründen suchte. Das brachte mir herben Tadel ein, konnte mich aber nicht überzeugen, daß dabei für meine Ausbildung etwas gewonnen werde, wenn ich eine schwierige Stelle dadurch zu heilen versuchte, daß ich an ihr sämtliche von Abschreibern gewöhnlich begangenen Versehen durchprobierte. Ich hatte einen nicht unbegabten Kommilitonen, der die Usenersche Methode auf eine ganze Gruppe lateinischer Schriftsteller übertrug und sein späteres Leben nichts weiter zutage förderte als unnötige und größtenteils jetzt verschollene Konjekturen.

Bei Jahn sollte derselbe einmal eine griechische Stelle interpretieren, zu deren Verständnis die Kenntnis einer sehr geläufigen Tatsache aus dem athenischen Staatsrecht erforderlich war. Da er sie nicht verstand, so war er schnell mit einer Konjektur bei der Hand. Ich höre noch, wie Otto Jahn ob dieser Weisheit sein Buch auf den Tisch warf und uns unvermutet eine Strafrede in deutscher Sprache hielt — es wurde sonst nur Latein im Seminar gesprochen —, in der er uns auf die große Bedeutung der Realien für die Lektüre der Alten aufmerksam machte. Die Szene hat bei mir einen tiefen Eindruck zurückgelassen, obwohl ich vielleicht unter allen am wenigsten Ursache hatte, mich getroffen zu fühlen.

Denn die alte Geschichte bildete im Historischen Seminar bei Schäfer mein Hauptstudium. Ja sie beschäftigte mich so eingehend, daß ich am Ende des Sommersemesters 1869 den Entschluß faßte, in ihr zu promovieren. Aber woher die Mittel zur Bezahlung der Gebühren nehmen? Bis dahin hatten meine Eltern alle meine Bedürfnisse bestritten, für die eigner Erwerb nicht hatte aufkommen können. Es war immer mein Stolz gewesen, mir nichts schenken zu lassen. So ist es auch noch im Winter 1869/70 geblieben. Aber

zu mehr langte es nicht. Da ist mir denn mein Freund Georg Schäfer von der Dauborner Mühle zu Hilfe gekommen, indem er mir von einem Verwandten auf der Untermühle bei Hofen ein Darlehen von 300 fl. verschaffte, das ich im Oktober 1873 wieder zurückzahlte.

Zunächst tat ich, was die älteren Studierenden in solchen Fällen gewöhnlich tun: ich wandte mich an den Direktor des Seminars und bat ihn um Stellung einer Aufgabe, die ich später als Dissertation ausgestalten könne. Er war dazu bereit. Aber das Thema, das mir Arnold Schäfer vorschlug, war so weitschichtig, daß ich die Unmöglichkeit einsah, in dem mir noch verbleibenden Halbjahr damit zu Ende zu kommen. Da habe ich mir denn selbst eine Aufgabe gesucht, bei der ich meine inschriftlichen Studien verwenden könnte; aber ich bin im Wintersemester 1869/70 doch nicht damit fertig geworden und habe sie schließlich in meiner Heimat Kirberg vollenden müssen. Ich hatte mir zu viel zugetraut.

Das kam daher, daß Schäfer den Winter 1869/70 im Historischen Seminar in fortlaufenden Uebungen einen Gegenstand behandelte, der mich aufs lebhafteste fesselte. Es waren die Fragmente im 33. Buche des Diodor. Mir war die Bearbeitung der sizilischen Sklavenaufstände unter Eunus zugefallen, und ich habe darüber eine Untersuchung angestellt, bei der ich diese antiken Vorgänge im Lichte der modernen Arbeiterbewegung behandelte. Mein Lehrer, dem dies immerhin wenig behagte, ließ mich frei gewähren, und ich erinnere mich noch der verblüfften Mienen meiner Kommilitonen, als meine Arbeit im Seminar verhandelt wurde. Später habe ich sie in Frankfurt zu einer Programmschrift umgearbeitet und als solche veröffentlicht. Sie ist die Ursache meines Uebertritts zur Nationalökonomie geworden. Vielleicht ist daraus zu ersehen, daß ich meine Aufgabe als Historiker etwas anders auffaßte, als damals unter der akademischen Jugend üblich war, wo in den Doktordissertationen gewöhnlich über die Quellen irgend eines antiken Autors gearbeitet wurde. Ich habe zwar diese Seite keineswegs vernachlässigt, in ihr aber doch immer nur eine Vorarbeit gesehen, die auch dann zu leisten war, wenn an eine Veröffentlichung gar nicht gedacht wurde. Die Arbeiten de fontibus ... vollzogen sich alle nach einem Schema, das mich wenig reizen konnte.

Die Mitglieder des Hiſtoriſchen Seminars bei Schäfer waren alle ſehr ſtrebſam. Einige von ihnen wie Hans Delbrück und Max Lenz ſind ſpäter Univerſitätsprofeſſoren geworden. Es war unter uns ein lebhafter Verkehr. Im Sommerſemeſter 1869 gründeten wir einen hiſtoriſchen Studentenverein, in dem alle acht Tage ein Vortrag gehalten und die Profeſſoren regelmäßig zur Schlußfeier eingeladen wurden. Ich verdanke dieſem Verein mancherlei Anregungen, vor allem auch etwas Teilnahme am ſtudentiſchen Treiben, die ich ſeither entbehrt hatte. Auch ſonſt gewann ich einige Freunde, die mir meiſt auch ſpäter noch treu geblieben ſind. So Adolf Pohlmann aus Kierspe in Weſtfalen, einen Lehrersſohn, der ſpäter in Heppenheim mein Nachfolger wurde und Heinrich Kuckes aus Halver, der in Berlin früh geſtorben iſt, nachdem er eben ſeine Doktordiſſertation vollendet hatte. Ferner Adolf Köcher aus Hannover, Alexander Reifferſcheid, deſſen Eltern in Bonn lebten und der 1910 in Greifswald als Profeſſor der Germaniſtik geſtorben iſt, Georg Kaibel, den ſpäteren Göttinger Profeſſor der Philologie, an der er in Bonn hatte verzweifeln wollen, Philipp Woker, der in Bern Profeſſor der Geſchichte wurde und Hermann Gruchot, den ich 1910 als Gymnaſialdirektor in Arnsberg wiederfand. Ich habe zur Auffriſchung meines Gedächtniſſes ihre alten Briefe wieder hervorgeſucht und daraus erſehen, daß wir einſt Intereſſen mit einander gemein hatten, für die ich heute kaum mehr ein Verſtändnis habe. Der Briefwechſel mit ihnen iſt beſonders in den erſten Jahren nach meiner Univerſitätszeit lebhaft geweſen, dann aber, wie das ſo zu gehen pflegt, erloſchen. Mein Leben hat mir keine Zeit gelaſſen, ihren Schickſalen nachzugehen.

Ich habe an meine zweite Bonner Studentenzeit die Erinnerung, daß ſie eine der glücklichſten Perioden meines Lebens geweſen ſei. Die Arbeit an meiner Ausbildung gedieh, und ich hatte verſtanden, daß es auf der Univerſität mehr für mich zu tun gab als Vorleſungen hören. Aber gerade als ich anfing, von meinem Studium Nutzen zu ziehen, war das vorgeſchriebene Triennium zu Ende, und eine Verlängerung der Studienzeit verboten meine Verhältniſſe. Ich ging im Frühjahr 1870 nach Kirberg zu meinen Eltern, um dort

meine Dissertation zu vollenden und mich auf das Staatsexamen vorzubereiten.

Mein Streben ist immer mehr in die Tiefe als in die Breite gegangen. Die Aneignung eines enzyklopädischen Wissens war nicht meine Sache, und so versank ich alsbald tief in den Stoff meiner Dissertation, deren Vollendung freilich an einem Orte, wo die notwendigen Hilfsmittel fehlten, ein nicht geringes Wagnis war, das meine Bonner Freunde durch Auszüge und die Beschaffung von Büchern aus den Bonner Bibliotheken zu mildern suchten. Als im Sommer die große Jahnsche Bibliothek bei Lempertz in Bonn versteigert wurde, reichten meine Mittel nicht aus, nennenswertes zu erwerben. Die Aufträge, die ich meinen Freunden hatte erteilen können, blieben meist hinter den wirklich erzielten Preisen zurück.

In Kirberg habe ich täglich bis tief in die Nacht hinein gearbeitet. Geistig zu schaffen aber ist in einer Umgebung, in der des Lebens kleine Sorgen jedem sein Tagewerk vorschreiben, nicht so einfach, und so wurde meine Dissertation erst gegen Ende Juni fertig. Das Manuskript und meine Bewerbung wurden nach Bonn gesandt. Aber kaum war letztere von der philosophischen Fakultät angenommen und ersteres in Umlauf gesetzt, da brach der deutsch-französische Krieg aus und vernichtete die Hoffnung, am Schlusse des Sommersemesters zur Doktorwürde zu gelangen.

Ich war noch militärpflichtig. Die Ableistung des Einjährig-Freiwilligendienstes war mir auf meine Bitte bis zum 23. Lebensjahre hinausgeschoben worden. Nun meldete ich mich sofort zum Eintritt in das Ersatzbataillon des 80. Infanterieregiments in Frankfurt a. M. Ich wurde angenommen und in der Ramhofkaserne eingekleidet. Bei der nachfolgenden körperlichen Untersuchung aber stellte sich heraus, daß ich zum Dienste unbrauchbar war. Man entließ mich wieder, und mit nicht geringer Mühe konnte ich erzielen, daß ich mit einem Militärzuge der Main-Neckar-Bahn nach Heppenheim an der Bergstraße befördert wurde. Dort hielt der Zug mitten in der Nacht, und in meiner nicht geringen Verlegenheit, wo ich ein Unterkommen finden sollte, nahm ich zum Bahnwärterhaus Nr. 57 meine Zuflucht. Dort hat man mich gern aufgenommen, und am

nächſten Morgen war ich bei den Freunden in der Irrenanſtalt, wo ich bis zum Herbſte blieb, den Fall von Straßburg und die Uebergabe von Sedan erlebte. Aber mit meiner Kraft war es plötzlich zu Ende. Das angeſtrengte Arbeiten in Kirberg und die nachfolgenden Aufregungen hatten eine allgemeine Depreſſion nach ſich gezogen, die ich erſt nach Wochen überwand.

Ende Oktober kehrte ich nach Kirberg zurück und nahm nun meine Promotionsangelegenheit wieder auf. Die mündliche Prüfung fand am 13. Dezember in Bonn ſtatt. Es war damals dort Sitte, daß zuerſt der Titel des Magiſters durch Ablegung einer Prüfung in vier zur allgemeinen Bildung gehörigen Fächern erworben werden mußte. Wie die Examinatoren das auffaßten, erfuhr ich am Tage vorher, als ich dem Aſtronomen Argelander meinen Beſuch machte. Auf die Frage des alten Herrn, was ich noch von Mathematik wiſſe, glaubte ich ihm verſichern zu können, daß ich in Trigonometrie und Stereometrie hinreichend beſchlagen ſei. Er muß das für Renommage gehalten haben; denn er antwortete: „Das iſt aber viel; gewöhnlich wird der Pythagoräiſche Lehrſatz verlangt.“ Am folgenden Tage hat er mich denn auch gehörig vorgenommen, und ich glaube ihm keine Frage ſchuldig geblieben zu ſein. So gut ging es aber nicht in allen Fächern. Bei der darauffolgenden engeren Fachprüfung werde ich manches zu wünſchen gelaſſen haben. Immerhin habe ich die Prüfung beſtanden und darauf ſofort in Bonn den Druck meiner Diſſertation[1]) beſorgen laſſen. Am 23. Dezember fand die öffentliche Promotion ſtatt, bei der meine Freunde Adolf Köcher, Ernſt Pohlmann und Julius Schmölder meine Opponenten waren.

Am Abend nach der Doktorprüfung holte mich Alexander Reifferſcheid in meinem Quartier zu einem Spaziergang ab. In ſeiner Begleitung war der alte Karl Simrock, der Schwiegervater ſeines Breslauer Bruders, und er hat uns damals durch ſeine gutmütig-drolligen Erzählungen viel lachen machen, ſo daß ich ſogar die leidigen Treppenwitze darüber vergaß, die ſich ſo leicht nach einem

1) Der Titel lautet: De gente Aetolica amphictyoniae participe. Bonnae 1870.

eben abgelegten Examen einſtellen. Man iſt ja immer ſo klug, wenn man vom Rathauſe kommt.

Am folgenden Tage bin ich nach Kierspe zu meinem Freunde Adolf Pohlmann gereiſt, um dort das Weihnachtsfeſt zu begehen. Dann kehrte ich nach Kirberg zurück, um mich auf die Staatsprüfung vorzubereiten. Der Ausfall der mündlichen Doktorprüfung hatte mich belehrt, daß mir noch recht viel fehle, und ich habe ein Vierteljahr mich redlich bemüht, die Lücken meines Wiſſens auszufüllen. Aber ſolches „Büffeln" behagte mir wenig. Immer wieder ertappte ich mich darüber, daß ich einer wiſſenſchaftlichen Frage nachging und mit ihr eine Reihe von Tagen verlor. Ich weiß nicht, war das günſtige Urteil Arnold Schäfers über meine Diſſertation mir zu Kopfe geſtiegen, waren es eigne Neigungen: ich begann mich für etwas Beſſeres berufen zu halten als die Jugend zu drillen und faßte eine wiſſenſchaftliche Laufbahn ins Auge. Wie aber dazu gelangen? Die Meinen erwarteten von mir, daß ich nun unverweilt einer Brotſtelle zulenken werde, und da trieb ich Allotria, die mich dieſem Ziele nicht näher brachten.

Insbeſondere beſchäftigte ich mich viel mit griechiſchen und lateiniſchen Inſchriften, in denen ich ſeit Sauppes Kolleg fortgeſetzt meine Kenntniſſe zu erweitern geſucht hatte. Ich hatte die Unterſuchungen Kirchhoffs über das griechiſche Alphabet in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften abgeſchrieben, alle Veröffentlichungen wichtiger Inſchriften in den Originalquellen aufgeſucht und mir eine Sammlung von Durchzeichnungen angelegt, die ich noch viele Jahre mit dem gleichen Stolz Vertrauten gezeigt habe wie etwa ein Dilettant der Botanik ſein Herbarium. Was mir den Gegenſtand, über den ich wohl nötigere Studien vernachläſſigt hatte, beſonders wertvoll machte, war der Umſtand, daß er auf beide Teile meines Berufsſtudiums hinübergriff, die Philologie und die Geſchichte. Sodann enthüllte er Seiten des antiken Lebens, über welche die Schriftſteller ſchwiegen oder doch nur ein unklares Bild gaben. Weiter bot er größere Sicherheit und Zuverläſſigkeit als die literariſchen Quellen. Und endlich hatte ich früh bemerkt, daß die Alten in den Inſchriften ein Mittel der Publizität beſeſſen hatten, das nur unſerer

modernen Presse verglichen werden konnte, ihre Wirkung aber an Dauer und Tragweite bei weitem übertraf. Vergebens hatte mich schon der alte Leutsch in Göttingen vor dem Beschreiten dieses Weges als einem Abwege gewarnt, und in der Tat konnte er mich dem Ziele meines Berufsstudiums kaum näher bringen.

Jedenfalls befand ich mich in den ersten Monaten des Jahres 1871 in einem unerfreulichen Zustande des Tastens und Suchens, der mich weder selbst befriedigen konnte noch auch diejenigen, die mir lieb waren. Umgang, der mich fördern konnte, war in dem kleinen Orte nicht viel zu finden. Mein Altersgenosse und früherer Nachbarssohn Julius Dielmann, der Volksschullehrer geworden war, litt an einem schweren Lungenübel, dem er bald darauf erlag. Die Besuche bei ihm wurden mir zur traurigen Pflicht, da ich seine steten Hoffnungen nicht teilen konnte. Dann habe ich viel mit dem damaligen Kirberger Arzte Dr. Moriz Heß verkehrt, bin mit ihm auf seiner Landpraxis umhergefahren und habe manches von seiner derben Lebensweisheit angenommen. Er stammte noch aus altnassauischer Zeit, wo das Heilwesen Staatssache gewesen war. Jedem Arzte war ein bestimmter Bezirk obrigkeitlich zugewiesen. Er bezog dafür einen festen Gehalt und außerdem von jedem Krankenbesuch eine niedrige Gebühr, über die man in den Nachbarstaaten sich nicht selten lustig machte. Ein Arzt — so erzählte man — sei zu einer Entbindung von einem Bauern gerufen worden, aber gerade auf seiner Praxis auswärts gewesen. Als er zurückkehrte, habe man ihm das Begehren des Bauern mitgeteilt, und er sei bei diesem spät in der Nacht angelangt. Inzwischen aber hatte die Entbindung stattgefunden, und der Arzt sei mit der Nachricht empfangen worden, daß man seiner Hilfe nicht mehr bedürfe. Unmutig habe er darauf gefragt, warum man ihm denn nicht durch einen Boten die mühsame Fahrt erspart habe. Darauf habe der Bauer erwidert: „Weil der Bote mehr gekostet haben würde als die ärztliche Gebühr."

Auf jeden Fall durfte der Arzt nicht ablehnen, einem solchen Gesuche zu entsprechen. Das war einfach Amtspflicht. Meine Landsleute in Nassau haben sich, als die Gewerbeordnung für den norddeutschen Bund eingeführt wurde, schwer damit befreunden können,

daß nunmehr der Arzt als einfacher Gewerbetreibender angesehen werden solle, und Dr. Heß hat, wie andere nassauische Aerzte, mit Kirberg und den Nachbargemeinden Verträge geschlossen, nach denen er sich verpflichtete, die Angehörigen derselben gegen eine Abstandssumme auch ferner nach der alten Taxe zu behandeln. Mir ist der frühere Zustand in meiner Heimat immer als ein idealer erschienen, und ich habe lange nicht verstehen können, warum man bei Einführung der Arbeiterkrankenversicherung nicht auf ihn zurückgegriffen hat. Wie viele ärgerliche Streitigkeiten hätten dadurch erspart werden können!

Auch im Pfarrhause zu Dauborn war ich damals oft zu finden. Da waltete statt meines früheren Lehrers Feller längst ein anderer, der wegen seiner freien Richtung weithin bekannte Pfarrer Reber, mit dem ich mich im Lateinsprechen üben konnte. Auch seinen Kindern bin ich gern nähergetreten. Meine Mutter, die diese Besuche einem anderen Beweggrunde zuschrieb, war der Umgang freilich nicht ganz recht, und sie ließ es an Ermahnungen nicht fehlen. So oft ich nach Dauborn ging, kehrte ich auch in der dem Pfarrhause gegenüberliegenden Mühle ein, um mich mit meinem belesenen Freunde Georg Schäfer über Weltliches und Geistliches zu unterhalten und über seinen Bruder zu sprechen, der früher mein Mitschüler gewesen war, nun aber als Kaufmann weit in der Welt umherirrte.

Aber meine Freunde ahnten nicht meine innere Not, aus der mir keiner helfen konnte. Und wenn sie es vermocht hätten, wie hätten sie einem jungen Menschen beikommen sollen, der alles sich selbst verdanken wollte? Endlich um die Mitte März 1871 entschloß ich mich, meinem früheren Lehrer vom Gymnasium in Hadamar J. Hetzel, der damals in Limburg an der Lahn angestellt war, einen Besuch zu machen und seinen Rat zu erbitten. Aber zunächst ging ich ungetröstet wieder von dannen. Mein verehrter Lehrer hatte mich auch nur auf das Staatsexamen und auf die Gymnasiallehrerlaufbahn verweisen können, der auch sein Leben angehörte. Auch er wäre eines höheren Berufes würdig gewesen.

VIII.

Godesberg

1871.

Unerwarteterweise empfing ich schon anfangs April einen Brief von Hetzel, in welchem er mir mitteilte, daß Professor Hermann Usener in Bonn aufgefordert sei, für ein in Smyrna zu gründendes Gymnasium eine geeignete Kraft vorzuschlagen, die zugleich Gelegenheit haben würde, die in Kleinasien vorhandenen monumentalen Ueberreste des Altertums für die Wissenschaft nutzbar zu machen. Meine seitherige Beschäftigung mit der griechischen Inschriftenkunde würde mir dabei zustatten kommen.

Wer war froher als ich! Sofort meldete ich mich bei Usener und erfuhr von ihm, daß es sich um eine Lehrstelle an einer im Ausbau begriffenen Anstalt in Smyrna handle, welche dort sieben Jahre vorher, irre ich nicht, von dem damaligen deutschen Konsulatsprediger Axenfeld gegründet worden war. Es war eine Art Realgymnasium, mit welchem ein Pensionat für griechische Knaben aus allen Teilen der europäischen und asiatischen Türkei und ein Vorbereitungskursus für weitere Studien auf deutschen Hochschulen und für Evangelisationsarbeiten verbunden war. Die Erfolge des deutsch-französischen Krieges hatten im Orient das Verlangen nach deutscher Erziehung geweckt, und es machten sich damals ähnliche Bestrebungen geltend, wie wir sie in noch stärkerem Maße während des Weltkrieges erlebten. Im Rheinland hatte sich ein „Evangelischer Verein für christliche Bildung im Orient" gebildet, der die Anstalt unterstützte. Im Vorstande waren außer zwei Bonner Theologieprofessoren verschiedene Geistliche und der bekannte Missionsinspektor Fabri.

Schriftführer war Pfarrer Julius Axenfeld in Godesberg, an den auch meine Meldung gerichtet werden sollte. Vorbedingung war Fertigkeit im mündlichen Gebrauch des Französischen und im Neugriechischen.

Auf meine Meldung erhielt ich von Axenfeld ein Schreiben, aus dem ich entnehmen mußte, daß in der Anstalt Hauptgewicht auf die „Evangelisationsarbeiten" gelegt wurde. Es wurden Zweifel an meiner religiösen Ueberzeugung und der Aufrichtigkeit meiner Gesinnung ausgesprochen. Noch ehe meine darauf erteilte Antwort angelangt war, hatte Axenfeld in einem zweiten Briefe mir vorgeschlagen, für den Sommer eine Stelle in der Privatanstalt des Herrn Dr. Baskerville in Godesberg anzunehmen, die beiden Teilen Gelegenheit bieten würde, einander näher kennen zu lernen und mir die Möglichkeit gäbe, meine Sprachkenntnisse nach den angedeuteten Richtungen zu vervollkommnen. Ich hatte nicht allzuviel Vertrauen, daß ich die Probe, der das rheinische Muckertum mich aussetzen wollte, auch werde bestehen können; aber das Endziel reizte mich, und so nahm ich die Stelle an, trotz der Warnungen eines Freundes vor der englischen Privatanstalt.

So bin ich am 24. April 1871 nach Godesberg gekommen. Die Schule des Dr. Baskerville nannte sich International College und war gleichzeitig mit ähnlichen Anstalten in London und Brüssel, zuerst in der Nähe von Köln, errichtet worden. Alle gingen auf einen Gedanken von Richard Cobden, dem bekannten Freihändler, zurück, der gemeint hatte: man lerne die lebenden Sprachen immer in den Ländern am leichtesten und besten, in denen sie gesprochen würden. Die Anstalt in London sollte demgemäß für Deutsche und Franzosen, die in Brüssel für Deutsche und Engländer und die am Rhein für Franzosen und Engländer bestimmt sein. Tatsächlich war sie im Frühjahr 1871 von etwa 20 Knaben im Alter von 10—17 Jahren besucht, die in ihrer großen Mehrzahl Engländer waren. Aus dem französischen Sprachgebiet war nur Brüssel mit einem Schüler vertreten; endlich gab es einen Deutschen und einen Amerikaner. Mir wurde der Unterricht im Deutschen, Lateinischen, Geschichte und Geographie übertragen. Außer mir waren noch zwei

andere Lehrer angeſtellt, ein deutſcher Philologe und ein Welſch-Schweizer, der faſt nur ſeine Mutterſprache kannte, alſo das bieten konnte, was ich am meiſten brauchte. Da außerdem im Hauſe des Pfarrers zwei junge Neugriechen waren, ſo war für mein künftiges Sprachenbedürfnis genügend geſorgt.

Der Leiter der Anſtalt (principal) war geborener Engländer und hatte ſie wohl auch im geſchäftlichen Stile der engliſchen Privatſchulen eingerichtet, in denen der Unternehmer alles, die von ihm angeſtellten Lehrer aber nichts bedeuten. Obgleich Dr. Baskerville ſich ſelbſt am Unterricht beteiligte, alſo vier Perſonen im ganzen außer dem Pfarrer und etwaigen ſonſtigen Hilfskräften beſchäftigt waren, ſo gab es nichts weniger als ein Lehrerkollegium. Jeder mußte ſich eben zu helfen ſuchen, ſo gut er konnte. Wir hatten freie Station im Hauſe, das auch in Beziehung auf die Schüler den Charakter des Internats trug, und es gibt vielleicht für die Höhe der Wertſchätzung, deren wir uns erfreuten, eine Vorſtellung, wenn ich erwähne, daß wir in Manſarden neben den Dienſtboten untergebracht waren, während die Zöglinge im erſten und zweiten Stockwerk ihre Zimmer hatten. Ja es hatte noch eines ſehr entſchiedenen Auftretens von meiner Seite bedurft, bis man mir eine Manſarde für mich allein gab, die wenigſtens den Vorteil einer ſchönen Ausſicht auf das Siebengebirge bot; meine beiden Kollegen waren zuſammen in einem kaſemattenartigen Raum untergebracht, in dem ſie außer zwei Betten und zwei Stühlen nicht die geringſte Bequemlichkeit hatten.

Was das Leben der Anſtalt betrifft, ſo würde man in ihr jene enge Verbindung von Erziehung und Unterricht, wie ſie in den deutſchen Internaten angeſtrebt zu werden pflegt, vergeblich geſucht haben. Allerdings gab es eine Menge Verhaltungsmaßregeln für das tägliche Zuſammenleben der Schüler. Wenn einer von uns drei Lehrern aber, der im Wechſel mit ſeinen Kollegen die Inſpektion führte, auf deren Beobachtung beſtand und Uebertretungen zur Strafe ziehen wollte, ſo fehlte es ihm an zureichenden Diſziplinarmitteln. Die einzige Strafe, welche bei den Engländern verfing, war die Entziehung des Puddings bei Tiſche, und die Hausfrau ſah es nicht ganz ungern, wenn davon reichlich Gebrauch gemacht wurde. Daraus

aber entstand die üble Lage, Frau B. bei der Ausführung einer Maßregel der Schule in Mitwirkung zu ziehen, was Lehrern und Schülern gleich unlieb war. Denn sie ließ sich bei solchen Gelegenheiten dazu hinreißen, die letzteren rücksichtslos auszuzanken, und diese sagten dann mit einigem Rechte: „Herr B. ist Direktor der Schule; von ihm wollen wir uns strafen lassen, nicht aber von der Frau.“ Von dieser empfingen die Zöglinge an jedem Wochenschlusse ihr Taschengeld, und als einst einer sich bei Tische beklagte, daß unter seinen Silbergroschen einige süddeutsche Dreikreuzerstücke gewesen seien, sagte sie zu ihm: „So gib sie mir nur wieder, ich kann sie meinem Bruder geben, der bringt sie in seinem Geschäft schon noch an.“ Wir Lehrer wunderten uns kaum mehr darüber, wenn sie uns in der Unterhaltung unsere Abhängigkeit fühlen ließ.

Daß nähere Beziehungen zwischen uns und der Familie nicht bestanden, war im Interesse der Schule zu beklagen. Denn die Schüler machten sich unsere wenig geachtete Stellung zunutze, und es war ihnen gegenüber fast unmöglich, die Achtung, die man uns versagte, zu erzwingen. Dabei war die Gattin des Herrn B. eine Deutsche, die den unbegrenzten Einfluß, dem dieser sich willig fügte, leicht hätte benutzen können, um ihm andere Begriffe von deutschem Wesen beizubringen. Ihr würdig zur Seite stand ihre korpulente Schwester, und so war die arme halbtaube Schwester des Mannes, eine spindeldürre Engländerin, schließlich noch die einzige, die uns ein freundliches Wort gönnte.

Der Prinzipal der Schule, Herr Dr. Baskerville, war ein zwar gutmütiger, aber von seiner Frau beherrschter Mann, der im ganzen zufrieden war, wenn er mit Schulangelegenheiten möglichst wenig behelligt wurde. Er hatte deutsche Dichtungen ins Englische übersetzt und ein Lehrbuch der englischen Sprache herausgegeben, das seinem Verfasser zwar recht ungünstige Beurteilungen in deutschen pädagogischen Zeitschriften gebracht, aber das Maß seiner Selbstschätzung nicht hatte vermindern können. Jedenfalls war er mehr Geschäftsmann als Gelehrter und hatte für meine wissenschaftlichen Bedürfnisse keinerlei Verständnis.

Kein Wunder, daß sich im Unterricht Schwierigkeiten ergaben.

Dieſe gingen zum Teil ſchon aus dem ſehr verſchiedenen Lebensalter der Schüler hervor, da das Geſchäftsintereſſe des Prinzipal ihn veranlaßte, ohne Rückſicht auf die Vorbildung jeden zu nehmen, der ihm angeboten wurde. An einen methodiſchen Klaſſenunterricht konnte dabei kaum gedacht werden. Unwiſſenheit, Trägheit, Verlogenheit waren die Haupteigenſchaften. Ich weiß allerdings, daß das Wort liar für einen engliſchen Knaben das ärgſte Schimpfwort iſt, welches ihm zugefügt werden kann. Und gelogen haben ſie in ihrem Sinne auch nicht, wenn ſie auf die Frage des deutſchen Lehrers, ob ſie eine Aufgabe etwa von einem andern abgeſchrieben hätten, mit Nein antworteten. Denn ſie hatten nicht alle Sätze aus dem Hefte des Nachbars in ihr eignes übertragen, ſondern von 12 vielleicht 10 oder 11½ und hielten ſich deshalb für vollkommen berechtigt, jene Frage zu verneinen. Einmal hatte ein Schüler eine Fenſterſcheibe zertrümmert und leugnete trotz aller Beweiſe ſeine Täterſchaft. Der Prinzipal hatte bei ſeiner Frage den Ausdruck *geworfen* gebraucht, er aber hatte die Fenſterſcheibe nicht eingeworfen, ſondern mit dem Fußball eingeſtoßen, und war deshalb nach dem Urteile ſeiner Mitſchüler ganz in ſeinem Rechte, wenn er die Frage verneinte.

Ueberhaupt konnte man ſicher ſein, daß bei einem Diſziplinarfall, der einen einzelnen traf, alle anderen für ihn und gegen den Lehrer Partei ergriffen, mochte das Unrecht des Schülers noch ſo klar zutage liegen. Es war uns vorgeſchrieben, die Schüler am Sonntage zur Kirche und wieder zurück zu führen. Eines Sonntags fand ich die ganze Schar auf dem Hofe verſammelt, und als ich erſchien, hörte ich aus ihrer Mitte die Worte: Let him go alone! Sofort trat ich mitten unter ſie und entgegnete: If you think, that it is an honour for me to go with you, you are wrong; it is an honour for you to go with me. And now you will go alone. Und darauf ging ich mit weiten Schritten voran. Beſchämt folgten ſie, und auch auf dem Rückwege hielt ich mich abſeits. Solche Mittel verfingen indeſſen nur für kurze Zeit. Es war einmal Grundanſchauung, daß ein Lehrer nur eine höhere Art von Hausknecht ſei, und ſelbſt die Autorität des Prinzipal vermochte nicht immer durchzudringen.

Um ſich dem Klaſſenunterricht zu entziehen, verlangten gerade die Faulſten, wenn eine Leiſtung von ihnen gefordert wurde, abzutreten und verweilten dann den ganzen Reſt der Stunde auf dem Orte, in den ſie ſich zurückgezogen hatten, um hier ſchlechte Romane zu leſen oder ſonſt die Zeit zu vertrödeln. Als wieder ein ſolcher Fall ſich ereignete und der betreffende Schüler faſt eine Stunde ausblieb, holte ich in dem daneben liegenden Garten eine Gießkanne und goß durch eine über der Türe befindliche Oeffnung Waſſer auf den darunter Sitzenden. Man kann ſich die Wirkung denken. Aber man wurde derartiger draſtiſcher Kampfmittel raſch überdrüſſig, und wenn auch infolge meiner Wachſamkeit und Konſequenz die Dinge für mich erträglicher wurden, ſo erneuerte ſich doch täglich der Kampf mit den ſchlechten Gewohnheiten der Schüler, und ich mußte einſehen, daß meine Kraft zu ſchwach ſei, um gründlichen Wandel herbeizuführen.

War ſo die Anſtalt von einer deutſchen Schule, unter deren Namen in England für ſie Reklame gemacht wurde, weit entfernt, ſo konnte ich mich doch nicht daran gewöhnen, ſie als bloßes Mittel zum Zweck zu betrachten und zu behandeln. Die Knaben waren trotz ihres verſchiedenen Alters alle gleich unwiſſend, ſodaß ſie noch hinter deutſchen Elementarſchülern mittleren Alters zurückſtanden. Sie hatten dafür auch gar keine Empfindung. Wenn ſie Deutſch ſprechen lernten, waren die Eltern zufrieden, und dieſes Ziel wurde innerhalb eines Jahres notdürftig erreicht; aber der Lehrer des Deutſchen verſicherte ihnen mehr als einmal, daß die Lehrlinge in deutſchen Geſchäften, mit denen ſie ſpäter zu korreſpondieren hätten, ſich über ihre Briefe luſtig machen würden.

Die Familie unſeres Schulvorſtehers gab manchmal Abendgeſellſchaften, zu denen einige Honoratioren Godesbergs geladen waren. Natürlich waren wir Lehrer davon ausgeſchloſſen, konnten aber nicht vermeiden, davon Notiz zu nehmen. Denn es ging oft recht lärmend dabei her, zumal wenn ſich nach dem Abendeſſen die Fröhlichkeit im Garten fortſetzte. Standen dann die Schüler in ihren Hemden aus den Betten auf, um ſich an den Fenſtern zum Zuſchauen zuſammenzudrängen, ſo tat man am beſten, ſolche Uebertretungen der Haus-

ordnung gar nicht zu bemerken. In welche Lage wäre man gekommen, wenn man hätte ſtrafen wollen? Und der Prinzipal wünſchte es gar nicht einmal.

War das Aufrechterhalten der Diſziplin ſchon im Hauſe und in der Schule eine ſchwere Aufgabe, ſo wurde ſie auf den zahlreichen Ausflügen, die wir mit den Schülern machen mußten, das reine Kunſtſtück. Die Knaben wollten ihr Vergnügen haben, vor allem in Wirtſchaften einkehren, wo jede Diſziplinargewalt aufhörte. Wollte der Lehrer nicht alles Anſehen verlieren, ſo mußte er mittun. Dadurch konnte das Vergnügen für ihn recht koſtſpielig werden; die Anſtalt vergütete ihm für Kaffee in jedem Falle nur 2 Sgr.

Mit Pfarrer Axenfeld war ich gleich nach meinem Eintritt in freundſchaftlichen Verkehr gekommen, und wenn ich auch für die bei ihm üblichen Hausandachten wenig Sinn hatte, ſo habe ich doch die Beziehungen zu ihm eifrig gepflegt und in ihm einen ebenſo tätigen als weltklugen Mann kennengelernt. Da er mit der Familie Baskerville befreundet war, ſo glaubte ich, ihn zuerſt über die ſchweren Mißſtände unterrichten zu müſſen, unter denen das International College litt, traf aber auf kein Verſtändnis für die elementarſten Forderungen des Unterrichts und für die Schwierigkeiten meiner Stellung. Dazu kam, daß ich der Konfeſſionspolitik, die er in der vorwiegend katholiſchen Gemeinde betrieb, keinen Geſchmack abgewinnen konnte und daß die Ideen der evangeliſchen Propaganda, die ihn beherrſchten, mir nicht einleuchten wollten. Ich glaube, er hat namhafte Mittel für ſie flüſſig gemacht. Die Villen Godesbergs bildeten damals einen beliebten Aufenthalt für ältere reiche Privatleute aus Elberfeld und Barmen. In ihre Kreiſe wurde ich durch den Pfarrer eingeführt und lernte ſo zum erſten Male jene Miſchung von Frömmelei und Geſchäftsſinn kennen, die im Wuppertale ihre Heimſtätte hat. Aber für ihre Beſtrebungen mich zu begeiſtern vermochte ich nicht. Und zu dieſen Beſtrebungen gehörte doch auch die konfeſſionelle Propaganda im Orient mitſamt der Schule in Smyrna.

Es iſt unter dieſen Umſtänden nicht zu verwundern, daß ich die mir auferlegte Probe nicht beſtanden habe. Es kam zwar nicht zu einer förmlichen Abſage; aber als mir im Juli Pfarrer Axenfeld

eine Stelle an einem von einem Griechen zu Seres in Mazedonien errichteten Privat-Gymnasium anbot, merkte ich, wie viel es geschlagen hatte und gab den Smyrnaer Plan auf. Da zugleich die Verhältnisse an der Godesberger Anstalt mir unerträglich geworden waren, so suchte ich sie zu lösen.

Was eigentlich den Bruch herbeiführte, ist mir nicht mehr recht erinnerlich. Ich glaube es war folgendes. An der Anstalt des Herrn Dr. Baskerville war ich gegen Jahresgehalt angestellt, erhielt denselben aber monatweise ausbezahlt. Als nun die Sommerferien herbeikamen, vertrat er die Auffassung, daß er für die doch zum Semester gehörigen Ferien zur Gewährung von Gehalt und freier Station nicht verpflichtet sei. So wenig ich daran dachte, von letzterer tatsächlich Gebrauch zu machen, so brachte ich doch meine deutsche Rechtsauffassung zur Geltung, während Pfarrer Axenfeld den Taglöhnerstandpunkt des englischen Institutsvorstehers ganz in der Ordnung fand.

Meine Trennung von beiden wurde jedenfalls unter solchen Verhältnissen ein Gebot der Notwendigkeit. Ich habe sie ohne Bedauern so rasch als möglich vollzogen und mit einigen Erfahrungen Godesberg verlassen, die mir im späteren Leben nützlich geworden sind.

Zum Schlusse darf ich nicht unerwähnt lassen, daß meine ganze Godesberger Zeit mit schweren persönlichen Sorgen belastet war. Meine Mutter war schon bei meiner Abreise nach dem Rhein krank gewesen; ihr Zustand hatte sich von Monat zu Monat verschlimmert; am 15. Juli 1871 ist sie zur ewigen Ruhe eingegangen, und ich trug neben dem eigenen Schmerze das Leid eines Vaters, der sich so schwer in die Vereinsamung finden konnte.

Meinem Schwager und meiner Schwester hatte die Uebersiedlung nach Wiesbaden kein Heil gebracht. Waren sie schon den wirtschaftlichen Anforderungen eines Landortes nicht gewachsen gewesen, so versagte ihre Kraft bald völlig unter den Wechselfällen des städtischen Lebens. Schließlich war die Verschuldung so groß geworden, daß ihnen Hilfe gebracht werden mußte, wenn sie nicht untergehen sollten.

Und auch von Heppenheim waren traurige Nachrichten gekommen. Alle drei Kinder erkrankten im Juli an der Diphtheritis und

gerade der älteſte von ihnen, Heinrich, der ſtets der Eltern Hoffnung war, erlag der Krankheit am 22. Juli. Der Tod hatte mit rauher Hand in mein Leben gegriffen; die mir die liebſten waren auf der Welt, litten ſchweren Jammer. Und in dieſer Zeit ſollte ich Entſchlüſſe faſſen, die vielleicht für mein Leben entſcheidend werden konnten.

IX.

Amſterdam

1871—1872.

Natürlich war während meiner Tätigkeit in Godesberg an die Fortſetzung meiner Vorbereitung für die Staatsprüfung nicht zu denken geweſen. Es konnte alſo auch bei Beendigung derſelben nur wieder eine Privatſtellung in Frage kommen. Die Heppenheimer Freunde hatten nach dem Tode Heinrichs ſich entſchloſſen, wieder einen Hauslehrer zu nehmen und wünſchten meine Rückkehr. Aber ſchon vorher hatte ich mit einer rheiniſchen Kaufmannsfamilie, die in Amſterdam lebte, aber im benachbarten Mehlem einen Sommeraufenthalt beſaß, durch Vermittlung ihres ſeitherigen Hauslehrers, des Kandidaten der Theologie Tiſcher, Unterhandlungen angeknüpft, die dem Abſchluſſe nahe waren. Unter günſtigen Bedingungen kam dieſer auch anfangs Auguſt zuſtande. Im International College habe ich bis zum 12. Auguſt Unterricht erteilt und bis zu dieſem Tage meinen kargen Lohn erhalten. Es ſchien mir nicht der Mühe wert, meinen Rechtsſtandpunkt gerichtlich zu verfechten. Die Ferien verlebte ich in Heppenheim, wohin mein Freund Pohlmann als Hauslehrer kommen ſollte. Dann begab ich mich nach Kirberg und reiſte von da am 1. Oktober nach Mehlem, um meinen neuen Poſten anzutreten.

Gegen Ende Oktobers ſiedelte die Familie nach Amſterdam über, und da habe ich den Winter 1871/72 als Hauslehrer verlebt, nachdem ich vorher mich zur Ablegung der Prüfung pro facultate docendi in Bonn gemeldet und eine ſchriftlich zu löſendes Thema empfangen hatte. Es warteten meiner alſo zwei Aufgaben, der Unter-

richt und die Vorbereitung auf die Staatsprüfung, von denen keine unter der andern leiden sollte.

Als Zögling war mir ein gut veranlagter Knabe im Alter von 15 Jahren anvertraut, den ich auf die Obersekunda des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums in Köln vorbereiten sollte, in die er im nächsten Frühjahr eintreten wollte. Neben ihm waren noch zwei Töchter vorhanden, die eine eigene Erzieherin hatten. Die ältere war körperlich gebrechlich und auch geistig nicht völlig normal. Sie mußte täglich unter Leitung einer eigenen Turnlehrerin aus Leipzig orthopädische Uebungen machen. Die jüngere, etwa achtjährige, war zwar gesund, aber doch ein schmales, blasses Kind. Die Eltern waren von Haus aus sehr nahe miteinander verwandt, der Vater eine schmächtige Kaufmannsgestalt, die Mutter eine üppige Schönheit in den letzten dreißiger oder ersten vierziger Jahren.

Es wurde ein großer Haushalt nach dem Stile vornehmer Kaufmannsfamilien geführt, und ich weiß nicht, ob meine ländlich kleinbürgerliche Jugend allen Anforderungen desselben vollständig gewachsen war. Jedenfalls war meine Stellung eine in vieler Hinsicht würdigere, als sie in der englischen Privatanstalt zu Godesberg gewesen war, und es lag viel an meinem schwerfälligen Wesen, wenn ich nicht zum vollen Genusse derselben kam. Allerdings war der Ton im Hause ein kühler, förmlicher. Daß ich hier nicht in dasselbe Verhältnis treten könne, wie ich es in Heppenheim gehabt hatte, mußte ich bald einsehen. Dazu trat mit der Zeit eine grundsätzliche Verschiedenheit der beiderseitigen Auffassungen hervor. Nach alter Gewohnheit wollte ich die Aufgabe des Lehrers mit derjenigen des Erziehers verbinden, und so wünschte ich beispielsweise bei der Entscheidung darüber mitzusprechen, ob gewisse Theatervorstellungen für meinen Zögling geeignet seien, während die Eltern derartiges dem eigenen Ermessen vorbehalten wollten. In solchen Fragen bin ich vielleicht öfter, als nötig gewesen wäre, ein unbequemer Hausgenosse gewesen. In den Unterricht selbst hat man mir nicht eingegriffen, und ich habe mit voller Hingabe in ihm zu leisten gesucht, was den Umständen nach möglich war. Mein Zögling Walter schloß sich willig an mich an, und wir haben im oberen Teile des Hauses

an der Keizersgracht ein für sich abgeschlossenes fleißiges Leben geführt.

Eine besondere pädagogische Vorbereitung auf den Lehrerberuf pflegte damals an den Universitäten nicht stattzufinden. Meine Vorbildung hatte sich auf den wissenschaftlichen Betrieb der philologisch-historischen Fächer beschränkt, und so war ich für die Praxis des Unterrichts, wie die meisten Gymnasiallehrer, auf das angewiesen, was ich aus meiner Hadamarer Schulzeit an Erfahrungen behalten hatte. Es war noch günstig zu nennen, daß ich sogleich an einem älteren Schüler mich zu betätigen hatte, für dessen Bedürfnisse ich mehr Verständnis hatte, als es bei jüngeren Knaben der Fall gewesen sein würde.

Mit den Mädchen hatte ich weiter nichts zu tun, als daß ich ihnen eine Zeitlang Zeichenunterricht erteilte. In diesem besaß ich bloß die Erfahrungen der gewerblichen Zeichenschule, welche ich früher in Kirberg besucht hatte. Ich begann mit Strichen und einfachen geometrischen Figuren, um zunächst eine gewisse Sicherheit der Handführung zu erzielen, und als die jüngere meiner Schülerinnen für den herannahenden Geburtstag der Mutter etwas zu zeichnen wünschte, gab ich ihr ein Rechteck auf, das sie mit mäanderartigen Schraffierungen ausführte. Die Leistung hatte wenigstens das für sich, daß sie ganz aus eigner Tätigkeit des Kindes hervorgegangen war. Aber wir kamen übel damit an. Ich wurde vom Zeichenunterricht entbunden, und nun kam ein fremder Lehrer ins Haus, der zweifellos an festlichen Tagen mit Tier- oder Menschenbildern aufgewartet haben wird.

Mit Walter war das ganze Pensum der Untersekunda durchzunehmen, und die Lektüre der alten Schriftsteller, die dabei durchzugehen waren, hat mir nicht weniger Freude bereitet als meinem Schüler. Auch den übrigen Stoff der Klassenstufe beherrschte ich noch genügend, um mir keine Blöße zu geben. Aber ich hatte doch tüchtig zu arbeiten, und es blieben mir für die eigenen Studien nur die Stunden am frühen Morgen und späten Abend. Auch diese habe ich für meine Examenszwecke kaum so ausgenützt, wie es hätte geschehen können. Wie einst in Kirberg, verfiel ich auch hier wieder auf

wiſſenſchaftliche Spezialſtudien. Zum Brotſtudenten war ich nun einmal nicht geſchaffen. Immerhin iſt die ſchriftliche Prüfungsarbeit, nachdem ich um Verlängerung des Termins eingekommen war, im Laufe des Winters fertig geworden.

Mit der Erzieherin der Mädchen habe ich wenig Fühlung gehabt. Sie ſtammte aus ganz anderen Lebenskreiſen, war Braut eines preußiſchen Offiziers und kam mir nicht immer als ſo anſpruchslos vor, wie ich es mir zur Regel gemacht hatte. Außerdem gab es in anderen deutſchen Kaufmannsfamilien noch einige Hauslehrer, mit denen ich mich bald anfreundete, vor allem Dr. Böhm aus Berlin und Dr. Schunck aus Konitz. Wir trafen alltäglich um die Mittagsſtunde zuſammen, um unſere Schüler ſpazieren zu führen und kehrten erſt zwiſchen 2 und 3 Uhr zurück. Uns intereſſierte ſo vieles an dieſer Stadt, ihre eigentümliche Bauart, die ſtillen Grachten, das Geſchäftsleben der Calverſtraat, das lebhafte Treiben vor der Börſe, das Judenviertel, die Bücherſtände des Botermarkt und die Schiffe im Hafen. So bin ich auch außerhalb des täglichen Spaziergangs, der zu meinen beruflichen Obliegenheiten gehörte, viel umhergeſchweift und habe die fremden Eindrücke auf mich wirken laſſen. Der männliche Teil der Bevölkerung ſchien mir nach der Körperbildung und der Spärlichkeit des Bartwuchſes Spuren von Entartung aufzuweiſen, während der weibliche einen bei weitem friſcheren und kräftigeren Eindruck machte. Das Geſchäftsleben erweckte nicht den Anſchein einer fortſchreitenden, aufſtrebenden Entwicklung. Damit ſtimmte es, wenn der Vater meines Zöglings mir mitteilte, daß Holländer nur ſelten neue Unternehmungen gründeten, ſondern lieber als Teilhaber in bereits beſtehende Geſchäfte einträten, während Ausländer, namentlich Deutſche, viel mehr Wagemut bewieſen.

Ich war nie in einer größeren Stadt geweſen. Hier war mir alles neu; die Grachten boten freilich überall dasſelbe Bild, ein Haus ſo vornehm wie das andere, eins ſo ſchmal und tief und ſchwarz wie das andere; in der Mitte der Kanal mit ſeinen Leichterkähnen, die langſam von ſchwerarbeitenden Menſchen dahingeſtoßen wurden. Aber die Geſchäftsſtraßen waren mit glänzenden Läden eingefaßt, und hier war ein Rennen und Treiben, wie ich es noch nicht ge-

ſehen hatte. Die ſonſt ſo langſam und ſchläfrig ausſehenden Menſchen ſchienen da wie ausgewechſelt. Ueberall hörte man die Stimmen der Ausrufer, die bis tief in die Nacht hinein nicht verſtummen wollten. Und erſt der Hafen im Ij mit ſeinen großen und kleinen Seeſchiffen aus allen Himmelsſtrichen, bei denen ſich ein eignes Leben faſt ohne Geräuſch abſpielte, das Gewühl an der Börſe, wo um 3 Uhr nachmittags die Glocke läutete und die großen Handelsherren mit ihren hohen Zylinderhüten über den Platz rannten, um nicht das Quartchen (¼ fl.) bezahlen zu müſſen, das beim Zuſpätkommen erhoben wurde, die mannigfachen Straßenverkäufer mit ihren Handwagen oder Tabletten, die Judenjungen, die ſich um einen weggeworfenen Zigarrenſtummel balgten. Es gab ſo viel zu ſehen und zu lernen. Auch die ſtill ſich unter der Menge bewegenden Schutzleute in ihren Uniformen intereſſierten mich, und ich ſah, daß ein reiches Straßenleben auch ohne Kommandorufe ſich in Ordnung vollziehen kann.

Natürlich wurden auch die Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenſchein genommen, die Gemäldegalerie im Trippenhuis, die Kirchen mit ihren Glockenſpielen, das Marinedock, wo die holländiſchen Kriegsſchiffe erbaut wurden, das königliche Paleis, zu deſſen Erbauung 14 000 Pfähle in den moorigen Untergrund getrieben ſein ſollten, das Paleis voor Volksflijt. Mein Streben, mit Holländern in Verbindung zu kommen, hatte keinen Erfolg, und ſo habe ich auch nicht holländiſch ſprechen lernen, obwohl ich Bücher und Zeitungen in dieſer Sprache leidlich las. Wenn ich auf der Straße jemanden holländiſch anredete, ſo antwortete er mir gewiß deutſch.

Mein Hauptverkehr bewegte ſich im Hauſe eines aus Sachſen ſtammenden Lehrers, und ihm verdanke ich auch die meiſten Aufſchlüſſe über Amſterdamer Verhältniſſe. P. Streubel war als Turnlehrer hereinberufen worden, hatte dann in einer Reihe von deutſchen Familien Hauslehrerdienſte getan und ſtand nun in den Lebensjahren, in denen man ſich gern einer geſicherten Lage erfreut, zumal wenn man für eine eigene Familie zu ſorgen hat. Anfangs 1872 entſchloß er ſich, eine „konfeſſionsloſe deutſche Schule für Knaben“ zu errichten, die nach dem Muſter deutſcher Bürgerſchulen eingerichtet und

nach den Grundſätzen deutſcher Pädagogik und Methodik verwaltet werden ſollte. Als Ziel dachte er ſich ebenſowohl eine abſchließende allgemeine Bildung als die Vorbereitung für die Mittelklaſſen eines deutſchen Gymnaſiums oder einer Realſchule. Ob ihm der Plan gelungen iſt, habe ich nicht erfahren können; doch muß ich daran zweifeln, da mir berichtet worden iſt, daß er in ſeinem Alter nach der Heimat zurückgekehrt iſt. Die Hauslehrerſtellung läßt ſich wohl als Durchgangsſtufe denken, nicht aber als Brücke zur Erlangung der Selbſtändigkeit. Das war mir ſchon damals vollkommen klar, und darum ſtrebte ich darnach, ſie möglichſt abzukürzen.

Außerdem muß ich des Deutſchen Vereins gedenken, in welchem die im Amſterdamer Handel ziemlich zahlreich tätigen deutſchen Gehilfen und außerdem andere Deutſche ſich zuſammengefunden hatten, darunter auch wir Hauslehrer. Es war eine geſchloſſene Vereinigung, wie ſie in Amſterdam ſo häufig ſind. Es wurden zahlreiche Zeitungen und Zeitſchriften gehalten. Alle Woche fand ein Vortrag ſtatt, und einmal im Monat war allgemeiner Abend mit Biertrinken und Geſang. Ich erinnere mich noch gern an den Weihnachtsabend 1871, wo wir um den geſchmückten Lichterbaum deutſche Lieder ſangen und als ſchließlich jemand das „O Tannenbaum, wie grün ſind deine Blätter" anſtimmte, ſich manche um den Hals fielen und einander küßten, während andere, die ſich vorher entzweit hatten, wieder Freundſchaft ſchloſſen. Es war eine tiefernſte gemütvolle Stimmung unter allen; mancher gedachte wohl des Chriſtbaums im fernen Elternhauſe. Wußten wir doch, wie wenig gern wir geſehen waren in dem Lande, in dem wir lebten.

Der deutſch-franzöſiſche Krieg war eben zu Ende gegangen. In Holland ſtanden die höheren Klaſſen der Bevölkerung noch damals, wie die königliche Familie zur Zeit des Krieges, auf der Seite der Franzoſen, während die niederen Klaſſen uns wohl leiden mochten. Des Abends hörte man oft deutſche Lieder auf den Straßen.

Ich erinnere mich eines Beſuches des Königs in der Stadt. An allen Straßenecken waren Plakate angeſchlagen, in welchen die Bevölkerung aufgefordert war, doch in dieſen Tagen nicht Lieder zu ſingen, die von Deutſchen für Deutſche gedichtet ſeien und lieber den

altholländiſchen Volksliedern wie Wilhelmus van Naſſauwe, den Vorzug zu geben. An einem Abend beſuchte der König das auf dem uns gegenüberliegenden Ufer der Keizersgracht gelegene Gebäude der Geſellſchaft Felix Meritis. Wir lagen am Fenſter, und kaum hatte der König ſeinen Wagen verlaſſen, ſo zog über die nächſte Brücke eine Schar Matroſen unter dem Geſange der Wacht am Rhein. Auch bei den Arbeitern am Ij, wo damals große Veränderungen ſich vollzogen, waren wir wohl gelitten und durften Stellen betreten, die ſonſt für das Publikum unzugänglich waren.

Dabei fehlte es den Holländern durchaus nicht an Nationalſtolz. Als die 300jährige Gedächtnisfeier der Eroberung von Biel gefeiert wurde (anfangs April 1872), geſtaltete ſie ſich zu einem Gedenkfeſt der Befreiung der Niederlande vom ſpaniſchen Joche. Niemand konnte ſich ohne ein Abzeichen in den Landesfarben auf den Straßen ſehen laſſen, und am Abend waren ſie angefüllt von Menſchen, welche wie an der Kermes reihenweiſe umherzogen und patriotiſche Lieder ſangen. Ein ſo allgemeiner Volksjubel war mir ſelbſt an den Siegestagen des eben zu Ende gegangenen Krieges in Deutſchland nicht vorgekommen. Die Beobachtungen, welche ich damals machte, haben auf mich um ſo nachhaltiger eingewirkt, als ich infolge der Niebuhr'ſchen Zirkularbriefe aus Holland auf anderes gefaßt geweſen war.

Mit Vergnügen gedenke ich noch eines Beſuches an dem damals im Bau begriffenen Kanal, der eine direkte Verbindung zwiſchen Amſterdam und der Nordſee herſtellen ſollte. Wir trafen auf der Sohle des Kanals einen deutſchen Erdarbeiter, der uns mit lebhaften Farben das Anſehen ſchilderte, deſſen er ſich bei ſeinen holländiſchen Genoſſen zu erfreuen habe. Es war ein friſcher Sonntagvormittag im Februar, und wir liefen am Strande von der Mündung des Kanals nach Sandvoort. Die Schneeflocken tanzten unter dem Winde über den Sand und wir ſuchten Muſcheln, die das Meer hier angeſchwemmt hatte und an denen ich ſpäter mich noch oft erfreut habe. Im Kurhaus zu Sandvoort, das im Sommer kaum die Zahl der feingekleideten Gäſte zu faſſen vermag, war jetzt kaum ein Stück ſchimmliges Brot nebſt etwas Rauchfleiſch und Käſe für uns aufzutreiben. Dann wanderten wir zu Fuß durch die hier mit Bäumen beſtandenen

Dünen nach Haarlem, wo es uns mit Hilfe eines Soldaten nicht ohne Mühe noch gelang, ein Abendeſſen zu erlangen.

Natürlich haben wir auch Zaandam aufgeſucht, um das Schiffbauerhäuschen Peters des Großen zu ſehen, das nicht leicht ein Fremder ausläßt, wenn er Holland bereiſt. Wir fuhren eines Sonntags über das Ij mit einem kleinen Dampfer, der nur ſehr beſcheidenen Anſprüchen entſprach und ließen uns unterwegs über die Rolle belehren, welche die ringsum aufſteigenden Windmühlen im holländiſchen Leben ſpielen. Dann beſahen wir den kleinen Ort mit ſeinen ſchmucken Häuschen, die von Sauberkeit glänzten. Es war gerade der Gottesdienſt zu Ende, und in langer Reihe zog eine Schar hübſcher junger Mädchen im Alter von 18—20 Jahren hinter uns her, welche die in dieſer Jahreszeit ſo ſeltenen fremden Gäſte beſtaunten. Vielleicht daß wir von dieſem Ausfluge mehr heimgebracht hätten, wenn ein kundiger Einheimiſcher uns geführt hätte. Mir hätte nicht wenig daran gelegen, die berühmte Viehzucht der Gegend kennen zu lernen.

Später habe ich noch mit meinem Zögling den Haag, Rotterdam und Leiden beſucht. Am meiſten ſchien uns s'Gravenhage aus dem Rahmen der holländiſchen Städte herauszufallen. Mich zog beſonders das Denkmal meines großen Landsmanns Wilhelms von Oranien an. Als wir davor ſtanden redete uns ein Straßenjunge an: „Hier müßt Ihr ſtill ſein; das iſt der große Schweiger."

In Rotterdam zog uns der Markt und der großartige Schiffsverkehr auf der Maas beſonders an. Was in Amſterdam halb erſtarrt ſchien, war hier lebendige Wirklichkeit. Die erſte große Seeſtadt, welche ich zu ſehen bekam.

Nach Leiden bin ich eine Zeit lang jeden Samstag gefahren, wobei man an Haarlem vorbei und durch ſeine duftenden Hyazinthenfelder kam, die gerade in Blüte ſtanden. Mich intereſſierte nicht bloß die Univerſität und die reichen völkerkundlichen Sammlungen; ich hatte eine beſondere Vorliebe für die neuerbaute Bibliothek, die mir der Konſervator ſelbſt zeigte und erklärte. Namentlich zogen mich die Handſchriften derſelben an, und ich glaubte, die Gelegenheit mir nicht entgehen laſſen zu dürfen, ſie für meine Ausbildung nutzbar

zu machen. So kam ich dazu, einige Bücher des Josephus mit einem Leidener Kodex zu kollationieren, und man hat mir diese Handschrift sogar zur Benutzung nach Amsterdam geschickt. Ich wollte mich im Handschriftenlesen üben und habe darüber viel Zeit verloren, die ich wohl besser zur Vorbereitung auf das mir bevorstehende Staatsexamen würde verwendet haben. Sachlichen Nutzen habe ich aus der mühsamen Arbeit nicht gezogen. Ich habe sie zehn Jahre später an Professor Christ in München verschenkt, zufrieden damit, auch diese Art wissenschaftlicher Arbeit einmal praktisch kennen gelernt zu haben. Es war nicht das letztemal, daß ich etwas anfing und mit großem Eifer durchsetzte, ohne daß mir der Ertrag selbst zugute kam. Haushälterisch mit Zeit und Kraft umzugehen, habe ich nie gelernt.

Von jeher habe ich eine große Bücherliebhaberei gehabt und eine Abneigung gegen die Benutzung öffentlicher Bibliotheken. Ich glaube, daß die Möglichkeit, jener Neigung fröhnen zu können, mir den Aufenthalt in Amsterdam besonders wert gemacht hat. Zunächst besuchten wir häufig den Botermarkt, wo unter allerlei altem Gerümpel auch die Tische kleiner Antiquare aufgestellt waren, die in der Regel von ihren Schätzen wenig Ahnung hatten. Neben diesen fliegenden besuchte ich häufig auch die Lager stehender Antiquare, in welchen sehr oft Bücherauktionen abgehalten wurden.

Diese Sitte ist in Holland viel verbreiteter als bei uns in Deutschland, weil unter der wohlhabenden Bevölkerung die Gewohnheit, sich eine große Bibliothek zu halten, sich häufiger findet als bei uns in der gleichen Volksschicht. Es handelt sich dabei weniger um Liebhaberbibliotheken mit allerlei Seltenheiten als um Sammlungen größerer Bestände von Nutzliteratur. Trat nun ein Todesfall ein, so wurde die ganze Sammlung, um rasch damit zu räumen, der Versteigerung ausgesetzt. Der damit betraute Antiquar hatte sich nicht die Mühe gegeben, die Bestände nach den Fächern, denen die Bücher angehörten, auch nur oberflächlich zu ordnen, und so wiesen die Auktionskataloge ein buntes Gemisch von allerlei Werken auf; ganze Gruppen derselben waren zu sog. pakges zusammengeschnürt.

Eine solche Bücherversteigerung bot ein eigentümliches Bild. An einer langen Tafel saßen zahlreiche Personen, meist Juden

vom Botermarkt mit ihren Patriarchenbärten; vor jedem ſtand eine große Taſſe mit Tee. Der Auktionator ſtand an der Schmalſeite des Tiſches und nannte für jede Nummer einen oberen Preis, von dem er dann ſelbſt abbot, bis einer der Anweſenden mit lautem „Ja“ ſeine Neigung, das Buch zu dieſem Preiſe zu erwerben, zu erkennen gab. Oft genug ging das Abbieten von 3 Gulden bis auf 10 Cents herunter. Hatte jemand „Ja“ gerufen, ſo konnten die andern wieder höher bieten und machten von dieſer Möglichkeit reichlich Gebrauch. Die Kleinhändler von Botermarkt hatten es beſonders auf die ganzen Bücherpakete abgeſehen, und wenn einer von ihnen angefangen hatte, ſo kamen die übrigen in Bewegung. Schlag auf Schlag kamen die Abgebote, bis endlich dem Höchſtbietenden der Zuſchlag erteilt wurde. Von beſtimmt benannten Werken hielten ſie ſich dagegen fern. Hier waren die Aufträge des Verſteigerers und die Gebote der wirklichen Liebhaber maßgebend.

Im allgemeinen kaufte man billig auf dieſen Auktionen. Mir lagen damals die holländiſchen und engliſchen Ausgaben alter Klaſſiker nahe, die in prachtvollen Exemplaren ausgeboten wurden. Unter dieſen zeichneten ſich die ſchön eingebundenen Werke beſonders aus, welche als Prämien auf den holländiſchen Gymnaſien gegeben zu werden pflegten, und ich hatte mir eine ganze Sammlung derſelben angelegt, in der kaum einer der berühmten holländiſchen Philologen des XVII. und XVIII. Jahrhunderts unvertreten war. Freilich blieb das ganze ſpäter ein toter Schatz, mit Ausnahme vielleicht der Bentleyſchen Horazausgabe, und ich habe mich ſeiner entäußert, als ich das Geld nötiger brauchte.

Auch die Freunde in Deutſchland hatten ihre literariſchen Wünſche, die ich bei Amſterdamer Antiquaren erfüllen ſollte. Da habe ich dann oft ſtundenlang in ſtaubigen Bücherlagern herumgeſtöbert, namentlich um für Alexander Reifferſcheid germanistica aufzutreiben. Aber das iſt das Los aller Sammler: wenn man beſtimmte Dinge ſucht, ſo findet man ſie erſt recht nicht. Es iſt mir nur ein beſchriebenes Pargamentblatt erinnerlich, das ich nach Breslau ſenden konnte. Die wahre Finderfreude erblüht aus dem Unvermuteten.

Während meiner ganzen Amſterdamer Zeit beunruhigten mich

die Sorgen um den Vater zu Hause. Er konnte sich in den Verlust der Mutter nicht finden, und seine Kinder vermochten nicht, ihn dafür zu entschädigen. Am 1. Oktober 1871 war mein jüngerer Bruder Adolf bei den Jägern in Wetzlar als Einjährig-Freiwilliger eingetreten, und die Kosten dafür waren schwer aufzubringen. Meiner Schwester in Wiesbaden ging es immer schlechter, und am 19. April 1872 starb das älteste Töchterchen meines Bruders Theodor, wie es scheint, an den Folgen allzugroßer Anstrengung in der Schule. Ich hatte das Kind sehr geliebt und habe seinen frühen Tod lange nicht verwinden können. Dazu war der alte Ott schwer leidend geworden und ging seinem Ende entgegen.

Zwar hatte ich schon zu Neujahr 1872 die Freude, von den Erträgnissen meiner Stellung Beträge dahin senden zu können, wo sie am nötigsten waren. Aber nun trat die Sorge um die eigene Zukunft an mich heran. Meine Hauslehrertätigkeit sollte im Frühjahr zu Ende gehen, und ich hatte keine Lust, der Anerbietung, sie zu verlängern, zu entsprechen, da ich mich nach der Stellung an einer öffentlichen Anstalt sehnte. Bereits um die Mitte des Januars wurde mir auch eine Lehrstelle für Geschichte und Deutsch an der Gewerbeschule in Koblenz angetragen. Obwohl mir die Tätigkeit an einem Gymnasium lieber gewesen wäre, durfte ich sie doch nicht ablehnen, da sie mir für die Dauer des vorgeschriebenen Probejahres eine für meine damaligen Verhältnisse namhafte Besoldung in Aussicht stellte; aber die angeknüpften Verhandlungen haben dann doch zu keinem Ziele geführt, weil mir im Februar am Gymnasium und der Realschule I. O. zu Dortmund eine Stelle als wissenschaftlicher Hilfslehrer und Probekandidat angeboten wurde, die ich bei weitem vorzog.

Doch zunächst hatte ich dem Examen pro facultate docendi mich zu unterziehen. Als Termin für dasselbe war mir der 13. März 1872 angesetzt worden. Am Tage vorher reiste ich unter heftigen Zahnschmerzen nach Bonn, und bei der Prüfung mußte ich mit verbundenem Kopfe erscheinen, da mir das Gesicht angeschwollen war. Vom Verlaufe derselben weiß ich nur noch, daß ich in der Geschichte bei Sybel nur recht mäßige Kenntnisse aufwies und daß meine philologische

Prüfung bei Uſener manches zu wünſchen ließ. Ob dies ganz meine Schuld war, wage ich nicht zu entſcheiden. Während Otto Jahn die Gewohnheit gehabt hatte, beim Kandidaten ſo lange herumzutaſten, bis er eine Stelle fand, wo dieſer wohl beſchlagen war, um dann dabei zu verweilen, hatte Uſener die umgekehrte Gewohnheit. Er prüfte mich zuerſt über griechiſche und römiſche Hiſtoriker und die griechiſchen Redner, um nach flüchtiger Berührung der Dichter bei den Alexandrinern zu verweilen. Dieſe waren mir aber am wenigſten geläufig. Bei den Hiſtorikern fragte er über eine ziemlich gleichgültige Einzelheit bei Paulus Diaconus, und als ich meine Unwiſſenheit bekannte, ſagte er: „Aber das ſteht doch im Leidener Kodex des Paulus Diaconus“ und holte eine Handſchrift hervor, um mir die Stelle zu zeigen. Ich hatte ihm mitgeteilt, daß ich in Leiden gearbeitet habe. Natürlich konnte ich nicht alle Handſchriften der dortigen Bibliothek kennen, und am wenigſten eine ſolche, die an einen Bonner Profeſſor verliehen war.

Am folgenden Tage wollte ich nach Dortmund reiſen, um über meinen Eintritt in den dortigen Schuldienſt zu unterhandeln, mußte aber wegen meines Leidens von dieſem Plane Abſtand nehmen. An einem der nächſten Sonntage habe ich dann das Verſäumte nachgeholt und wurde darauf durch das ſtädtiſche Kuratorium zum wiſſenſchaftlichen Hilfslehrer am Gymnaſium gewählt. Nach Amſterdam zurückgekehrt habe ich noch bis zum 9. April meine Obliegenheiten als Hauslehrer verſehen und am Nachmittage des gleichen Tages die Rückreiſe angetreten. Das Scheiden von meinem ſeitherigen Schüler Walter wurde mir recht ſchwer. Auch der Abſchied von Kollegen und Freunden, die mit mir das gleiche Schickſal geteilt hatten, ging mir nahe; ſie meinten, nun würden auch ſie nicht mehr lange bleiben. Abſchließend ſchrieb ich meinem Vater: „Ich habe in der kurzen Zeit viel fürs Leben gelernt, und wenn ich auch von manchem weniger befriedigt geweſen bin, ſo werde ich doch mit froher Erinnerung auf meinen Aufenthalt in Holland zurückblicken.“

J. J. Rouſſeau rechnet in ſeinem „Emil“ den Beruf des Erziehers zu denjenigen Berufsarten, „die ſo edel ſind, daß man ſich ihrer unwert macht, wenn man ſie zum Lohnerwerb herabwürdigt“.

Ich habe das Geld damals recht nötig gehabt; aber ich glaube, ich habe weder in meiner holländiſchen Hauslehrertätigkeit noch in irgendeiner meiner ſpäteren Stellungen dieſem Geſichtspunkte die geringſte Konzeſſion gemacht. Man hatte bei meiner Abreiſe von Amſterdam in ſo knapp geſchäftsmäßiger Weiſe abgerechnet, daß mein Trennungsſchmerz ſehr dadurch gemildert worden war. Später habe ich in Dortmund noch eine Nachſendung empfangen, von der ich nicht ſagen konnte, daß ſie mir nicht gebühre.

X.

Dortmund

1872—1873.

Bei der Entſcheidung der Frage meiner Verwendung im Gymnaſialdienſte war ich darauf angewieſen geweſen, mir eine Anſtalt auszuſuchen, an der ich nicht bloß mein Probejahr ablegen, ſondern auch das zum Leben Notwendige erwerben konnte. Eine ſolche war unter den Staatsgymnaſien nicht zu finden, und ſo bin ich an die ſtädtiſche Doppelanſtalt in Dortmund gekommen, wo mir zugleich die Stelle eines wiſſenſchaftlichen Hilfslehrers hatte übertragen werden können.

Die Anſtalt war Gymnaſium und Realſchule I. O. zugleich und hatte damals etwa 450 Schüler. Der Lehrkörper zählte außer vier Religionslehrern 21 Mitglieder. Nur die Minderzahl derſelben ſtammte aus Preußen; die meiſten waren aus anderen deutſchen Bundesſtaaten zuſammengewürfelt, und es waren ſolche darunter, die ſchwerlich an einer ſtaatlichen Anſtalt wären aufgenommen worden.

Mit mir waren zwei andere Schulamtskandidaten der hiſtoriſchen Richtung eingetreten, von denen der eine, Kentzler, ein Holſteiner, der zugleich mein Hausgenoſſe wurde, ſeine wiſſenſchaftliche Begabung bereits durch mehrere Unterſuchungen aus der mittelalterlichen Geſchichte Deutſchlands bewieſen hatte. Eine energiſche, kurz angebundene Perſönlichkeit, die für den Unterricht das Beſte erwarten ließ. Der andere war ein etwas ſchwerfälliger Weſtfale, dem man nachſagte, daß er ſein Staatsexamen nur dadurch habe beſtehen können, daß der Examinator im Hinblicke auf das an ſeinem Fracke baumelnde Eiſerne Kreuz gemeint habe, wer Geſchichte habe machen helfen, werde auch Geſchichte lehren können. Jedenfalls war er ſchmiegſamer als

wir beiden andern und ist darum auch rascher in der eingeschlagenen Laufbahn vorwärts gekommen. Trotzdem ist er nicht Gymnasiallehrer geblieben. Etwa dreißig Jahre später habe ich ihn als Archivdirektor in einer Provinzialstadt des Ostens wiedergefunden. Der Wissenschaft hielt er sich noch immer fern, und die ihm unterstellten Beamten blickten mit unverhohlener Mißachtung auf seine Leistungsfähigkeit.

Daß in Dortmund auf einen Schlag drei Historiker waren angestellt worden, hatte nicht in einem ungedeckten Bedürfnisse der Lehranstalt, sondern darin seine Ursache, daß die Gründung eines Historischen Vereins für Dortmund und die Grafschaft Mark beabsichtigt war, für welchen wir eingespannt werden sollten.

Das wissenschaftliche Leben war im Lehrerkollegium sonst nicht sehr entwickelt. Nur der Prorektor Professor Gottfried Böhme, der als Herausgeber und Erklärer des Thukydides sich unter den Philologen einen Namen gemacht hat, und den wir hoch verehrten, hob sich aus der Masse heraus. Aber er führte ein stilles, wie wir bald sahen, vergrämtes Dasein. Von den übrigen blickten nur wenige über die engen Schranken ihres Lehrerberufs hinaus. Wenn man mit ihnen zusammenkam, so hörte man von ihnen nichts als Klagen über schlechten Gehalt und Belastung mit einer Ueberzahl von Stunden.

In der Tat gab es sehr viel Arbeit. Mir waren 24 Stunden wöchentlich zugeteilt worden, von denen 14 auf die unterste Klasse (Sexta), 5 auf Real-Tertia und 5 auf Real-Sekunda entfielen. Dazu waren die Klassen sehr stark; die Gesamtzahl meiner Schüler betrug 107. Unter diesen waren die gut gezogenen Knaben in der Minderzahl, so daß die Disziplin nicht wenig Schwierigkeiten bot. An den Klassenunterricht war ich nicht mehr gewöhnt. So griff ich denn in meiner Verlegenheit zu einer streng militärischen Art des Befehlens, mit der ich in der Sexta wohl leicht zum Ziele kam, die aber in den beiden anderen Klassen Schwierigkeiten begegnete, deren ich erst mit der Zeit durch kluges Einlenken Herr werden konnte.

Schon in den ersten Tagen meiner Anwesenheit nahm ich wahr, daß ärgerliche Spannungen bestanden, sowohl zwischen den einzelnen Lehrern als auch zwischen diesen und dem Direktor. In den Kon-

ferenzen kam es zu heftigen Auftritten, deren Zuſammenhang wir nicht verſtanden, die uns aber keine ruhige Zukunft in Ausſicht ſtellten. Partei ergreifen durfte man da nicht. Wie aber zwiſchen den Mühlſteinen durchkommen, ohne von ihnen zermalmt zu werden? Im Lehrerkollegium — das ſahen wir — war Befriedigung nicht zu erwarten; die konnte nur der Unterricht geben.

Der Direktor war ein noch junger Mann, etwa in den Vierzigen. Er war der Sohn eines früheren Paſtors im Wuppertale, der durch eine Sammlung von Kernliedern ſich unter den Frommen bekannt gemacht hatte. Auch der Sohn hatte Theologie ſtudiert, war aber früh nach den Vereinigten Staaten von Amerika ausgewandert, um dort Prediger einer Sekte zu werden. Dann war er in das deutſche Vaterland zurückgekehrt und hatte unter dem Kultusminiſterium Mühler nach Erwerbung einer beſchränkten Fakultas Anſtellung an einer höheren Schule in einer größeren rheiniſchen Stadt gefunden, wie böſe Zungen behaupteten, mit Rückſicht auf die frommen Traditionen ſeines Vaters. Von da war er, nachdem er ſich mit der Tochter eines Dortmunder Stadtrats verheiratet hatte, als Direktor der beiden ſtädtiſchen Lehranſtalten berufen worden und trug ſich ſtändig mit Unterrichtsreformen. Ich habe niemals wieder in den folgenden ſechs Jahren meiner Lehrtätigkeit ſo viele Fachkonferenzen über Lehrpläne für einzelne Unterrichtsgegenſtände mitgemacht, wie während des einen Jahres in Dortmund. Beſonders war es ihm um den Religionsunterricht zu tun, und da die eigentlichen Fachleute ſeinen Plänen widerſtrebten, ſo wurden wir Probekandidaten zu Religionsſtunden herangezogen, um in den Konferenzen den Theologen das Gegengewicht zu halten. Ich habe mich lange geſträubt, in der Tertia dieſen Unterricht zu übernehmen, ſchließlich aber nachgegeben, als der Direktor mir ſagte, daß es ſich bloß um die Lektüre der hiſtoriſchen Bücher des Alten Teſtaments handle, die ähnlich behandelt werden ſollten wie in der gleichen Klaſſe die Lektüre von Cäſars galliſchem Krieg. Was hätte ich als Probekandidat auch gegen die Befehle des Direktors machen können? Als einſt der Superintendent zur Reviſion des Religionsunterrichts erſchien und das Umfallen der Mauern Jerichos interpretiert werden ſollte, habe ich mich der rationaliſtiſchen

Erklärung, die ich allein geben konnte, ordentlich geſchämt.

Auch ſonſt wurde nicht immer auf die durch unſere Prüfungszeugniſſe nachgewieſene Lehrbefähigung Rückſicht genommen; ja man kann vielleicht ſagen, daß der Direktor ein Talent darin hatte, unſere Kräfte auf Gebieten zu verwenden, für die wir nicht geeignet waren. Zwar war mir die Befähigung zur Erteilung des Unterrichts in Geſchichte und Geographie für alle Klaſſen verbrieft; aber in der Geographie hatte ich auf der Univerſität kaum Gelegenheit gehabt mich auszubilden. In der Staatsprüfung hatte man darüber weggeſehen, und es muß andern ähnlich ergangen ſein. Wenigſtens konnte man vor den Geographieſtunden im Lehrerzimmer immer Leute finden, die ſich aus dem kleinen Daniel auf ihren Unterricht vorbereiteten. In der Tertia, wo ich die Geographie von Deutſchland zu behandeln hatte, mochten meine Kenntniſſe noch ausreichen. Wie ſollte ich aber in der Sexta den Kleinen die Heimatkunde beibringen, die mir ſelbſt als Fremdling am Orte nicht bekannt ſein konnte?

„Gehen Sie zu Moſebach", ſagte mir der Direktor auf meine Bemerkung, daß doch wohl nur ein Alteingeſeſſener dieſes Fach fruchtbar machen könne, „der hat gerade in dieſem Unterrichtsgegenſtande ſeine Stärke." Moſebach war ein alter Elementarlehrer, dem das Ordinariat der Parallelklaſſe übertragen war, die von meiner Sexta nur durch eine Tür getrennt war. Als ich einſt in letzterer eine Ueberſetzung aus dem Deutſchen ins Lateiniſche ſchreiben ließ, war gerade in der Nachbarklaſſe die ominöſe Stunde in der Heimatkunde, und es ſchallte durch die Türe eine erregte Stimme und das Klatſchen von Schlägen. Da wußte ich, wie die Lehrerfolge in der Heimatkunde erzielt wurden, hütete mich aber ſehr, das mir gegebene Beiſpiel nachzuahmen. Ich ſuchte mir meinen Weg ſelbſt und begann damit, das Schulzimmer ausmeſſen zu laſſen und die Maße in einen Grundriß an der Tafel zu übertragen. Dann wurde in ähnlicher Weiſe ein Plan des Schulgebäudes, ein Straßenplan der Stadt entworfen und ſchließlich zur Umgebung übergegangen, wobei der Unterricht durch häufige Spaziergänge unterſtützt wurde. Als am Ende des Jahres die ſog. Klaſſenprüfung abgehalten wurde, an der alle Lehrer der Nachbarklaſſen teilnehmen mußten, ſagte am Schluſſe der

alte Moſebach zu mir: „Sie ſagen immer, daß Ihnen die Heimatkunde Schwierigkeiten macht; Sie könnens ja faſt ſo gut wie ich.“

Immerhin werden meine Erfolge noch weit entfernt geblieben ſein von dem, was bei zweckmäßigerer Kräfteverwendung hätte geleiſtet werden können. Daß ich mir ſelbſt meinen Weg ſuchen mußte, konnte ohne Schaden für die Schüler gar nicht abgehen. Nur im lateiniſchen Sprachunterrichte glaube ich von vornherein beſſer gefahren zu ſein. Daß die Aneignung des mancherlei Gedächtniskrames in Vokabeln und Paradigmaten, welche gewöhnlich in dieſer Klaſſe vom häuslichen Fleiße erwartet wird, eine ſchwere Belaſtung für das Gehirn 9—10jähriger Knaben bildet, war mir bald klar geworden. Mich dauerten die armen unberatenen Jungen, und ich beſchloß zu verſuchen, ob nicht in der Klaſſe ſelbſt geleiſtet werden könne, was durch die Hausarbeit nur unvollkommen gelernt wurde. Zu dem Ende ſchrieb ich alle Wörter und Formen nach dem Vorgange meines erſten Lehrers Thomas an die Tafel, ſprach ſie richtig vor und ließ ſie im Chore ſo lange nachſprechen, bis ſie im Gedächtnis hafteten. Ein ſcharfes Ohr hört aus der Menge der Stimmen leicht jede falſche Endung oder Quantität heraus, und ich hatte ſpäter dergleichen nicht mehr zu bekämpfen. Dann wurde ein Teil des Geſchriebenen weggewiſcht und ſo fortgefahren, bis alles ſich im Gedächtnis befeſtigt hatte.

Die Methode, die Geſamtheit den Gedächtnisſtoff in der Klaſſe bewältigen zu laſſen, erregte anfangs den Spott meiner Kollegen und ſie fingen ſogar an, ſich über den Lärm in der Sexta zu beſchweren. Als ſie aber ſahen, wie ſehr die Leiſtungsfähigkeit dadurch gewann, daß ich niemals falſch Gelerntes auszurotten hatte, und wie viel friſcher die Kinder blieben, die nicht mit häuslichen Arbeiten abgeplagt wurden, ließen ſie mich gewähren. Am Ende des Jahreskurſus hatte ich keine Zurückgebliebenen, und von Sitzenbleiben wegen ungenügender Kenntnis im Lateiniſchen war erſt recht keine Rede. Dabei hatte ich die Kinder früh zur Bereitſchaft des Denkens und zur größten Raſchheit des Antwortens erzogen und ſie zum Gebrauche ihres Wort- und Formenſchatzes in kleinen Geſprächen angeleitet.

Daß wir an unſeren Gymnaſien den ſprachlichen Unterricht mit dem Lateiniſchen beginnen, iſt mir immer als ein ſchwerer Uebelſtand erſchienen. Es ſteht an Bau und Formenbildung von unſerer eignen Sprache viel zu ſehr ab. Leichter würde es ſein, wenn zuerſt eine der lebenden Sprachen gelernt würde, von der ſpäter die Ueberleitung zur toten Sprache der Römer erfolgen könnte. In Dauborn war mir dieſer Entwicklungsgang durch den Zwang der Verhältniſſe aufgenötigt worden. Daß ich dann ſelbſt als praktiſcher Lehrer anders verfahren mußte, hat nicht wenig dazu beigetragen, meine Abneigung gegen das Hergebrachte zu ſteigern.

Mit Reformgedanken konnte und durfte ich mich in dieſem erſten Jahre meiner Gymnaſiallehrerzeit nicht abgeben. Es waren mir ganz beſtimmte Klaſſenaufgaben geſtellt, und ihnen mußte ich vor allen Dingen zu genügen ſuchen. Da wäre es nun ſehr nützlich geweſen, wenn mir die einfachſten pädagogiſchen Handgriffe von anderer Seite beigebracht und die Untugenden abgewöhnt worden wären, die der Neuling nur zu leicht annimmt. Dazu iſt doch eigentlich das Probejahr vorhanden. Aber mit ſolchen Kleinigkeiten gab ſich der Direktor nicht ab; vielleicht fehlte ihm auch in manchem eigne pädagogiſche Erfahrung. Sein Streben ging aufs Große; immer trug er ſich mit Umgeſtaltungen ganzer Lehrfächer. Dadurch kam eine gewiſſe Unſicherheit in den Betrieb, und es wurden Gegenſätze geweckt, die beſſer vermieden worden wären. Vielleicht lag auch darin ein Grund, weshalb den Elementarlehrern in den unteren Klaſſen eine Stellung eingeräumt war, die ihnen nach Vorbildung und Lehraufgabe nicht zukam. War doch in der Sexta, in der ich den Hauptunterricht hatte, ein jüngerer Elementarlehrer Ordinarius.

Der alte M o ſ e b a ch war Rendant des Gymnaſiums und zahlte als ſolcher uns unſeren Gehalt aus. Er war in der ganzen Stadt wegen ſeiner Strenge bekannt, und eine Mutter erzählte mir einſt, ihr Söhnchen bete jeden Abend, der liebe Gott möge doch in der Nacht entweder das Gymnaſium abbrennen oder Herrn M. ſterben laſſen. Uns Probekandidaten verwickelte er gern vor der Stunde in tiefſinnige pädagogiſche Geſpräche und äußerte darin die kinderfreundlichſten Vorſätze. Aber wenn er vor ſeiner Klaſſe ſtand, war

alles wieder vergeſſen. Das Prügelſyſtem war ihm in Fleiſch und Blut übergegangen.

Natürlich waren auch unter den übrigen Kollegen, wie überall, ſolche, denen die Diſziplin Schwierigkeiten bereitete. Einſt ging ich an der Klaſſentüre der Quinta vorbei, und als ich dahinter einen ſtarken Lärm hörte, trat ich unverſehens ein. Da bot ſich mir nun ein unerwarteter Anblick. Auf dem Katheder ſaß zuſammengekrümmt der junge Lehrer, um ihn eine große Schar von Knaben, die mit Federhaltern auf ihn einſtachen. Auf meinen Zuruf wurden raſch die Plätze eingenommen, und es wurde totenſtill. Der Lehrer brach in Tränen aus; aber wie hätte ich ihm helfen ſollen? Ich hätte ihm nachher gern den Rat gegeben, in einen anderen Beruf überzugehen.

In meiner Sexta war mir aufgefallen, daß einzelne Schüler des Morgens ungewaſchen erſchienen. Bemerkte ich einen ſolchen, ſo gab ich ihm den großen Schwamm an der Wandtafel und hieß ihn, denſelben im Hofe am Brunnen naß machen. Erſchien er dann wieder, ſo wuſch ich ihm ſo gründlich das ſchmutzige Geſicht, daß er es nicht ſo bald vergaß. Wenn ich dann ſpäter einen mit dem Schwamme hinausſchickte, erſchien er mit hochgeröteten Wangen wieder und hatte draußen ſelbſt die Reinigung vorgenommen. Die Kinder waren aus ſo verſchiedenen Ständen und nicht überall waren Mütter, die ihr Ausſehen überwachten.

Um die Mitte des Juni 1872 kam endlich infolge der Teilnahme des damaligen Bürgermeiſters von Dortmund, Dr. Becker, der von dem Gymnaſialdirektor ſo ſehnlich erſtrebte Geſchichtsverein zuſtande. In den Vorſtand wurden außer Becker und unſerem Direktor der Abgeordnete Berger von Witten, Dr. Natorp aus Eſſen, Rektor Wagner von Dortmund und ich ſelbſt gewählt. Man rechnete auf meine wiſſenſchaftliche Mitarbeit, und da dieſe Seite meines Weſens unter den täglichen Anforderungen des Unterrichts ſeither ganz brach gelegen hatte, ſo ergriff ich nicht ungern die Gelegenheit, welche ein Einarbeiten in die mittelalterliche Stadtgeſchichte eines hervorragenden Mitgliedes der Hanſa in Ausſicht ſtellte. Das ſtädtiſche Archiv ſollte geordnet und der Leitung meines durchaus fachkundigen Freundes Kentzler unterſtellt werden.

Aus dieſen Beſtrebungen iſt zunächſt nicht viel geworden. In der Mitte des Juli begannen die vierwöchentlichen Sommerferien ich ging nach Heppenheim und dann zu meinem Vater aufs Land. Als ich zurückkehrte, fand ich die Verhältniſſe an unſerer Schule nicht zum Beſſeren geändert. Der Direktor zeigte ſich der Aufgabe der Leitung einer ſo großen Anſtalt noch immer nicht gewachſen; die Lehrer waren unluſtig und unter ſich uneins; mein Hausgenoſſe Kentzler hatte ſeine Stelle gekündigt. Mir ſelbſt wurde nach einer Zurückſetzung, die ich nicht verdient zu haben glaubte, die Lage ſo unerträglich, daß ich den Entſchluß faßte, mitten im Probejahre auszutreten.

Dieſer Entſchluß wird nur begreiflich, wenn man ſich die Lage vergegenwärtigt, in der ſich damals der rheiniſch-weſtfäliſche Induſtriebezirk befand, in deſſen Zentrum mein Leben verlief. Man ſtand mitten in der Gründerepoche. Schon als ich im April 1872 von Eſſen nach Dortmund fuhr, war unter den Mitreiſenden in der Eiſenbahn von nichts anderem die Rede geweſen als von Zechen und Eiſenwerken, für die ſich neue Aktiengeſellſchaften gebildet hatten, deren Chancen aufgeregt erörtert wurden. Dortmund ſelbſt hatte ich in fieberhafter Bewegung gefunden. Eine faſt amerikaniſche Entwicklung hatte eingeſetzt. Neue Fabriken, neue Wohnſtraßen wuchſen aus dem Boden. Ein Hofbauer im benachbarten Körne, mit dem ich bekannt wurde, hatte von dem im Anerbenrecht übernommenen Anweſen ſeiner Eltern einen Fabrikbauplatz abverkauft, von deſſen Preis er ſeine ſämtlichen Geſchwiſter mit Leichtigkeit hatte abfinden können. In der Straße, in welcher ich mit Kentzler ein ſehr beſcheidenes, aber auch ſehr teures Unterkommen nach langem Suchen gefunden hatte, war an Pflaſterung nicht gedacht worden, und nach Regentagen ſtanden überall Waſſerpfützen umher, ſo daß es faſt lebensgefährlich war, am Abend auszugehen. Das Einkommen der arbeitsreichen Hilfslehrerſtellen am Gymnaſium war ſo klein — 500 Taler Jahresgehalt —, daß ich, um auszukommen, eine Wirtſchaft führen mußte, die derjenigen meiner Bonner Univerſitätsjahre ähnlich war. Unliebſame Vergleiche mit der Arbeiterbevölkerung lagen nahe. Ein gewöhnlicher Eiſenarbeiter verdiente mehr als wir, ein Bergmann

nicht weniger. Wir jüngeren Lehrer aßen zusammen im Hotel Middendorf zu Mittag; das Abonnement betrug monatlich 12 Taler, wurde aber plötzlich auf 15 Taler erhöht. Das Zimmer mit Frühstück kostete monatlich 12 Taler. Was blieb da bei einem Monatsgehalt von 40 Talern für Abendessen und die übrigen Bedürfnisse? Und die Preise waren noch immer im Steigen. Die Stadt wimmelte von Glücksrittern, die leicht große Summen erwarben und mit denen wir an öffentlichen Orten zusammentrafen. Geistige Interessen waren fast nirgends vorhanden; für jede wissenschaftliche Beschäftigung fehlte es an Anregung.

Unter diesen Umständen wird die Sehnsucht nach Veränderung leicht begreiflich. Ich wandte mich zunächst nach meiner Heimatprovinz Hessen-Nassau und stellte mich dem Provinzialschulkollegium in Kassel zur Verfügung, allerdings mit dem Bemerken, daß ich auf eine Remuneration angewiesen sein würde. Ich erhielt ein Ablehnungsschreiben, das selbst die sonst im sozialen Verkehr üblichen Formen vermissen ließ. Nach vier oder fünf anderwärts mißglückten Versuchen schien endlich in Köln mir ein Hoffnungsschimmer aufzugehen. Oskar Jäger, der damalige Leiter des Friedrich-Wilhem-Gymnasiums zeigte sich geneigt, mich für die zweite Hälfte des Probejahres aufzunehmen und wollte mich zugleich als Hauslehrer in einer Kölner Familie unterbringen. Aber das Provinzialschulkollegium verweigerte die Genehmigung zu dem beabsichtigten Wechsel. Ich mußte also noch den Winter über in Dortmund bleiben.

Der Provinzialschulrat Suffrian in Münster war ein an den Gymnasien der Provinz gefürchteter Vorgesetzter, von dem man sagte, daß er Europas übertünchte Höflichkeit nicht kenne. Er war ein Mann von ansehnlicher Körperlänge, und diesem Umstande darf ich es vielleicht zuschreiben, daß er mich sehr freundlich behandelt hatte, als ich ihm kurz nach meinem Amtsantritte mich vorgestellt hatte. Freilich hatte er dann später in einem Streite der Hilfslehrer mit dem Direktor um das Stimmrecht in den Konferenzen, das man uns plötzlich versagt hatte, uns Unrecht gegeben mit dem merkwürdigen Ausspruche: „Ein Gymnasiallehrer hat überhaupt kein Recht in Preußen". Zu der beabsichtigten Klassenrevision war es gar nicht

gekommen. Aufs ſchwerſte traf mich jetzt ſein ablehnender Beſcheid; aber ich finde ihn heute ganz begreiflich. Er ſetzte eben eine Anſtalt mit normalen Verhältniſſen voraus, und von einer ſolchen inmitten das Probejahrs zu wechſeln, mußte der pädagogiſchen Entwicklung eines jungen Gymnaſiallehrers abträglich ſein.

Aber ſolche normale Verhältniſſe beſtanden eben an der Anſtalt nicht, an die ich noch für ein weiteres Semeſter gekettet war. Doch geſtaltete ſich mein Daſein in anderer Richtung jetzt freundlicher. Ich fand eine behaglichere Wohnung bei einer alten Dortmunderin, Frau Rellensmann, die durchaus meinen Bedürfniſſen entſprach und mir die Fürſorge einer einfachen, feinfühligen Frau ſicherte. Auch der Mittagstiſch wurde beſſer. Dazu kam, daß ich an dem Kollegen Junghans einen Freund gewann, der ſelbſt wiſſenſchaftliche Intereſſen hatte und mir bis zu ſeinem frühen Tode treu geblieben iſt. Er hatte Theologie ſtudiert, war aber dann ganz in die Gymnaſiallehrer-Laufbahn übergetreten und litt unter den überſtürzten Reformplänen des Direktors um ſo mehr, als er ſich nicht zu wehren wagte. In der Reclamſchen Sammlung hat er Ueberſetzungen des Nibelungenliedes und der Gudrun veröffentlicht.

Auch mit den meiſten übrigen Kollegen ſtand ich auf beſtem Fuße. Nur mit dem Direktor wollte kein näheres Verſtändnis mehr zuſtande kommen. Er wußte, daß ich nur gezwungen an ſeiner Anſtalt geblieben war und betrachtete mich als Abtrünnigen. Trotz alles Entgegenkommens von meiner Seite ließ ſich daran nichts ändern, und ſo hatte mein Probejahr wenigſtens in der zweiten Hälfte keine andere Bedeutung für mich, als daß mir Gelegenheit geboten war, in verſchiedenen Klaſſen der Anſtalt Unterricht zu erteilen und Erfahrungen zu ſammeln. Und dabei konnte ich gar nicht einmal zugeben, daß der alte Profeſſor Fleckeiſen in Dresden Recht habe, wenn er mir damals ſchrieb, ich ſei „in derſelben Lage und Stimmung wie die meiſten ſtrebſamen jungen Philologen, denen nach der rein wiſſenſchaftlichen Tätigkeit ihrer Univerſitätsjahre die Schulmeiſterei gar nicht recht behagen will, zumal wenn ſie an einen literariſch nichts bietenden Ort verſchlagen werden". Ich war mit Begeiſterung Lehrer und

meine Schüler in der Sexta vergalten mir mit Liebe und Treue alle meine Bemühungen.

Um wiſſenſchaftlich nicht ganz brach zu liegen, nahm ich die volkskundlichen Studien wieder auf, welche mich bereits früher in meiner Heimat beſchäftigt hatten. Die eingeborene Bevölkerung von Dortmund und Umgebung hatte ihren ausgeprägten Charakter. Dieſer war infolge des maſſenhaften Zuzugs von Fremden in Gefahr gekommen, raſch zu verfallen, und ſo legte ich mich auf das Studium ihres Dialekts und ihrer volkstümlichen Ueberlieferungen. Ich fand, daß dieſe früher nur zum allergeringſten Teile ausgeſchöpft worden waren und verfiel auf das Sammeln von Kinderliedern, zu deren Auffindung ich mich der Hilfe meiner Schüler bediente. Meine Sammlung umfaßte ſchließlich mehrere hundert Stück; da ich mir aber nicht die genügenden germaniſtiſchen Kenntniſſe zutraute, ſie ſelbſt herauszugeben, ſo habe ich ſie ſpäter an meinen Studienfreund, den Greifswalder Profeſſor Dr. Alexander Reifferſcheid, abgetreten. Da dieſer nicht die Zeit zur Herausgabe finden konnte, ſo ſind ſie nach ſeinem Tode an mich zurückgekommen und harren eines Erweckers wie ſo manches andere, was ich auf wiſſenſchaftlichem Gebiete angefangen, aber nicht vollendet habe. Als ich gegen Ende des Winterſemeſters 1872/3 von einer Krankheit befallen wurde, welche der Arzt als Maſern erklärte, haben ſich meine Kollegen den billigen Witz geleiſtet, die Beſchäftigung mit den Kinderliedern habe mir eine Kinderkrankheit zugezogen.

Im ganzen habe ich heute bei der Rückſchau keinen Grund, mit dem Lebensertrage meines einjährigen Dortmunder Aufenthalts unzufrieden zu ſein. Zwar für meine berufliche Ausbildung hatte ich nicht das gewonnen, was unter günſtigeren Verhältniſſen möglich geweſen wäre. Aber ich hatte aus eigener Beobachtung die zwei Hauptrichtungen des Mittelſchulunterrichts, die alte humaniſtiſche und die neue realiſtiſche kennen gelernt und Anlaß gehabt, ſie in ihren Ergebniſſen miteinander zu vergleichen. Und ich hatte überdies die Erſcheinungen eines faſt turbulenten wirtſchaftlichen Lebens an der Quelle kennengelernt: das Gründertum mit ſeinen Einflüſſen auf die Vermögens- und Einkommensverteilung und die Arbeiterbewegung,

wie sie unter der Einwirkung der Sozialdemokratie sich gestaltete. In den Briefen an meinen Vater aus der zweiten Hälfte des Jahres findet sich eine Darstellung des Gründungswesens, wie ich sie heute auch kaum anders liefern könnte, und die Schilderung einer Ausstandsbewegung unter den Zechenarbeitern, welche mir zeigt, daß ich schon damals alle maßgebenden Gesichtspunkte herauszufinden gewußt habe. Gerade daß ich bis dahin mich noch mit keinem dieser Dinge wissenschaftlich beschäftigt hatte und den Vorgängen ganz als Laie gegenüberstand, gibt meinen Beobachtungen höheren Wert.

Und auch die alte abgelebte Welt, welche der neueren Entwicklung weichen mußte, hatte mein lebhaftes Interesse. In der Familie, in der ich mein zweites Unterkommen gefunden hatte, war mir das alte Dortmund in seiner Ehrbarkeit und seiner Unbeholfenheit entgegengetreten, und die Ingenieure und Glücksritter meiner Tischgesellschaft hatten mir die neue Welt gezeigt mit ihrer Jagd nach dem Gewinn, ihrer leichtsinnigen Geldverschwendung und ihrem Mangel an soliden Lebensgrundsätzen. Auch die Anstalt, an welcher ich wirkte, mit ihrem so überaus gemischten Lehrkörper, war ein Abbild der städtischen Gesellschaft im kleinen. Ich lernte da wohl die Typen der Gymnasiallehrerschaft, die ich in Hadamar als Schüler beobachtet hatte, von der Seite der Kollegen kennen, aber auch die Vertreter einer neuen Richtung, der das Amt bloß Mittel des Fortkommens ist und die diesem Zweck auch das Opfer der Persönlichkeit zu bringen bereit ist. Unter den Schülern endlich waren alle Stände vertreten gewesen, vom Sohne des höheren Beamten bis zum Kinde des Arbeiters, der seinen Nachkommen eine bessere Ausbildung verschaffen wollte, als er sie selbst genossen hatte. Sie haben mit rührender Liebe an mir gehangen, und ich darf hoffen, daß mancher von ihnen auch jetzt noch seines alten Lehrers aus der Sexta zu Dortmund nicht vergessen haben wird. Sie müssen heute in der Mitte der fünfziger Jahre stehen und werden weit über die Erde zerstreut sein.

Wie oft ist mir das Bild der letzten Klassenprüfung vor Augen getreten, in der gezeigt werden sollte, was ich den Knaben beizubringen gewußt hatte. Einer meiner liebsten Schüler war einige Tage zuvor von einem Wagen überfahren und an einem Fuße schwer ver-

letzt worden. Als die Stunde beginnen ſollte, brachte ihn ſein Vater auf ſeinen Armen in das Klaſſenzimmer herein und ſetzte ihn an ſeinen Platz. Er habe zu Hauſe nicht Ruhe gegeben, ſagte der Vater einfach, und holte ihn am Schluſſe der Stunde wieder ab. Der Name des kleinen ſchwarzhaarigen Jungen iſt mir entfallen; aber ſeine Geſtalt iſt mir manchmal vor Augen getreten, wo ich an dem Erfolge meiner Bemühungen verzweifelt habe, und hat mich getröſtet.

Und des Troſtes habe ich damals nur zu oft bedurft. In Kirberg konnte mein Vater nach dem Tode der Mutter ſich noch immer nicht wieder ins Leben finden. Der Einjährigendienſt meines Bruders in Wetzlar bereitete manche Schwierigkeiten. Mein Schwager in Wiesbaden fiel aus einer Verlegenheit in die andere und zeigte je länger um ſo weniger Fähigkeit, ſich ſelbſt aufzurichten. Ueberall ſollte ich raten und helfen und befand mich doch ſelber oft in Bedrängnis. Freude bereiteten mir immer die Briefe meiner alten Heppenheimer Schüler und ihrer Eltern. Sie ſtanden in ſo wohltuendem Gegenſatze zu der kühlen Atmoſphäre, in der ich lebte und die ich jüngſt in Amſterdam hinter mir gelaſſen hatte. Dort hat ſich ſelbſt mein Schüler Walter erſt nach anderthalb Menſchenaltern wieder meiner erinnert, als die Zeitungen von meinem ſiebenzigſten Geburtstage berichteten.

Bei meinem Scheiden ließ ich in Dortmund wenig Menſchen zurück, die noch ferner nach mir fragten: die Familie Rellensmann, bei der ich gewohnt hatte, ein paar Kollegen, die mir im Stillen wohl wollten und meine Schüler, die mir Liebe mit Liebe vergalten. Mein kranker Freund Junghans mußte einige Jahre darauf, nachdem er mannhaft gegen die Lungenſchwindſucht angekämpft hatte, in den Ruheſtand treten. Wie oft haben wir noch in Frankfurt beiſammen geſeſſen und überlegt, wie es anzufangen ſei, um bei ſeinem ſchmalen Einkommen ihm noch ein erträgliches Daſein zu ermöglichen, und als ich glaubte, mit Hilfe von Mama Ludwig das Unmögliche möglich machen zu können, erhielt ich aus ſeiner Heimat die Trauernachricht, daß er geſtorben ſei. Noch auf dem Todesbette hatte er meiner gedacht; denn er hatte mir ſeine goldene Uhr vermacht, das Wertvollſte ſeiner Beſitztümer. Noch immer tickt

ſie in meiner Taſche, und wenn ſie zur Reparatur beim Uhrmacher iſt, was nicht ſo ſelten vorkommt, ſo iſt mir, als ob ein Stück aus meinem Leben fehlte.

Im rheiniſch-weſtfäliſchen Induſtriebezirk zu bleiben hatte ich keine Luſt. Zwar nahm in den raſch wachſenden Städten auch die Zahl der Gymnaſien, Realſchulen und Rektoratsſchulen außerordentlich zu, und das Bedürfnis nach neuen wiſſenſchaftlichen Lehrkräften gab ſich in zahlreichen Ausſchreibungen im Anzeigenteil der Zeitungen zu erkennen. Da konnte noch mancher unterkommen, der den ſtaatlichen Anforderungen nicht entſprach. Ich aber hatte dieſe nun vollſtändig erfüllt und wollte endlich in geordneten Bahnen einlenken. Ich glaubte mich davor hüten zu müſſen, aus dem Regen in die Traufe zu kommen und ſtrebte der Heimat zu.

IX.

Frankfurt am Main

1873—1880.

A. Die Wöhlerſchule.

Am liebſten wäre ich nach Vollendung meines Probejahres in ein ſtaatliches Gymnaſium eingetreten. Aber dazu bot ſich wenig Ausſicht. Ich hatte deshalb ſchon in den letzten Monaten des Jahres 1872 von Dortmund aus Schritte getan, um an einer anderen Anſtalt unterzukommen, wo ein akademiſch gebildeter Lehrer gebraucht würde, und ich war ſo glücklich, an den Schulen der Polytechniſchen Geſellſchaft in Frankfurt am Main eine Stelle zu finden, über die es ſchon um Neujahr 1872 zum Abſchluſſe kam.

Im nächſten Frühjahr ſollte ich eintreten, vorläufig auf Probe.

Die Polytechniſche Geſellſchaft oder wie ſie mit ihrem vollen Namen hieß: „Die Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte und deren Hilfswiſſenſchaften“ war eine jener gemeinnützigen Schöpfungen, wie ſie gegen Ende des 18. und im erſten Viertel des 19. Jahrhunderts zur Hebung der Wohlfahrt und Nächſtenliebe in manchen Städten Deutſchlands gegründet worden waren. Entſtanden im Jahre 1816 unter den Einwirkungen der engliſchen Induſtriekonkurrenz hatte ſie ſich zuerſt engere Ziele geſteckt. Sie ſollte der Hebung des Gewerbeſtandes dienen und zwar:

a) durch Anwendung aller zu Gebote ſtehenden Mittel, um erprobte Erfindungen und Verbeſſerungen auf vaterländiſchen Boden zu verpflanzen und überall zu verbreiten;

b) durch kräftige Aufmunterung zu neuen Erfindungen und

Verbeſſerungen und deren Verbreitung, z. B. durch Ausſtellung von vorzüglich gelungenen Kunſterzeugniſſen, durch belobende Anzeige derjenigen Künſtler, Fabrikanten und Handwerker, die vorzügliche Proben ihres Kunſtfleißes und ihrer Geſchicklichkeit abgelegt, ferner nützliche Verbeſſerungen eingeführt oder ſelbſt neue Erfindungen gemacht haben, auch, wenn es die Kräfte der Kaſſe möglich machen, durch ehrenvolle Belohnung derſelben;

c) durch Vorträge teils in dem Zirkel der Geſellſchaft, teils öffentliche[1]).

Ihr Ziel hatte ſie durch Gründung von allerlei Lehrveranſtaltungen zu erreichen geſucht, zunächſt einer Sonntags- und einer Abendſchule für Handwerker, ſeit 1845 durch die zu weiterer Berufsausbildung errichtete Wöhlerſtiftung, 1852 durch eine Höhere Gewerbeſchule, 1862 eine Handelsſchule. Dazu kamen noch ein Gewerbeverein (ſeit 1835), ein ſtenographiſches Inſtitut (1857), ein volkswirtſchaftlicher Verein (1865), ein techniſcher Verein (1872), eine Sektion für Garten- und Feldbaukultur, eine Kommiſſion zur Hebung der Frauenarbeit (1877), eine Unterrichtsanſtalt für Blinde (1837), eine Sparkaſſe und eine Sparanſtalt.

Um der Höheren Gewerbeſchule und der Handelsſchule, die beide ſchon auf das ſpätere Knabenalter berechnet waren, einen feſteren Unterbau zu geben, wurde 1869 die Wöhlerſchule mit der Einrichtung einer Realſchule I. O. gegründet. Sie ſollte aber nur bis zur Obertertia geführt werden; dann ſollten ihre Schüler in zwei Richtungen auseinandergehen, je nach dem künftig zu wählenden Berufe, eine mathematiſch-phyſikaliſche und eine neuſprachlich-hiſtoriſche. Die erſtere ſollte an Stelle der ſeitherigen Höheren Gewerbeſchule treten und vier Klaſſen umfaſſen, die andere an Stelle der Handelsſchule mit drei Jahresklaſſen. In der erſten ſollten Mathematik, Phyſik, Chemie und Zeichnen, in der zweiten neuere Sprachen, Geographie, Geſchichte, Volkswirtſchaftslehre, Rechnen als Hauptlehrgegenſtände getrieben werden. Die Gewerbeſchule war als Vorbereitungsanſtalt für die Techniſche Hochſchule gedacht, die Handels-

1) Vgl. Die Entwicklung der Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte und deren Hilfswiſſenſchaften in Frankf. a. M. (1879), S. 10.

ſchule ſollte ihre Schüler in etwas jüngerem Alter für das Leben entlaſſen. Seither hatten die beiden Anſtalten ihre Zöglinge von Gymnaſien, Realſchulen oder Privatinſtituten, alſo immer aus anderen Lehranſtalten empfangen und bei der Aufnahme den Nachweis der Geſamtbildung der Sekunda verlangt.

Der Plan[1]) war ohne Rückſicht auf die beſtehende Organiſation des ſtaatlichen höheren Schulweſens entworfen und ohne irgend welche Erwägungen, die ſich aus dem vorhandenen Berechtigungsweſen von ſelbſt ergaben; gleich als ob es irgend einem Direktor freiſtehen könnte, nach dem Bilde, das er ſich von den Lokalbedürfniſſen gemacht hatte, eine eigne Ordnung zu ſchaffen. Gewiß die drei Anſtalten waren äußerlich zu einem Ganzen verbunden, das „der höheren Ausbildung des unabhängigen Bürgerſtandes" dienen ſollte. Aber alsbald nach dem Beginn ergab ſich, daß die Mehrzahl der Schüler der Wöhlerſchule gar nicht einer der aufgeſetzten fachlichen Lehranſtalten, ſondern der Berechtigung für den Einjährig-Freiwilligendienſt zuſtrebte, und es mußte ihretwillen noch eine Realunterſekunda errichtet werden. Immerhin konnte dem Plane eine gewiſſe rationelle Eigenart nicht abgeſprochen werden. Sein Urheber und zugleich der Leiter des Ganzen war Friedrich Kreyſſig, der einige Jahre vorher von Caſſel nach Frankfurt berufen worden war. Alle drei Anſtalten aber waren bei meinem Eintritt noch in lebhafter Bewegung und Umbildung. Waren doch an der Wöhlerſchule allein im Frühjahr 1873 ſechs neue Lehrkräfte angeſtellt worden. Dieſe Bewegung hat auch noch in den folgenden Jahren angehalten.

Meine Beſchäftigung war zunächſt bloß für die damals bis zur Tertia gediehene Wöhlerſchule in Ausſicht genommen. Ich hatte alſo eine den Dortmunder Verhältniſſen ähnliche Tätigkeit zu erwarten. Da überdies die Anſtalt ſich noch alle Jahre um eine Klaſſe vermehrte, ſo ſtand die Möglichkeit eines raſchen Vorwärtskommens in Ausſicht. Am 22. April 1873 trat ich in mein Amt ein. Ich erhielt das Ordinariat in Sexta; aber bei der Aufnahmeprüfung ergab ſich ein ſolcher Zudrang zu dieſer Klaſſe, daß ſie in zwei Ab-

1) Näheres über den Plan im Oſterprogramm der Schulanſtalten der Polytechniſchen Geſellſchaft zu Frankfurt für 1875, S. 34 f.

teilungen zerlegt werden mußte. Da ich auch die 8 Stunden Lateinunterricht in der neugebildeten Parallelklaſſe übernehmen mußte, ſo kam ich auf wöchentlich 28 Unterrichtsſtunden, eine Zahl, die ſelbſt für eine jugendliche Arbeitskraft zu groß war. Ich habe mich dadurch nicht anfechten laſſen. Wurden mir doch die Ueberſtunden auch beſonders bezahlt. Der ordentliche Gehalt betrug 1400 fl.

Der Lehrkörper der drei Anſtalten war noch größer als derjenige in Dortmund. Er belief ſich auf 36 Perſonen. Darunter waren nicht wenige, welche aus dem Altfrankfurter Schul- oder Privatdienſte übernommen waren, alſo den preußiſchen Prüfungs- und Anſtellungsvorſchriften nicht entſprachen. Ein Zeugnis erſter Klaſſe hatte an der Wöhlerſchule außer mir noch einer, Dr. Eduard Wolf aus Kurheſſen, der mit ſeiner jungen Frau auch eben erſt nach Frankfurt gekommen war. Die preußiſche Regierung glaubte noch ſechs Jahre nach der Annexion Anlaß zur Nachſicht zu haben, und ſo war auch von außen ſpäter noch mancher hereingeſchlüpft, der nicht hätte angenommen werden dürfen, wenn der Lehrkörper auf die Höhe der Anforderungen an den preußiſchen Realſchulen 1. Ordnung gebracht werden ſollte. Natürlich ſetzten die Kollegien der Handels- und der Gewerbeſchule ſich faſt ausſchließlich aus ſolchen Lehrkräften zuſammen.

Man wird es uns beiden nicht verdenken, daß wir einige Zeit brauchten, ehe wir uns in dieſe Verhältniſſe finden konnten. Wozu hatten wir uns allen Plackereien und Schwierigkeiten des Staatsexamens unterzogen, wenn dasſelbe, wo es beſtanden war, keinerlei Rechte verlieh? Aber wir waren vorläufig noch in einer Art Privatdienſt; der Vertreter des Vorſtands der Polytechniſchen Geſellſchaft, ein Landgerichtsrat Dr. Diehl, hatte die Anſtellungsverhandlungen mit uns geführt und übte auf die Leitung der Schulen fortgeſetzt einen maßgebenden Einfluß. Damit mußte ſelbſt der Direktor rechnen, und er ſchien darauf mehr Rückſicht zu nehmen, als uns lieb ſein konnte.

F. Kreyſſig war vor ſeiner Berufung nach Frankfurt Direktor verſchiedener preußiſcher Realſchulen geweſen und galt als Vorkämpfer dieſer Schulart und befähigter Organiſator. Er hatte

eine Geſchichte der franzöſiſchen Literatur und Studien über Shakeſpeare geſchrieben und ſich in weiteren Kreiſen durch die Vorträge bekannt gemacht, die er in kaufmänniſchen Vereinen und bei ähnlichen Zuſammenkünften zu halten pflegte. Gegen den Dortmunder Direktor ſtach er vorteilhaft ab durch ſeine zweifellos höhere Sachkunde und Beweglichkeit ſowie durch das größere Geſchick, mit welchem er die Stundenpläne für die ihm unterſtellten Anſtalten aufzuſtellen pflegte. Aber er war recht vielgeſchäftig und widmete dem Schuldienſt nicht ſeine ganze Zeit. Begannen gar im Winter die Vortragsreiſen, ſo verſchwand er oft auf mehrere Tage. Kam er wieder, ſo war er meiſt nervös abgeſpannt und für Schulangelegenheiten kaum zu haben. In den Detailbetrieb des Unterrichts hatte er keinen Einblick. Kurz man mußte ſich auch hier faſt immer ſelbſt helfen und entbehrte der Sicherheit, die eine ſtetige zielbewußte Leitung von ſelbſt herbeiführt. Ueber die Verwendbarkeit der Lehrkräfte hatte auch er recht unklare Vorſtellungen und machte deshalb Mißgriffe, die ein Schulleiter vermieden hätte, der immer den rechten Mann an die rechte Stelle zu ſetzen und dadurch die Leiſtungsfähigkeit der verfügbaren Kräfte unendlich zu ſteigern vermag.

Die Schüler waren im allgemeinen viel manierlicher und beſſer erzogen, als ich ſie in Dortmund gehabt hatte. Außerdem war unter ihnen eine größere Zahl von Ausländern aus allen Weltgegenden. Beſonders auffallend war mir die ſtarke Beimiſchung israelitiſcher Elemente. Einflußreiche Eltern erwarteten vom Vorſtande der Polytechniſchen Geſellſchaft, daß er in beſtimmten Fällen zugunſten ihrer Kinder eingriff, und es ließ ſich hier ein Hineinregieren einer unverantwortlichen Stelle bemerken, das nicht dazu beitrug, unſere Autorität zu ſtärken. Die reichen Familien Frankfurts waren gewohnt, daß an den öffentlichen Schulen für ſie leicht Ausnahmen gemacht würden, und ich habe einſt ſehr angeſtoßen, als ich einem bekannten Bankier vor den Sommerferien begreiflich machen wollte, daß für ſeinen Sohn der Unterricht auf denſelben Tag ſchließe und wiederbeginne wie für alle anderen.

Ueberhaupt hatte der Beſuch der Schule durch Kinder aus ſehr wohlhabenden Familien zwei auffallende Folgen, die recht ver-

ſchiedene Beurteilungen herausfordern. Die erſte war die, daß Privatſtunden ſehr häufig in Anſpruch genommen und auch von Lehrern der Anſtalt übernommen wurden. Ja einzelne machten ein förmliches Gewerbe daraus. Abgeſehen davon, daß dies bei Verſetzungskonferenzen u. dgl. ihr Verhalten nicht ganz unparteiiſch erſcheinen laſſen konnte, wenn der Privatſchüler einer Klaſſe angehörte, in der ſie Unterricht erteilten, erſchien es mir ihrer Stellung nicht ganz würdig. Ein guter Klaſſenunterricht ſoll den Privatunterricht überflüſſig machen, und der Lehrer, der ſich zur Erteilung bezahlter Stunden an ſeine eigene Schüler hergibt, erteilt ſich eigentlich ein Armutszeugnis. Dieſen Standpunkt habe ich einſt gegenüber dem Vorſitzenden der Schulverwaltung vertreten, ohne ihn überzeugen zu können, und er hat es mir recht übel genommen, als ich mich ſtandhaft weigerte, die mir angeſonnenen Stunden zu übernehmen. Ja manche Eltern ſchienen den Erwerb durch Privatunterricht als eine Art Beſtechung zu betrachten, durch die ihren Kindern der glatte Durchgang durch die Schulen geſichert werden könne.

Die zweite Folge war die, daß die Knaben ſich auffallend eng an die Lehrer anſchloſſen, die ſich ihrer in der Klaſſe mit Liebe annahmen. In wohlhabenden Familien, in welchen die Eltern am Abend ins Theater oder zu Geſellſchaften ausgehen, bleiben die Kinder inzwiſchen den Dienſtboten überlaſſen, die nur in Ausnahmefällen der ihnen daraus entwachſenden Aufgabe genügen können. Das Kind dürſtet nach ein bißchen Liebe, und wenn es einen Lehrer findet, der auf ſeine Eigentümlichkeiten eingeht, ſo ſchenkt es dieſem unbegrenztes Vertrauen und Zuneigung. Einſt beſuchte mich eine Mutter und teilte mir mit, daß ihr Söhnchen ſie ſchlechter behandle als ihre Dienſtboten, indem es ſich auf einen Ausſpruch von mir berufe, daß man gegen niedriger Geſtellte beſonders freundlich ſein müſſe. Ich konnte ihrem Verlangen, daß ich ihrem Sprößling zur Erfüllung ſeiner Kindespflichten zureden möchte, nicht entſprechen, da ich jede Einmiſchung in häusliche Verhältniſſe ablehnte, fragte mich aber doch im Stillen, ob mir dieſer ſeltſame Vorgang nicht erſpart geblieben wäre, wenn die Mutterpflichten erfüllt worden wären.

Ich war meinem Direktor dankbar, daß er mich bis zur Unter-

tertia mit der Klaſſe aufrücken ließ, die ich in Sexta erhalten hatte, ſodaß ich dieſelben Knaben als Klaſſenlehrer eine Reihe von Jahren hindurch behielt. Die andere Methode, nach der die Klaſſenlehrer von Jahr zu Jahr wechſeln, hat ja auch ihre Vorzüge. Sie bewahrt die Schüler vor der Einſeitigkeit, der ſie leicht anheimfallen, wenn ſie bei dem gleichen Lehrer bleiben, und hindert ſie etwaige Schwächen des Ordinarius, die ſie ihm in einer Klaſſe abgelauſcht haben, in der folgenden auszunutzen. Aber für den Lehrer iſt es wenig ermunternd, wenn er Jahr für Jahr dasſelbe Klaſſenpenſum abhandeln muß, und er kann bei längerer Dauer dieſes Zuſtands geradezu die Fähigkeit verlieren, den Anforderungen einer andern Klaſſe noch gerecht zu werden. Dazu kommt, daß ein mit ſeiner Klaſſe aufrückender Lehrer die Folgen allzu nachſichtiger Verſetzung unausbleiblich im nächſten Jahre auszubaden hat und daß er ſeine Schüler beſſer kennen lernt. Ich habe oft die ſtereotypen Ordinarien von Quinta oder Quarta bedauert, die ihre Schüler immer gerade dann verloren, wenn ſie es zu einem rechten Zuſammenarbeiten gebracht hatten. Auch wird man den Verluſt an Zeit und Kraft, der im Anfange jedes neuen Schuljahres beiden Teilen bis zur völligen Eingewöhnung zugemutet wird, nicht geringſchätzen dürfen.

Auf jeden Fall tritt ein ganz anderes perſönliches Verhältnis ein, wenn Lehrer und Schüler beiſammen bleiben. Dieſes fand bei mir darin ſeinen Ausdruck, daß ich die Knaben, mit denen ich zufrieden war, ſtets mit ihrem Vornamen benannte und allen Verſuchen der Eltern, mich durch Geſchenke oder Einladungen zu gewinnen — oft vielleicht mit unnötiger Schroffheit — aus dem Wege ging. Die Klaſſe ſollte ein auf ſich allein geſtellter Lebenskreis ſein, in dem alle einander gleich ſtanden und nur das perſönliche Verdienſt galt. Nichts Fremdes ſollte in ſie eindringen dürfen. So kam es zur Ausbildung eines gewiſſen Korpsgeiſtes; wer bei mir in der Klaſſe ſein durfte, war ſtolz darauf und beneidete keinen andern. Ich erfuhr das einmal, als ich als Ordinarius der Untertertia meine erſte Stunde in dieſer halten ſollte. Als ich der Klaſſentüre zuſchritt, hatte ſich vor derſelben etwa ein Dutzend Sitzengebliebener der folgenden Klaſſen aufgeſtellt, die den letzten Semeſterkurſus noch einmal

durchmachen ſollten. Ich ſollte die Hälfte übernehmen, und die andere Hälfte war der Parallelklaſſe zugedacht. Bei meiner Annäherung ſchallte mir aus jedem Munde der Ruf entgegen: „Ach, Herr Dokter, nemme Se mich, nemme Se mich!“ Dieſes unwillkürliche Zeugnis aus dem Munde der Schwachen ergriff mich ſo, daß ich die Türe öffnete und ſie anherrſchte: „Marſch, alle herein!“ Dann ließ ich ſie in der vorderſten Bank Platz nehmen, aufſtehen und ſagte: „Ihr habt alle in dieſe Klaſſe gewollt; wenn ihr nun glaubt, daß ihr es bei mir beſonders gut haben werdet, ſo irrt ihr; ihr müßt jetzt doppelt fleißig ſein.“ Ich glaube, ſie ſind es auch geweſen, und haben alle ſchließlich ihr Klaſſenziel erreicht.

Das Diſziplinhalten auf den Mittelſchulen iſt eine Kunſt, die wohl kaum gelernt werden kann. Doch habe ich immer gefunden, daß diejenigen, welche menſchlich oder wiſſenſchaftlich etwas bedeuten, ihrer ſelten ganz entbehren, womit nicht geſagt iſt, daß die andern immer ſchlechte Lehrer ſein müßten. Hans Hoffmann erzählt in ſeinem „Gymnaſium zu Raſtenburg“ die rührende Geſchichte eines Gymnaſiallehrers, der niemals Ruhe und Ordnung hatte halten können und als er ſich in den Ruheſtand begeben hatte, die ſchwere Kunſt als Vertreter eines Dorfſchulmeiſters noch hatte lernen wollen. Aber auch in die Dorfſchule verfolgte ihn ſein Mißgeſchick; die Kinder wurden erſt ruhig, als ihn der Tod auf dem Katheder ereilt hatte. Ich habe verſchiedene dieſer Unglücklichen kennen gelernt, in Dortmund ſowohl als in Frankfurt und immer bedauert, daß man ſie aus dem Schuldienſte nicht entfernen und auf eine andere Lebensbahn bringen konnte. Denn ſie ſind in der Regel völlig hoffnungslos.

Einer dieſer Lehrer beklagte ſich einmal bei mir als dem Ordinarius der Tertia, daß die Schüler in ſeiner Stunde mit Papierpfeilen geworfen hätten. Ich mußte eine Unterſuchung einleiten und begann ſie mit den Worten: „Ihr habt mit Papierpfeilen bei Herrn X. geworfen; gebt ſie her.“ Damit ging ich von Bank zu Bank und alle legten die Pfeile, welche ſie beſaßen, gehorſam in meine Hand. Dann begann ich wie immer meinen Unterricht und nahm nach der Stunde den Haufen Pfeile, welche ich auf den Tiſch gelegt hatte, mit ins Lehrerzimmer. Dort ſtand der Zylinderhut des Kollegen,

und der Schalk trieb mich, in ihn die Pfeile hineinzupacken. Als der Kollege erſchien, fragte er nach dem Ergebniſſe der Unterſuchung und ſchalt inzwiſchen über die Diſziplinloſigkeit der Klaſſe. Währenddeſſen hatte er den Hut ergriffen, und als er ihn auf das Haupt ſtülpen wollte, rieſelten die Pfeile über ſein Geſicht. „Sie ſehen nun", ſagte ich lachend zu ihm, „daß Sie ſelber ſchuld ſind, da Sie ſogar einen Kollegen reizen, ſich an dem Schabernack gegen Sie zu beteiligen. Bei mir hat noch niemals ein Schüler mit Pfeilen geworfen".

Beſonders ſchlimm iſt es mit denjenigen Lehrern beſtellt, welche in einer Klaſſe nur wenige Stunden haben und darum ihre Schüler nie genau kennen lernen, da ſie ſelten der Gefahr entgehen, einzelnen, ohne es zu wollen, Unrecht zu tun. Unſer Direktor hatte das Klaſſenlehrerſyſtem mit dem Fachlehrerſyſtem zweckmäßig in der Weiſe verbunden, daß er mir neben meinem Ordinariat den geographiſchen Unterricht in einer Reihe von mittleren und oberen Klaſſen übertragen hatte. Der Gegenſtand iſt diſziplinariſch ſchwierig, da er ein Arbeiten an der Wandkarte erfordert und man ſchwer dieſe und die Schüler zugleich im Auge behalten kann. In ſolchen Fällen kann nichts anderes helfen, als die Knaben inhaltlich für das Fach zu intereſſieren, das man vertritt. Dieſe Erkenntnis veranlaßte mich, meinen ganzen Studienfleiß mehrere Jahre auf die Geographie zu konzentrieren. Ich beteiligte mich eifrig an den Sitzungen des Vereins für Geographie und Statiſtik und habe in ſeinen Verſammlungen mehrfach Vorträge gehalten. So iſt es mir vielleicht noch gelungen, eine Lücke auszufüllen, welche meine Univerſitätszeit gelaſſen hatte. Aber ich glaube, daß ich die ſachlichen Schwierigkeiten des Lehrgegenſtandes nur dadurch überwunden habe, daß ich in den Unterricht manches von dem aufnahm, was man heute unter Bürgerkunde begreift.

Man hatte in Frankfurt die Einrichtung der öffentlichen Prüfungen, und als Gelegenheit, mit den Eltern in unmittelbare Beziehung zu treten, konnten ſie vielleicht willkommen ſein. Sonſt aber habe ich dieſe Paradeſtellungen nie leiden können und ihnen die in Dortmund üblichen Klaſſenprüfungen bei weitem vorgezogen, bei welchen nur die Kollegen aus derſelben und der folgenden Klaſſe mit

dem Direktor zugegen waren und nach der Stunde ihr Urteil in einer Konferenz abgaben. In Frankfurt habe ich einmal bei einer öffentlichen Prüfung mit der Tertia die Geographie von Deutschland behandelt und nach Durchnehmen des Nötigsten über die physische und politische Gliederung auch eine Reihe von Fragen über die Reichsverfassung, die Stellung des Bundesrats und Reichstags, das Wahlrecht u. dgl. gestellt. Nach der Prüfung trat ein älterer Kollege auf mich zu, bedankte sich für das Gehörte und sagte, er müsse zu seiner Beschämung gestehen, daß er das meiste, was meine Schüler so prompt beantwortet hätten, selbst nicht gewußt habe. Mich hat dieses Begegnis in meinem Verfahren bestärkt; aber wie viele andere mögen gefragt haben, was der Geographielehrer in seiner Stunde für Allotria treibe.

Meine besondere Aufmerksamkeit nahm das israelitische Element in meiner Klasse in Anspruch. Ich will vorausschicken, daß ich niemals antisemitische Neigungen gehabt habe und daß ich in Frankfurt, wo dieser Teil der Bevölkerung besonders ins Gewicht fällt, ihn immer mit den wissenschaftlichen Augen des Sozialforschers betrachtet habe. Ja mein Direktor sagte mir einmal: „Wenn sie von Frankfurt fortgehen, dann werden Ihnen die Juden einen Fackelzug bringen.“ Die mosaischen Knaben in meiner Klasse nahmen etwa zur Hälfte am protestantischen Religionsunterrichte teil, wurden später mit den andern konfirmiert und traten so in aller Stille zum Christentum über, während die Eltern bei ihrer alten Religionsübung blieben.

Nun pflegten die Knaben alle Vierteljahre Zeugnisse zu erhalten, und nach den in diesen enthaltenen Noten wurden ihnen die Plätze angewiesen. Für fakultative Fächer setzte man bei dem für den Klassenlehrer nicht ganz müheloſen Rechengeschäft eine Durchschnittsziffer ein, die auf Grund der Noten in den obligatorischen Fächern gebildet wurde. Das wußten die Knaben nicht, und so kam es, daß ein kleiner Junge mosaischer Konfession mich am Tage nach der Platzverteilung fragte, wie es komme, daß ein anderer über ihn gesetzt worden sei, obgleich er überall dieselben Noten erhalten habe. Ich sagte ihm, daß dies von dessen guter Note in der Religion herrühre, während bei ihm nur die Durchschnittsnote der übrigen Fächer zu

rechnen geweſen wäre. Er bedachte ſich einen Augenblick und ſagte dann: „Herr Dokter, darf ich auch der Religionsunterricht mitnemme?“ „Wenn Dein Vater es erlaubt, erwiderte ich, ſo habe ich nichts dagegen.“ Er brachte die väterliche Beſcheinigung, und es dauerte nicht lange, ſo beſuchten von den 11 Israeliten in meiner Klaſſe 10 den proteſtantiſchen Religionsunterricht. Ich will hinzufügen, daß der Religionslehrer in dem Rufe ſtand, die beſten Noten zu erteilen.

Aber ſo glimpflich ging es mir bei einer andern Gelegenheit nicht. Ich pflegte in der phyſiſchen Geographie die Schüler an der Sydowſchen Wandkarte im Kartenleſen zu üben und hatte einmal in der Tertia einen jüdiſchen Knaben an die Wandkarte gerufen, um mir einen Flußlauf zeigen zu laſſen. Das fing er aber nicht an der Quelle, ſondern an der Mündung an, wo die Sache natürlich bedeutend leichter iſt. Ich ſagte deshalb ſcherzend zu ihm: „An der Karte wird aber doch nicht hebräiſch geleſen.“ Das nahm der Schüler gewaltig übel und noch mehr ſein Vater. Er beſchwerte ſich bei der Schulverwaltung, und dieſe wollte mir durch den Direktor einen Verweis erteilen laſſen „wegen religiöſer Unduldſamkeit“. Den habe ich nun freilich nicht angenommen, ſondern ihn gebeten, die übrigen jüdiſchen Knaben in der Klaſſe zu fragen, ob ſie durch meinen Scherz ſich beleidigt gefühlt hätten. Ob er es getan hat, weiß ich nicht mehr.

Ein andermal habe ich dieſen empfindlichen Vater ſelbſt abgefertigt. Es war an der Schule verboten, Knaben nachſitzen zu laſſen, ohne daß ſie von einem Lehrer beaufſichtigt worden wären, und ſo habe ich den genannten Schüler, den ich beſtraft hatte, einmal angewieſen, ſeinen Arreſt bei einem Kollegen zu beſtehen, von dem ich wußte, daß er zur beſtimmten Zeit in einem Klaſſenzimmer eine Privatſtunde hielt. Am folgenden Tage berichtete mir der Knabe, daß die Strafe erledigt ſei, und ich dankte dem Kollegen, daß er meinen Arreſtanten bei ſich aufgenommen habe. Dieſer war ſehr erſtaunt und ſagte: „Es war ja gar nicht Ihr Arreſt, den der M. bei mir abgeſeſſen hat, ſondern mein eigener; ich hatte ihn auch beſtraft.“ Ich ſtellte den Jungen zur Rede und beſtrafte ihn nun auch wegen Lügens. Dies trug mir einen Beſuch des Vaters ein, und als ich ihm die Sache auseinandergeſetzt hatte, ſagte er: „Gelogen? Iſt

nicht gelogen. Iſt bloß ein bißchen unreell.“ Ich geſtehe, daß ich dem Mann die Türe geöffnet habe mit den Worten: „Nennen Sie's, wie Sie wollen; bei uns heißt's gelogen.“ Ob er ſich diesmal auch bei der Schulverwaltung beſchwert hat, weiß ich nicht. Unmöglich aber wäre es nicht. Der Mann war ein in Amerika reich gewordener Viehhändler, und ich bin weit davon entfernt, den Fall zu verallgemeinern. Aber man ſieht doch aus ihm, welchen Dingen man unter Umſtänden an einer privaten Bourgeois-Schule — das war die Wöhlerſchule — ausgeſetzt ſein konnte.

Eines Tages beſtellte mich der Vorſitzende der Schulverwaltung zu einer beſtimmten Stunde auf das Lehrerzimmer der Schule. Nachdem ich längere Zeit auf ihn gewartet hatte, erſchien er mit brennender Zigarre und legte dieſelbe während der nachfolgenden amtlichen Unterredung auch nicht ab. Zur Erhöhung der Gemütlichkeit, nahm auch ich eine Zigarre aus der Taſche und bat um ein bißchen Feuer. Dann begann der Vorſitzende:

„Der Bankier L. möchte gern ſeinem 17jährigen Sohne Privatſtunden geben laſſen. Wollen Sie ſie nicht übernehmen?“

Ich erwiderte: „Ich habe mir zur Regel gemacht, an Schüler der Anſtalt nie Privatſtunden zu erteilen.“

„Aber der junge L.“, erwiderte er, „iſt doch Schüler der Handelsſchule, und in der haben Sie meines Wiſſens gar keine Stunden. Der Vater hat es nun einmal auf Sie abgeſehen, und es wäre mir ein perſönlicher Gefallen, wenn Sies tun wollten.“

„Wenn ich Ihnen perſönlich einen Gefallen erweiſen kann, läßt ſich ja darüber reden.“

Er: „Der Vater hat ſein Kontor hier ganz in der Nähe. Vielleicht ſprechen Sie dort einmal vor.“

Das ſchien mir nicht ganz paſſend, und ich entgegnete: „Verlaſſen Sie ſich darauf. Ich werde Ihrem Wunſche gern nachkommen, wenn der Vater mich aufſuchen will.“

Dieſe Auffaſſung ſetzte nun ihn wieder in Erſtaunen, und er ſagte ſtotternd: „Nun, ſo werde ichs Herrn L. ſagen.“

Es vergingen einige Tage, ohne daß ich weiter von der Sache hörte. Da erſchien eines Morgens ein Ausläufer aus dem L.'ſchen

Geſchäfte bei mir in der Schule und ſagte: „Herr Bankier L. möchte Sie ſprechen und läßt Sie bitten, ihm eine geeignete Stunde anzugeben oder zu ihm auf das Kontor zu kommen.“

Ich erwiderte, daß ich am folgenden Tage in der Pauſe auf dem Hofe zur Verfügung ſtehe. Herr L. erſchien, und ich übernahm die Stunden. Als ich am Monatsſchluſſe das Doppelte des gewöhnlichen Honorarſatzes in Rechnung einſtellte, wurde er ſehr freundlich und grüßte mich von da ab ſtets hochachtungsvoll, wo er mir begegnete.

Wie man ſieht, hatte ich andere Anſichten von der Würde des Lehrerberufs, als ſie damals in Frankfurt herrſchten, und ich habe mir darob den Kopf noch manchmal angeſtoßen. Meine Schüler, einerlei weß Glaubens ſie waren, benahmen ſich dabei oft rückſichtsvoller und zeigten mehr Verſtändnis für meine Stellung als manche Eltern, was wohl damit zuſammenhängen mochte, daß ſie eine beſſere Erziehung empfingen, als dieſe ſie früher erhalten hatten.

Einmal hatte ich die Aufnahmeprüfung für Quinta zu halten, die dem Semeſteranfang vorausgeht, und als ich eben das Schulzimmer verlaſſen wollte, erſchien noch eine Mutter mit ihrem Söhnchen und verlangte deſſen Aufnahme. Ich erwiderte, daß die Prüfung zwar beendet ſei, daß ich aber ausnahmsweiſe ihren Knaben noch nachträglich vornehmen wolle. Aber ſie wünſchte, perſönlich dabei zugegen zu ſein, und obgleich die Prüfung nicht öffentlich war, war ich ſo ſchwach, auch das noch zu geſtatten. Um zu ſehen, ob der Kleine das Penſum der Sexta beherrſche, ließ ich ihn ein lateiniſches Stück aus dem kleinen Oſtermann überſetzen, einen Satz analyſieren und fragte dabei nach dem Kaſus eines vorgekommenen Subſtantivs. Der Knabe ſtockte, und plötzlich höre ich, wie hinter der vorgehaltenen Hand die Mutter ihm zuflüſterte: „Singulier, singulier!“ Er hat es nicht nachgeſprochen oder vielleicht auch nicht verſtanden; ich habe ihn ſchließlich doch noch als aufnahmefähig bezeichnet, aber trotz aller Mühe, die ich mir mit ihm gab, ſpäter wenig Freude an ihm erlebt.

Im allgemeinen haben mich einzelne üble Erfahrungen niemals angefochten. Der Klaſſenunterricht erzwingt von ſelbſt eine

gewiſſe Gleichförmigkeit der Behandlung, und ſo viel man ſich auch Mühe geben mag, die Eigenart der einzelnen zu berückſichtigen, man kommt darin doch bald an unüberſteigliche Grenzen. Und liegt denn nicht auch in dem Zwange, ſich einem größeren Ganzen anzubequemen, ein Erziehungsmittel, das vom höchſten ſozialen Werte iſt? Ueberall verlangt das ſpätere Leben Unterordnung, Einfügung in einen Geſamtzweck, und in der Schule ſollte es anders ſein? Ich habe deshalb nie viel für die Leute übrig gehabt, welche ſich darüber beklagen, daß ihre Individualität in der Schule nicht verſtanden oder nicht richtig gewürdigt worden ſei. Das Unverſtandenſein ſollte man doch lieber hyſteriſchen Weibern überlaſſen.

Meine Klaſſe iſt für mich immer ein Bollwerk geweſen, hinter dem mich keine äußere Anfechtung erreichen konnte. Jahrelang bin ich ganz darin aufgegangen und habe im Alter noch, wenn ich mit einem meiner Frankfurter Schüler zuſammenkam, des öfteren feſtgeſtellt, daß er Aeußerungen von mir mit ins Leben hinausgenommen hatte, an die ich mich ſelbſt nicht mehr zu erinnern vermochte. Auf jeden Fall war ich glücklich in meinem Berufe und konnte mir keinen lieberen wünſchen.

Der Gehalt, der ſich nach der definitiven Anſtellung im Dezember 1873 auf 1633$^1/_3$ fl. erhöhte, genügte meinen beſcheidenen Anſprüchen, und wenn ich etwas vermißte, ſo war es eine behagliche Häuslichkeit. Bei meiner Ankunft hatte es mir ſchwer gehalten, eine geeignete Wohnung zu finden und ich hatte in der Stiftsſtraße bei der Vorſteherin eines Mädcheninſtituts ein Zimmer nehmen müſſen, das viel zu wünſchen übrig ließ und das ich nach wenigen Monaten wieder verließ, um beim Buchdrucker Mahlau in der Wieſenau Quartier zu nehmen. Es waren zwei kleine manſardenähnliche Räume, in denen ich kaum meine Bücher unterbringen konnte. Aber der Eigentümer war mir auf einer Taunuswanderung bekannt geworden und hat wohl alles getan, um mir den Aufenthalt in ſeinem Hauſe angenehm zu machen, das mich durch ſeine freie Lage inmitten von Gärten angezogen hatte. Schließlich bin ich auch hier nicht zur Ruhe gekommen, und habe im März 1875 mich bei Fräulein Lili Kipp in der Neuen Rothofgaſſe eingemietet, wo ich endlich fand, was ich

brauchte. Die Dame war die Tochter eines höhern Poſtbeamten aus Turn und Taxisſcher Zeit; ihr Vater war im Ruheſtand kurz vorher geſtorben, und ſie hatte nun zwei Räume verfügbar, die trefflich für mich paßten, ein großes Wohnzimmer und ein kleineres Schlafzimmer. Daß die Fenſter nach einer engen Straße gingen, hat mich nicht weiter angefochten. Ich war ſo froh, jemanden gefunden zu haben, der für mich ſorgte, daß ich dem früheren Bibliothekar an der Stadtbibliothek Ernſt Kelchner für ſeine Vermittlung immer dankbar geblieben bin.

Fräulein Kipp hinkte auf einem Fuße und hatte ſich wohl darum nicht verheiratet. Ihre kleine Waiſenpenſion reichte zum Leben nicht aus, und ſie ſuchte das Fehlende durch Erteilung von Klavierſtunden und Zimmervermietung zu erwerben. Sie war eine ſanfte beſcheidene Natur, die niemals etwas für ſich ſelbſt verlangte und noch die Sorge für einen älteren unverheirateten Bruder trug, der ihr wenig Freude bereitete. Als ich ſpäter eine Kanarienvogelzucht in meinen Räumen anfing und manchmal dreißig und mehr meiner gefiederten Lieblinge vorhanden waren, hat ſie mir die Wartung abgenommen, und alle die kleinen Wechſelfälle einer ſolchen Zucht mit lebhafter Teilnahme verfolgt. Die Tierchen kannten ſie alle wie ihren Herrn und bewieſen ihr ihre Zuneigung. Einmal war eine Brut von fünf Köpfen verwaiſt und mußte künſtlich aufgefüttert werden. Das beſorgten wir beide wechſelsweiſe, und es war ein wunderlicher Anblick, wenn einem die längſt flügge gewordenen Vögelchen nebeneinander gereiht auf der linken Hand ſaßen und die Schnäbel aufſperrten, um ihr Futter in Empfang zu nehmen.

Ich glaubte meine Sache ſo rationell als möglich betreiben zu müſſen und habe mir viel Mühe gegeben, dem jungen Nachwuchs den ſanften Schlag der Harzer Züchter anzugewöhnen. Da hatte ich ſie denn zwiſchen den Büchergeſtellen in kleinen Käfigen aufgehängt und dieſe durch einen vorgezogenen grünen Vorhang verdunkelt. Es war mir ein beſonderes Ergötzen, wenn gelegentlich eines Beſuches die abgeſchloſſenen Vögelchen a tempo anfingen zu ſchlagen und der Gaſt ſich vergebens umſah, woher dieſe Sphärenmuſik komme. Die ausgebildeten gelben Zöglinge pflegte ich dann an Freunde und Kol-

legen zu verſchenken; aber trotz meiner Anweiſungen über ihre Behandlung wurden die meiſten infolge ſchlechter Pflege krank und kamen dann in den Ferien zu uns zurück, um wieder geſund gepflegt zu werden.

Die Frankfurter Mundart iſt derjenigen meiner Heimat verwandt, die ich von Jugend auf geſprochen hatte. So habe ich mich raſch an erſtere gewöhnt und bin in ſie ſofort verfallen, als ich 1882 mit meiner Frau zu Beſuch bei den Freunden war, zu ihrer nicht geringen Verwunderung. Wer einmal ſeine Sprache ſpricht, der lernt auch leicht das Volk kennen, und wer es kennt, ſchätzt es auch. Namentlich bildete das Weſen der Sachſenhäuſer einen unerſchöpflichen Gegenſtand meiner Wißbegierde und meiner Freude. Der Sachſenhäuſer hat eine ausgeſprochene Neigung zu epiſcher Breite, und ich habe oft in einer linksſeitigen Mainbadeanſtalt mit Ergötzen zugehört, wie ein Landsmann „von drüb der Bach" dem Beſitzer einen kleinen Vorgang, z. B. daß ein Kind von einem Hunde gebiſſen worden ſei, mit allen Nebenumſtänden berichtete, ſo daß er noch lange nicht am Ziele war, wenn ich meinen Anzug beendet hatte. Wir gingen auch wohl nach Sachſenhauſen zum Aepfelwein in eine Straußwirtſchaft, wo die dürſtende Menſchheit auf der Haus- und Kellertreppe hockte, froh des erbeuteten Schoppens. Insbeſondere forſchten wir den Spitznamen und ihren oft ſeltſamen Urſprüngen nach. Es iſt mir daraus noch der „Hammeldieb" in Erinnerung geblieben, den man ſo nannte, weil ihm einſt ein Hammel geſtohlen worden war. Uebrigens zeichneten ſich in der Schule die Sachſenhäuſer Jungen durch ihre Anſtelligkeit und ihr geſittetes Weſen aus, wie ein Kollege meinte, weil ſie noch Schläge zuhauſe bekämen. Bekanntlich iſt „des Sängers Höflichkeit" in Sachſenhauſen nicht zu finden, und die Wahl ihrer Schimpfworte iſt oft überaus drollig. So hörte ich einſt in den neunziger Jahren zwei Sachſenhäuſer einander mit den gröbſten Ausdrücken bedenken, und am Schluſſe ſagte einer zum andern: „Du abgebrochener Eifelturm, du." Darauf war dieſer freilich nicht gefaßt und wußte keine Antwort.

Jedenfalls zeigen dieſe Erinnerungen, daß ich mich raſch eingelebt hatte in Frankfurt. Als ſpäter einmal nach einer Ausſchußſitz-

ung des Vereins für Sozialpolitik der Oberbürgermeiſter Miquel gefragt wurde, wohin man nun gehen könnte, ſagte er raſch: „Da wenden Sie ſich an den Dr. Bücher, der weiß beſſer Beſcheid hier als ich.“ Bei der Vorliebe, mit der die Frankfurter ihre Oberbürgermeiſter von auswärts geholt haben, konnte dergleichen leicht vorkommen. Ob immer zum Nutzen der Stadt, iſt eine andere Frage. Den großen Durchbruch von der Paulskirche durch die Altſtadt, durch den das geſchloſſene mittelalterliche Bild dieſer zerſtört worden iſt, würde ein Altfrankfurter ſchwerlich gewagt haben.

Freunde hatte ich unter den Kollegen wenig gefunden. Nur mit Ludwig Oelsner, dem Hiſtoriker, hatte ſich ein reger Verkehr entwickelt, der mir manchen guten Rat und vielerlei Anregung brachte und mit Eduard Wolff, der ſich mit ſeiner Frau gar oft des vereinſamten Genoſſen erbarmte. Er iſt mir bis zu ſeinem 1916 erfolgten Tode immer hold und treu geblieben und hat an der Wöhlerſchule ſpäter noch freudigere Tage erlebt. Seine Ueberſetzung des Tacitus und ſeine Ausgabe der Germania ſind Muſter philologiſcher Sorgfalt und eindringender Sachlichkeit. Als er in den Ruheſtand getreten war, haben wir noch die Freude gehabt, uns in Lugano wiederzuſehen, wo er ſeine letzten Jahre verlebt hat, infolge übler Erfahrungen dem Vaterlande entfremdet.

Außerdem hatte ich in Heinrich Gottwerth, einem Lehrer an der Handels- und Gewerbeſchule, einen Freund gewonnen, wie ich ihn mir nicht beſſer wünſchen konnte. Die Mitglieder des Taunusklubs nannten ihn den Tauniden, und ſie hatten dazu ein gewiſſes Recht, weil er faſt jeden Sonntag im Taunus zu finden war und das ganze Gebirge ſo genau wie kaum ein zweiter kannte. Nur an jedem erſten Sonntag im Monat pflegte er mit der Main-Neckarbahn abzureiſen; die Bekannten mutmaßten ein zartes Verhältnis, und ſuchten den alten Brummbär zu überführen. Aber wie beſchämt waren ſie, als ſie entdeckten, daß er jedesmal ſeine alte Schweſter in Darmſtadt aufſuchte, um ihr von ſeinem monatlichen Gehalt zu überbringen, was er erübrigen konnte.

Gottwerth war der Sohn eines heſſiſchen Offiziers, hatte in Gießen ſtudiert, es aber zu keinem abſchließenden Examen gebracht

und war dann im Schuldienſt der Polytechniſchen Geſellſchaft zu Frankfurt gelandet. Hier nahm er ſich der Zöglinge mit ſeltener Treue an, wurde von einigen Familien auch gern zu häuslichen Stunden und zur Ueberwachung ihrer Söhne herangezogen. Die Knaben hingen mit ſeltener Zuneigung an ihm, trotz ſeiner rauhen Sitten, und es lebt vielleicht noch mancher, der ſeiner Erziehung alles verdankt.

Er nahm ſie oft auf ſeine weiteren Wanderungen mit, und ich gedenke gern noch eines Pfingſtausflugs in den Odenwald, zu dem jeder von uns einige ſeiner Schüler mitgebracht hatte. In Lindenfels beſuchten wir abends, nachdem wir unſere Schutzbefohlenen zu Bette gebracht hatten, ein Bierhaus und ſchloſſen uns einer zahlreichen Tafelrunde von Einheimiſchen an. Es wurden die üblichen Bierwitze gemacht, und Gottwerth ließ ſich verleiten, ein Zündholz anzuſtreichen und zu fragen: „Was iſt das?“ Die Antwort war: „Von der Tann im Feuer“; aber keiner der Anweſenden hatte ſie geben können. Da räuſperte ſich ein buckliger Schneider, ſah meinen Freund ſchlau an und entzündete ebenfalls ein Streichholz, das er mit der gleichen Frage an das Futter ſeines Rockes hielt. Als alles ſchwieg, ſagte er gelaſſen: „Das iſt von der Tann im Feuer bei Orleans“[1]). Mein Freund war über dieſe Uebertrumpfung ganz ſprachlos und wollte ſpäter vom General von der Tann nie mehr etwas hören.

Gottwerth hatte eine Abneigung gegen alles Photographiertwerden, und ſeine Freunde haben ihn lange vergebens um ein Bild gebeten. Eines Tages aber ließ er eine Aufnahme von ſeiner Rückſeite machen, und auf dieſer hob ſich ſeine breitſchulterige Geſtalt mit dem kleinen Hute ſo charakteriſtiſch hervor, daß jeder ſie kennen mußte. Damit beſchenkte er dann ſeine Wanderbekanntſchaften. Ich habe das kleine Bild noch wiederholt in einſamen Bergwirtshäuſern unter ſchlichten Photographierahmen an der Wand hängen ſehen und mich der Pietät gefreut, mit der die Beſitzer es behandelten. Ueberall im deutſchen Mittelgebirge war Gottwerth bekannt, von der Eifel und dem Hunsrück bis zum Schwarzwald, und ein einſam wohnender

1) Name eines damals allgemein gebrauchten Futterſtoffs.

Uhrmacher bei Furtwangen erzählte mir einſt, wie ſehnſüchtig ſeine Kinder im Frühjahr nach dem Mann aus Frankfurt ausſchauten, der immer in ſeinem Rucksack ſo ſchöne Spielſachen für ſie mitbrächte.

In mir hat er die Luſt zum Wandern geweckt, und auf ſeine Veranlaſſung bin ich noch 1873 dem deutſchen Alpenverein beigetreten und habe dann manche Jahre meine Sommerferien in Tirol und der Schweiz mit Bergbeſteigungen und Gletſcherwanderungen hingebracht. Gottwerth hatte inzwiſchen ſeine Fußwanderungen über Deutſchland hinaus ausgedehnt und war bis Konſtantinopel gekommen. Eines Tages in den Ferien begegnete er mir auf der Zeil mit dem Bädeker in der Hand, und als ich ihm meine Verwunderung darüber ausſprach, ihn da zu finden, ſagte er: „Muß doch einmal Frankfurt kennen lernen.“

Dort verkehrte er faſt ausſchließlich im Bierhaus „Taunus“, wo in der rechten hinteren Ecke des weiten Saales ein Stammtiſch bereit ſtand, deſſen ſämtliche Teilnehmer ſich kannten und an der Regel feſthielten, daß nie ein Fremder ſich vorſtellen durfte. Gefiel es ihm und er uns, ſo mochte er wiederkommen, und man trat ihm dann leicht näher. Im anderen Falle verſchwand er, ohne eine Spur zu hinterlaſſen. An dieſem Stammtiſche, der vom frühen Abend bis nach Mitternacht alle Stunde ſeine Gäſte wechſelte, habe ich oft geſeſſen und viel Anregung erfahren. Er war meiſt von Junggeſellen beſucht, die einer behaglichen Häuslichkeit entbehrten. Unter dieſen war Alexander Stix, Maler und Zeichenlehrer an der Israelitiſchen Realſchule, einer der häufigſten. Er pflegte immer Geſchichten zu erzählen, bei denen er die Pointe vorweg nahm und ſich dann mit großen Augen im Kreiſe umzuſehen, verwundert, daß niemand lachte. Männer der ſtädtiſchen Verwaltung, Geſchäftsleute, Architekten, Ingenieure fanden ſich da zuſammen, und nicht leicht entging ein wichtiger Vorgang des Tageslebens ihrer Aufmerkſamkeit.

An demſelben Tiſche pflegte ich eine Reihe von Jahren mit Gottwerth und Chriſtian Schröder mein Mittageſſen einzunehmen, und die Stunde dieſes täglichen Zuſammenſeins beim frugalen Mahle habe ich nachher ſchmerzlich entbehrt. Schröder war ein ſehr geſchickter Präziſionsmechaniker, der für Polytechniken und

andere höhere Fachſchulen des In- und Auslandes Apparate, Unterrichtsmodelle und andere Lehrmittel herſtellte und in ſeinem Betriebe ein muſterhaftes Lehrlingsweſen eingerichtet hatte, bei dem er neben der Unterweiſung in der Werkſtätte den jungen Leuten ſelbſt theoretiſchen Unterricht an den Sonntagvormittagen erteilte. Er trug ſich ſtändig mit Erfindungen, zu welchen die Induſtriebetriebe der Umgegend ihm die Anregung gaben, und hat die Gedanken mancher anderen Erfinder oft erſt praktiſch verwendbar gemacht. Dem gemeinſamen Freunde Lucae hatte er einen Zeichenapparat konſtruiert, der in allen zoologiſchen Laboratorien und Anatomien Eingang fand. Am Ende der ſiebenziger Jahre hatte er bereits einen Selbſtfahrer hergeſtellt, mit dem er Probefahrten in der Umgegend machte — einen Vorgänger der ſpäteren Automobile. Aber er war mehr eine Gelehrtennatur als ein Geſchäftsmann und iſt ſpäter unſerem Tiſche untreu geworden, als er ſich noch in vorgerückten Jahren mit Charlotte Bunſen verheiratet hatte. Es war eine alte Liebe, die damit zum lange erſehnten Ziele gelangte.

In den ſiebenziger Jahren verband uns eine wunderliche Art von Freundſchaft. Gottwerth hatte infolge eines Aufenthaltes auf der Inſel Sylt ſich mit Feuereifer auf das Sammeln prähiſtoriſcher Steingeräte geworfen und pflegte gern von ſeinen Erwerbungen zu erzählen. Da fand ich eines Sonntags im Winter, als der Main weit zurückgetreten war und wir in ſeinem Bette gehen konnten, einen länglichen Stein und bemerkte zu Schröder, daß er einem Beile ähnlich ſähe und gewiß Gottwerth Freude machen würde, wenn er nur ein Loch mit Bohrkern in der Mitte hätte. Schröder meinte, daß das leicht in ſeiner Werkſtätte gemacht werden könne. Geſagt, getan. Der Stein wurde in Papier gewickelt und bei günſtiger Gelegenheit in Gottwerths Rocktaſche praktiziert. Die Freude, als dieſer den Schatz entdeckte, war unbeſchreiblich. Jedermann mußte das ſeltene Stück bewundern, und er hat es ſchließlich einem Muſeum geſchenkt, in deſſen ſteinzeitlicher Sammlung es ſich wohl noch heute befindet. Dieſer Ausgang war uns außerordentlich peinlich. Wir haben lange erwogen, ob uns nicht Pflicht und Gewiſſen gebieten, die Wahrheit zu bekennen. Aber dann hätten wir

dem Freunde eine tödliche Kränkung zugefügt, und für die Wiſſenſchaft verſchlug es nichts, wenn unter den vielen echten Exemplaren von Steingeräten auch ein falſches ſich befand, das aber einem echten täuſchend ähnlich ſah. So iſt es dabei geblieben, und wenn ich jetzt ein reumütiges Bekenntnis ablege, ſo fällt es mir doch nicht ein, Geſchehenes ungeſchehen machen zu wollen.

Gottwerth haßte alle Wichtigtuerei und hatte eine große Scheu vor jeder Art perſönlichen Hervortretens. So konnte ihn auch nichts mehr aufbringen, als wenn von ſeinem Geburtstage Notiz genommen wurde. Trotzdem ließ ſich der Arzt Dr. Ohlenſchlager, den er als eifrigen Bergſteiger ſehr wohl leiden mochte, an dieſem Tage einſt verleiten, einen Blumenſtrauß mitzubringen, um ihn auf dem Stammtiſche aufzupflanzen. Als Gottwerth erſchien, bemerkte er ſofort das ungewöhnliche Ding auf dem Tiſche, drehte ſich um und ſtampfte, ohne abzulegen, mit den Worten: „Dummes Zeug!“ davon.

Aber im folgenden Jahre habe ich ihn doch mit Schröder überliſtet. Wir ließen ihm ein Stammſeidel anfertigen mit einem ſilbernen Deckel, auf welchem drei in Form eines Dreiecks eingravierte Fiſchleiber angebracht waren — das Zeichen, unter welchem ſich der Freund in die Fremdenbücher der Gaſthäuſer einzutragen pflegte, in denen er auf ſeinen Wanderungen übernachtete. Dieſes Seidel mußte ihm der Kellner Franz beim Mittageſſen gefüllt vorſetzen. Es geſchah wie alle Tage, und wir ſpeiſten, ohne daß der Sache weiter Erwähnung geſchehen wäre. Als wir aber Abſchied nahmen, ſah er uns treuherzig an und ſagte: „Das hat niemand getan als ihr zwei Lumpen.“

Er wohnte in recht beſcheidenen Verhältniſſen bei der Witwe eines Uhrmachers, der einſt ſein Wandergenoſſe geweſen war und nahm ſich mit rührender Aufopferung der Hinterbliebenen desſelben an, ſo wenig ihm das gedankt wurde. Dort iſt er auch in den achtziger Jahren geſtorben, ſtill und unbemerkt, wie er zu leben gewünſcht hatte. Lebte er noch, ſo würde ich nicht gewagt haben, das Vorſtehende über ihn niederzuſchreiben.

Von den übrigen Kollegen an den Schulanſtalten der Polytech-

niſchen Geſellſchaft habe ich nicht viel Erinnerung behalten. Wollte ich für Einzelne letztere wieder beleben, ſo würden vielleicht Typen zum Vorſchein kommen, die beſſer dem Romanſchriftſteller überlaſſen bleiben. Genug, wenn ich hervorhebe, daß ein rechtes Zuſammenwirken nicht beſtand und daß die antipathiſchen Gefühle, welche mich von manchen trennten, wohl auf Gegenſeitigkeit beruhen mochten. Es wird mir nicht ſchwer, ſie zu übergehen.

Dagegen widerſtehe ich ungern der Verſuchung, einen oder den andern aus dem Frankfurter Bürgerſtande hier auftreten zu laſſen, die auf mein Leben Einfluß gewannen. Da waren insbeſondere die Wandergenoſſen meines Freundes Gottwerth vor allen der biedere Gottlieb Wiegand, der in der Allerheiligengaſſe ein Spezereigeſchäft hatte und mit dem ich im Sommer 1876 eine Alpenreiſe gemacht habe, ferner Frau Bunſen in der Borngaſſe, die ſich nach dem frühen Tode ihres Mannes ſo tapfer durchs Leben ſchlug, ihre beiden Töchter Frau Scharf und Charlotte Bunſen, die beiden Antiquare Leopold Simon Bär und Ludolf St. Goar, Profeſſor Lucae und die Seinen und Moriz Oppenheimer.

In dem letzteren fand ich den kleinen Moſes Oppenheimer wieder, der mit mir einſt das Dauborner Pfarrhaus beſucht hatte. Er war Prokuriſt in dem Leinengeſchäft von Rudolf Hauſer auf dem Steinweg und ging alle Jahre als Einkäufer nach England, insbeſondere nach Belfaſt. Bis zu ſeiner Verheiratung mit einer Engländerin hat er gar oft den Abend auf meinem Zimmer zugebracht, und ich habe mich dafür innerhalb ſeiner Geſchäftsräume in den Betrieb eines Frankfurter Groſſo-Handelshauſes einführen laſſen. Was ich da ſah, war mir alles ſo fremd, und paßte ſo wenig in das naive Bild, das ich mir von Weſen und Bedeutung des Handels im nationalen Wirtſchaftsleben gemacht hatte, daß es ſpäter noch in meinen Anſchauungen nachgewirkt und ſie vielfach beeinflußt hat. Moriz war ein tüchtiger Geſchäftsmann geworden, und er wurde ſpäter Teilhaber des Betriebes, in dem er lange Angeſtellter geweſen war.

Des Abends fühlte er das Bedürfnis, ſich vom Einerlei der

Tagesarbeit zu erholen, und da konnte er mit dem Jugendfreunde, der in ganz anderen Sphären lebte, seine Gedanken über Erinnerungen und Erfahrungen austauschen, auch dessen Gesichtskreis erweitern und besser orientieren. Wie oft haben wir da bei einer Zigarre zusammengesessen! Dem Freunde schmeckte das Kraut, das ich zu rauchen pflegte, nicht mehr, seitdem er gehört hatte, zu welchem Preise ich es einkaufte. Da habe ich ihm denn einmal ein noch weit billigeres Kistchen vorgesetzt und dieses als Geschenk eines wohlhabenden Gönners ausgegeben. „Ja", meinte er, „das ist ganz was anderes, als was Du sonst rauchst, viel feiner", und als ich ihm dann an diesem Beispiel beweisen wollte, wie viel in Geschmackssachen die Einbildung eines hohen Preises bedeutet, wurde er recht bedenklich und sagte, diese Wahrnehmung habe auch für das Geschäftsleben eine nicht geringe Bedeutung.

Er wohnte damals mit seinem älteren Bruder, dem Arzte Dr. Hermann Oppenheimer, auf dem Großen Kornmarkt, und ich pflegte nach dem Mittagessen die beiden Brüder zu besuchen und bei ihrer Mahlzeit mich mit ihnen zu unterhalten. Eines Tages traf ich keinen von ihnen zu Hause und wurde vom Dienstmädchen vorläufig in das noch leere Wartezimmer des Arztes geführt, in dem eine Büste des Aeskulap und verschiedene Abgüsse antiker Bildwerke aufgestellt waren. In einer Ecke entdeckte ich eine Auswahlsendung neuer Krawatten. Um mir die müßige Wartezeit zu verkürzen, band ich jedem der alten Herren eine bunte Halsbinde um und entfernte mich dann rasch, ohne bemerkt zu werden. Als der Doktor nachher nach Hause kam, war die Zeit seiner ärztlichen Sprechstunde herangekommen, und er wunderte sich nicht wenig, daß an diesem Tage jeder seiner Patienten mit lachendem Gesicht zu ihm eintrat. Als sie fort waren, hat er den Schabernack entdeckt, aber doch gleich Bescheid gewußt. Denn er rief nur einfach in die Küche hinaus: „Ist der Bücher dagewesen?" Manchen ähnlichen Scherz habe ich damals mit den beiden Brüdern erlebt, und sie gehören zu den heitersten Erinnerungen meines Lebens.

Als Moriz verheiratet war und Vater wurde, hat er mich zur Beschneidung seines Erstgeborenen eingeladen. Er gehörte zu

jenen achtbaren Juden, die ſtreng an den alten Gebräuchen feſthalten. Nach der Feier ging ich in dem bei mir ungewohnten ſchwarzen Anzug mit Zylinderhut und Handſchuhen nach der inneren Stadt und begegnete vor dem Eſchenheimer Tore meinem Freunde Gottwerth. Er fragte ſogleich nach der Urſache der bei mir ungewohnten Kopfbedeckung, und wenn er mich ſeitdem in ihr erblickte, pflegte er zu fragen: „Nun, wo iſt denn heute wieder Beſchneidung geweſen?“

Dr. Guſtav Lucae war Profeſſor der Anatomie am Senckenbergianum, nachdem er eine Reihe von Jahren Armenarzt in Bornheim geweſen war. Er war in der ganzen Stadt durch ſeine Geradheit und Menſchenfreundlichkeit bekannt. Durch Ch. Schröder hatte ich ihn kennengelernt und an ſeinen Vorleſungen in der Anatomie teilgenommen. Dann habe ich ihn oft in ſeiner ſtillen Arbeitsſtube im Garten des Senckenbergianums beſucht und manche Stunde in vertraulichem Geſpräch über Wiſſenſchaftliches und allgemein Menſchliches mit ihm verbracht. Er war eine ſelten anſpruchsloſe Natur, der immer den höchſten Idealen lebte und offenbarte eine Kenntnis des Frankfurter Bodens, die ihresgleichen ſuchte. Für meine Schulnöte hatte er immer Teilnahme und Verſtändnis. Auch in ſeine Familie führte er mich ein, und ich gedenke noch in ſtiller Wehmut des Oſtermorgens, an dem er alljährlich junge Leute um ſich verſammelte, um ihnen die Eingangsſzene von Goethes Fauſt vorzuleſen. Nachher wurden ſie von Frau Profeſſor Lucae mit Speckkuchen bewirtet. Wie harmlos fröhlich ging es auf den Spaziergängen zu, bei denen er die männliche und weibliche Jugend ſeiner Bekanntſchaft auf einen der Nachbarorte zu führen pflegte. Mir iſt ein Sonntagsausflug nach Griesheim in Erinnerung geblieben, bei dem die ganze Geſellſchaft auf den Holzpferden eines Karuſſels Platz nehmen mußte, allen voraus der Profeſſor ſelbſt mit einer langen Gerte in der Hand.

Mit den Buchhändlern hat der Gelehrte in der Regel geſchäftlich am meiſten zu tun, und ſo waren auch in meiner Frankfurter Zeit meine Beziehungen zu ihnen für mich von nicht geringer Wichtigkeit. Mein gewöhnlicher Lieferant war Ludolf St. Goar, der an der Ecke der Zeil und der Schäfergaſſe eine Buchhandlung

und ein Antiquariat hatte und nicht bloß in Frankfurt, ſondern ſpäter auch in München, Dorpat und Baſel meine ſämtlichen literariſchen Bedürfniſſe befriedigte. Er iſt mir dabei ein treuer Freund geworden und hat dies auch noch nach der Zeit bewährt, als er bereits ſein Geſchäft aufgegeben und die Leitung des Verlags von Rütten & Loening übernommen hatte. Auch den Inhaber des großen Antiquariats von Bär u. Co. Simon Leopold Bär habe ich ſchon damals kennengelernt und bin zu ihm bis zu ſeinem Tode immer in Beziehung geblieben. Er liebte es, ſeine Kunden von Zeit zu Zeit perſönlich aufzuſuchen, und ich glaube, daß mancher von ihnen bei ſolcher Gelegenheit ebenſoviel gelernt hat, wie er ſelbſt von ihnen. Fragte man ihn nach einem Buche, das er ſelbſt nicht beſaß, ſo ſtellte er in der Regel die Gegenfrage nach dem literariſchen Werte des geſuchten Werkes, und dann konnte man ſicher ſein, daß ers entweder alsbald herbeiſchaffte oder noch nach dreißig Jahren, wenn das Werk ihm vorkam, ſich des früheren Geſprächs erinnerte. Als ich in München Privatdozent war, lud er mich an einem Sonntage in ſein Hotel zum Mittageſſen; nachher gingen wir zuſammen in die Vorſtadt Au, wo gerade Dult war. Unter den Jahrmarktſtänden fanden wir auch die Läden fliegender Antiquare und betrachteten voll Intereſſe ihren Geſchäftsbetrieb. Einer von ihnen hatte die Bücher in verſchiedene Abteilungen zerlegt, bei denen Zettel mit großgedruckten Zahlen ſteckten: Jedes Stück 10 Pfg., 25 Pfg. uſw. In der Nähe der letzten Abteilung fand Bär einen alten Schweinslederband, der ihm bekannt ſein mußte. Denn er fragte den Beſitzer: „Koſtet der auch 25 Pfg.?“ Dieſer ſah ihn wütend an, deutete dann mit dem Zeigefinger auf ſeine Stirn und ſchrie: „Wie kann man ſo dumm ſein?“ Natürlich wußte er nicht, wen er vor ſich hatte. In Baſel und Leipzig hat Bär mich bei der Einrichtung der Seminarbibliotheken redlich unterſtützt, und ich habe manche Seltenheit durch ihn beſchaffen können. Zuletzt hat er noch meine „Frankfurter Amtsurkunden“ verlegt und an den Sammlungen des Inſtituts für Zeitungskunde lebhaften Anteil genommen. Im geſchäftlichen Verkehr als Antiquar verſtand er ſich immer auf ſeinen Vorteil; aber ich habe ihn doch bisweilen überliſtet, und er ſagte ein-

mal in aller Güte: „Sie ſind ſchlimmer als ein Jud.“

Man hat oft darüber geklagt, daß die Pflege der geiſtigen Intereſſen im alten Frankfurt keine Stätte habe finden können. Schon der Naturforſcher Senckenberg hatte im 18. Jahrhundert in ſein Tagebuch geſchrieben: Hic tellus non fert nobiles animas, und als ſpäter dem größten Sohn der Stadt ein Denkmal errichtet werden ſollte, ſchrieb eine biſſige Feder:

Ihr Handelsherrn, behaltet euer Geld,
Und laßt dem Dichter ſeine Lorberreiſer;
Euch trennt von Goethe eine ganze Welt,
Die nur ein Flüßlein trennt vom Sachſenhäuſer.

Aber ich habe das in meiner Schulzeit nie finden können. Allerdings war ich geiſtig ausgehungert von Dortmund herübergekommen, und gegen dieſes gehalten mußte mir das Frankfurter Geiſtesleben ſogar als reich erſcheinen. Jedenfalls habe ich nie mehr wiſſenſchaftlich gearbeitet als während meiner aufreibenden Schulmeiſtertätigkeit.

Zunächſt ſetzte ich die Sammlung von Kinderliedern, welche ich in Dortmund begonnen hatte, in Frankfurt und in der Wetterau fort. Dann begann ich während der Ferien in meiner Heimat den Volksliedern nachzuſpüren und dehnte dieſe Sammelarbeit auf immer weitere Gegenden aus. Alle Bekanntſchaften wurden dazu ausgenutzt, und meine Verwandten hatten ſelten vor mir Ruhe. Da eine ſolche Sammeltätigkeit ſehr gut neben ernſteren Studien ausgeübt werden kann, ſo habe ich ſie eine Reihe von Jahren hindurch fortgeſetzt und beſitze ihren Niederſchlag noch heute. Aber außer der eigenen Freude an dieſen wilden Kirſchen des Volkstums iſt daraus keine Frucht erwachſen, und ich habe mich ſeitdem auch mit dem Gedanken getröſtet, daß andere der literariſchen Verwertung beſſer gewachſen ſein würden als ich. Auch aus meinen Studien zur Geſchichte des deutſchen Volksliedes und aus den zahlreichen Liederabſchriften, die ich auf der Frankfurter Stadtbibliothek damals nahm, iſt weiter nichts hervorgegangen als ein namhafter Zuwachs meiner Bibliothek, der mich ſpäter noch manchmal an verlorene Liebesmüh gemahnt hat.

Ganz verloren ſind ſolche taube Blätter am Baume des Lebens doch niemals. Bei meinen ſpäteren Studien über „Arbeit und Rhythmus“ iſt mir die Bekanntſchaft mit dem Volksliede und ſeiner Literatur auch wiſſenſchaftlich gut zuſtatten gekommen, und warum ſollte der Dilettantismus verboten ſein, auch wenn er nur dem Freude bereitet, der ihn treibt?

Folgenreicher war mein Eintritt in den Verein für Geſchichte und Altertumskunde, der damals unter Leitung von Juſtizrat Euler eine Art von Blütezeit durchlebte. Es will ſchon nicht wenig heißen, wenn ein ſolcher Verein nicht bloß alle vierzehn Tage eine in der Regel gut beſuchte Sitzung halten kann, ſondern wenn der Vorſitzende zugleich es verſteht, jeder Zuſammenkunft einen anregenden Inhalt zu geben. Dies wurde in Frankfurt dadurch erreicht, daß man ſich nicht ausſchließlich auf die Lokalgeſchichte beſchränkte, ſondern den Fragen und literariſchen Erſcheinungen der allgemeinen Geſchichte und der Altertumskunde fortgeſetzte Aufmerkſamkeit zuwandte, und dies in einer durchaus ungezwungenen Form. Aus meiner Erinnerung erheben ſich die Namen von Profeſſor Becker, Dr. Finger, Profeſſor Genthe, Dr. Hammeran, Dr. Oelsner, Dr. Al. Rieſe, Forſtmeiſter Schott von Schottenſtein, Konſiſtorialrat Steitz, Dr. Sticker, Dr. Volger, Dr. E. Wülcker; vielleicht verdienten auch noch andere genannt zu werden. Ich habe mich ſelbſt eifrig an den Vorträgen und Debatten beteiligt, und eine Durchblätterung der Mitteilungen des Vereins aus dieſer Zeit zeigt mir, für was alles ich mich damals intereſſiert habe[1]). Am 3. Februar 1874 trug ich über die Arbeiterbewegung zur Zeit der Gracchen vor, am 26. Januar und 9. Febr. 1875 über Aachener hiſtoriſche Gedichte des 15. und 16. Jahrhunderts, am 9. Dezember 1876 über die Geſellenbrüderſchaften des Mittelalters, am 19. Januar 1877 über den Ackerbau bei den alten Germanen. Wie man ſieht, iſt Stadtgeſchichtliches nicht dabei; doch erinnere ich mich, den damaligen Stadtarchivar Dr. G. A. Kriegk

1) Mitteilungen an die Mitglieder des Vereins für Geſch. u. Altertumsk. in Frankf. a. M. V, S. 151. 184. 323. 399.

eines Tags in ſeinem Amtslokal auf dem Rententurm aufgeſucht zu haben, um mir die Erlaubnis zur Benutzung der Zunfturkunden des Archivs zu erwirken, daß ich aber auf kein Entgegenkommen geſtoßen bin. Der alte Herr liebte offenbar die Urkundenhamſter nicht. Er hatte ſelbſt in fleißiger Sammeltätigkeit die mancherlei Schätze des Archivs ſo vielſeitig ausgenutzt und darin ſo lange als Alleinherrſcher gewaltet, daß er fremde Forſchertätigkeit für überflüſſig halten mochte. Das iſt unter ſeinem Nachfolger anders geworden.

Am 3. Juli 1875 durfte ich den Altertumsverein auf ſeinem Sommerausfluge nach dem alten Städtchen Friedberg in der Wetterau führen. Dort lebte Guſtav Dieffenbach, ein Studienfreund Gottwerths, der uns manchmal in Frankfurt beſucht hatte. Er war nicht bloß Kanarienzüchter wie ich, ſondern auch leidenſchaftlicher Sammler von Altertümern, die auf der Römerſtätte der Gemarkung leicht zu finden waren. Sein Vater Philipp Dieffenbach war ehemals Gymnaſialdirektor im Städtchen und Verfaſſer einer heſſiſchen Geſchichte geweſen, und auf den Sohn war dieſe Neigung in Geſtalt einer lokalgeſchichtlichen Sammelwut übergeſprungen. Er hatte in Gießen ſtudiert, war aber dann entgleiſt und hatte in Friedberg mit einer rundlichen kleinen Frau ein Spezereiläbchen erheiratet, das er ſchlecht und recht betrieb. Gottwerth nannte ihn immer noch mit ſeinem Studentennamen „die große Kanone“ und ſein blondes Töchterchen Amalie den „letzten Seufzer“. Sein Läbchen war eine kleine Sehenswürdigkeit. Bis hoch an die Decke hinauf waren hier zwiſchen Kaffee und Zucker, Zwirn und Wollengarn in Regalen und Schubladen die Fundſtücke ſeiner Sammel- und Ausgrabetätigkeit aufgeſtapelt und daneben Käfige mit Kanarienvögeln.

Es war ein Ehrentag für ihn, als der Frankfurter Verein ihn aufſuchte. Halb Friedberg war auf den Beinen. Wir beſichtigten die alte Stadtkirche, das Judenbad, die Burg. Dann begaben wir uns nach dem Felſenkeller, in deſſen Saale Dieffenbach und ein anderer Sammler des Ortes ihre Schätze an geſtempelten Legionsziegeln, römiſchen Scherben, alten Münzen, ja auch prähiſtoriſche Funde auf langen Tiſchen ausgelegt hatten. Sie ſind ſo rührend, dieſe Lokalforſcher mit ihrem heiligen Eifer und ihrer nimmermüden

Begeiſterung. Wenn Dieffenbach nach Frankfurt kam und uns im „Taunus“ beſuchte, den ledernen Büchſenranzen an der Seite, aus dem er ein Steinbeil oder ein Stück terra sigillata oder einen Ziegelbrocken hervorkramte, ſo ging uns das Herz auf, und wir ließen den Mann mit dem gutmütigen Gelehrtenkopfe immer wieder mit der Ueberzeugung ziehen, daß er, ſo viel die Welt als Kaufmann an ihm auszuſetzen habe, doch ein glücklicher Menſch ſei und daß man es entſchuldigen müſſe, wenn er oft tagelang die Frau allein das Kramlädchen beſorgen ließ.

Am Ende waren wir auch ein wenig in denſelben Schuhen krank wie er; die Ringwälle auf dem Altkönig und der Goldgrube waren oft unſer Wanderziel, und wir beſuchten fleißig die Salburg bei Homburg v. d. H., die damals durch den Oberſten Cohauſen aus Wiesbaden erforſcht und von Roſſel erläutert worden war. Auch habe ich dort den ſpäteren Baurat Jacobi kennengelernt, der das Intereſſe Kaiſer Wilhelms II. für die Reſte des Römerkaſtells am Pfahlgraben zu wecken wußte. Ich kannte jeden Trümmerreſt und wußte die ehemalige Bedeutung der Gebäude zu erklären, deren Fundamente ausgegraben worden waren. Meine Schüler aus der Sexta hatte ich dahingeführt und durch den Wald mit ihnen den Zug des Pfahlgrabens nach dem Feldberg hin verfolgt. Auch die Brüder Oppenheimer wünſchten ſehr die Altertümer zu ſehen. Da ich ihnen aber die Bedingung ſtellte, daß ſie zu Fuße von Homburg über den Franzoſenort Friedrichsdorf mit hinaufgehen müßten, ſo iſt nichts daraus geworden. Sie liebten ſolche Anſtrengungen nicht. Heute erleichtert eine elektriſche Bahn das Hinaufkommen, und Tauſende von Kurgäſten erfreuen ſich alljährlich von dem Platze vor dem Förſterhauſe am Eingang bei Kaffee und Kuchen der Ausſicht auf die lachende Taunuslandſchaft. Von den neuen Statuen und dem Denkmal, das ein ſpäteres Geſchlecht hier errichtet hat, wendet ſich der Gaſt mit Grauſen, der die alte Welt in der Erinnerung hat und ſinnt vergangenen Zeiten nach und einer Waldeinſamkeit, die einmal geweſen iſt.

Im Herbſte 1873 wurde mir von Direktor Kreyſſig der Auftrag erteilt, die wiſſenſchaftliche Abhandlung für das Oſterprogramm

zu ſchreiben. Ich wählte dazu die ſiziliſchen Sklavenaufſtände, welche der Bewegung der Gracchen vorausgegangen waren und die ich ſchon 1869 auf der Univerſität Bonn in einer Seminararbeit über die Fragmente des Diodor bei Arnold Schäfer bearbeitet hatte. Den ganzen Winter 1873/74 war ich eifrig mit der Arbeit beſchäftigt, und da ich bei großer Belaſtung in der Schule ihr nur die ſpäten Abendſtunden widmen konnte, ſo wurde ich knapp vor dem Termine fertig. Im Sommer habe ich ihr dann zwei weitere Abſchnitte über die gleichzeitigen Erhebungen in Griechenland und Kleinaſien hinzugefügt und das Ganze unter dem Titel: „Die Aufſtände der unfreien Arbeiter 143—129 v. Chr." im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. erſcheinen laſſen. Die Betrachtungsweiſe, welche antike Vorgänge im Lichte der modernen Arbeiterbewegung erſcheinen ließ, war neu, und die Schrift hat denn auch unter den Nationalökonomen eine freundliche Aufnahme gefunden[1]), die niemanden mehr überraſcht hat als ihren Verfaſſer. Schon bei den Vorſtudien zu derſelben war mir die Notwendigkeit nationalökonomiſcher und ſozialpolitiſcher Kenntniſſe klar geworden. Dieſen ging ich dann eifrig nach und verfolgte namentlich aufmerkſam die Arbeiten von Rudolf Meyer. Durch ihn lernte ich Rodbertus kennen und ſtudierte mit heißem Bemühen nicht bloß ſeine älteren Arbeiten, ſondern auch die von Kirchmann herausgegebenen Schriften.

So bin ich aus der Notwendigkeit heraus, weit zurückliegende hiſtoriſche Ereigniſſe zu verſtehen, zur Nationalökonomie und zum Studium der modernen Arbeiterbewegung gekommen. Noch im Herbſt 1874 trat ich dem Verein für Sozialpolitik bei und beſuchte deſſen Jahresverſammlung in Eiſenach am 11. und 12. Oktober. Die Frankfurter Zeitung, mit der ich kurz zuvor in Verbindung getreten war, hatte mich mit Berichten über die Verhandlungen beauftragt. Es war die erſte größere journaliſtiſche Arbeit, die ich machte, und ich fing es recht ungeſchickt an. Bei den Verhandlungen hatte ich mir bloß ausführliche Notizen gemacht, und ich hatte dann jede Nacht bis zum Durchgange des Schnellzugs (um 2 Uhr früh) zu tun,

1) Vgl. die Beſprechung von Schmoller in Hildebrands Jhb. für Nationalökonomie und Statiſtik XII, S. 147 ff.

um den eigentlichen Bericht zu Papier zu bringen. Unter den Teilnehmern der Verſammlung war auch mein alter Lehrer Heinrich von Sybel aus Bonn und Adolf Wagner aus Berlin, den ich damals zuerſt kennenlernte. Rudolf Meyer war als Adlatus des Geheimrats Wagener erſchienen; beide begegneten aber in dieſem Kreiſe ausgeſprochenem Mißtrauen, das die Veranlaſſung wurde, daß ich eine damals angeknüpfte flüchtige perſönliche Beziehung mit dem erſteren ſpäter nicht weiter gepflegt habe.

Ueber die in Eiſenach gewonnenen Eindrücke habe ich in drei Artikeln der Frankfurter Zeitung mich bald darauf noch beſonders ausgeſprochen und hatte die Freude, daß ſie von Sachkundigen in Briefen an die Redaktion als beachtenswert anerkannt wurden. Man ließ mich nun nicht mehr los, und ich habe in der Folgezeit häufig genug Aufſätze, Berichte und Bücherbeſprechungen für das Blatt geſchrieben — eine Tätigkeit, die neben ihrer materiellen Seite doch für mich auch das Gute hatte, daß ſie mich zu Studien über mancherlei Dinge und Zeitfragen veranlaßte, die bei einſeitiger wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung mir entgangen wären.

Wenn ein Mitglied einer ſozialen Gemeinſchaft, wie es doch der Lehrkörper der Wöhlerſchule war, ſich vom Typus ſeiner Genoſſen ſo weit entfernt, wie ich, ſo kann er der übeln Nachrede nicht entgehen. Schon der Titel meiner 1874 erſchienenen Schrift: „Die Aufſtände der unfreien Arbeiter“ war alarmierend genug. Dazu war ich noch den Kathederſozialiſten beigetreten und ſchrieb, was auch nicht lang hatte verborgen bleiben können, für ein Demokratenblatt. Sozialiſt und Demokrat gibt zuſammen Sozialdemokrat. Und in dieſer Kategorie wurde ich während meiner ferneren Tätigkeit an der Schule untergebracht. Noch im Februar 1878 ängſtigte der Kirberger Arzt meinen alten Vater mit der Nachricht, man halte mich in maßgebenden Kreiſen für einen ſo gefährlichen Menſchen, und von ſolchen wollten die reichen Frankfurter ihre Söhne nicht erzogen haben. Ja noch 1892, als ich nach Leipzig berufen werden ſollte, wurde die gleiche Ausſage dort in akademiſchen Kreiſen von einem Privatdozenten der Nationalökonomie, der in Frankfurt mein Schüler geweſen war, herumgetragen. Warum mußte ich auch anders ſein als die übrigen?

Das genügte allein ſchon, um vor mir zu warnen. Und meine Kollegen hatten auch ſonſt noch allerlei an mir auszuſetzen.

So wenig ich mich durch dergleichen auch beirren ließ, ſo waren doch ſchon im Anfang des Jahres 1875 meine amtlichen Verhältniſſe an der Wöhlerſchule für mich ſo unerfreuliche geworden, daß ich Gelegenheit ſuchte, ihnen zu entrinnen. Am Frankfurter Stadtarchiv war der Direktor Profeſſor Dr. G. L. Kriegk alt und gebrechlich geworden. Sein Sekretär Dr. Ernſt Wülker hatte eine Berufung nach Weimar erhalten, der er zu folgen gedachte. Die Stadt wollte an ſeiner Stelle einen zweiten Archivar anſtellen. Ich bewarb mich um den Poſten, in dem Glauben, daß es genüge, auf der Univerſität hiſtoriſche Studien getrieben zu haben und ein lebhaftes Intereſſe für die mittelalterliche Wirtſchaftsgeſchichte zu beſitzen, welches namentlich durch die 1874 erſchienene Geſchichte des deutſchen Handwerks von Stahl geweckt worden war. Aber die Stadt wünſchte einen im Archivweſen bereits erfahrenen Mann, und dies mit Recht. Sie zögerte mit der Ausſchreibung der Stelle, und der alte Kriegk iſt darüber 1876 geſtorben. Dann iſt Dr. Hermann Grotefend von Schwerin als ſein Nachfolger berufen worden, welcher der Aufgabe jedenfalls weit beſſer gewachſen war als ich. Wir ſind gute Freunde geworden und haben wenige Monate nach ſeinem Amtsantritt den Plan einer gemeinſamen Herausgabe der Frankfurter Zunfturkunden erwogen, der aber unausgeführt geblieben iſt.

Bald eröffnete ſich auf einem ganz anderen Gebiete eine Ausſicht. Der Direktor Geyer in Bensheim an der Bergſtraße ließ mir eine Lehrſtelle an dem von ihm geleiteten Gymnaſium anbieten. Die Heppenheimer Freunde wünſchten, daß ich annähme. Ich bin auch der Sache näher getreten, da ich um jeden Preis von der Wöhlerſchule los wollte. Schließlich habe ich aber mit Rückſicht auf das geringe Einkommen der Stelle ablehnen müſſen. In dieſer Hinſicht konnte ich nicht mehr heruntergehen, ſeitdem ich wußte, daß die Höhe meines Erwerbs für die Meinen auch materiell von Bedeutung war. Natürlich ſcheiterten an dieſem Punkte auch alle Anwandlungen zu einer Habilitation für Geſchichte, an die ich damals allein noch dachte. In Wiesbaden war der Mann meiner einzigen Schweſter

in Vermögensverfall geraten, und ich hatte schwere Sorgen, seine ungeordneten Verhältnisse wieder auf gesunden Boden zu bringen. Da verboten sich weitausschauende Projekte von selbst.

Gegen Ende August 1875 reiste ich mit dem Nachtschnellzuge nach München, um im Auftrage der Zeitung an den Verhandlungen des Volkswirtschaftlichen Kongresses teilzunehmen und darüber Bericht zu erstatten. Im Wagenabteil war ich mit einem älteren langbärtigen Herrn zusammen, der selbst mir durch seine Körperlänge auffiel. Die Züge führten damals noch keine Schlafwagen, und mein Gegenüber gab sich alle Mühe, seine Leiblichkeit so auf die Hälfte seiner Bank unterzubringen, daß er seine Füße in der Höhe gegen die in der Mitte des Polsters befindliche Backe stemmte. Bei den Sitzungen in München lernte ich in ihm den mir dem Namen nach wohlbekannten Gießener Professor der Nationalökonomie Etienne Laspeyres kennen. Es war eine der letzten Gelegenheiten, bei denen man die Hochburg des deutschen Freihändlertums in ihrem Glanze sehen konnte, ihre redegewandten Palladine die Karl Braun, Eras, Alexander Meyer, Wolf-Stettin auf ihren Zinnen. Aber schon standen vor ihren Toren die Füße der Schutzzöllner, die unter Führung von Dr. Stöpel-Frankfurt erschienen waren. Sie ließen sich nicht auf lange Redekämpfe ein, sondern fochten mit dem Stimmzettel und besiegten mit diesem ihre Gegner in namentlicher Abstimmung. Es waren dramatisch-bewegte Tage, in denen die Freihändler über ihre Getreuen zum letzten Male Revue abhielten, und bei dem üblichen Festmahle ließ sich der Vorsitzende, mein Landsmann Karl Braun, zu einigen Worten gegen den Staatsrat Schaus aus München hinreißen, der bei der Vorbereitung des Kongresses gänzlich versagt hatte. Es folgte daraus ein ärgerliches Zeitungsgezänke, das die Erinnerung an diese verunglückte Tagung lange nicht zur Ruhe kommen ließ.

Ich sah damals München zum ersten Male und fühlte mich von seinen schönen Kirchen, seinen reichen Sammlungen, seinem urwüchsigen Volksleben sehr hingezogen. Auch konnte ich eine Dampferfahrt des Kongresses auf dem Starnberger See mitmachen, bei der dem persönlichen Verkehr kaum noch Schranken gezogen waren. Doch

nahm ich den Eindruck mit, daß das Bollwerk des deutſchen Freihändlertums dem Fall entgegenneigte und daß aus ſeinen Ruinen kaum noch neues Leben erblühen werde.

Wenige Wochen darauf fand wieder in Eiſenach die Jahresverſammlung des Vereins für Sozialpolitik ſtatt. Es ſtand die gewerbliche Lehrlingsfrage auf der Tagesordnung, mit der ich mich in der letzten Zeit eingehend beſchäftigt hatte. Auf der Hinreiſe traf ich im Eiſenbahnwagen mit dem Tübinger Profeſſor Guſtav Schönberg zuſammen, der gerade in dieſer Frage zum Referenten beſtellt war. Seine Gedanken darüber ſchienen mir verſchimmelte Schulweisheit, und ich gab mir unterwegs alle Mühe, ihn davon zu überzeugen, daß man mit ganz andern Mitteln den viel beklagten Uebeln beikommen könnte und müßte. Aber er hatte ſein Referat wohl geſchrieben in der Taſche und hat es uns am folgenden Tage in Eiſenach vorgetragen, ohne daß meine neuen Gedanken in es Eingang gefunden hätten. So habe ich denn dieſe vor der Verſammlung ſelbſt vorgetragen — das erſte Mal, daß ich öffentlich aufgetreten bin — und eine Reihe von Anträgen geſtellt, die indes alle bis auf den Eingang abgelehnt wurden.

Man iſt ſo gutgläubig, wenn man das erſte Mal vor einer ſolchen Verſammlung auftritt und meint alle Welt mit Gründen überzeugen zu können. Wenn es dann anders kommt, verliert man gar leicht Mut und Selbſtvertrauen. Das war nun bei mir nur ganz vorübergehend der Fall. Ueber die gewerbliche Bildungsfrage meinte ich aus meinen Beobachtungen im väterlichen Hauſe und im Betriebe meines Freundes Schröder eigne Anſchauungen gewonnen zu haben; überdies berührte ſie ſich nahe mit den Unterrichtsfragen, die mich alle Tage beſchäftigten. So habe ich ſie dann weiter verfolgt, mich aber erſt zwei Jahre ſpäter wieder damit an die Oeffentlichkeit gewagt.

Natürlich habe ich über die Eiſenacher Verhandlungen auch wieder Berichte für die Frankfurter Zeitung geſchrieben. Was aber für mich wertvoller war, ich habe in Eiſenach auch wieder verſchiedene Perſönlichkeiten kennen gelernt, deren gute Meinung mir wertvoll wurde, vor allen Bruno Hildebrand aus Jena und Emile de

Laveleye aus Lüttich. Hildebrand hatte meine „Aufstände der unfreien Arbeiter" gelesen und wünschte meine Mitarbeit an den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik, und Laveleye trug sich mit dem Plane einer deutschen Uebersetzung seines 1874 erschienenen Buches De la propriété et de ses formes primitives. Die Bekanntschaft mit ihm war für mich außerordentlich folgenreich. Sie veranlaßte mich zunächst zu eindringenden vergleichenden Studien über die Agrarverfassung, die sich die nächsten Jahre hindurch fortsetzten. Daß das Buch trotz seiner lebendigen geistvollen Darstellung einem deutschen Publikum nicht in einfacher Uebersetzung dargeboten werden könne, wurde mir bald klar. Es bedurfte an vielen Stellen der Revision, an andern der Ergänzung.

So habe ich denn im Winter 1875/76 mich näher mit dem Vorkommen des Gesamteigentums bei den Naturvölkern und in unserer eignen agrarischen Vergangenheit beschäftigt, und ich habe darüber in einer Reihe von Vorträgen vor dem Frankfurter Verein für Geographie und Statistik berichtet. Ich bin nie ein Schönredner geworden, und diese ersten Vorträge, welche ich vor einem größeren Publikum hielt, mochten in formaler Hinsicht vielleicht viel zu wünschen übrig lassen. Aber sie haben mich doch gezwungen, über den Stoff Herr zu werden und ihn so auszugestalten, daß er für einen weiteren Kreis verständlich und genießbar wurde, und dies blieb nicht ohne Folgen.

Es war nun beschlossene Sache, daß ich künftig neben der Schule meine Kräfte ganz der Volkswirtschaftslehre widmen wolle. Aber ich habe mich nie zu einem systematischen Studium des Faches verstehen können. Immer waren es einzelne Fragen, die mich beschäftigten, bald in Bücherbesprechungen oder Artikeln für die Zeitung, bald in Vorträgen für den kaufmännischen Verein, den Altertumsverein oder den Verein für Geographie und Statistik. In dem einen sprach ich über den industriellen Rückgang, im andern über B. G. Niebuhr, im dritten über Oscar Peschel — ein Beweis, daß meine Interessen noch sehr in die Breite gingen. Was ich angriff, pflegte ich immer mit philologischer Akribie durchzuführen, und wenn sich eine Gelegenheit bot, ist es auch veröffentlicht worden. War diese nicht gleich zur Hand, so genügte mir schon das Bewußtsein,

in einer Sache ſelbſt zur Klarheit gekommen zu ſein, und ich habe vieles ſpäter wieder liegen gelaſſen, ſobald die Hoffnung geſchwunden war, mit den vorhandenen Mitteln ſachlich weiter vorzudringen. Große Manuſkripte in völliger Muße vor dem Druck fertig zu ſtellen, iſt mir nie gegeben geweſen. Alle meine Bücher vom erſten bis zum letzten ſind in den Druck gegangen, wenn erſt wenige Bogen niedergeſchrieben waren; ich arbeitete am beſten, wenn der Setzer ſtets hinter mir ſtand. Dadurch bin ich manchmal ins Gedränge gekommen; aber ich kann ruhig ſagen, daß nicht die Hälfte der Arbeiten, welche ich im Laufe meines Lebens herausgegeben habe, vorliegen würde, wenn jedesmal von mir verlangt worden wäre, daß ſie fertig niedergeſchrieben vorlägen, ehe der Druck beginnen könne. Waren ſie aber einmal gedruckt, ſo hatten ſie das fernere Intereſſe für mich eingebüßt, und ich konnte mich nur ſchwer dazu entſchließen, wo neue Auflagen nötig wurden, dieſe zu beſorgen. Noch ſchwerer fiel es mir, über Fragen, in denen man mich für einen Spezialiſten hielt, einen Beitrag für ein Sammelwerk zu ſchreiben, und es iſt auch nur ſelten dazu gekommen.

In Frankfurt konnte davon freilich noch nicht die Rede ſein. Ich hatte meine erſte Schrift über die Aufſtände der unfreien Arbeiter, wie ſchon geſagt, im Verlage von J. D. Sauerländer herausgegeben. Da der größere Teil auf Koſten der Schule geſetzt worden war, ſo waren die Herſtellungskoſten für das Ganze verhältnismäßig gering, und ich hatte mit dem Verleger den Vertrag geſchloſſen, daß nach Deckung der Koſten der Reinertrag zwiſchen ihm und mir geteilt würde. Das Büchlein war in vielen Zeitſchriften und Zeitungen mit großer Anerkennung beſprochen worden. Ich bildete mir darum ein, daß der Abſatz entſprechend groß ſein müſſe. Als ich nun drei Jahre nach ſeinem Erſcheinen Rechnunglegung verlangte, teilte mir der Verleger mit, daß mir vom Abſatz einige zwanzig Mark zukämen. Ich tat, was alle jungen Autoren in einem ſolchen Falle tun: ich machte dem Verleger Vorwürfe, daß ſo wenig für die Verbreitung der Schrift geſchehen ſei. „Ach“, ſagte er, „ich habe ja vergeſſen, Ihnen die Propagandakoſten abzuziehen, macht ſo und ſo viel. Bleiben Ihnen alſo noch 2 Mark und 60 Pfennige.“ Ich nahm das

Geld vom Tiſche und händigte es dem anweſenden Markthelfer ein. Dann ließ ich mir den noch vorhandenen Reſt der Exemplare aushändigen und gab dieſe in einen anderen Verlag.

Der Inhaber dieſes war Johann Bacmeiſter in Eiſenach, mit dem ich durch den Verein für Sozialpolitik bekannt geworden war. Er gab damals eine Sammlung „Pädagogiſche Studien" unter der Redaktion von Profeſſor W. Rein in Jena heraus, und ich habe alsbald für dieſe eine Schrift geſchrieben: „Die gewerbliche Bildungsfrage und der induſtrielle Rückgang", Eiſenach 1877, in der ſich meine pädagogiſchen Erfahrungen mit der Nationalökonomie berührten. Sie knüpfte an die Bewegung an, welche durch Reuleaux' Aeußerungen über die deutſche Induſtrie auf der Weltausſtellung in Philadelphia entfeſſelt worden war. Im folgenden Jahre habe ich eine in der gleichen Richtung liegende kleinere Schrift: „Lehrlingsfrage und gewerbliche Bildung in Frankreich" in demſelben Verlage erſcheinen laſſen. Beide fanden unter den Nationalökonomen die freundlichſte Aufnahme und verſchafften mir den Ruf einer beſonderen Sachkunde auf dem Gebiete des gewerblichen Lehrlings- und Fachſchulweſens. Dies veranlaßte Profeſſor Erwin Naſſe in Bonn, den damaligen Vorſitzenden des Vereins für Sozialpolitik, mich im Namen des Ausſchuſſes um Erſtattung eines Gutachtens über gewerbliches Fortbildungsweſen für die Vereinsſchriften zu erſuchen (27. Juni 1878), das nachher auch im Druck erſchienen iſt[1]). Auch von ſeiten eines namhaften Pädagogen, des Dr. Dittes in Wien, war die erſtgenannte Schrift mit lebhafter Zuſtimmung begrüßt worden. Aber der buchhändleriſche Erfolg war auch diesmal nur ein mäßiger, und ich mußte wohl oder übel zu der Einſicht gelangen, daß der wiſſenſchaftlichen Literatur als Erwerbsquelle bei unſerer Art des Büchervertriebs enge Grenzen geſteckt ſind.

Dieſe ſchienen bei dem Werke von Emile de Laveleye über das Eigentum, das mit großem ſchriftſtelleriſchen Geſchick verfaßt war und ſich an weitere Kreiſe wandte, nicht zu befürchten, und Bacmeiſter hatte mir ſelbſt ſchon 1876 angeboten, den Verlag zu übernehmen. Ich machte mich mit Feuereifer ans Werk und wurde

1) Schriften des Vereins für Sozialpolitik Bd. XV, S. 139—158.

dadurch zu weiteren Studien veranlaßt, die das ganze Jahr 1876 und auch noch mehrere Monate von 1877 mich in Anſpruch genommen haben. Beſonders beſchäftigten mich die Gemeinde-Allmenden in Heſſen, Baden, Württemberg, den hohenzollernſchen Landen und Elſaß-Lothringen, die Laveleye entgangen waren, die aber zur Ergänzung ſeiner Unterſuchung über die ſchweizeriſche Allmend unbedingt herangezogen werden mußten. An ihnen konnten die Wirkungen der Einrichtung in der Praxis unter weit günſtigeren Verhältniſſen, als ſie der belgiſche Nationalökonom in der Schweiz vor Augen gehabt hatte, nachgeprüft und berichtigt werden. Ich verwandte meine damaligen Ferien dazu, an Ort und Stelle bei den Bauern Erkundigungen einzuziehen, Allmendordnungen zu ſammeln, von Gemeindevorſtehern und Kreisräten mich belehren zu laſſen. Es war eine ähnliche Sammeltätigkeit, wie ich ſie in früheren Jahren bei den Volks- und Kinderliedern gepflegt hatte, und ſie machte mir nicht weniger Freude.

Da traf mich wie ein Donnerſchlag im Frühjahr 1877 die Nachricht, daß Bacmeiſter vom Verlagsvertrage zurücktreten müſſe. Er war ein braver und fleißiger Mann und umſichtiger tüchtiger Verleger; aber er ſaß in Eiſenach auf einem verlorenen Poſten, und es fehlte ihm ſchon das Kapital, ſeinen vorzugsweiſe pädagogiſchen Verlag ſo zu führen, wie er es gern gewollt hätte. Ich mußte mir ſagen, daß in dieſem meine Bearbeitung des Laveleye kaum in die rechte Nachbarſchaft gekommen ſein würde und hätte ihm gern in ſeiner geſchäftlichen Verlegenheit geholfen, wenn ich es nur vermocht hätte. Ich habe noch bis zum Schluſſe des Jahres 1878 manchen Brief mit ihm gewechſelt; die verſchiedenſten Pläne wurden erwogen; ſchließlich war doch der Ruin nicht aufzuhalten. Der Verlag mußte verſchleudert werden, und damit wurden meine Erwartungen auf Honorar zu Waſſer. Bacmeiſter ſelbſt traf keine Schuld; er hat noch an verſchiedenen Orten ſein Glück verſucht, nirgends mit dauerndem Erfolge. Als ich um 1903 das letztemal mit ihm in Beziehung kam, wohnte er in Zürich.

Natürlich habe ich mich 1877 alsbald nach einem anderen Verlage umgeſehen. Mit einem Manuſkript von einer Firma zur andern

hauſieren zu gehen iſt ein gar traurig Geſchäft; die meiſten verſtehen nichts von der Sache oder urteilen nach äußerlichen Rückſichten. Und nun gar ein Buch, das zum großen Teile Ueberſetzung war, von einem Belgier geſchrieben, für den die Zeitungen noch niemals Reklame gemacht hatten — man kann ſich denken, was das Ergebnis meiner Bemühungen war. Anfangs Januar 1878 hatte ich bereits die Hoffnung auf die Veröffentlichung meiner mühevollen Arbeit aufgegeben, als ich einen Brief von Profeſſor E. Naſſe in Bonn erhielt, der ſich nach ihrem Schickſal erkundigte. Ich habe ihm am 9. Januar in einem Schreiben geantwortet, das vielleicht manchem als Beitrag zur Vorgeſchichte des Buches willkommen ſein wird und deshalb ſeinem Hauptinhalte nach hier folgen ſoll.

„Es iſt mir recht erfreulich, daß Sie gerade für die unſelige Ueberſetzungsgeſchichte des Laveleyeſchen Buches ſich intereſſieren, die für mich faſt zu einer Leidensgeſchichte geworden iſt. Ich lernte Laveleye auf der 1875er Verſammlung des Vereins für Sozialpolitik kennen und machte ihm ſpäter den Vorſchlag, das Buch ins Deutſche zu übertragen, jedoch ſo, daß es dem Verſtändnis eines weiteren Leſerkreiſes zugänglich würde. Ich ſtellte mir damals die Schwierigkeiten des Unternehmens vielleicht als etwas zu gering vor, habe mich aber dann doch während anderthalb Jahren redlich bemüht, der übernommenen Aufgabe gerecht zu werden. Den Inhalt habe ich, ſoweit nicht eklatante Verſehen vorlagen, unberührt gelaſſen, obgleich ich mit den vorgetragenen Anſichten nicht überall übereinſtimmte; wo ich ſachliche Ergänzungen oder Berichtigungen vorzubringen hatte, habe ich hier und da kurze Anmerkungen unter dem Text beigefügt. In zwei Exkurſen gedachte ich als Ergänzung ein Kapitel über die ſüddeutſchen (beſonders die heſſiſchen) Allmenden und ein ſolches über die Eigentumsentwicklung bei den Urvölkern Amerikas hinzuzufügen. Die Arbeit war im vorigen Frühjahr ſoweit gediehen, daß der Druck hätte beginnen können; da trat der in Ausſicht genommene Verleger infolge geſchäftlicher Schwierigkeiten von dem Unternehmen zurück. Mehrere andere Verleger, denen ich das Manuſkript anbot, antworteten ablehnend: Duncker & Humblot z. B. weil ſie ſich keinen genügenden Erfolg verſprachen; Beck in Nördlingen, der anfangs bereit war, erklärte ſpäter, daß „nach der Verſicherung eines der erſten deutſchen Nationalökonomen, der zudem der kathederſozialiſtiſchen Richtung nahe ſtehe, eine deutſche Ausgabe des L.ſchen Buchs eine ſehr kühle Aufnahme zu erwarten haben werde".

Sie werden es begreiflich finden, hochverehrter Herr Profeſſor, daß ich unter dieſen Umſtänden an eine Vollendung der Arbeit, die bis zu Kap. XVI gediehen war, nicht denken konnte, zumal ich mit einem Teil meines Einkom-

mens auf den Ertrag ſchriftſtelleriſcher Arbeiten angewieſen bin und ich beſtenfalls von der Ueberſetzung nur ein Honorar hätte erwarten dürfen, das kaum die Kopialien deckte. Meine Abſicht war, was ich etwa zu L.s Buche zu bemerken hatte, dem Verfaſſer zu ev. Gebrauch für eine 2. Aufl. zuſammenzuſtellen. Leider habe ich im Drang der Amtsgeſchäfte noch nicht damit zu Ende kommen können.

Ich habe nun vor einigen Tagen Prof. Laveleye den Vorſchlag gemacht, eine deutſche Ausgabe ſeines Buches zugleich mit der zweiten franzöſiſchen, die er mir vor längerer Zeit als in Ausſicht ſtehend bezeichnete, erſcheinen zu laſſen und mich bereit erklärt, für dieſen Fall das von mir geſammelte Material zur Verfügung zu ſtellen. Ich hätte dann nur in meinem Manuſkript L.s Aenderungen einzutragen und gewänne außerdem dadurch eine zwar beſcheidenere, aber auch freiere Stellung zu der Arbeit, daß ich nicht durch Hinzufügung von Anmerkungen einen Teil der Verantwortung für das Ganze mit zu übernehmen brauchte. Meine Zeit reicht nicht aus, um jedes Kapitel im Detail nachzuarbeiten. Wo ich das aber getan habe, habe ich mich davon überzeugen müſſen — was auch Ihnen nicht entgangen ſein wird —, daß die Arbeit nicht ganz unſeren Anforderungen wiſſenſchaftlicher Akribie entſpricht. Davon abgeſehen enthält dieſelbe indes ſoviel Gutes, daß es mir — zumal bei dem Mangel eines ähnlichen deutſchen Werkes — eine rechte Freude bereiten würde, wenn die deutſche Ueberſetzung gedruckt würde."

Auch bei Naſſe fand ich keine Hilfe. Da nahm ſich Hans von Scheel der Sache an, und auf ſeine Fürſprache erklärte ſich im Juli 1878 die Firma F. A. Brockhaus in Leipzig zur Uebernahme des Verlages bereit. Ich war ſo erfreut darüber, daß ich auf die mir geſtellten Bedingungen ſofort einging. Der Druck begann noch 1878 und war bis Ende des Jahres ſoweit vorgeſchritten, daß ich die Handſchrift meiner Vorrede und derjenigen des Verfaſſers einſenden konnte. Da aber erhob ſich ein neues Hindernis. Am 21. Oktober 1878 war das Geſetz gegen die gemeingefährlichen Beſtrebungen der Sozialdemokratie („Sozialiſtengeſetz") erlaſſen worden. Die Verlagshandlung war der Anſicht, daß einige Aeußerungen Emile de Laveleyes unter § 11 dieſes Geſetzes fallen und ein Verbot des Buches nach ſich ziehen könnten. Obwohl ich dieſe Anſicht nicht teilte, ſo konnte ich doch die Herausgabe des Werkes nicht an einem für die Wirkung des Ganzen verhältnismäßig unbedeutenden Punkte ſcheitern laſſen und habe mich ſchließlich bereit finden laſſen, die von dem Verleger beanſtandeten Stellen ſoweit

abzumildern, daß sie den mit der Handhabung des Sozialistengesetzes betrauten Behörden keinen Anstoß mehr bieten konnten. Heute würde es keinem Menschen mehr einfallen, in ihrer ursprünglichen Fassung „gemeingefährliche Bestrebungen" zu erblicken.

Ich gehe deshalb absichtlich auf diese Angelegenheit nicht näher ein, so schwere Gewissensbedenken sie mir auch damals bereitete. Dagegen wird es wohl nötig sein, über mein inneres Verhältnis zu dem Werke de Laveleyes hier einiges zu bemerken.

Im Anfange hatte ich die Absicht, mich auf eine bloße Uebersetzung des vom Verfasser für die zweite Auflage festgestellten Textes zu beschränken. Allerdings war diese zweite französische Auflage noch nicht erschienen; aber de Laveleye hatte mir seine Zusätze und Aenderungen für diese überschickt, und so bietet die deutsche Ausgabe, für die der Verfasser selbst den Titel „Das Ureigentum" vorgeschrieben hatte, den Text in derjenigen Form, die für die neue französische Auflage festgestellt war. Außerdem hatte ich hier und da Zusätze und Ergänzungen beigefügt, die besonders kenntlich gemacht werden mußten. Endlich waren aus den agrarischen und historischen Studien, zu denen mich das Buch angeregt hatte, fünf neue Kapitel hervorgegangen, die zum Teil auf ethnographischen Forschungen, zum Teil auf der Heranziehung heimatlichen Materials beruhten und den Charakter von Original-Untersuchungen trugen. Ich war mir wohl bewußt, wie wenig es den literarischen Gepflogenheiten der deutschen Wissenschaft entsprach, diese Arbeiten in einem fremden Werke zu verstecken, und sie sind mir denn auch nachher von der deutschen Kritik nicht besonders angerechnet worden. Aber ich hielt es im Interesse der Sache für geboten, die Laveleyesche Arbeit so weit auszubauen, als meine damaligen Verhältnisse irgend erlaubten und als mir im Hinblick auf den wissenschaftlichen Fortschritt nützlich erschien. Freilich ist meine Erwartung, daß nun bald ein anderer kommen und das Angefangene auf breiterer Grundlage weiterführen würde, nachher nicht in Erfüllung gegangen, und so ist das Werk de Laveleyes in der von mir besorgten Ausgabe noch heute nicht veraltet, so wenig auch von ihm noch die Rede sein mag.

Die Ursache liegt zum großen Teile in der Behandlung der

Verlagsfrage, und auf diese will ich deshalb noch kurz eingehen. Das Buch wurde in einer Auflage von 1000 Exemplaren hergestellt. Es umfaßt wenig über 35 Bogen, und als Honorar waren mir 1000 Mk. versprochen unter der Voraussetzung, daß die Hälfte der Auflage, also 500 Exemplare, innerhalb acht Jahren nach dem Erscheinen des Werkes abgesetzt würde. Sollte dieser Absatz nicht in dieser Frist erreicht werden, so würde die Verpflichtung zur Honorarzahlung auf seiten der Verlagshandlung erlöschen.

Ich bin auf diesen Vertrag damals eingegangen, weil ich sehr wohl einsah, daß kein Verleger in Deutschland sich auf die Zahlung eines Bogenhonorars nach Fertigstellung des Buches einlassen würde. War damit die Notwendigkeit eines Beteiligungsvertrages gegeben, so schien es richtig, die gewöhnliche Form desselben zu vermeiden, nach der eine Teilung des Gewinnes nach Deckung der Herstellungskosten zwischen Verleger und Autor erfolgt und eine Abrechnung über jedes einzelne abgesetzte Exemplar nach Verkauf der zur Kostendeckung nötigen Menge stattzufinden hat. Denn in diesem Falle pflegt der Ansatz der Herstellungskosten dem Verleger die Möglichkeit zu bieten, das Gewinnanteilsrecht des Autors in einer Weise einzuschränken, gegen die dieser kaum sich wehren kann.

Aber das Abkommen über eine feste Bauschsumme stand unter einer Voraussetzung, die ich damals als gegeben annahm, nämlich der, daß der Absatz mindestens 500 Exemplare erreichen würde. Das Buch ist anregend geschrieben, und ich hatte mich bemüht, nicht bloß eine gute Uebersetzung zu liefern, sondern auch meine eignen Beiträge, die beinahe ein Drittel des Gesamtumfangs ausmachten, im Tone der Darstellungsweise des Originals anzupassen. Aber natürlich war der erhoffte buchhändlerische Erfolg nur unter der Voraussetzung eines mäßigen Preises zu erwarten. Diesen hatte ich leider versäumt, mit der Verlagshandlung im voraus zu vereinbaren. Ich war deshalb sehr unangenehm überrascht, als diese einen erheblich höheren Preis (10 Mk.) festsetzte und sagte mir sofort, daß ich dabei niemals auf irgendeinen Lohn für meine saure Arbeit werde rechnen können.

In der Tat wurden in den vier nächsten Jahren 392 Exemplare verkauft; im folgenden Jahre betrug der Absatz noch 12 Exemplare,

und ich mußte damit rechnen, daß er in den drei noch übrigen Jahren nicht größer sein, daß also die vereinbarten 500 Exemplare in der angenommenen Frist nicht erreicht werden würden. Zugleich wurde mir klar, daß der Verlag gar kein Interesse daran haben könne, auf einen höheren Absatz zu kommen, während er im entgegengesetzten Falle alle Aussicht hatte, von jeder Zahlungsverpflichtung befreit zu werden. Da beschloß ich, ihn zu überlisten. Ich ließ durch ein großes Frankfurter Antiquariat (Baer & Co.) ihm 100 Exemplare zur Hälfte des Ladenpreises abkaufen. Das kostete mich allerdings 500 Mk.; aber ich erhielt dafür 1000 Mk. Honorar und konnte die erworbenen 100 Exemplare obendrein in den Antiquariatshandel bringen.

Da zeigte sich nun sehr bald, wie richtig meine Annahme gewesen war, daß bei Ansetzung eines mäßigen Preises der Absatz ein weit größerer gewesen sein würde. Das Haus Baer & Co. nahm das Buch zum Preise von Mk. 7.50 in seine Kataloge auf und hatte binnen weniger Jahre alle hundert Exemplare verkauft. So bin ich schließlich ohne jede materielle Schädigung davongekommen.

Inzwischen hatten sich an der Wöhlerschule bedeutsame Veränderungen vollzogen. Da die Polytechnische Gesellschaft künftig ihre Kräfte vorzugsweise der Förderung des Kunstgewerbes widmen wollte, so hatte sie am 1. April 1876 ihre Schulanstalten mitsamt den betreffenden Gebäuden gegen eine Entschädigung von 550 000 fl. an die Stadt abgetreten. „Kreyssig bleibt", schrieb ich damals an meinen Vater, „und das ist vorläufig gut, da kein Mensch in die verfahrenen Verhältnisse würde Ordnung bringen können, wenn nicht derjenige, der die Unordnung angerichtet hat." Das Schuljahr 1876/7 war das erste unter städtischer Verwaltung.

Aber bald geriet die ganze so vielgerühmte Kreyssigsche „Organisation" ins Wanken. Zunächst wurden die Wöhler- und die Handelsschule aus ihrem Schulgebäude im Mittelpunkte der Stadt in ein am Nordende derselben in der Adlerflychtstraße neuerbautes städtisches Gebäude verlegt und dadurch von ihrem Mutterboden losgerissen. Die Gewerbeschule wurde ganz abgetrennt und mit der neugegründeten Klingerschule verschmolzen. Dazu wurden die Vor-

bereitungsklaſſen der Wöhlerſchule von ihr losgelöſt und ſelbſtändig in der Nähe des Bockenheimer Tors untergebracht. Damit war allein ſchon die früher ſo gerühmte Organiſation zerriſſen. Schlimmer war vielleicht noch, daß nun der Lehrplan der Wöhlerſchule und ihr Ausbau zu einer Realſchule I. O. Anfechtungen erfuhr. Es erhob ſich eine lebhafte Agitation gegen die Beibehaltung des Unterrichts im Lateiniſchen, und als dieſe beſchwichtigt war, kam wieder der ſelbſtändige Fortbeſtand der Handelsſchule in Frage. Schließlich wurde letztere dahin entſchieden, daß in der Oberſekunda und Prima der Wöhlerſchule kaufmänniſche Nebenabteilungen gebildet werden ſollten, die nur in einigen für den kaufmänniſchen Beruf wichtigen Fächern einen beſonderen Unterricht empfangen ſollten. Die bisherigen Klaſſen der Handelsſchule wurden auf den Ausſterbe-Etat geſetzt.

Man kann ſich denken, daß wir die Regelung dieſer Organiſationsfragen mit geſpannter innerer Teilnahme verfolgten. Aber ſie erſchien uns als notwendige Konſequenz des Uebergangs an die Stadt, die ſich in ihren Schulformen den ſtaatlichen Vorſchriften anzupaſſen hatte. Unmittelbarer berührte uns die Neuordnung unſerer Dienſt- und Gehaltsverhältniſſe, für welche das Kuratorium der ſtädtiſchen Schulen im folgenden Jahre einen Plan aufſtellte, der bei mir und einer Anzahl von Kollegen die höchſte Unzufriedenheit erweckte. Bei der Einweiſung war ich und Dr. Eduard Wolff, alſo urſprünglich die beiden einzigen, welche die geſetzlichen Vorbedingungen erfüllten, hinter allen anderen zurückgeſetzt worden. Und nun begann ein erbitterter Kampf, bei dem ich die ganze Laſt der Arbeit auf meine Schultern nehmen mußte, obwohl mich bisweilen die Ahnung beſchlich, daß ich ſchwerlich die Kaſtanien eſſen würde, die ich aus dem Feuer holen wollte. Ich bin damals ernſtlich mit mir zu Rate gegangen, ob ich nicht doch für den Schuldienſt ungeeignet ſei. In Dortmund hatte es Schwierigkeiten gegeben, und nun ſah ich mich in Frankfurt in eine Lage gebracht, gegen die ſich alles in mir empörte. War ich nicht doch vielleicht für eine Lehranſtalt ein zu ungefügiges Element?

Solange ich in Kreyſſig den wiſſenſchaftlich tüchtigen Mann geſehen hatte, der wenigſtens auf dem Gebiete ſeines mir fremden

Faches Hervorragendes leiſte, hatte ich ihm verziehen, was er in der Schulleitung zu wünſchen ließ. Seitdem ich aber entdeckt hatte, daß ein Vortrag, den er im Verein für Geographie und Statiſtik am 6. März 1878 über die ethnographiſchen Verhältniſſe Frankreichs gehalten hatte — alſo ein Gebiet, das er wiſſenſchaftlich hätte beherrſchen müſſen — nichts weiter enthielt als eine rhetoriſche Paraphraſe des einſchlägigen Artikels im Konverſationslexikon, war auch dieſer Wahn dahin. Ich hätte den Mann als ſtändiger Berichterſtatter der Frankfurter Zeitung entlarven können, ſo wie ich drei Jahre zuvor an derſelben Stelle einen ſeiner Günſtlinge entlarvt hatte. Ich habe es bei einer milden Kennzeichnung der Natur des Vortrags bewenden laſſen[1]). Aber nun tuſchelten die Kollegen darüber, daß vor den Vortragsreiſen des Direktors immer gewiſſe Bände des enzyklopädiſchen Wörterbuchs im Lehrerzimmer fehlten und zogen ihre Schlüſſe daraus. Da habe auch ich einmal alle Rückſichten beiſeite geſetzt und dem Manne Beſchuldigungen ins Geſicht geſchleudert, von denen ich erwarten mußte, daß ſie gegen mich eine Diſziplinarunterſuchung zur Folge haben würden. Aber dieſe Unterſuchung blieb aus.

Auf unſere Beſchwerde hatten wir vom Kuratorium der höheren Schulen eine wenig höfliche Antwort[2]) empfangen. Die Verwendung eines alten Freundes beim preußiſchen Kultusminiſterium hatte ebenfalls nur den Erfolg einer Unterſuchung, bei der allein der Direktor

1) Frkf. Ztg. 1878 Mgbl. Nr. 68 vom 9. März.

2) Es wurde uns unſere Eingabe mit folgendem Protokoll-Auszug vom 24. Oktober 1877 zurückgegeben: „Es iſt den Herren Dr. Bücher und Dr. Wolff kurzerhand ihre Eingabe zurückzuſtellen, da deren Inhalt nicht geeignet erſcheint, auf den Gegenſtand näher einzugehen. Wenn die Herren Bittſteller insbeſondere ſich geſtatten, die vollzogene Einweiſung der Lehrer der Wöhlerſchule als eine ſolche zu bezeichnen, bei welcher keinerlei Berückſichtigung der Leiſtungen, Erfahrungen, Qualifikationen und des Dienſtalters maßgebend geweſen ſei, ſondern welche ſich lediglich als eine Art Glücksſpiel für den einzelnen Lehrer charakteriſieren laſſe, ſo kann, wenn man auch gekränktem Ehrgefühl und einiger Selbſtüberhebung manches geſtatten mag, doch der Inhalt ſolch maßloſer Inſinuationen nicht für geeignet befunden werden, um dieſelben zu den diesſeitigen Akten zu nehmen.“ — Wohlgemerkt! Gegen die Form unſerer Eingabe war nichts zu erinnern geweſen. Nur ihr Inhalt hatte nicht gefallen. Als ob derſelbe damit hätte widerlegt werden können, daß man ihre Urheber perſönlich zu ducken ſuchte.

gehört wurde. Da packte mich eine verzweifelte Stimmung. Schon im Mai 1877 hatte ich ernſtlich den Plan erwogen, um die Lücken meiner volkswirtſchaftlichen Ausbildung zu ergänzen, noch einmal die Univerſität Berlin zu beziehen und um Aufnahme in das Statiſtiſche Seminar Ernſt Engels nachzuſuchen. Aber woher hätte ich die Mittel dazu nehmen ſollen? Zunächſt verſchlang der unerquickliche Streit meine ganze Zeit. Am 15. Juni 1877 hatte mir Guido Weiß geſchrieben: „Stecken Sie denn in einer größeren Arbeit oder ſind Sie einfach ſommerfaul? Auch in der Frkf. Zeitung bin ich meines Wiſſens Ihnen in letzter Zeit ſeltener begegnet.“ Ja, ich hatte in der Wiſſenſchaft Zuflucht geſucht und emſig an dem Allmendweſen in Süddeutſchland ſtudiert. In den Sommer- und Herbſtferien war ich bei den Freunden in Heppenheim geweſen und hatte die ganze Umgegend nach den Verhältniſſen der dort reichlich vertretenen Allmendgemeinden abgelaufen. Da war zu eigner Produktion keine Zeit geblieben.

So begann das Winterſemeſter 1877/78. Ich tat meine Pflicht wie immer und arbeitete nebenbei an meiner Uebertragung des Laveleye weiter. Da kamen die erſten Wirkungen meiner Schrift über die gewerbliche Bildungsfrage, und aus Anlaß derſelben ſchrieb mir am 16. Dezember der Sekretär der Leipziger Handelskammer, Dr. Genſel, daß die Stelle des Sekretärs der dortigen Gewerbekammer freigeworden ſei und legte mir nahe, mich um ſie zu bewerben. Die Stellung, meinte er, würde mir Zeit laſſen, mich in ausgedehnter Weiſe literariſch zu beſchäftigen, Vorträge zu halten, mich an der Univerſität zu habilitieren, den volkswirtſchaftlichen Teil einer Zeitung zu redigieren oder ſonſt ein verwandtes Nebenamt zu bekleiden. Ich hatte Bedenken wegen der geringen Dotierung der Stelle und der Anweiſung auf unſicheren Nebenerwerb, ließ mich aber doch durch ermunternde Zuſicherungen des Vorſitzenden der Kammer bewegen, in den Weihnachtsferien nach Leipzig zu reiſen und mich den Mitgliedern der Gewerbekammer perſönlich vorzuſtellen. Ich will nicht verhehlen, daß ich von dieſer Kandidatenreiſe tief gedemütigt zurückgekehrt bin und daß der ſchwere Gang zum Anbieten meiner Perſon bei den einzelnen Handwerksmeiſtern, ihre Reden und Fragen meinem

Gefühl für Würde nicht entſprachen. Aber man hatte mir dieſes Vorſpiel als durchaus notwendig bezeichnet, und ich hatte auch einen Beſuch bei Wilhelm Roſcher machen können, um mit ihm über die Möglichkeit einer Habilitation an der Univerſität zu unterhandeln. Leider traf ich ihn nicht zu Hauſe, ſchrieb darauf von Frankfurt aus an ihn und erhielt keine ſehr ermunternde Antwort. Angeſichts dieſer war es mir eine ordentliche Erleichterung, als Mitte Januar 1878 die Nachricht eintraf, daß die Wahl auf einen anderen gefallen ſei. Ich glaube wirklich, daß er für die Leipziger Gewerbekammer beſſer gepaßt hat als ich.

Dann wandte ich mich an Hans von Scheel, der ein Jahr vorher von Bern als Mitglied des Statiſtiſchen Amts des Deutſchen Reichs nach Berlin berufen worden war, um durch ihn die Stelle eines wiſſenſchaftlichen Hilfsarbeiters dort oder in Preußen zu erlangen. Er war voller Lob über meine wiſſenſchaftlichen Arbeiten, verſprach mir auch ſeine Unterſtützung, bemerkte aber dann: „Die Habilitation als Privatdozent hat für Leute wie uns, die im Verdacht des Sozialismus ſtehen, in Preußen jetzt gar zu wenig Chancen. Kultusminiſter, Referent und die geſamte Geheimeratswelt haben vor Katheder- und ſonſtigen Sozialiſten eine heilige Scheu und ſtellen lieber . . . . . an als den Tüchtigſten von freier Richtung.“

So klopfte ich noch an verſchiedene Türen an, nirgends wurde mir aufgetan. Dabei aber immer ſchöne Worte und Ermunterungen. Als ich gar wagte, meine Augen zu einem eben freigewordenen ſchweizeriſchen Lehrſtuhle für Nationalökonomie zu erheben, ließ mir der ſeitherige Inhaber desſelben ſagen, ich möge mir dergleichen Einbildungen aus dem Kopfe ſchlagen. Zuerſt kämen die Privadozenten dran, die ſchon ſo lange Queue geſtanden hätten. Von einer anderen Seite wurde mir geſchrieben, ich möge mich doch um eine von der Univerſität X ausgeſchriebene Preisaufgabe bewerben. Als ob ich Zeit gehabt hätte jahrelang zu warten.

Am 6. März 1878 ſchrieb ich meinem Vater: „Ich bin bereit, jede einigermaßen paſſende Stelle anzunehmen, wenn ſie mir ein beſcheidenes Auskommen und die Möglichkeit zu wiſſenſchaftlicher Arbeit gewährt.“ Profeſſor Lucae, der mir fortgeſetzt wohlwollte, machte

den ihm befreundeten Vorſitzenden des Frankfurter Kuratoriums auf die Wahrſcheinlichkeit meines Ausſcheidens aus dem ſtädtiſchen Dienſte aufmerkſam. Die Antwort war: „Mag er hingehen! So einen kriegen wir immer wieder.“ Und ich ging. Ende Mai 1878 kündigte ich meine Stelle zum nächſten 1. Oktober, wie ich gern zugebe, mit ſchwerem Herzen. Ich trennte mich ſo ungern von dem Berufe, in dem ich mein Glück gefunden hatte. Es tat mir bitter leid, meine Schüler verlaſſen zu müſſen. Und ähnlich empfanden dieſe ſelbſt.

Für die Sommerferien 1878 hatte ich eine Reiſe nach Paris zur Weltausſtellung in Ausſicht genommen. Denn es ſchien mir für die beabſichtigte Tätigkeit an einer Zeitung von beſonderer Wichtigkeit, meinen Anſchauungskreis zu bereichern und mit eignen Augen zu ſehen, was ich ſeither nur aus Büchern kannte. Auch mein Vater wünſchte lebhaft dieſe Reiſe. Aber meine Studien zu Laveleyes Ureigentum hielten mich zurück, und ich ſcheute die unvermeidlichen Ausgaben, für welche ich ſchlecht genug gerüſtet war. So kam der Wiederbeginn des Unterrichts heran. Ich war noch Lehrer, und in meinen Gedanken war ich es doch ſchon nicht mehr. Aber ich tat meine Pflicht, wie immer, und faſt wie ein Dieb in der Nacht kam der Semeſterſchluß heran.

Als ich die letzte Stunde gehalten hatte, wollte ich wie alle Tage ſtill nach Hauſe gehen. Da wurde ich auf der Treppe aufgehalten und in die Aula gebeten. Dort hatten ſich die Knaben aus allen Klaſſen verſammelt, in denen ich unterrichtet hatte, und in vielen Augen ſah ich Tränen. Kannten ſie auch nicht die Beweggründe, welche mich davontrieben, ſo ſchienen ſie doch zu empfinden, daß hier nicht alles mit rechten Dingen abgegangen ſei. Ich konnte nur wenige Worte zu ihnen ſprechen. Als ich das Gebäude verließ, war es mir, als ob ſich eine hohe Wand zwiſchen mich und mein früheres Leben geſchoben hätte. Faſt ſo lange hatte ich der Schule gedient wie Jakob um Rahel. Nun ſollte ich an anderer Stelle wieder von vorn anfangen; und dies in einem Lebensalter, wo andere beginnen, die Früchte ihres Fleißes zu ernten. Alles ſollte verloren ſein, was ich in dem erwählten Berufe erfahren und mir erarbeitet hatte. Da habe ich dem Schickſal gedankt, daß es meine Mutter dieſe Stunde

nicht hatte erleben laſſen. Sie hatte mir vorausgeſagt, wie es kommen würde. Ich hatte nicht das mindeſte erſparen können, ſo wenig ich mein ganzes Berufseinkommen und meinen literariſchen Erwerb die letzten ſechs Jahre ſelbſt verbraucht hatte. Und, was das Schlimmſte war, auch der neue Beruf, dem ich entgegenging — das fühlte ich — brachte mir nicht das endgültige Einlenken in eine Bahn, der ich ferner allein mein Leben zu widmen wünſchen konnte, ſondern nur etwas Vorläufiges, von dem ich mir ſagte, daß es mich von meinem Endziele eher ab- als ihm zuführen könnte.

Mit erhobenem Haupte hatte ich die Schule verlaſſen. Nachher fand mich meine gute Hauswirtin auf meinem Zimmer, den Kopf auf den Tiſch gelegt und ſchwer in mich hinein ſchluchzend. Aber ſie konnte mir auch nicht helfen und da hat ſie mitgeweint.

Freilich ſollte das noch nicht das Ende ſein. Zunächſt ließ mich der Direktor wiſſen, daß er die (vermeintliche) „Ovation“ der Schüler zu verhindern gewußt haben würde, wenn er früher darum erfahren hätte, was ich ihm ohnehin gern geglaubt habe. Im Oſterprogramm 1879 war von meinem Ausſcheiden mit Worten Notiz genommen, die keine Silbe der Anerkennung oder des Dankes für eine faſt ſechsjährige Tätigkeit enthielten. Dann wurden infame Gerüchte über meinen Schritt verbreitet. Noch nach Kreyſſigs Tode im Januar 1880 benutzte einer ſeiner ehemaligen Günſtlinge den Unterricht in der Obertertia und in der Prima, um in der einen von einem „fortgejagten Lehrer“ zu ſprechen, der ſich ſpäter der journaliſtiſchen Tätigkeit gewidmet habe, in der andern aber zu behaupten, dieſer Lehrer ſei „ſeines Amtes entſetzt“ worden. Da die Nachricht in einem Lokalblatte geſtanden hatte, ſo konnte ich die Sache nicht ignorieren und legte Beſchwerde bei dem damaligen ſtellvertretenden Direktor Dr. Oelsner ein. Das Entſchuldigungsſchreiben des Täters iſt mir jüngſt unter alten Papieren in die Hände gekommen. Ich hatte die Sache längſt vergeſſen. Nunmehr kann ich ſie auch nicht verſchweigen, nachdem ich einmal genötigt geweſen bin, eine Angelegenheit in aller Kürze zu berühren, die für mein Leben doch einmal von großer Bedeutung geweſen iſt. Hätte man mich nicht aus der Wöhlerſchule herausgeekelt, ſo wäre ich jedenfalls mein ganzes Leben Schulmeiſter geblieben.

Friedrich Kreyſſig ſtarb am 20. Dezember 1879. Von ſeinen organiſatoriſchen Schöpfungen iſt kein Stein auf dem andern geblieben. Der letzte Reſt derſelben, die Handelsabteilungen der Oberſekunda und Prima, ſind 1903 verſchwunden. Nur die Wöhlerſchule hatte Beſtand; an ihr war nichts zu „organiſieren“, weil ſie von vornherein an einen ſtaatlichen Unterrichtsplan gebunden war. Aber ihren Namen hat ſie geändert; ſie heißt heute Realgymnaſium. Von den alten Kollegen wirkt an ihr nur noch einer, Profeſſor Dr. H. Marx. Möge ihn noch lange die Bürde des Alters nicht drücken! Die Anſtalt hat unter ihren ſpäteren Direktoren (Kortegarn, Jul. Ziehen und Liermann) beſſere Zeiten durchlebt, als ſie uns 1873—1878 beſchieden waren.

B. Die Frankfurter Zeitung.

Wie schon gesagt, hatte ich schon im Jahre 1874 begonnen, an dem Hauptorgan der in der Stadt stark vertretenen Volkspartei, der Frankfurter Zeitung, mitzuarbeiten. Ich hatte begonnen, wie ein Journalist immer soll, mit kurzen Berichten, hier über die Vorträge im Verein für Geographie und Statistik, dem ich von der Schule her viel Interesse widmete, war dann wohl zu allerlei Versammlungen, Eröffnungsfeiern, Ausstellungen von der Redaktion ausgeschickt worden und schließlich zu selbständigen Aufsätzen, Bücherbesprechungen und selbst einzelnen Feuilletonartikeln übergegangen. So mangelhaft diese Leistungen sein mochten, so wurde ich doch von der Redaktion in ihnen ermuntert, und als im Oktober 1874 in Eisenach die Jahresversammlung des Vereins für Sozialpolitik stattfand, konnte ich, wie schon erwähnt, nicht nur über ihren Verlauf ausführlich berichten, sondern auch ihre Ergebnisse in mehreren Artikeln kritisch beleuchten. Die Artikel hatten einiges Aufsehen erregt; es waren von außen Nachfragen nach dem Verfasser eingelaufen, und ebenso war es bei einigen Bücherbesprechungen gegangen. Als ich Schäffles Quintessenz des Sozialismus, die anfangs anonym erschienen war, eine Rezension gewidmet und ihrem wirklichen Verfasser die Urheberschaft auf den Kopf zugesagt hatte, war von Stuttgart ein Paket mit den vier Bänden von Bau und Leben des sozialen Körpers gekommen, die dem Verfasser der Rezension übergeben werden sollten. Es hat sich daraus in der Folge eine rege Beziehung zu dem großen Gelehrten entwickelt, der sich schon seit 1871 nach seiner kurzen österreichischen Ministerschaft in Stuttgart niedergelassen hatte, und es ist eine Freundschaft fürs Leben daraus geworden, die lange mein Glück und meine Freude war.

So war der Eigentümer der Frankfurter Zeitung, Leopold Sonnemann, auf mich aufmerksam geworden, und da er erfahren hatte, wie wenig glücklich ich mich in meinem Lehrerberufe fühlte, so bot er mir schon 1875 und dann wieder 1876 eine Redakteurstelle bei seinem Blatte an. Aber die vielen persönlichen Angriffe, denen Sonnemann als Politiker und Reichstagsabgeordneter ausgesetzt gewesen war und von denen ich Kenntnis genommen hatte, hatten bei mir einen Niederschlag von Mißtrauen zurückgelassen, über den ich nicht sofort Herr werden konnte. Dazu war gerade damals die Frankfurter Zeitung scharfen gerichtlichen Verfolgungen von seiten Bismarcks ausgesetzt; ihre Redakteure waren im Zeugniszwangsverfahren eingekerkert worden; ich befand mich in verhältnismäßig sicherer Stellung mit Ruhegehaltsberechtigung; ich wußte, daß ich alle Brücken hinter mir abbrach, wenn ich der Lockung nachgab. So habe ich das Angebot Sonnemanns zweimal ausgeschlagen.

An einem schönen Sommermorgen 1878 kam ich einmal verärgert aus der Wöhlerschule, und als ich nach wenigen Schritten in den Oederweg einbog, begegnete mir Sonnemann, teilte mir mit, daß gerade der Todestag seiner Mutter sei und daß er auf dem Wege zum Friedhofe sich befinde, um ihr Grab zu besuchen. Er lud mich ein, ihn ein Stück zu begleiten, und als er hier sein Angebot erneuerte, gab ich ihm keine Ablehnung mehr. Am Nachmittag wurde der Vertrag abgeschlossen, nach dem ich als Leiter des wirtschafts- und sozialpolitischen Teiles in die Redaktion eintreten und dem Besitzer gegenüber in der Vertretung meiner Ansichten ebenso frei sein sollte wie alle übrigen Redakteure.

Wenn eine Sache entschieden ist, finden sich immer wohlmeinende Freunde genug, die es weit besser zu machen gewußt hätten, wenn man sie rechtzeitig gefragt hätte. Sie waren auch damals vorhanden, und sie haben meinen Angehörigen die Hölle heiß genug gemacht. Mein Vater schrieb mir damals:

„Was die neue Stelle betrifft, so ist sie wegen des Gehaltes allerdings sehr annehmbar. Nur befürchte ich, sie möchte Dir in Deinem späteren Fortkommen hinderlich sein. Die Richtung der „Frankfurter Zeitung" ist, wie Du weißt, der Regierung mißfällig. Doch glaube ich, Du wirst auch das in Erwägung gezogen haben. Da Du schon fest angenommen hast, so wünsche

ich Dir von ganzem Herzen Glück dazu; der liebe Gott wolle auch hier Deine Wirkſamkeit ſegnen und Dich immer auf dem Wege erhalten, der zum Guten führt! Ich bin überzeugt, daß Du nie etwas Unrechtes tun oder zulaſſen wirſt."

Dabei iſt er bis zu ſeinem Ende geblieben. Einen Onkel, der ihm das Verfehlte meines Schrittes beweiſen wollte, hat er unzweideutig abgewieſen, natürlich auch das Blatt fleißig geleſen, an dem ſein Sohn mitarbeitete, und die Kämpfe zu verſtehen geſucht, in die es verwickelt wurde. Das felſenfeſte Zutrauen, das er mir ſchenkte hat mich ſehr glücklich gemacht.

Was es eigentlich für Gründe waren, die mich der Frankfurter Zeitung[1]) zugeführt hatten, wäre ſchwer auseinanderzuſetzen. Im allgemeinen billigte ich die Haltung des Blattes und hatte den Drang mich literariſch zu betätigen; ſodann wußte ich es zu ſchätzen, daß durch dieſes meine Aufmerkſamkeit auf Fragen hingelenkt wurde, mit denen ich gleich gründlich ſonſt mich wohl nicht beſchäftigt haben würde, und endlich bedurfte ich des Nebenerwerbs. Daß ich nun, ohne eine eigentliche Lehre durchgemacht zu haben, gleich eine gut bezahlte Redakteurſtelle erhielt, die allen Schulnöten ein Ende machte, mußte ich als ein ſeltenes Glück betrachten. Der Weg vom „gelegentlichen Mitarbeiter" dahin pflegt ſonſt weit länger zu ſein.

Dazu gefiel mir die Verfaſſung der Zeitung. Einen Hauptſchriftleiter, wie man jetzt ſagt, gab es bei ihr nicht. Die Redaktion, zu der ſich Sonnemann ſelbſt rechnete, bildete eine autonome Körperſchaft, die in ihren Konferenzen zwar über die allgemeine Richtung der Zeitung beſtimmen konnte, aber jedem einzelnen Redakteur volle Freiheit in der Vertretung ſeiner Ueberzeugung geſtattete, ſolange dieſe ſich innerhalb der Grundſätze der Volkspartei hielt. In der Regel beſchränkten ſich die Verſtändigungen auf einzelne wichtigere Fragen, in denen es dem betreffenden Redakteur ſelbſt wünſchenswert erſchien, Fühlung mit ſeinen nächſten Kollegen zu nehmen. Ich erinnere mich keines Falles, in dem das ſchwere Geſchütz der Redak-

1) Ueber ſie verweiſe ich auf die „Geſchichte der Frankfurter Zeitung 1856 bis 1906". Hrsg. vom Verlag der Frkf. Ztg. Frankfurt a. M. 1906, beſonders S. 143.

tionskonferenz aufgefahren worden wäre; gewöhnlich beſprach man zwanglos etwaige neue Vorkommniſſe, denen gegenüber die Haltung des Blattes auf längere Zeit feſtzulegen war, mit den nächſten Fachgenoſſen während der Redaktionszeit, und wenn je einmal etwas Anſtößiges von einem einzelnen in Druck gegeben worden war, ſo wurde es kurzerhand mit einem Scherzwort erledigt, in dem Vertrauen, daß das Publikum flüchtig darüber hingeleſen haben würde.

Auch der Eigentümer enthielt ſich klug jeder direkten Einflußnahme. Zwar ging er des Morgens manchmal von einem zum andern und beſprach mit ihm irgendeinen Punkt. Aber wenn eine böſe Zunge flüſterte: „Jetzt inſpiriert er wieder", ſo war ſich doch niemand der geringen Tragweite ſeines Einfluſſes klarer bewußt als Leopold Sonnemann. Ich erinnere mich, daß er zur Verſorgung der kleinen ſüddeutſchen Blätter eine „Demokratiſche Korreſpondenz" herausgab. In dieſer veröffentlichte er aus eigner Feder eine Reihe von Artikeln gegen das Tabaksmonopol, die er mir alle nacheinander ſchickte. Ich habe keinen von ihnen in die Zeitung aufgenommen. Ja als er im Winter 1879/80 im Reichstage eine Reſolution einbrachte, die von der Anſchauung ausging, daß ſich die Regierung bei der Zoll- und Steuerreform der vorausgegangenen Seſſion verpflichtet habe, das Monopolprojekt fallen zu laſſen, brachte ich einen Leitartikel, in dem bewieſen war, daß eine derartige Verpflichtung niemals eingegangen worden ſei. Eben als er die Tribüne beſteigen wollte, überreichte ihm ein Kollege aus dem Reichstage dieſen Artikel. Er war nicht beſonders angenehm berührt von dieſem Erlebnis und ſagte mir ſpäter im Tone der Mißbilligung: „Was hätte ich dem Manne erwidern ſollen?" Ich entgegnete: „Da ſehen Sie, wie ſelbſtändig meine Redakteure ſind." Wenn ich nun auch nicht erwarten kann, daß er dieſer Auffaſſung ſich angeſchloſſen haben wird, ſo wußte er doch gut genug, daß unter irgendeinem Meinungszwang geiſtige Arbeit nicht gedeihen kann und ließ uns gewähren. In der Tat wäre eine Redaktion, in der jeder einzelne täglich ſeine Haut ſo zu Markte trug wie in der Frankfurter Zeitung, nicht denkbar geweſen unter einem Eigentümer, der vorſchreiben zu können meint, was oder wie in „ſeinem" Blatte geſchrieben werden ſoll. Dabei

will ich keineswegs in Abrede ſtellen, daß ich perſönlich in dieſem Punkte übermäßig empfindlich war.

Redakteure waren damals für den politiſchen Teil Dr. Joſeph Stern, ein Schwiegerſohn von Guido Weiß, der ein Mann von großem Scharfſinn und hervorragender Stilgewandtheit war und auch die Verteilung der Poſteinläufe unter uns beſorgte. Er hatte urſprünglich neuere Philologie ſtudiert und verfügte über einen ausgebreiteten Zitatenſchatz, den er überraſchend geſchickt zu verwenden wußte. Neben ihm ſtand Otto Hörth, ein ehemaliger Kandidat der katholiſchen Theologie aus Baden, der im Kulturkampf wichtige Dienſte leiſtete, welcher damals im Vordergrunde der inneren Politik ſtand. Die oſt- und nordeuropäiſchen Länder waren Hugo Sewigh anvertraut, einem Balten aus Fellin in Livland, der einer der ernſteſten Journaliſten war, die ich je kennen gelernt habe und ſeinem Sondergebiete auch außerhalb der Redaktion ein ausgebreitetes Studium widmete. Er war zugleich der einzige, der mit der Geſchichte des Zeitungsweſens und ſeiner Literatur vertraut war und mich in dieſelbe einführte. Von Hauſe aus Hiſtoriker, betrachtete er auch die Zeitereigniſſe sub specie aeterni und vermittelte mir regelmäßig auch was aus fremden Zeitungen in mein Fach einſchlug, durch Anſtreichen der betreffenden Artikel in der Preſſe, namentlich der engliſchen. Ihm gegenüber ſaß Theodor Curti, ein geborener Schweizer, der neben ſeinem Vaterlande die romaniſchen Staaten bearbeitete, damals ein noch junger Mann von großer geiſtiger Beweglichkeit. An fünfter Stelle wäre noch Eduard Sack zu nennen, ein ehemaliger Schullehrer aus Oſtpreußen, den ſeine freie Geſinnung aus dem Staatsdienſte getrieben hatte und der neben der Bearbeitung pädagogiſcher Fragen die Lokalredaktion führte, das Wochenblatt zuſammenſtellte und ſpäter auch ein eignes Lokalblatt redigierte, das die Zeitung herausgab. Endlich war die ſog. Nachtredaktion ihm anvertraut, d. h. die Zurichtung für den Druck der auf einem eigens gepachteten Draht von Berlin in den erſten Nachtſtunden einlaufenden Telegramme, die das vom Berliner Vertreter des Blattes geſammelte Material enthielten, natürlich auch die Aufnahme ſonſtiger während dieſer Zeit einlaufender Nachrichten. End-

lich wäre noch des Feuilletonredakteurs Ferdinand Groß zu gedenken, eines Mannes der Wiener Schule, der mit großer Leichtigkeit schrieb, auch kleine soziale Skizzen überaus geschickt zu Papier brachte, aber an Lebenserfahrung und wissenschaftlicher Ausrüstung der reine Waisenknabe genannt werden konnte. Die politische Richtung des Blattes war ihm so gleichgültig, daß er zuweilen Dingen Aufnahme gewährte, die in der übrigen Redaktion Befremden erregten, und auf dem gefährlichen Boden der literarischen Propaganda und der Theaterkritik bewegte er sich mit seltsamer Naivität.

Mit diesen sechs Männern zusammen hatte ich am allgemeinen Teile zu arbeiten, natürlich auf Grund eines vortrefflich organisierten Nachrichtendienstes, der durch ständige Vertreter an den Hauptplätzen unterhalten wurde, die mit großer Sorgfalt ausgewählt waren. Der eigentliche Börsen- und Handelsteil, in dem von jeher die Stärke des Blattes gelegen hatte, ging mich nichts an. Er wurde damals und noch lange nachher von Ludwig Cohnstädt geleitet, der mit einem eignen Stabe von Mitarbeitern tätig war, auch selbst die Börse besuchte und über den Geschäftsgang auf ihr berichtete. Ihm ist wohl vorzugsweise die anerkannte Unabhängigkeit des Blattes von den großen Finanzmächten zu verdanken, die allerwärts gerade diesen Teil der Presse umlauern, wie denn auch seine Kenntnisse und scharfen Beobachtungen den Geschäftsinteressen der Leser mannigfach zugute gekommen sind. Aber was in seinem Ressort vorging, kümmerte uns andere nicht, und er hätte es wohl auch recht übel genommen, wenn wir ihm hätten dareinreden wollen. Ebenso standen wir dem Annoncenteile gegenüber, der ausschließlich Sache der Administration war.

Leopold Sonnemann selbst hat in keinem Teile regelmäßig mitgearbeitet; aber wo er es tat, hat er sich ebensowohl als geschickter und kluger Journalist wie als weitblickender Geschäftsmann bewiesen. Ihm ist wohl auch allein zu danken gewesen, wenn die Zeitung ihren Stab an auswärtigen Korrespondenten und Mitarbeitern auf einer Höhe erhielt, die sonst in der deutschen Presse nirgends erreicht wurde. Lebhafter beschäftigten ihn seine Abgeordnetenmandate im Deutschen Reichstag und der Frankfurter Stadtverordnetenver-

ſammlung. Auf ſeine Zeitung war er ſtolz und konnte niemals empfindlicher werden, als wenn Gegner in der Preſſe ſie als „Judenblatt“ bezeichneten. Das war gewiß auch inſofern nicht richtig, als von den ſieben Mitgliedern der Redaktion des Allgemeinen Teils nur einer ein Jude war. Aber wir konnten einem malitiöſen Kollegen doch auch nicht ſo ganz unrecht geben, wenn er uns als „Renommierchriſten“ bezeichnete. Völlig unbefangen war unſer Blatt in konfeſſionellen Dingen nicht, und ich erinnere mich, ſtark angeſtoßen zu haben, als ich zur Illuſtrierung der Wucherfrage den Geſchäftsbetrieb auf dem Lande geſchildert hatte. An die Behandlung des Antiſemitismus oder einer Perſönlichkeit wie Stöcker braucht gar nicht einmal gedacht zu werden.

Natürlich können die verſchiedenen Teile eines ſo geleiteten Blattes nicht in dem Sinne ein Ganzes bilden, daß alle genau miteinander übereinſtimmten und daß im Feuilleton, dem Handels- und Annoncenteile an demſelben Strange gezogen wurde, an den wir im politiſchen Teile angeſchirrt waren. Ich erinnere mich, daß an demſelben Tage und in der gleichen Nummer im Handelsteile eine Schwindelfirma entlarvt war, wo dieſe im Anzeigenteile durch ein großes Inſerat Gimpel in ihr Netz lockte, und daß im Feuilleton einmal Dinge ſtanden, durch die wichtige Grundſätze unſerer Tagesarbeit zunichte gemacht wurden, kam auch vor. Aber im ganzen klappte die Maſchine; jeder einzelne von uns hatte ſo viel mit ſeinem Reſſort zu tun, daß er die Arbeit ſeiner Kollegen erſt beim Leſen des fertigen Blattes kennen lernte.

Es waren unſerer eben zu wenig für ein großes, täglich zweimal erſcheinendes Blatt. Am Morgen wurden zunächſt die eingelaufenen Korreſpondenzen und etwaige Beiträge freier Mitarbeiter redigiert und in die Setzerei gegeben; inzwiſchen gelangten die für die Redaktion gehaltenen deutſchen und fremden Zeitungen auf ihrem Umlauf von einem Redakteur zum andern. Das Leſen der Zeitungen, wie es auf einer Redaktion geſchehen muß, iſt eine eigne Kunſt. Nichts Wichtiges darf überſehen, fremdes Gut nicht einfach übernommen werden; wird es benutzt, ſo muß es mit Kritik und unter Zugabe eigner Gedanken geſchehen. Ich glaube, daß in der Art der Aus-

beutung fremder Zeitungen eine beſondere Stärke unſerer Redaktion lag, die dieſem Beiwerk ſelbſtverſtändlich nur eine Nebenrolle einräumen konnte, da ſie das Hauptgewicht auf Originalartikel legte.

Von den Korreſpondenzen der zahlreichen in Deutſchland für Zeitungen beſtehenden Korreſpondenzbureaux wurde kaum Gebrauch gemacht. Ich erinnere mich nur, daß für die Landtagsberichte die Oldenbergſche Korreſpondenz gehalten wurde, ohne daß ſie regelmäßig benutzt wurde, und daß ebenſowohl die Freihandels-Korreſpondenz wie die ſchutzzöllneriſche Volkswirtſchaftliche Korreſpondenz ins Haus kamen. Regelmäßig wurde von ihnen nicht Gebrauch gemacht. Noch viel weniger war dies bei einer der politiſchen Korreſpondenzen der Fall. Die damals in Frankfurt herausgegebene „Demokratiſche Korreſpondenz" ging uns zwar regelmäßig zu, wurde aber in der Regel als Hilfsmittel für die kleinen ſüddeutſchen Blätter von uns abgelehnt. Dagegen galten die im Auslande erſcheinenden deutſchſprachigen Korreſpondenzen, insbeſondere die Landsbergiſche (Paris) und die Schleſingerſche (London) als notwendige Behelfe des Redaktionsbetriebs. Daß auch die gratis zu habenden „Waſchzettel" der preußiſchen Regierung auf unſeren Tiſchen erſchienen, iſt faſt ſelbſtverſtändlich; von ihrem ſachlichen Inhalt mußte bisweilen Notiz genommen werden; doch geſchah dies nie ohne Angabe der Quelle. Irgendeine Art offiziöſer Beeinfluſſung gab es nicht. Selbſt den Berichterſtattern, von denen bekannt war, daß ſie irgendwo in der ausländiſchen Preſſe tätig waren, wurde ſcharf auf die Finger geſehen. Es hätte nur zu nahe gelegen, daß ſie bei uns unterzubringen verſuchten, was ſie in ihren eignen Blättern nicht ſchreiben durften.

Natürlich bildeten die Telegramme des Wolffſchen Bureaus tägliches Brot. Aber man wußte zu gut, in welcher Abhängigkeit dieſe Unternehmung von der Regierung ſich befand und nahm alles, was man im Abonnement von ihr erhielt, nur mit Mißtrauen auf. Wichtige Nachrichten empfing man zudem durch die „Privattelegramme" der auswärtigen Korreſpondenten, durch welche die Frankfurter Zeitung ſich von jeher ausgezeichnet hat. Dieſe ſchätzenswerten Mitteilungen erregten den Neid des am Orte damals erſcheinenden Reptilienblattes und wurden von dieſem regelmäßig in wenig veränderter

Form nachgedruckt. Gegen dieſe Freibeuterei vermochte man ſich nicht zu ſchützen, und da die Redaktion des Nachbarblattes leugnete, ſo wurde beſchloſſen, ſie zu überführen. Wir fertigten eine ſenſationelle Depeſche nach freier Erfindung an, und das einzige Exemplar, in welchem ſie abgedruckt war, wurde dem Boten des Nachbarblattes von der Expedition ausgehändigt. Als ſie in deſſen nächſter Nummer erſchien, war der Beweis für die Ausräuberei für jedermann geliefert. Uebrigens hatte das Blatt in Frankfurt nicht viel an gutem Rufe zu verlieren; es iſt denn auch ſpäter eingegangen.

Ueber das Wolffſche Telegraphenbureau iſt ſchon ſo manches kräftige Wort geſagt worden, daß ich nichts mehr hinzuzufügen brauche. Gelacht haben wir immer nur über die Thronreden, die das Bureau gedruckt übermittelte, noch bevor ſie gehalten waren — natürlich unter der Bedingung, daß ſie nicht vor einem beſtimmten Zeitpunkte in der Zeitung erſcheinen durften. Für Nachrichten aus Berlin waren wir wenigſtens durch den von der Telegraphenverwaltung für gewiſſe Nachtſtunden gepachteten Draht von ihm unabhängig. Die Vergleichung ſeiner Mitteilungen mit unſeren eigenen konnte ruhig den Leſern überlaſſen bleiben.

Gegen Mittag begann die eigene Arbeit, zunächſt in der Form eines Beitrags zur Tagesüberſicht für das Abendblatt, das die wichtigſten Tagesereigniſſe kritiſch beleuchtete. Es genügte ein Stück von 20—30 Zeilen; aber ich fand, daß gerade in dieſen knappen Bemerkungen die Hauptgeſichtspunkte klar herausgehoben und dem Leſer was zur Würdigung eines neuen Ereigniſſes notwendig war, an die Hand gegeben werden konnte, und darum habe ich in dieſer Aufgabe immer eine der wichtigſten Seiten der journaliſtiſchen Tätigkeit erblickt. Wo eine eingehende Behandlung nötig erſchien, konnte ſpäter ein Leitartikel nachhelfen. Dieſer war am Nachittage für das nächſte Morgenblatt zu ſchreiben, etwa im Umfange von $2^1/_2$ Druckſpalten. Es ſchrieb ihn immer derjenige unter uns, in deſſen Reſſort gerade Wichtiges vorlag. In der Zeit der Reichstagsdebatte über die Zolltarifreform von 1879 habe ich manchmal in einer Woche fünf Leitartikel verfaßt, in welche die Früchte meiner Beſchäftigung mit Regierungsvorlage, Kommiſſionsbericht und parlamentariſchen Verhand-

lungen, oft auch noch anderes Material eingearbeitet waren. Es war eine verantwortungsvolle Tätigkeit, bei der ich mir, um frisch zu bleiben, das Rauchen in einem bis dahin nicht gekannten Maße angewöhnt habe. Zugleich aber lernte ich die schwere Kunst, gleich für den Druck korrekt zu schreiben. Man mußte seine Gedanken beisammen haben, wenn man allen Anforderungen genügen wollte. Das hat mir den Gewinn getragen, daß ich später niemals mehr Konzepte gemacht, sondern alles gleich ins Reine geschrieben habe. Selbst bei der Abfassung umfangreicher Bücher habe ich bis auf den heutigen Tag nichts anderes vor mir als ein kleines Blättchen Papier, auf das ich mir die Kapitelfolge und einige Stichworte notiert habe.

Hierin ist mir immer mein Freund Schäffle ein Muster gewesen, der den Nationalökonomen so wenig ähnlich war, die nach einem Ausdruck von Helferich erst zu denken anfangen, wenn sie bereits die Feder in der Hand haben. Er war mit jedem Gegenstande, den er schriftstellerisch in Angriff nahm, vorher innerlich fertig und schrieb dann, fast ohne auszuruhen, seine Gedanken nieder. Schließlich waren seine Manuskripte besser als bei vielen anderen die Reinschrift; nichts wesentliches war geändert, kaum hier und da ein Ausdruck verbessert. Aber er war auch durch die Schule des Journalismus hindurchgegangen, der ich die Kunst rasch und genau zu arbeiten vor allem verdanke.

Ich hatte sie früher nicht besessen. Zu der Zeit, als ich noch als bloßer Mitarbeiter bei der Frankfurter Zeitung zeitweise herangezogen wurde, gab mir Sonnemann eines Morgens einen umfangreichen offiziösen Bericht über die Arbeiterverhältnisse eines preußischen Industriebezirks und verlangte für das nächste Morgenblatt einen Artikel darüber. Gewöhnt an die Gründlichkeit wissenschaftlichen Arbeitens erklärte ich ihm, daß der Artikel in acht Tagen fertig sein könne. Aber darauf ließ er sich nicht ein, sondern sagte kurz: „Es muß aber heute sein, Sie werdens schon können.“ Und ich konnte es auch; am nächsten Morgen erschien mein Artikel in der Zeitung, und mir ging eine Ahnung auf von der Wichtigkeit des Prinzips der Aktualität für die Presse. Ueber alles, was die Zeit

aufwirft, muß ſie ſofort ſich ausſprechen. Die Gründlichkeit kommt immer erſt in zweiter Linie. Nötigenfalls kann auch Ueberſehenes ſpäter noch nachgeholt werden.

Dieſe Nötigung, immer gerüſtet zu ſein, iſt mir ſehr heilſam geweſen. Ich hatte bis dahin nur mit einigen Partien der Wirtſchaftsgeſchichte, mit der gewerblichen Lehrlingsfrage und der Agrarverfaſſung im Anſchluß an Laveleyes Ureigentum mich beſchäftigt. Nun tauchte auf einmal eine Menge von anderen Gegenſtänden der praktiſchen Wirtſchaftspolitik vor mir auf, über die ich von Berufswegen mich ausſprechen ſollte. Auch die ſozialen Fragen mit ihren verzweifelten Schwierigkeiten drängten ſich hervor. Mit leichtfertigen Redensarten über eine mir entgegentretende Klippe hinwegzukommen widerſtrebte mir. Dafür war mir die exakte Methode der Philologie und die kritiſche Forſchung der Geſchichte zu ſehr in Fleiſch und Blut übergegangen. Aber ſie ließen ſich nicht überall in einer Weiſe anwenden, die mich befriedigt hätte, und ſo lebte ich faſt immer nur von der Hand in den Mund, ohne je da länger verweilen zu können, wo ich lieber tiefer gegraben hätte.

Und doch waren die Fälle, in denen es bloß auf die Behandlung konkreter Wirtſchaftsfragen ankam, noch diejenigen, bei denen ich am wenigſten ſchwankte. War aber ein Gegenſtand mit der allgemeinen Politik in Beziehung, ſo mußte ſtets im Auge behalten werden, daß uns der Staatsanwalt auf dem Nacken ſaß und daß auch eine harmlos ſcheinende Wendung den verantwortlichen Redakteur in Verlegenheiten bringen konnte. Ich erinnere mich, dieſen noch am ſpäten Abend aufgeſucht zu haben, wenn ich fürchtete, ihm durch meine Ausführungen einen Prozeß aufzuhalſen. Glücklicherweiſe iſt mir dergleichen denn auch keinmal begegnet, obwohl ich vielleicht unter meinen Kollegen am wenigſten Talent und Neigung hatte, meine Worte vorſichtig zu ſetzen und jedenfalls mehr Leitartikel ſchrieb als einer von ihnen. Dies brachten z. T. die damaligen Verhältniſſe mit ſich, z. T. aber lag es auch an meiner Gutmütigkeit, die überall da einzuſpringen bereit war, wo kein anderer dazu Luſt hatte. So erinnere ich mich, daß ich jedesmal am Weihnachtsabend den Leitartikel ſchrieb, damit die Kollegen nicht ihren

Familien entzogen wurden. Spät am Abend ſuchte ich dann den Stammtiſch im „Taunus“ auf, wo ein kleines Häuflein hartgeſottener Junggeſellen mich erwartete. Es wollte aber diesmal keine fröhliche Stimmung unter uns aufkommen, und früh ging man nach Hauſe.

Wenige Tage nach meinem Eintritt in die Redaktion hatte die Frankfurter Zeitung ſich eines Angriffs auf ihre Integrität zu erwehren. Fürſt Bismarck hatte in einer Reichstagsrede am 9. Oktober 1878 die Zeitung der Beziehungen zur franzöſiſchen Regierung und der Vertretung von deren Intereſſen beſchuldigt, und die geſamte politiſche Redaktion hatte in einer Erklärung vom 15. Oktober dieſe Unterſtellung entſchieden zurückgewieſen und ſie als Verleumdung und frivole Verdächtigung bezeichnet. Es erging an die Frankfurter Staatsanwaltſchaft eines jener bekannten Antragsformulare, und wir wurden insgeſamt wegen Bismarckbeleidigung angeklagt. Der Prozeß, in dem ich mich zum erſtenmale auf der Anklagebank befand, endete am 17. Februar 1879 mit unſerer Freiſprechung, und am 22. April beſtätigte das Appellationsgericht dieſe Entſcheidung. Es würde kaum lohnen, heute noch näher auf dieſe Sache einzugehen, ſo großes Aufſehen ſie ſ. Z. verurſachte und ſo ſehr ſie uns beſchäftigte[1]). Daß ich die Erklärung namentlich mitunterzeichnet hatte, iſt mir vom Staatsanwalt beſonders übel vermerkt worden; aber ich war ſo vollſtändig überzeugt von der Grundloſigkeit der erhobenen Verdächtigung, daß ich den Angriff als einen auch gegen meine eigene Ehre gerichteten betrachten mußte.

Von da ab waren wir derartigen Beunruhigungen nicht mehr ausgeſetzt. Mein Leben bewegte ſich im täglichen Gleichmaße; am Sonntag beſuchte ich die Freunde in Heppenheim oder den Vater in Kirberg; meine Sommerferien verwandte ich auf Berg- und Gletſcherwanderungen in Tirol. Die Sorgen in der Familie kamen öfter ſehr nahe an mich heran; aber es tröſtete mich, daß mein Auskommen ausreichte, ſie zu bekämpfen.

Es gab viel Arbeit auf der Redaktion; aber ſie hat mich nie gedrückt. Ich war am Morgen unter den erſten, die dort erſchienen,

1) Näheres in der Geſchichte der Frkf. Ztg., S. 376 ff.

und bin am Abend meiſt zuletzt weggegangen. Alle größeren Artikel, die wir ſchrieben (darunter auch die Leitartikel), brachten ihren Verfaſſern ein beſonderes Honorar, das nach der alten Währung zehn Gulden (M. 17.14) betrug und vielleicht auch manchmal dazu beitrug, unſeren Fleiß zu erhöhen. Das bewog mich beſonders Buch über ſie zu führen, und ich kann darnach ausrechnen, daß ich vom 1. Oktober 1878 bis zum 31. Dezember 1880 nicht weniger als 325 ſolche Aufſätze verfaßt habe. Freilich kam mehr als die Hälfte derſelben auf das Jahr 1879, in dem mir die ſchwebenden Zoll- und Steuerfragen reichlich Grund und Gelegenheit zu ausführlicheren Aeußerungen gaben. Auch damals gab es große Unterſchiede zwiſchen den einzelnen Monaten. Im Jahre 1879 ſchwankte die monatliche Leiſtung zwiſchen 5 und 21 Artikeln, im Jahre 1880 zwiſchen 7 und 17. Daß eine ſolche Fruchtbarkeit nur bei der äußerſten Anſpannung möglich iſt, liegt auf der Hand. Es war mir, als ob ich jede Gelegenheit benützen müſſe, wo ich zu den Tauſenden von Leſern der Frankfurter Zeitung reden konnte, und überdies lagen die von mir bearbeiteten Gegenſtände faſt durchweg im Bereich meiner damaligen Intereſſen. Auch meine Privatſtudien, ſoweit mir dazu Zeit blieb, konzentrierten ſich auf ſie, und mehr als einmal habe ich aus ihnen erſt den Mut gewonnen, meine Meinung dem Druck anzuvertrauen. Das dürfte meiner nationalökonomiſchen Durchbildung nicht wenig zugute gekommen ſein. Die Ausſicht, Gelerntes ſofort verwerten zu können, trieb mich Dinge zu ſtudieren, die ich unter anderen Umſtänden beiſeite gelaſſen haben würde.

Unter dieſen Umſtänden kommt es mir nicht wertlos vor, auch jetzt noch einen Ueberblick über die Gegenſtände meiner ſchriftſtelleriſchen Betätigung in der Zeitung zu verſuchen, zumal dieſelbe als Vorbereitung auf meine ſpätere Berufsarbeit aufgefaßt werden kann. Dabei iſt im Auge zu behalten, daß alle meine Artikel an Zeitvorgänge anknüpften. Doktorfragen konnten in der Zeitung nicht erörtert werden. Es war mir immer, als müßte ich die Ueberzeugungen heiß in meiner Studierſtube erſtrittener Wahrheiten laut in die Welt hinausrufen, indem ich die Gründe entwickelte, die mich geleitet hatten und die Irrtümer anderer zu widerlegen ſuchte. Noch jetzt

leſe ich manchmal einen dieſer längſt vergeſſenen Aufſätze und freue mich des jugendlichen Kampfesmutes, der mir in ihnen entgegentritt.

Der Bereich meiner Arbeiten dehnte ſich auf das ganze Gebiet der Wirtſchafts- und Sozialpolitik aus, ohne daß ein Teil zu kurz gekommen wäre. Selbſt aus der Agrarpolitik finde ich eine Reihe von Aufſätzen, die aus Gegenden ſtammen, welche mir ſpäter recht fernlagen. So über die agrariſchen Verhältniſſe Oberſchleſiens bei Gelegenheit des Notſtandes, der im Winter 1879/80 dieſes Land heimſuchte und mich nicht bloß zu einer eifrigen Hilfs- und Sammeltätigkeit, ſondern auch zu wiederholter Beleuchtung der Erwerbsverhältniſſe wie der preußiſchen Verwaltung in dieſem Regierungsbezirke veranlaßt hatte. Nicht minder oft hat mich das Feld- und Forſtpolizeigeſetz beſchäftigt, deſſen Entwurf damals im preußiſchen Landtage beraten wurde und deſſen ſtrenge Beſtimmungen mir ebenſowohl der geſchichtlichen Entwicklung wie den wahren Intereſſen der Landbevölkerung zu widerſtreiten ſchienen. Um dieſe anſchaulich zu machen habe ich ſogar zwei Feuilletons über den Wald des armen Mannes beigeſteuert. In die allgemeine Agrarpolitik ſchlug ein Artikel über die Erbpacht und ein ſolcher über die Obſtbaumzucht als Mittel zur Hebung der Landwirtſchaft. Den Ernteausſichten bin ich regelmäßig nachgegangen. Dann wieder erörterte ich die Stellung des deutſchen Landwirtſchaftsrates zur Zollpolitik, die Wirkung der neueingeführten Getreidezölle, die Verſchärfung der Viehzölle durch die gegen Oeſterreich gerichteten Sperrmaßregeln. Eine Zeitlang haben mich auch die engliſchen Agrarverhältniſſe lebhaft beſchäftigt: die Grundeigentumsverteilung, die Stellung des Oberhauſes zum Pachtſyſtem, die iriſchen Rentkämpfe und der gewerkſchaftliche Zuſammenſchluß der Landarbeiter.

Selbſt die Forſtpolitik kam nicht zu kurz. Im Spätjahr 1880 widmete ich dem preußiſchen Geſetzentwurfe über gemeinſame Holzungen mehrere Aufſätze, und die Waldverwüſtung in Preußen beſchäftigte mich noch in einem meiner letzten Artikel.

Ungleich häufiger wurden natürlich die ſchwebenden Fragen der Gewerbepolitik behandelt. Die Reviſion der deutſchen Gewerbeordnung ſtand ſtändig auf der Tagesordnung. Da wurden die

neuen Innungen nach Miquelſchem Muſter, das notleidende Handwerk, die Hausinduſtrien, die Organiſation der Gefängnisarbeit, die Ausſtellungsfrage, das techniſche Unterrichtsweſen und die Lehrwerkſtätten, die Kunſtgewerbefrage beſprochen. Dem Zentralverband deutſcher Induſtrieller wurde ein Artikel gewidmet, und die rückläufigen Strömungen im deutſchen Reichstage mitſamt ihrer überlebten Zunftromantik bildeten den ſteten Gegenſtand meiner Erörterungen.

Seit dem Bismarckſchen Schreiben vom 15. Dezember 1878 war die handelspolitiſche Umkehr der ſtehende Gegenſtand einer hartnäckigen Polemik. Alle Phaſen des großen Streites wurden von mir berückſichtigt: die Taktik der Schutzzöllner im Ganzen und im Einzelnen, die induſtriellen Enqueten (Eiſen, Baumwolle, Tabak), die verſchiedenen Sätze des neuen Zolltarifs, ſeine vorausſichtlichen Wirkungen, die Rüſtungen zum Zollkrieg (Reviſionsparagraph, Surtaxe d'entrepôt), die Stellung der Parteien, die Arbeiten der Zolltarifkommiſſion und ſchließlich die Beratungen des Reichstages. Ich glaube, daß alle wichtigeren Poſitionen, die zur Erörterung ſtanden, von mir im Einzelnen durchgeſprochen worden ſind, und als das Ganze ſchließlich angenommen war, mußten ſeine erſten Wirkungen in der Praxis verfolgt werden, wobei uns die guten Verbindungen der Zeitung mit dem Geſchäftsleben ſehr zuſtatten kamen. Ebenſo wurde aber auch berückſichtigt, was auf zollpolitiſchem Gebiete in Oeſterreich und Frankreich vorging, die Stellung der Parteien, Zollplackereien der Verwaltung, Handelsverträge, Preisſteigerungen infolge der Zölle und Verwandtes. Im Jahre 1880 kamen hinzu die Maßnahmen in den Seeſtädten, die Einverleibung Hamburgs und Altonas, die Elbſchiffahrtsakte. Kurz, es tauchte kaum eine Frage auf dieſem Gebiete auf, zu der nicht Stellung genommen wurde.

Das gleiche gilt natürlich auch von den mit der Bismarckſchen Zollpolitik zuſammenhängenden Steuerfragen. Insbeſondere wurde die Tabakbeſteuerung und die einzelnen mit ihr verbundenen Fragen ſchon wegen unſrer Mannheimer Beziehungen aufmerkſam verfolgt. Bezüglich des Tabakmonopols wich ich von der Anſicht des Herausgebers weſentlich ab und konnte mich an ſeiner

Bekämpfung nicht ſo beteiligen, wie er es wohl wünſchen mochte. Dazu war die Reichsfinanzreform im ganzen und einzelnen zu berückſichtigen. Ich finde da Artikel über die Abſchaffung der Matrikularbeiträge, über das Reichsſtempelgeſetz, den Einfluß der indirekten Steuern auf den Volksverbrauch, die Wehrſteuer, die Schankſteuer, Inſeratenſteuer, Beſteuerung der Dienſtwohnungen, Wanderlagerſteuer. Natürlich gilt dasſelbe auch von den preußiſchen Budgetfragen, dem Kommunalſteuer-Geſetzentwurf, der Erhöhung des Malzaufſchlags in Bayern.

Auf dem Gebiete der Sozialpolitik war nur zu viel zu tun. Das Sozialiſtengeſetz gab zwar ſchon 1878 Anlaß zu einer durch mehrere Nummern ſich hinziehenden Kritik der Sozialdemokratie; es wurden aber auch ſeine Wirkungen und Nachteile eingehend unterſucht. Das Auftreten des Staatsſozialismus und ſein Programm fand 1880 Beſprechung, ebenſo die Stellung des Liberalismus zur Sozialpolitik. Sodann beſchäftigte mich der Ausbau unſerer Fabrikgeſetzgebung und die damaligen Beſtrebungen einer internationalen Fabrikgeſetzgebung, das Haftpflichtgeſetz, der Stummſche Invalidenkaſſenantrag, die Arbeiterverſicherung im allgemeinen, Lohngeſtaltung und Lohnkämpfe in Deutſchland und England, Arbeiterwohnungsweſen, Notſtände und Auswanderung.

Verwandt iſt meine Befürwortung der Wuchergeſetzgebung und der ſtaatlichen Regelung des allgemeinen Verſicherungsweſens ſowie eine Reihe von Arbeiten über das mittlere Unterrichtsweſen, das mir aus meiner früheren Berufstätigkeit nahe lag. Selbſt die Ueberbürdung der Gymnaſien und der Handfertigkeitsunterricht gingen dabei nicht leer aus.

Auch die Statiſtik wurde nicht ſelten berückſichtigt. So verfolgte ich die monatliche Aus- und Einfuhrſtatiſtik ſchon aus Gründen der Zollpolitik, die Bemühungen des Statiſtiſchen Amtes um die Preisſtatiſtik, und der Volkszählung vom 1. Dezember 1880 widmete ich nicht bloß einen Leitartikel, ſondern als freiwilliger Volkszähler ſogar ein Feuilleton.

Ueberhaupt habe ich mich in dieſem öfter betätigt, wenn gerade die Zeit ein gelegenes Thema aufwarf, und auch Nekrologe (Carey,

M. Chevalier, K. W. Nitzsch) habe ich nicht selten verfaßt. Daneben lieferte ich mancherlei Besprechungen über neu erschienene Bücher meines Faches auf Zuteilung oder nach freier Wahl. Auf das Gebiet der hohen Politik dagegen wagte ich mich nicht ohne Not, meist da, wo wie in der Frage der deutschen Kolonien das wirtschaftliche Gebiet berührt wurde.

Und doch machte das alles zusammen nicht den größeren Teil meiner Tagesarbeit aus. An den anderen hatte ich mich rasch gewöhnt, und wenn er schließlich auch in dem großen Zeitungsinhalt verschwand und nicht mehr besonders nachgerechnet werden kann, ich fühlte mich dem Unternehmen so eng verbunden, daß sein Wohlergehen auch mein Glück war. Ohne rückwärts oder vorwärts zu blicken, gab ich mich ganz der Gegenwart hin, deren Anforderungen von Tag zu Tag, ja oft von Stunde zu Stunde wechselten. Wie vielem sollte man gerecht werden, und auf wie weniges konnte man gerüstet sein! Da habe ich dann bald auch die Eigenschaften gewonnen, die mir so nötig waren: stete Geistesgegenwart und ruhige Besonnenheit, und habe sie auch später noch oft brauchen können.

Man bezeichnet gern den Beruf des Journalisten als besonders aufreibend, und ich will gestehen, daß mir alles Zeitungswesen im Sommer, wenn ich meine vierwöchentlichen Ferien antrat, so zum Ekel geworden war, daß ich mir nie ein Blatt nachschicken ließ und auch, wo ich abends einkehrte, von der vorhandenen periodischen Presse nie Notiz nahm. Aber am letzten Tage, wenn ich mit dem Rucksack heimwärts zog, war der Hunger nach dem Gewohnten so lebhaft, daß ein im Straßengraben liegendes Zeitungsblatt mich aufhalten und fesseln konnte.

Der Redakteurberuf hat mir von Anfang bis zu Ende weit besser gefallen als meine frühere Tätigkeit an der Schule. Allerdings verlangte er zu Zeiten weit größere Anstrengungen als dieser. Ich erinnere mich, daß ich eines Abends zur Arbeit gebeten wurde mit der Nachricht, in der Nacht solle die neue Zolltarifvorlage von Berlin herübertelegraphiert werden, im ganzen etwa 17 000 Worte. Ich hatte nicht mehr Zeit, etwas zu mir zu nehmen und ließ mir durch einen Setzerjungen ein Glas Bier mit Schinkenbrot besorgen. Dann

machte ich mich an die Arbeit, die über die gewöhnliche Redaktionsarbeit nicht hinausging, mich aber bis morgens 3 Uhr dermaßen feſſelte, daß ich Eſſen und Trinken darüber vergaß. Als ich mich zum Fortgehen rüſtete, erblickte ich erſt mein halbaufgezehrtes Abendbrot, und nun erwachte erſt ein geſunder Hunger. Noch mit Befriedigung desſelben beſchäftigt höre ich den Faktor aus dem Setzerſaal ängſtlich nach mir rufen. Der Satz war in Unordnung geraten, und als ich ihn in Ordnung gebracht hatte, ſagte der Faktor trübſelig: „Heut Nacht zwingen wirs nicht mehr; die erſten Züge müſſen ohne uns abfahren.“ „Das wäre noch ſchöner“, ſagte ich; „umſonſt wollen wir alle dieſe Nacht nicht gearbeitet haben.“ Am nächſten Morgen berichtete der Faktor mir freudeſtrahlend, daß es doch noch gelungen ſei, in letzter Sekunde die Züge zu erreichen.

Man hat oft genug die Haſt geſchildert, mit welcher die Zeitungsherſtellung erfolgen muß, wenn in letzter Minute noch wichtige Nachrichten einlaufen und die bereits fertige Stoffanordnung umſtoßen. Aber derartiges gilt doch für den Hauptinhalt der Zeitungen nicht. Bei dieſem bewegt ſich alles in gewohnten Geleiſen, und die Arbeit wiederholt ſich täglich, auch wo ſie raſche Entſchlußfähigkeit und viel Vorſicht erfordert. Das Bewußtſein, zu einem großen Kreiſe von Leſern zu ſprechen und für ihr Denken und Wollen in öffentlichen Dingen verantwortlich zu ſein, darf freilich niemals fehlen.

Die kritiſche Grundſtimmung des Oppoſitionsblattes, welche damals vorherrſchte, iſt meiner inneren Entwicklung vielleicht nicht immer günſtig geweſen, indem ich ſie auch da anwandte, wo ich Poſitives hätte bei gutem Willen leiſten können. Immerhin behütete mich die wiſſenſchaftliche Richtung meines Weſens vor Entgleiſungen, die leicht möglich geweſen wären, und ich habe mehrfach die Richtung der Zeitung in Fragen feſtgelegt, in denen ich meine Kollegen nicht von Anfang an auf meiner Seite hatte. So 1879 in der Wuchergeſetzgebung und 1880 in der Frage der Arbeiterverſicherung.

Im letzten Falle hatte ich allerdings die wichtige Unterſtützung Schäffles. Dieſer war kurz nach meinem Eintritt 1878 unſer Mitarbeiter geworden, verkehrte aber nie mit der Redaktion, ſondern nur mit mir allein. Dieſem ſchönen Verhältniſſe perſönlichen Ver-

trauens verdankt die Zeitung eine anſehnliche Reihe der wertvollſten Beiträge ſowohl in deutſchen als in öſterreichiſchen Fragen, aus dem Gebiete der hohen Politik wie aus dem der fachlichen Tagesfragen. Das am 21. Oktober 1878 erlaſſene Sozialiſtengeſetz zwang auch die Zeitung zu einer ſehr vorſichtigen Haltung. War doch ſelbſt Schäffles Quinteſſenz des Sozialismus in Oppeln verboten worden. Man hat ſich ſpäter wohl dieſer Ausſchreitungen der Reaktion geſchämt. Zunächſt aber mußte man auf alles gefaßt ſein, wenn Männer von ſo gemäßigter Geſinnung wie A. Schäffle und E. de Laveleye unter das Geſetz gezogen werden konnten. Trat man doch ſelbſt im Verein für Sozialpolitik jetzt ſehr leiſe und zaghaft auf. Es war das reine Kunſtſtück, jetzt Sozialpolitik zu treiben. Man mußte die Erörterung prinzipieller Fragen ſoviel als möglich vermeiden und alle Kraft auf die Beſprechung der ſpeziellen Probleme konzentrieren, welche die Zeit aufwarf.

Zu dieſen gehörte im Beginn der achtziger Jahre die Frage der Arbeiterverſicherung. Daß die Reichsregierung ſie ernſtlich in Angriff zu nehmen beabſichtige, zeigten die Vorbereitungen, mit denen Fürſt Bismarck die Geſetzgebung einleitete. Praktiker wie Stumm und Baare waren dabei ebenſowohl zu Worte gelangt als Theoretiker wie Schäffle, und ich hatte den Gang der Dinge mit geſpannter Aufmerkſamkeit verfolgt. Schien mir doch die Löſung dieſer Frage entſcheidend für unſere ganze Zukunft. Daß ein Erfolg nur auf dem Wege des Kaſſenzwangs erzielt werden könne, war mir ſchon lange vorher nicht zweifelhaft geweſen. Als 1874 der Verein für Sozialpolitik auf ſeiner Generalverſammlung über Invaliden- und Alterskaſſen verhandelt hatte und die Entſcheidung über die Alternative, ob Zwang oder Freiwilligkeit in namentlicher Abſtimmung zu entſcheiden war, habe ich mich unbedenklich für erſteren erklärt, und es iſt mir immer eine Freude geblieben, daß im ſtenographiſchen Bericht mein Name neben dem von A. Wagner und A. Held unter der kleinen Minorität ſich befindet, die das Obligatorium wollte[1]). Als nun im Herbſte 1880 die Frage der geſamten Arbeiterverſicherung brennend wurde, hielt ich es für geboten, prinzipiell die Haltung

1) Schriften des Vereins für Sozialpolitik IX, S. 137.

der Zeitung zu ihr festzulegen. Es geschah das in einem Leitartikel zu Anfang Oktober, etwa sechs Wochen vor dem Erscheinen der berühmten kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1880. Am Schlusse desselben hatte ich dem Reichskanzler die Unterstützung der Frankfurter Zeitung für den Fall zugesagt, daß er den Boden der Zwangsversicherung betreten würde[1]). Der Artikel hatte nicht wenig Aufsehen erregt; etwas derartiges hatte man an dieser Stelle nicht erwartet. Die Arbeiterversicherungsgesetze selbst kamen erst in einer Zeit zur Erörterung, als ich längst aus der Redaktion ausgeschieden war.

Im allgemeinen habe ich derartige programmatische Aeußerungen möglichst vermieden, auch in der Zeit, als die Zoll- und Steuerpolitik des Deutschen Reiches auf die Tagesordnung gesetzt war und die sozialpolitischen Fragen noch mehr in den Hintergrund gedrängt wurden, als dies durch das Sozialistengesetz ohnehin schon geschehen war. Im Dezember 1878 hatte ein Schreiben des Reichskanzlers den Weg angekündigt, der neu eingeschlagen werden sollte, und nun ging eine tiefe Bewegung durch das ganze deutsche Volk, die nicht bloß diejenigen ergriff, welche für die Zukunft fürchteten, sondern noch mehr diejenigen, welche von ihr die Erfüllung von Sonderwünschen erhofften. Von allen Seiten drängten sich schutzzöllnerische Absichten hervor, die bis dahin unter der gemäßigten Handelspolitik des Reiches geschlafen hatten.

Auch der Verein für Sozialpolitik konnte sich dieser Bewegung nicht entziehen. Im April 1879 hielt er in Frankfurt a. M. eine außerordentliche Generalversammlung ab, und ich hatte auf Helds Verlangen den größten Teil der vorbereitenden Arbeiten als Mitglied des Ortsausschusses übernommen. Auf dieser Versammlung sollte die Zollfrage in breiterem Umfange erörtert werden, und man erwartete von mir die Gewinnung geeigneter Referenten, insbesondere solcher, die auf dem Boden des Freihandels standen. Da auf diesen Tagen jeder Neueingetretene mitabstimmen konnte, so war vorauszusehen, daß die Schutzzöllner wie 1875 beim Volkswirtschaftlichen Kongreß Abstimmungen zu ihren Gunsten herbeizuführen suchen würden. Zu allem Ueberfluß fiel noch ein Rundschreiben in meine Hand, durch

1) Näheres Geschichte der Frkf. Ztg., S. 425 ff.

welches der damalige Generalsekretär des Vereins zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen für Rheinland und Westfalen die Mitglieder dieses und eines anderen Verbandes zu zahlreichem Besuche der Versammlung aufforderte, und ich erfuhr, daß eine ähnliche Agitation unter den süddeutschen Baumwollspinnern betrieben werde. Natürlich habe ich dies der Vereinsleitung mitgeteilt und sie beschworen, die Gefahr der Majorisierung durch eine Aenderung des Abstimmungsmodus zu vermeiden. Leider ist man auf meinen Antrag nicht eingegangen, und so geschah, was ich erwartet hatte. Die Schutzzöllner erschienen in großer Menge; die alten Mitglieder des Vereins bildeten bei weitem die Minderzahl der Versammlung. Als sich diese doch als sicher vorauszusehende Lage übersehen ließ, hat mir der damalige Vizepräsident des Vereins für Sozialpolitik Frhr. von Roggenbach den Gedanken nahegelegt, noch rasch eine entsprechende Anzahl von Freihändlern als Gegengewicht herbeizuziehen. Aber ich glaubte dieses Mittel ablehnen zu müssen, und so trat ein, was kommen mußte, die Schutzzöllner brachten es fertig, wie im September 1875 den Münchener Volkswirtschaftlichen Kongreß, so am 22. April 1879 die Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik zu majorisieren. Es geschah dies in Formen, welche man in diesem Verein nicht gewöhnt war; man hatte den hervorragendsten Freihändlern, unter diesen selbst dem Präsidenten Professor Nasse aus Bonn, durch Annahme eines Schlußantrags das Wort abgeschnitten.

Ich habe mir damals Mühe gegeben, im Leitartikel der Frankfurter Zeitung festzustellen, daß die alten Mitglieder des Vereins in ihrer Mehrzahl gegen die schutzzöllnerischen Beschlüsse seiner Generalversammlung gestimmt hätten. Aber was konnte das noch helfen, nachdem der Sieg der Schutzzollpartei in allen Blättern ausposaunt worden war? Hatte diese doch selbst unter den Theoretikern einen Verteidiger gefunden, der ihr aus „wissenschaftlichen" Gründen beipflichtete, und zwar keinen Geringeren als Professor G. Schmoller aus Berlin, der hier die Gunst dieser Kreise vielleicht wiederzugewinnen gedacht hatte, die er sich früher durch seine sozialpolitische Haltung verscherzt hatte. Ich will auf seine Lehre vom historischen

Wechſelſpiel der zollpolitiſchen Kräfte heute nicht mehr zurückkommen; ſie gehört zu dem Schwächſten, was die Schmollerſche Verſatilität während eines langen Lebens hervorgebracht hat. Im Jahre 1879 habe ich mir noch die Mühe gegeben, ſie in der Zeitung zu widerlegen. Natürlich habe ich dadurch den Gang der Dinge nicht aufhalten können. Ich war auch damals nicht mehr naiv genug, um zu glauben, daß Gründe in ſolchen Fragen entſcheiden können, und der rückſichtsloſe Wirtſchaftskampf, der ſeit dieſer Zeit in mein Leben eingriff, hat mir hundertfach beſtätigt, daß die Arbeit in der Tagespreſſe eine der hoffnungsloſeſten Aufgaben wäre, wenn es auf ihren augenblicklichen Erfolg allein ankäme.

Auf jeden Fall hatte die außerordentliche Tagung des Vereins für Sozialpolitik in Frankfurt a. M. mit einem Zwieſpalt geendet, der das Fortbeſtehen der Vereinigung in Frage zu ſtellen ſchien. Was man bis dahin ſtets geübt hatte, die Ernennung der Mitglieder des örtlichen Ausſchuſſes zu dauernden Angehörigen des Vereins-Ausſchuſſes, hatte man diesmal unterlaſſen, und ich mußte annehmen, daß meine Stellung als Redakteur eines oppoſitionellen Blattes dabei nicht unbeteiligt war. Mut darf man von einer vorzugsweiſe aus Profeſſoren zuſammengeſetzten Körperſchaft ja nicht erwarten. Trotzdem habe ich es damals nicht leicht getragen, den Rückhalt, den ich in dieſer vornehmſten Vertretung der wiſſenſchaftlichen Intereſſen in der Nationalökonomie zu finden gehofft hatte, in einer der wichtigſten Nationalfragen nicht gefunden zu haben.

Das aber war damals die Zollpolitik geworden. Die Haltung der Zeitung in ihr war durch die bis dahin verfolgte wirtſchaftspolitiſche Richtung deutlich genug vorgezeichnet. Als im November 1878 der deutſche Freihandelsverein gegründet worden war, hat ſie betont, daß die deutſchen Freihändler durch ihr Eintreten für die Auswüchſe des Manchеſtertums es ſelbſt verſchuldet hätten, wenn auch ihre handelspolitiſchen Anſichten in der Bevölkerung an Boden verloren hätten. Während ſie die durch die Schutzzölle erzeugten Monopole der Fabrikanten bekämpften, ſeien ſie offen für weit gefährlichere Monopole im Eiſenbahn- und Banknotenweſen mit unhaltbaren Gründen eingetreten und hätten die Patent- und Muſterſchutz-

geſetzgebung bekämpft. Ja ſie hätten ſelbſt der preußiſchen Regierung den Verkauf der Kohlenzechen angeraten und ſeien in der Frage der Differentialtarife viel zu weit gegangen, indem ſie das Inland hinter dem Auslande zurückſetzten. Nicht beſſer wie im Staate hätten ſie in den Gemeinden geſchaltet, Gasanſtalten, Waſſerleitungen, Schlachthäuſer Privatgeſellſchaften überlaſſen, die ſtaatlichen und kommunalen Verſicherungsverbände aufgelöſt. Wenn die Zeitung für die Fortführung der ſeitherigen Handelspolitik eintrete, ſo geſchehe es nicht aus Sympathie für das Manchestertum, ſondern in der Ueberzeugung, daß die Rückkehr zum Schutzzollſyſtem nicht der Geſamtheit, ſondern nur einzelnen zugute kommen würde. Die ſeither vollzogenen Vervollkommnungen der Verkehrswege hätten doch nicht den Zweck, die Länder voneinander abzuſchließen, ſondern einen möglichſt regen Austauſch derjenigen Waren hervorzurufen, in denen jede Nation beſonders leiſtungsfähig ſei. Der Staat müſſe der Induſtrie ſeinen Schutz in zeitgemäßeren Formen angedeihen laſſen, die das Prinzip des heutigen Verkehrs, die Befriedigung der Konſumenten aus den beſten und billigſten Quellen, nicht verletzten. Eine Rückkehr zum Schutzzollſyſtem wäre ein ebenſo großer Rückſchritt wie eine Rückkehr zum Zunftweſen.

Dieſen Grundgedanken entſprechend habe ich den Kampf gegen den neuen Zolltarif im Jahre 1879 und beſonders gegen die Agrarier geführt, auf deren Gefährlichkeit Schäffle nicht müde wurde, mich aufmerkſam zu machen. Bekanntlich iſt er dadurch entſchieden worden, daß Agrarier und Induſtriezöllner das ſog. Solidaritätsſchutzzollſyſtem vereinbarten; aber bis zum letzten Augenblicke wurde ich nicht müde, mich in die zahlreichen Einzelfragen des neuen Zolltarifs einzuſtudieren und überall die ſachlichen Geſichtspunkte herauszuheben, welche für die Entſcheidungen maßgebend waren. Man hat mir nachträglich erzählt, daß damals die „Frankfurter Zeitung" in den Zentralſtellen des Reichs und Preußens fleißig geleſen worden ſei. So weit ich davon entfernt war, mir das als beſonderes Verdienſt anzurechnen, ſo habe ich darin doch eine gewiſſe Befriedigung empfunden, daß die Sachlichkeit der Behandlung auch auf dieſer Seite Anerkennung fand.

Die positiven Leistungen des Redakteurs, wie sie in Leitartikeln und Tagesübersichten hervortreten, habe ich oben als den kleineren Teil seiner Berufsarbeit bezeichnet. Seine Hauptaufgabe besteht im Redigieren. Ich kenne kein deutsches Wort, das den Sinn dieses Ausdrucks angemessen wiedergäbe. Er läßt sich auch nur unvollkommen umschreiben, definieren wohl kaum. Der Redakteur soll darüber bestimmen, was in die Zeitung aufzunehmen ist oder nicht und wie es in ihr erscheinen soll.

Es gibt Nachrichten, die eine Zeitung wegen ihrer allgemeinen Wichtigkeit oder wegen ihres Interesses für den Leserkreis unter allen Umständen bringen muß. Ein Verschweigen oder Unterdrücken wäre hier einfache Pflichtversäumnis. Mögen sie in Korrespondenzen eingelaufen sein oder fremden Blättern entnommen werden, bei ihnen gibt es keine Wahl. Aber es gibt auch solche, deren Kenntnis den Lesern bloß nützlich oder angenehm sein kann, bei denen demgemäß die Entscheidung schwieriger ist und viel mehr in das Ermessen des „Schriftleiters" gestellt bleibt. Hier wird sein Urteil, sein Verständnis für die vorhandenen Bedürfnisse, die Weite seines Gesichtskreises, sein Geschmack zur Geltung kommen. Er wird sich in allen Fällen darüber klar sein müssen, wo das öffentliche Interesse beginnt und das private aufhört. Das ist nicht immer ganz leicht, auch wenn man die Einwirkung großer Insertionsaufträge, wie es immer bei der Frankfurter Zeitung der Fall war, als schlechthin ausgeschlossen ansehen kann.

Einmal brachte ich einen Bericht über eine Brauereiausstellung und erwähnte darin auch eine Erfindung, durch die Fässer aus einer Papiermasse hergestellt werden konnten, weil es mir schien, daß der Sache an sich Bedeutung beizumessen sei. Wie war ich aber erstaunt, als wenige Tage nachher ein Brief mit einer Geldeinlage eintraf, in dem sich der Erfinder, ein Deutsch-Amerikaner, für die ihm zuteil gewordene Erwähnung bedankte und bedauerte, daß er nicht mehr geben könne, da die Ausgabe für die Propaganda des neuen Artikels seine Mittel erschöpft habe. Der Brief war so abgefaßt, daß man dem Manne nicht bös sein konnte. Er war offenbar von Amerika her gewöhnt, daß nichts in der Presse ohne Geld zu haben

sei, und wenn er auch seine Einlage zurückerhielt, so wird diese Erfahrung ihn doch schwerlich zu einer besseren Einsicht bekehrt haben. Ein Lederhändler wollte mir durchaus ein Paar Stiefeln aufdrängen, die aus Leder hergestellt waren, das nach einem neuen Gerbverfahren zubereitet war, wofür ich dieses empfehlen sollte.

Ein andermal hatte ich einen tatsächlichen Bericht über ein pneumatisches System der Städtereinigung gebracht, das, wenn es sich bewährte, die Stadt Frankfurt von den Schwierigkeiten hätte befreien können, in die sie durch ihre Schwemmkanalisation geraten war. Aber die Einführung der letzteren war früher auf den Rat einer eingeborenen „Autorität" erfolgt, und diese nahm das Erscheinen des Artikels sehr übel. Das Publikum sollte nicht erfahren, daß es auch noch andere Systeme gäbe, die in Berücksichtigung gezogen werden könnten.

Besonders schlimm wurden die Zumutungen der Interessenten während der großen Zoll- und Steuerbewegung des Jahres 1879. Bekanntlich ging dieser Bewegung eine allgemeine Organisation der Schutzzöllner durch ganz Deutschland voraus, und es hatten sich zahlreiche Verbände und Unterverbände gebildet, die wieder besondere Vorteile erstrebten. Man hat sich dann untereinander verständigt, und es ist jenes Solidaritätsschutzsystem entstanden, dem man den Namen eines Evangeliums der sozialen Arbeit gegeben hat. Alle Produzenten wurden auf einmal „notleidend". Die Konsumenten, welche seither im Vordergrunde der Wirtschaftspolitik gestanden hatten, spielten nicht mehr mit; ja es wurde selbst in der Wissenschaft gefährlich, auch nur die Frage aufzuwerfen: wer ist Konsument? wie der alte Geheimrat Engel am preußischen Statistischen Bureau erfahren mußte. Man konnte damals auf den Treppen der Ministerien, namentlich des Reichsamts des Innern und in den Wandelgängen des Reichstags immer Verbandsvertreter und einzelne große Interessenten finden, die freigebig Belehrung spendeten über das, was ihnen nottue. Auch in die Presse drangen solche Belehrungsversuche.

Ich hatte mir vom Reichstage Abdrücke aller zum neuen Zolltarif eingelaufenen Petitionen verschafft und glaubte nun, wenn ich

dieſe mit den Motiven der Vorlage, dem Kommiſſionsberichte und den einſchlägigen Debatten zuſammenhielt, einigermaßen für das Verſtändnis der wirklichen Vorgänge gerüſtet zu ſein. Aber die Intereſſenten ſelbſt waren anderer Anſicht und haben es an perſönlichen Belehrungs- und Bekehrungsverſuchen nicht fehlen laſſen. Auf die Aufnahme von Artikeln, die in ihrem Sinne geſchrieben waren, rechneten ſie nicht einmal. Einfache Tatſachenberichte konnten denſelben Dienſt oft wirkſamer leiſten, und ſie blieben auch nicht aus, wie ich an einem Beiſpiele zeigen will.

Es fand damals der Uebergang von der alten Flächenſteuer zur Rohtabak- oder Gewichtsſteuer ſtatt. Die Intereſſenten hatten die kommende höhere Belaſtung lange vorausgeſehen, und wer die nötigen Kapitalien beſaß, hatte, ſoviel er konnte, an Vorräten eingebracht, die nicht nur den Ertrag der neuen Steuer in den erſten Jahren ſtark ſchmälern mußten, ſondern auch den großen Fabrikanten erlaubten, billiger zu produzieren als ihre kapitalſchwachen Konkurrenten, die ſich nicht zu den alten niedrigen Steuerſätzen hatten verſorgen können. Um in beiden Richtungen vorzubeugen, trug ſich die Regierung mit dem Plane einer Nachverſteuerung. Die kleinen Fabrikanten und Händler waren dieſem natürlich zugeneigt, während ihre großen Konkurrenten die bei ihnen auf Lager befindlichen Vorräte ohne weitere Belaſtung in die neuen Verhältniſſe hinüberzuretten ſuchten. Sie bildeten eine Vereinigung von Tabaksintereſſenten, deren Geſchäfte ein mir bekannter Handelskammerſekretär als Syndikus führte.

Aber während von dieſer Seite die ſchönſte Agitation in den Gang gebracht war, ſandte ein kleiner Intereſſent aus Süddeutſchland einen Artikel ein, in welchem die ihn und ſeinesgleichen bedrohende Lage eindringlich und wahrheitsgetreu geſchildert war. Ich hielt es für richtig, dieſen Artikel der Oeffentlichkeit zu übergeben, merkte aber bald, daß ich damit gründlich ins Weſpenneſt geſtochen hatte. Die Vereinigung der Tabakintereſſenten trat in Berlin zuſammen und faßte eine Anzahl Reſolutionen, in denen gegen die Nachverſteuerung Front gemacht und erſichtlich auf die entgegenſtehenden Ausführungen meines Gewährsmannes bezug genommen

war. Ein Bericht über dieſe Verſammlung und ihre Beſchlüſſe wurde dem Berliner Vertreter unſeres Blattes übergeben und gelangte als Beſtandteil des gewohnten Nachttelegramms nach Frankfurt. Beim Empfang ſchien dem Nachtredakteur Sack die Sache nicht ganz geheuer; er ſchloß die betreffenden Blätter von der Aufnahme aus und übergab ſie mir am folgenden Morgen bei meinem Erſcheinen auf der Redaktion. Natürlich fand auch ich mich nicht bewogen, ſie nachträglich dem Druck zu übergeben, war dem Kollegen aber dankbar für ſeine Vorſicht, die uns vor dem Schickſale bewahrt hatte, unfreiwillig privaten Intereſſen zu dienen.

Aber die Sache ſollte damit nicht zu Ende ſein. Gegen Abend erſchien der genannte Syndikus auf der Redaktion und geſtand auch nach verſchiedenem Hin und Her ein, daß man uns in einer Zeit zu überrumpeln beabſichtigt hatte, wo der Reſſortredakteur nicht zugegen ſein konnte, ſuchte aber dennoch die nachträgliche Aufnahme durchzuſetzen. Als ich ihn auf das Bedenkliche ſeines Verfahrens aufmerkſam machte, ſtieß er plötzlich zähneknirſchend hervor: „Herr Doktor, wenn Sie einmal verheiratet ſein werden, werden Sie auch anders denken.“ Die Antwort welche er darauf erhielt, war vielleicht etwas grob. Erſt ſpäter fiel mir die Geſchichte jenes engliſchen Abgeordneten ein, welcher erklärte, er habe acht Gründe, immer der Anſicht des Miniſters zu ſein: eine Frau und ſieben Kinder.

Man ſieht daraus, daß ſelbſt da, wo es ſich bloß um den Nachrichtendienſt der Zeitung handelt, der Redakteurberuf Einſicht und Umſicht und Vorſicht genug erfordert, und ich will nicht behaupten, daß ich dieſe Dinge von Anfang an in genügendem Maße beſeſſen habe. Freilich allzugroßes Mißtrauen kann hier ebenſo ſchaden wie allzugroße Naivität. Es wird wohl eine der Früchte des großen Weltkrieges ſein, daß wir die Wichtigkeit des Nachrichtendienſtes der Preſſe richtiger einſchätzen lernen. Denn die Engländer und Franzoſen haben die uns feindliche Stimmung in den neutralen Ländern in der Hauptſache doch durch die Nachrichten erregt, die ſie verbreiteten, nicht durch die Beweisführung ihrer Blätter über Recht und Unrecht.

Nicht minder schwierig ist es für den Redakteur zu den ständigen oder gelegentlichen Mitarbeitern das rechte Verhältnis zu gewinnen. Es ist nicht jedermanns Sache, für die Presse so zu schreiben, wie es die Bedürfnisse eines bestimmten Blattes und das Wesen der Zeitung erfordern. Die es können, lernt der Redakteur auch bald genug kennen und kann sich oft damit begnügen, in ihre Artikel einfach Einsicht zu nehmen. Dasselbe wird bei solchen Beiträgen der Fall sein, welche eine besondere Sachkenntnis voraussetzen, über die der Redakteur selbst nicht im erforderlichen Maße verfügt. Seine Tätigkeit wird sich in solchen Fällen auf das formale beschränken können. Auch schreiben die Verfasser manchmal in besonderem Auftrag, und ihre Leistungen müssen dann abgedruckt werden, auch wenn sie ausgefallen sind, wie dem Schneider ein zu eng oder zu kurz geratener Rock. Nicht immer hängen sie mit ihrer Existenz an der Zeitungsarbeit; sie ist Gelegenheitssache, die neben irgendeinem Hauptberuf herläuft, und dessen Ertrag aufbessert, manchmal bloße Amateurphotographie.

Anders die sogenannten „freien Schriftsteller", welche aus dem Arbeiten für Zeitungen ein Gewerbe machen, über alles Mögliche schreiben, was gerade zeitgemäß ist, die Arbeiten, welche sie bei einer Redaktion nicht angebracht haben, noch an zehn andere schicken und wenn sie endlich gedruckt sind, jedem unbefugten Nachdrucke nachspüren, um auf Grund des Gesetzes Zahlung dafür zu erzwingen. Für sie sind eigens jene gedruckten Ablehnungsformulare erfunden, welche kurzerhand einem zurückzusendenden Manuskript beigepackt werden und in denen bedauert wird, daß man von einem schätzenswerten Beitrage keinen Gebrauch machen könne. Nicht alles, was sie anbieten, darf in dieser Weise erledigt werden. Manches, was sie bringen, ist gar nicht durch anderes zu ersetzen, und man nimmt es, froh, über den zu behandelnden Gegenstand überhaupt etwas zu haben, da er nun einmal berücksichtigt werden muß. Anderes ist inhaltlich doch auch von größerem Belang und darf schon deshalb nicht abgewiesen werden, namentlich wenn sich der betreffende Schriftsteller auf eine bestimmte Gattung spezialisiert hat. Der eine liefert Ausstellungsberichte, ein anderer ist bei allen Wanderversammlungen zu finden, ein dritter bringt bei Gelegenheit von Todesfällen Nekrologe,

bei Jubiläen Lebensläufe und Würdigungen der Verdienſte von Männern der Oeffentlichkeit. Eine aufmerkſame Redaktion wird zwar auch ſolche Ereigniſſe vorausſehen und rechtzeitig einen zuſtändigen Beurteiler mit der Abfaſſung eines Artikels beauftragen. Aber es iſt ſo leicht etwas zu überſehen, und es gibt ſo viel verborgenes Verdienſt, auf welches auch ein umſichtiger Redakteur erſt mit der Naſe geſtoßen werden muß.

Freilich liegt hier immer die Gefahr vor, einer geſchickt angelegten Reklame zum Opfer zu fallen. Es gibt Preſſeberühmtheiten, für welche die öffentliche Meinung immer wieder in Anſpruch genommen wird. Bald haben ſie eine bis dahin unerhörte Operation vollzogen, und es wird den Leſern eine ganze Krankengeſchichte aufgetiſcht; bald iſt von ihnen ein Buch geſchrieben worden, deſſen Inhalt ſo wichtig iſt, daß er dem Publikum nicht verſchwiegen werden darf; bald ſind ſie auf einen akademiſchen Lehrſtuhl berufen worden oder befinden ſich wenigſtens unter den Vorgeſchlagenen. Es gibt die mannigfachſten Kanäle, durch welche ſolche Mitteilungen an eine Redaktion gelangen können; in neuerer Zeit wird dazu auch die Vermittlung freier Schriftſteller oder eigentlicher Korreſpondenzbureaux in Anſpruch genommen, oder dieſe treten an einen zu Feiernden im gegebenen Augenblick ſelbſt heran. So iſt dafür geſorgt, daß ihr Licht nicht unter dem Scheffel bleibt. Hört man dann freilich die Fachgenoſſen der ſo künſtlich Emporgeſchraubten, ſo erfährt man zu ſeiner Ueberraſchung, daß unter dieſen das Urteil über ſie ganz anders lautet und daß ſie von ihren Verdienſten nichts wiſſen. Ich erinnere mich eines Gelehrten, für welchen die Zeitung wiederholt in Anſpruch genommen worden war, bis ſchließlich der eigene Bruder des Vielbelobten die Nachricht über eine neue Berufung desſelben einſandte. Ich habe mir nicht anders zu helfen gewußt, als daß ich die Mitteilung unter Beifügung ihrer Quelle zum Drucke gab, worauf weitere Nachrichten dieſer Art unterblieben.

In formaler Hinſicht pflegen die Artikel der freien Schriftſteller wenig Arbeit zu geben. Aber an Inhalt ſind ſie manchmal außerordentlich arm, ſo daß bei einer Redaktion, welche auf größte Knappheit und Präziſion Wert legt, aus dem breiteſten Wortſchwall ſich

nur ein recht dürftiger Gehalt an Wissenswertem herausschält. Freilich kommt auch das Umgekehrte bisweilen vor. Der Inhalt kann recht beachtenswert sein; aber sein Einsender entbehrt der einfachsten Darstellungsgabe. So erinnere ich mich, einmal aus Bayern einen Beitrag über landwirtschaftliche Verhältnisse empfangen zu haben, der sehr interessante und wichtige Tatsachen enthielt, aber in der Form so unvollkommen war, daß ich einen großen Teil desselben umschreiben mußte, wenn er druckfähig werden sollte. Damit aber hatte ich mir eine böse Rute gebunden. Der Einsender überschüttete mich nun mit einer Flut von Zusendungen gleicher Art, berief sich dabei immer wieder auf die abgedruckte Erstleistung und nahm es sehr ungnädig auf, als ihm gesagt wurde, daß diese in ihrer ursprünglichen Form gar nicht druckbar gewesen sei.

Das in Deutschland vorherrschende System der Anonymität verführt die Redaktionen bisweilen, mit fremden Geistesprodukten recht rücksichtslos umzugehen. Wären sie mit Namen unterzeichnet, so würde man vielfach Aenderungen, namentlich Streichungen unterlassen, da ja doch einmal eine bestimmte Person vorhanden wäre, die dem Publikum gegenüber in der Gestalt des schlafenden Homer erschiene. Solange aber alles, was unter den Redaktionsstift gerät, als bloßer Urstoff für den Inhalt der Zeitung sich darbietet, wird man es dem Redakteur nicht verübeln können, wenn er der Forderung nachkommt, nur wesentliches in sprachlich tadelloser Form zu bieten.

Natürlich will der Beruf gelernt sein, und das Wichtigste aus ihm läßt sich überhaupt nicht in bestimmte Regeln fassen. Wie weit man auch darin gehen mag, immer wird ein namhafter Rest bleiben, bei dem das eigene Ermessen und gewisse Gefühlsmomente entscheiden müssen, die in der Hast des Arbeitens selten klar zum Bewußtsein kommen. Diese „diskretionäre“ Stellung der Berufstätigkeit setzt voraus, daß sie vollkommen nur von geistig und sittlich hochstehenden Personen ausgeübt werden kann, muß aber da zum Fluche werden, wo solche Erfordernisse fehlen.

Ich habe hier einigen Gedanken nachgegeben, welche die Erinnerung an die längst verflossene Redakteurzeit in mir aufgeweckt hat,

ohne damit ſagen zu wollen, daß ich das mir übertragene Amt in vollkommener Weiſe ausgefüllt hätte. Wer die mehr als zwei Jahrgänge der Frankfurter Zeitung durchgeht, in welchen meine Redaktionsarbeit ihren Niederſchlag gehabt hat, wird in der Wirtſchafts- und Sozialpolitik Unvollkommenes genug finden. Weniger vielleicht in erſterer, wo der Kampf in gebahnten Geleiſen ſich bewegte, als in letzterer, wo während des Sozialiſtengeſetzes die Erörterung eines friedlichen Weges der Reform außerordentlich erſchwert war. Nirgends aber wird ſich verkennen laſſen, daß von bloßer Verneinung allein kein Heil erwartet wird. Es iſt ja ſo leicht, ſich als Journaliſt in der Oppoſition zu befinden, und man erwirbt dabei ſo billig den Ruhm der Tapferkeit, ſo ſchwer, poſitiv aufzubauen und das Gute zu fördern ohne Rückſicht darauf, woher es kommt, aber mit vollem Verſtändnis dafür, wohin die Entwicklung weiſt. Die bürgerlichen Parteien haben in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts es nur zu oft darin verſehen, daß für ſie der Sozialismus wie das rote Tuch für den Stier geworden war und daß ſie, was auch immer vorgeſchlagen wurde, bekämpften, wenn es von ſozialdemokratiſcher Seite kam. Ich darf für meine Redaktionstätigkeit wenigſtens das in Anſpruch nehmen, daß ſie von dieſer ſozialpolitiſchen Waſſerſcheu ſich frei erhalten hat und ſtets die Keime zu hoffnungsvollen Neuentwicklungen aufzudecken bemüht war, unbeirrt durch den Doktrinarismus von der einen und von der anderen Seite. Und auch das nehme ich noch heute für ſie in Anſpruch, daß ſie ſtets den tatſächlichen Verhältniſſen Rechnung getragen hat. Daß es keine zweite Stelle in Deutſchland gab, wo mir ein ähnliches Auswirken möglich geweſen wäre, war mir wohl bewußt, und ich denke mit einem Gefühl des Dankes daran zurück.

Auf die Entwicklung meiner Darſtellungsgabe hat meine journaliſtiſche Tätigkeit wohl vorzugsweiſe günſtig eingewirkt. Das ſaloppe Zeitungsdeutſch, welches viel mit Schlagworten und gangbaren Redensarten arbeitet, habe ich mir nie zu eigen gemacht, und es iſt mir wohl auch in der größten Bedrängnis des Leitartikelſchreibens nicht unterlaufen. Der Faktor Holzapfel hielt im Intereſſe ſeiner Leute ſtreng darauf, daß das Manuſkript zum einleitenden Artikel

des Morgenblattes rechtzeitig in die Setzerei kam und holte mir ein Blatt nach dem anderen unter der Feder weg. Ja es kam vor, daß er mit der Schere die obere Hälfte eines Blattes, an dem ich gerade ſchrieb, abſchnitt und mich an der unteren weiterſchreiben ließ. Kam nun in ſolchen Augenblicken ein Beſuch oder eine andere Störung, ſo konnte es vorkommen, daß mir der Zuſammenhang entfiel und erſt durch Einſichtnahme in das ſchon am Tenakel des Setzers aufgeſpießte Schlußblatt wiederhergeſtellt werden mußte.

Unter dieſen Umſtänden hatte ich mir angewöhnt, an den Leitartikeltagen abends gegen 11 Uhr noch einmal auf die Redaktion zurückzukehren, um in Ruhe noch eine Korrektur meiner oft recht verantwortungsvollen Arbeit zu leſen. Zwar hatten wir meiſt recht gute Korrektoren, die für die Uebereinſtimmung des Satzes mit dem Manuſkript einſtanden. Aber bei der bruchſtückweiſen Ablieferung des letzteren hatte ich das Ganze vorher nie im Zuſammenhang durchleſen und keine Vorſtellung darüber gewinnen können, wie es auf die Leſer wirken werde. Dazu war immer zu fürchten, daß der Staatsanwalt den Verantwortlichen ſelbſt für ſolche Aeußerungen zu finden wiſſen würde, die bei der erſten Niederſchrift dem Verfaſſer gänzlich unverfänglich erſchienen waren.

Damals verlor ein früherer Kollege von der Wöhlerſchule — ich weiß nicht mehr, weshalb — ſein Schulamt und bat um meine Fürſprache zum Zweck der Erlangung einer Korrektorſtelle. Der Adminiſtrator Beer, welcher immer ein menſchenfreundliches Herz hatte, ließ ſich unſchwer bewegen, den Mann anzuſtellen. Schon am erſten Tage ſeiner Tätigkeit erſchien er wiederholt bei mir, um mir zu ſagen, daß dieſes oder jenes anders ausgedrückt werden müſſe, als es im Manuſkript und demgemäß auch im Satz ſtehe. Der betreffende Redakteur habe Fehler ſtehen gelaſſen oder gar ſelbſt angeordnet. Mit einiger Mühe vermochte ich ihm klar zu machen, daß er nicht Schüleraufſätze auf Sinn- oder Sprachfehler zu korrigieren habe und daß ein Korrektor nur auf die Uebereinſtimmung des Satzes mit dem Manuſkript zu achten habe, einerlei was er über die Korrektheit des letzteren denke. Als am Abend die nächſte Nummer erſchien, wimmelte ſie von den gröbſten Druckfehlern, und die ganze Redaktion

verſammelte ſich bei mir, um mich für den neuen Korrektor verantwortlich zu machen. Nach einer neuen abermaligen dringenderen Vorhaltung brachte mir dieſer am folgenden Tage zwei friſch korrigierte Druckfahnen mit den zuverſichtlichen Worten: „Nun ſtehe ich aber dafür, daß keine Fehler mehr darinnen ſind.“ Ich nehme einen Blauſtift vom Redaktionstiſch, um in ſeiner Gegenwart die Korrekturſtreifen zu revidieren, und bald bedeckten ſie ſich am Rande mit blauen Strichen und Verbeſſerungen. Da brach der arme Menſch in Tränen aus und erklärte mir, ſolche Arbeit könne er nicht machen. Die Adminiſtration hat ihn dann mit einer Abfindung entlaſſen, und ich weiß nicht, was aus ihm geworden iſt.

Das Amt eines Zeitungskorrektors iſt gewiß ein entſagungsvolles. Niemand dankt es ihm, wenn er diskret offenkundige Fehler verbeſſert, die in der Haſt der Redaktion im Manuſkript ſtehen geblieben ſind; aber jedermann iſt gleich bereit, ihn zum Sündenbock zu machen, wo etwas nicht klappt. Die Doppelaufgabe, welche ihm obliegt, jeden einzelnen Buchſtaben mit den Augen zu verfolgen und zugleich auf den Sinn des Ganzen zu achten, iſt mir immer als eine der ſchwerſten Zumutungen erſchienen, die einem Menſchen geſtellt werden können.

Doch es kann hier nicht meine Aufgabe ſein, auf das Techniſche des Zeitungsbetriebes einzugehen. Meine eigne Tätigkeit an der Frankfurter Zeitung fand am Schluſſe des Jahres 1880 ein vorzeitiges Ende infolge eines Konfliktes, in den ich mit dem Eigentümer des Blattes unverſehens geraten war, als dieſer einen in meine Privatwohnung adreſſierten Einſchreibebrief in meiner Abweſenheit geöffnet hatte. Der Brief war von meiner Schweſter und behandelte intime Familienangelegenheiten. Eine Klage wegen Verletzung des Briefgeheimniſſes, die erſt nach meinem Weggange von Frankfurt entſchieden wurde, führte zu keinem Ergebnis. Ich will jetzt nicht mehr unterſuchen, ob nicht bei geringerer Empfindlichkeit auf meiner Seite das äußerſte hätte vermieden werden können. Jedenfalls traf mich der von mir herbeigeführte Wechſel wirtſchaftlich ſehr empfindlich. Ich hatte einen feſten Gehalt als Redakteur bezogen, der meinen früheren Lehrergehalt erheblich überſtieg, und außerdem fiel das Son-

derhonorar für selbständige Artikel ins Gewicht. Endlich bestand bei der Frankfurter Zeitung die schöne Einrichtung, daß jeder im Betriebe beschäftigte bis zum jüngsten Setzer herab 10 v. H. seiner ordentlichen Bezüge im Geschäfte stehen ließ, wofür ihm dieses den doppelten Betrag gutschrieb.

Die daraus angesammelten Ersparnisse konnten mir zwar über die nächste Zeit hinweghelfen; aber nähere Verwandte rechneten auf meine Beihilfe, und hätten ihren Wegfall schmerzlich verspüren müssen. So empfand ich es fast als Glück, daß mein Vater im Februar 1880 gestorben war, gerade an dem Tage, wo ich zur Teilnahme an der Eröffnungsfeier des Gotthard-Tunnels hatte abreisen sollen, und diese Sorge nicht mit mir teilen mußte. Doch wird es begreiflich sein, daß ich zunächst im Zeitungswesen mein weiteres Fortkommen zu finden suchte.

Ich glaubte mein seitheriges Amt nicht ohne Erfolg versehen zu haben und schloß das daraus, daß schon ein Jahr vor meinem Ausscheiden der Inhaber eines parteilosen Frankfurter Lokalblattes mir die Leitung desselben mit einem sehr hohen Gehalt angeboten hatte. Damals hatte ich das Anerbieten zurückgewiesen; jetzt hielt ich es an der Zeit, auf dasselbe zurückzukommen. Nun aber war die Stelle, für welche ich früher einem anderen hatte abgespannt werden sollen, für mich nicht mehr zu haben, und den gleichen Mißerfolg hatte ich bei dem Verleger eines zweiten Blattes. Da beschloß ich, es als freier Schriftsteller zu versuchen. Ich sandte nacheinander von mir verfaßte Artikel über wirtschaftliche Zeitfragen an die „Allgemeine Zeitung", die „Neue freie Presse", den „Hamburgischen Korrespondenten" ein; überall wurden sie abgelehnt.

Da ging mir erst ein Licht darüber auf, weshalb ich so manchen Mann gefunden hatte, der als Redakteur weit besseres leisten konnte denn ich; aber trotzdem in einer Stellung verharrte, die ihn nicht befriedigte und ihm manche schmerzliche Resignation auferlegte. Mag er noch so tüchtig sein und mag dem Blatte, dem er dient, noch so viel Gewinn aus seiner Feder erwachsen, seine Arbeit verschwindet spurlos in dem Inhalt der Zeitung. Ihm flicht die Nachwelt keine Kränze und die Gegenwart kennt ihn nicht. Nicht einmal die eigner

Berufsgenoſſen in der Preſſe wiſſen näheres von ihm, und wenn ſie erfahren, daß er mit ſeinem Verleger auseinandergekommen iſt, ſo wird ſich in neun Fällen von zehn noch ein beſonderes Vorurteil gegen ihn kehren, einerlei was die Urſache ſeines Ausſcheidens ſein mag. Ich glaubte dieſes Vorurteil namentlich in der Zurückweiſung meiner Manuſkripte erkennen zu müſſen und habe es dann viele Jahre nicht über mich gewinnen können, überhaupt noch für Zeitungen zu ſchreiben. Ja ich habe bis zur Gegenwart niemals wieder einen Zeitungsartikel geſchrieben, wenn ich nicht beſonders darum erſucht war.

Was hätte ich nun tun ſollen? In den Schuldienſt konnte und wollte ich nicht zurückkehren; an einem anderen Blatte von unten anzufangen paßte mir auch nicht. So erinnerte ich mich meiner wiſſenſchaftlichen Tätigkeit, die ſich ſeit 1874 in ſteigendem Maße der Nationalökonomie und Statiſtik zugewandt hatte. Für wiſſenſchaftliche Leiſtungen aber gab es keinen anderen Markt als denjenigen, der durch die akademiſche Laufbahn geſchaffen wird. Ich wandte mich an Schäffle, dem ich meine Zweifel nicht verhehlte, ob meine ſeitherige Beſchäftigung mit faſt ausſchließlich praktiſchen Fragen für den neu einzuſchlagenden Weg genügen würde. Schäffle ging in der liebevollſten Weiſe auf meine Sorgen ein, und wenn ich ſchließlich alle Bedenken überwunden habe, ſo verdanke ich das allein ſeinem rat- und tatkräftigen Eintreten.

XII.

München

1881—1882.

Als ich mich in meinem 34. Lebensjahre entschloß, mich für Nationalökonomie und Statistik an einer deutschen Universität zu habilitieren, verhehlte ich mir nicht, daß dort überall meine vorige Tätigkeit an der Frankfurter Zeitung mir nicht zur Empfehlung gereichen würde. Zugleich sagte ich mir, daß viele Jahre darüber hingehen könnten, bis ich die daraus entspringenden Vorurteile überwunden hätte und daß bei meinem vorgeschrittenen Lebensalter doch nicht viel Zeit mehr zu verlieren sei. Mein erspartes Geld konnte bei großer Einschränkung anderthalb bis zwei Jahre ausreichen. Meine Bibliothek hatte ich, soweit sie wertvollere philologische Werke enthielt, an Baer & Co. in Frankfurt verkauft; aber sie hatte meine Mittel nur unwesentlich vermehrt. Mit künftigen Kollegiengeldern war kaum zu rechnen.

Am meisten beschäftigte mich die Gewissensfrage, ob meine wissenschaftliche Ausrüstung für eine Habilitation ausreichen würde. Ich legte sie Schäffle vor und erhielt von ihm die Antwort: „Daß Sie die mehr als genügende Vorbereitung für den neuen Beruf haben, ist für mich zweifellos. Ich habe Ihre Artikel und Arbeiten hinlänglich mit kritischem Auge darauf angesehen, ob sie auf einer für die Dozentenlaufbahn zureichenden Fachbildung beruhen und sage Ihnen ohne jede Schmeichelei, die ja ein Unrecht wäre, daß Sie solche tiefer und umfangreicher besitzen als die Mehrzahl der Ordinarien. In forst- und landwirtschaftlichen Dingen, Gewerbe- und Handelspolitik werden Sie die große Mehrzahl der Dozenten über-

ragen. Ob Ihnen die Schaubrote der Theorie, gewiſſe Paradefragen nach Say, Hermann, Ricardo uſw. in friſcher Beſchaffenheit noch im Gedächtnis liegen, weiß ich nicht. Aber das alles können Sie in kürzeſter Zeit ſich in Bereitſchaft ſtellen ... Eine Vakanz wird Ihnen genügen, auf einer Bibliothek die ‚Originalien' der gelehrten Handwerkspraxis ſich vollends zur Anſchauung zu bringen. Das, worin Sie ſtark ſind, iſt und wird m. E. immer mehr entſcheidend werden für den akademiſchen Lehrerfolg. Benützen Sie Ihren ſchon geſicherten Beſitz und verwenden Sie für den Anfang nicht zu wenig Zeit auf die Form und Sorgfältigkeit des Vortrages."

Ich wiederhole hier dieſe Sätze, weil ich ohne ſie ſchwerlich den Mut gefunden haben würde, mich einer Hochſchule als Dozenten anzubieten. Daß es eine Univerſität ſein müſſe, ſtand für mich außer Zweifel. Wo aber eine ſolche finden, die für mein weiteres Fortkommen günſtig ſein und an meiner ſeitherigen Tätigkeit keinen Anſtoß nehmen würde? Da habe ich denn an verſchiedenen Stellen umhergetaſtet. Schäffle ſchrieb in meinem Intereſſe an W. Roſcher in Leipzig und A. Wagner in Berlin. Der erſtere verſprach alles mögliche, verhehlte aber nicht, daß zunächſt meine Mitarbeiterſchaft bei der „Frankfurter Zeitung" mir Hinderniſſe bereiten würde. An Berlin war aus dem gleichen Grunde gar nicht zu denken. In Marburg, das räumlich zunächſt lag und wo eine Lücke auszufüllen ſchien, fehlte mir jeder perſönliche Anknüpfungspunkt. Da wandte ich mich nach Bonn, wo mein alter Lehrer Arnold Schäfer lebte, der mich nicht nur immer in gutem Andenken behalten, ſondern auch gelegentlich der Durchreiſe in Frankfurt mehrfach beſucht hatte. Freilich konnte er ſelbſt unmittelbar für mich in Bonn nichts tun; aber ich kannte auch vom Verein für Sozialpolitik her den maßgebenden Fachmann, Erwin Naſſe und ſchätzte ihn hoch als tüchtigen, überzeugungstreuen Gelehrten. Dazu hatte ich bei der Bearbeitung von Laveleyes Ureigentum mit ihm Berührungspunkte gefunden und konnte ihn als Geſinnungsgenoſſen in der Zollpolitik betrachten. Naſſe trat mir mit der ihm eigenen etwas ſteifen Vornehmheit des höheren preußiſchen Beamten entgegen und verwies

mich bezüglich der Habilitation auf einen jüngeren Mann, der seit Jahren sich in Bonn auf die akademische Laufbahn vorbereite und mit dem ich mich zunächst verständigen müsse. Ich weiß nicht, was mich abhielt, diesen Mann aufzusuchen, dessen bis dahin einzige literarische Arbeit ich kannte und bei aller Bescheidenheit mit meinen eigenen wissenschaftlichen Leistungen nicht verglichen haben wollte. Kurz, ich verließ Bonn wieder, ohne zum Ziele gelangt zu sein. Wahrscheinlich hatte es mich verdrossen, bei einem Fachmann, dem auch meine Redaktionstätigkeit nicht unbekannt sein konnte, nicht höher eingeschätzt zu werden als ein gewöhnlicher Besitzer des Doktortitels, der außer einer leidlichen Dissertation nichts aufzuweisen hatte. Der betreffende hat denn auch später die akademische Laufbahn überhaupt nicht betreten.

In meiner Verlegenheit schrieb ich von neuem an Schäffle. Er riet mir, mich nach München zu wenden, wo mir die Frankfurter Zeitung nicht schädlich sein würde und schrieb über meine Sache selbst an den dortigen Ordinarius Helferich, zu dessen Nachfolger er 1860 in Tübingen ernannt worden war, nachdem er vorher zehn Jahre der Redaktion des „Schwäbischen Merkur" angehört hatte. Es kam ein langer Brief von Helferich zurück, in dem alle Gründe entwickelt waren, die gegen eine Habilitation an der Münchener Universität sprächen. Schäffle meinte, ich solle mich dadurch nicht beirren lassen, und so bin ich im Februar 1881 nach München übergesiedelt. Ich hatte den Weg über Stuttgart genommen. Dort erwartete mich Schäffle am Bahnhofe, begleitete mich in mein Gasthaus und händigte mir auf dem mir angewiesenen Zimmer einen Briefumschlag ein, in dem eine ansehnliche Summe in Wertpapieren enthalten war, mit den Worten: „Nehmen Sie das mit. Ich habe etwas erübrigen können, und es tut mir nicht weh. Können Sie mir oder den Meinen es später wiedergeben, so weiß ich, daß Sie's tun werden. Können Sie's nicht, so schadet's auch nichts; für meine einzige Tochter ist ausreichend gesorgt." Dann nahm er mich mit auf seinen gewöhnlichen Spaziergang nach Untertürkheim, und von dem Vorausgegangenen war nicht weiter die Rede. Aber ich hatte nun einen materiellen Rückhalt, und später habe ich ihn auch angreifen müssen. Schon

nach drei Jahren kam ich in die Lage, meine Schuld abzutragen, ohne daß je eine geſchriebene Zeile darüber beſtanden hätte. Ich muß auch zweifeln, ob es nach Schäffles Sinn wäre, daß ich ſie hier erwähne, weiß aber meiner Dankbarkeit keinen andern Ausdruck zu geben.

In München war mein erſter Gang zu Helferich. Er empfing mich mit den Worten: „Sie müſſen aber viel Courage haben, daß Sie trotz meines Briefes ſich in München habilitieren wollen. Bilden Sie ſich nicht ein, viele Hörer erwarten zu können. Ich bin Examinator; die Bayern gehen ohnehin nur zum Ordinarius.“ Trotz dieſes wenig ermutigenden Empfangs wurde die Habilitation bei der Staatswirtſchaftlichen Fakultät eingeleitet. Da ergaben ſich ſogleich einige formale Schwierigkeiten dadurch, daß meine Bonner Doktordiſſertation philologiſch-hiſtoriſcher Natur war und daß ich als Habilitationsſchrift ſtatt eines Manuſkripts einige ſchon gedruckte Aufſätze aus der Tübinger Zeitſchrift eingereicht hatte. Aber man ließ Nachſicht walten und legte mir nur auf, drei Themata zur Auswahl für eine Antrittsvorleſung vorzulegen, von denen ich eines innerhalb dreier Tage bearbeiten ſollte und Theſen aufzuſtellen, über welche diſputiert werden könne. Ich erſchien vor der Fakultät, um dieſen Entſcheid zu empfangen, und als ich nach Anhörung desſelben einen Augenblick zögerte und um Bedenkzeit bat, meinte mein Landsmann K. W. Riehl, der bekannte Kulturhiſtoriker, nichts ſei doch wohl leichter als die Erfüllung dieſer Forderung; ich ſollte doch vom ſtatiſtiſchen Standpunkte über Deutſchlands literariſche Produktion im letzten Menſchenalter reden. Auf dieſen Rat, der mir mehr für einen Literaturhiſtoriker als für einen angehenden Nationalökonomen und Statiſtiker zu paſſen ſchien, bin ich nun doch nicht eingegangen, zog vielmehr mein Notizbuch hervor und ſuchte mir unter den von mir im letzten Jahre für die Frankfurter Zeitung bearbeiteten Gegenſtänden drei heraus, die mir für den Zweck nicht unpaſſend ſchienen. Die Fakultät wählte das zeitgemäße Thema: „Ueber die Verſuche, neue Innungen zu errichten“, und damit war ich entlaſſen.

Die nächſten beiden Tage verwandte ich darauf, mir den Stoff zurechtzulegen und die Gedankenfolge flüchtig zu ſkizzieren. Am

folgenden ſollte ich die Senatoren zu dem feierlichen Akte einladen und wurde in einer mit zwei Schimmeln beſpannten Kutſche, angetan mit Frack und weißen Handſchuhen, vom Oberpedell zu den hohen Herren geleitet, von denen einige auch ihr Kommen zuſagten. Unbekannt mit den Sitten der Univerſität, aber entſchloſſen, keine derſelben zu verletzen, fragte ich am Schluſſe den Oberpedell, was bei ſolchen Gelegenheiten des Landes der Brauch ſei. Er antwortete mir, daß der Habilitant in der Regel ein Manuſkript vor ſich habe und aus dieſem vortrage. So ſetzte ich mich auch am Abend noch nieder und brachte während der Nacht den ganzen Vortrag zu Papier, den ich zu halten gedachte.

Am nächſten Morgen verſammelte man ſich im Sitzungszimmer der Fakultät, und der Dekan, Guſtav Heyer, der bekannte Forſtmann, eröffnete mir hier, daß ich nicht länger als eine halbe Stunde ſprechen dürfe, damit Zeit zur Disputation bliebe. Dann ging es in feierlichem Zuge nach der Aula, wo ein Doppelkatheder oben den Dekan und unter ihm den Habilitanden aufnahm. Vor mir war eine anſehnliche Corona von Studierenden und Dozenten verſammelt.

Als ich die Dimenſionen des mir zuteil gewordenen Standplatzes maß, kam mir das Leſepult ſehr niedrig vor, und ich vergegenwärtigte mir während der einleitenden Worte des Dekans, wie lächerlich es ausſehen müſſe, wenn ich das in meiner Seitentaſche wohl geborgene Manuſkript hervornähme und zu leſen verſuchte, zumal bei meiner überlangen Figur und meinen kurzſichtigen Augen. So fing ich denn friſch an zu extemporieren, und als die erſten Sätze glatt heraus waren, wuchs mir der Mut, und ich redete frei über eine Stunde, ohne vom Dekan unterbrochen zu werden. Dann wurde noch kurze Zeit über meine Theſen disputiert, und der Vorgang war zu Ende.

Nachher ſcheint es freilich in der ſich anſchließenden Fakultätsſitzung nicht ganz ſo gemeſſen hergegangen zu ſein. „Aber, meine Herren Kollegen," ſprudelte Helferich hervor, „haben Sie ſchon ſo etwas geſehen? Da ſtellt ſich ein Privatdozent hin und redet fünfviertel Stunden, ohne auch nur ein Blättchen Papier vor ſich zu haben." Ich teile dieſe Aeußerung nach der Ausſage des mir ſehr

gewogenen Forſtprofeſſors Franz Baur mit, ohne ſagen zu können, ob jemand vielleicht in meinem Verhalten ein Zeichen der Mißachtung erkennen zu müſſen glaubte. Jedenfalls wurden die Habilitationsleiſtungen von der Fakultät als erfüllt anerkannt, und ich war nun als Privatdozent an der Univerſität München zugelaſſen.

Wenn ich mir heute die Sache überlege, ſo kann ich nicht anders als zugeſtehen, daß mich die ſtaatswiſſenſchaftliche Fakultät in München mit außerordentlicher Milde und Rückſicht behandelt hat. Ich verfügte ſo wenig über das Mindeſtmaß bereiten Wiſſens, das von einem Privatdozenten der Volkswirtſchaftslehre gefordert werden kann, daß mich ein halbwegs eingehendes Colloquium hätte umwerfen können und muß bezweifeln, daß ich an einer andern Univerſität ſo billig davongekommen ſein würde. Wieviel mir dabei die Unterſtützung Schäffles geholfen hat, will ich unentſchieden laſſen. Genug, daß mir der Eintritt ins akademiſche Leben von keiner Seite erſchwert worden iſt.

Am Nachmittag lud mich Franz Baur zu einem Spaziergang auf den Franziskaner-Keller ein, der in einer Vorſtadt Münchens gelegen iſt, und ich hatte alsbald Gegenheit, den Genius loci kennen zu lernen. Kaum hatten wir vor unſeren Bierkrügen Platz genommen, als an einem leeren Nachbartiſche ein unterſetzter Herr ſich niederließ, der eben mit einem Hündchen angelangt war. „Das iſt der Finanzminiſter Riedel," flüſterte mir mein Begleiter zu. Es dauerte nicht lange, ſo ſetzte ſich in die Nähe des mir ſo bekannt gewordenen ein Arbeiter mit ſeinem Schatz, die eben aus der Fabrik oder vom Bauplatz gekommen zu ſein ſchienen. Das Bier macht alle gleich in München.

Für einen Junggeſellen, der ſich wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung hingibt, iſt die Hauptbedingung des Wohlbefindens eine behagliche Häuslichkeit, und dieſe hatte ich gefunden im hinteren Teile der Heßſtraße, wo damals faſt nur Trockenwohner hauſten, bei einer Beamtenwitwe, die außer mir noch einen bayeriſchen Ingenieurhauptmann in Penſion hatte, der wegen eines Fußübels vorzeitig hatte in den Ruheſtand treten müſſen. Hauptmann Geigel und ich wurden bald gute Freunde. Wir bebauten zuſammen den hinter dem Hauſe

gelegenen Garten, wobei wir an der Anpflanzung von Gurken und Feuerbohnen unſere beſondere Freude hatten. Wir laſen zuſammen die „Augsburger Abendzeitung“, die mir der Hauptmann jeden Abend herüberſchickte. Eines Tages war mir mit einem Bücherpaket eine alte Nummer dieſes Blattes zugeſchickt worden, und der Schalk trieb mich, ſie unter die an den Hauptmann zurückgehenden Zeitungsblätter zu miſchen. Es war Winter, und ich wußte, daß mein Hausgenoſſe die Zeitung von Anfang bis zu Ende durchlas. Als ich ihn ſpäter beſuchte, empfing er mich mit den Worten: „Das iſt aber doch ganz aus der Weiſ'; Gewitter und nichts als Gewitter, überall.“ So hatte er nicht gemerkt, daß die Nummer vom vorhergehenden Sommer war, und als ich ihn lachend über ſeinen Irrtum aufklärte, ſagte er gutmütig lächelnd: „Sie Schlankel!“ Auch Helferich beſuchte uns zuweilen bei unſerer Gartenarbeit, und wenn ich ihm dann den Bohnenſtangen-Umtrieb als den vorteilhafteſten in der Forſtwirtſchaft anpries, ſo entgegnete er fröhlich: „Recht haben Sie vielleicht; aber ſagen Sie's nur dem Heyer nicht.“

Die Staatswirtſchaftliche Fakultät in München hatte ſeit 1878 eine bedeutende Stärkung erfahren. Damals war der Unterricht in der Forſtwiſſenſchaft zum Teil an die Univerſität übertragen worden und das Miniſterium hatte für ihn die bedeutendſten Männer des Faches berufen. Guſtav Heyer war Vertreter der Bodenreinertragstheorie, damals der einzige dieſer Gattung von Forſtleuten in München. Aber er wohnte mit ſeinem engeren Landsmann und wiſſenſchaftlichen Gegner Franz Baur in dem gleichen Hauſe in der Thereſienſtraße friedlich beiſammen, und der dritte im Bunde war Ebermayer, deſſen forſtmeteorologiſche Unterſuchungen damals von ſich reden machten. Unter den Bekannten hieß dieſes Haus nur das „Forſthaus“. Heyer iſt bald darauf in tragiſcher Weiſe ums Leben gekommen, und Baur verzog nach der Heßſtraße; aber 1881, wo auch Karl Gayer nicht weit entfernt in der Gabelsbergerſtraße wohnte, hatte man die Hauptvertreter der Forſtwiſſenſchaft Münchens bald beiſamen, wenn man ſie brauchte, und ich habe viel Gutes von allen erfahren, am meiſten von Baur, mit deſſen Familie ich noch nach meinem Scheiden von München lange verbunden geblieben bin.

Für die Schickſale der Kinder habe ich immer den regſten Anteil behalten. Wo mögen ſie jetzt zerſtreut ſein?

Um zu meinem Hausgenoſſen, dem Hauptmann Geigel zurückzukommen, ſo hat er ſein Leiden mit viel Geduld und gutem Humor getragen, auch nicht, wie Frau Profeſſor Helferich, mir's übel genommen, daß ich meine Verlobung vor ihm wie vor aller Welt bis wenige Tage vor der Hochzeit geheim gehalten habe. Unter alten Dorpater Briefen finde ich noch ein Schreiben von ihm, das zur Kenntnis unſerer häuslichen Verhältniſſe hier wohl den Abdruck verdienen mag. Es lautet:

Neuhauſen, 13. Febr. 1883.

Lieber Herr Dr.!

Nachdem ich weiß, daß Ihnen meine Faulheit im Briefſchreiben bekannt iſt, bin ich überzeugt, daß Sie meine Saumſeligkeit in Beantwortung Ihres lieben Briefes nicht übel aufnehmen, und ſo will ich mich denn heute wieder einmal nach Tiſche mit Ihnen unterhalten, und Ihre freundlichen Erkundigungen nach unſerem Leben und Treiben beantworten.

Zu unſerer Freude haben wir aus Ihrem Briefe entnommen, daß Sie mit Ihrer Stellung in Dorpat in jeder Hinſicht zufrieden ſind, wenn auch vielleicht nicht alles ganz nach Ihrem Wunſche iſt. Wenn man geſund iſt, ſein Auskommen und einen entſprechenden Wirkungskreis hat, ſo ſind das 3 Faktoren, mit denen man ſchon hauſen kann, um ſo mehr, wenn dazu kommt, daß man ſich auch ſeinen Hausſtand gegründet hat. Wir rufen Ihnen daher beruhigt über Ihr Wohlergehen ein herzliches Glück auf! zu.

Was uns betrifft, ſo erfahren Sie denn, daß wir von der apokalyptiſchen Sau (dem Hauswirt) ohne Strick losgekommen ſind, und daß ſpeziell ich mich ganz glücklich fühle, daß ich von dieſem Protzen und ſeiner Protzin nichts mehr ſehe und höre.

Unſere Wohnung iſt ſehr ſchön; vom Diwan aus ſehe ich Schloß Nymphenburg vor mir liegen, und dieſer Ausblick ins Freie, ſowie die gute reine Luft und die Spaziergänge zum Kanal an ſchönen Tagen äußern wohltätige Wirkung auf mein Befinden, wenn auch das Gehen noch immer ſchlecht genug ſich macht.

Den heurigen Winter kann man gerade nicht loben; es iſt zwar keine anhaltende Kälte, aber immer eine unangenehm naßkalte Witterung, ſo daß man wenig ausgehen kann und Holz genug braucht. Ich freue mich daher recht auf das Frühjahr und den Gartengenuß. Unſer jetziger Garten iſt zweimal ſo groß als der bei Forſtner, und ich werde Sie bei ſeiner Kultur ſehr vermiſſen.

Die Bohnenernte war so ziemlich gut, obwohl es den ganzen September in einem fort geregnet hat. Diezi (ein Kater) wurde in die neue Wohnung mitgenommen; aber man fand ihn nach etwa 4 Wochen eines Morgens ohne jede äußere Verletzung tot im Garten liegen. Vierzig Tage und Nächte genoß ich aus Trauer keinen Bissen. Wahrscheinlich hat sich Ihr Anrauchen auf seine Lunge gelegt und so seinen frühen Tod verursacht.

Die Turteltaube ist noch in der Heßstraße infolge Unvorsichtigkeit der Frau Bauer ihrem natürlichen Hang zur Freiheit gefolgt und eines Morgens spurlos verschwunden.

Herr Meisi (die andere Katze) studiert fleißig, insbesondere Mathematik, und will positiv Artillerie-Offizier werden, obwohl ich ihm das Elendigliche einer solchen Stellung zum öftern lebhaft ausmale und hievon abrate. — Die Kanarienvögel sind gesund und munter, zwei Männchen wurden verkauft.

Gansi (ein Kanarienvogel) gedenkt in seinen Liedern recht fleißig des Herrn Dr. und ist der Liebling der Frau Kassier.

Zimmerherrn haben wir bis dato noch keinen, nur ein Vetter von mir hat ein Gelaß unserer Wohnung als Maleratelier gemietet. Mein Bruder, der Rat, hat wahrscheinlich mit Rücksicht darauf, daß er kommenden Monat 52 Jahre alt wird, seine frühere Magd, ein 21jähriges Mädchen und eine Stockschwäbin, im Monat November geheiratet und so den Spruch bewahrheitet, daß Alter nicht vor Torheit schützt. —

So eintönig mein Leben sich abwickelt, so wenig habe ich, Gott sei Dank, Langeweile. Lektüre und Studium helfen mir über manche Stunden weg, nicht minder die Betrachtung und Erwägung all des dummen Zeugs, was in der Welt geschieht. Und da die Gegenwart so rein gar nichts gesundes bietet, da alles mit einem Wort „*geschraubt*“ ist, so lebt man lieber der Erinnerung an vergangene bessere Zeit. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß das kommende Frühjahr und Sommer böse Dinge bringt, die Sie ganz gemütlich in Ihrer neuen Heimat, glücklicherweise nur aus den Zeitungen, kennen lernen werden.

Insbesondere auch in elementarer Hinsicht fürchte ich schlimme Ereignisse; denn die Natur ist seit ein paar Jahren schon aus Rand und Band. Gut wenn ich mich irre, aber ich hoffe nicht viel Gutes. Nun, die Zeit wird es lehren.

Wie schön wäre es, wenn Herr Dr. noch bei uns wären, und hie und da mit mir zum Kanalkessel hinausgehen könnten, wo man so schöne Aussicht auf das Würmbad Gern hat. Im Sommer, wenn die Lindenallee in Blüte ist, muß es wunderschön sein, und Sie können sich denken, wie mich der erste Spaziergang im vergangenen Oktober gefreut hat. Allerdings geht es auch heute noch verdammt langsam, aber man muß eben zufrieden sein, daß es so ist.

Die Bawi (das frühere Dienstmädchen Babette) ist zurzeit in Fürstenzell

bei Paſſau bei ihrer Schwägerin, und wird bald heiraten. Ich glaube aber nicht, daß ſie ihren Mann ſo viel ärgern kann und wird, als ſie Herrn Dr. geärgert hat. Auch bei unſerem jetzigen Mädchen befolge ich dieſelbe Erziehungsmethode, die, wie Sie wiſſen, ſich beſtens bewährt. Denn das muß man zugeben, was Ihnen die Bawi nur an den Augen abſehen konnte, um Sie zu ärgern, das hat ſie getan, da ſie hiebei meiner Unterſtützung ſicher war. Nicht wahr Herr Dr.?

Daß der Herr Dr. der Frau Kaſſier ſehr zu Diskurſen, namentlich abends von 11 bis 1 Uhr abgeht, können Sie ſich denken; dabei muß ich immer noch hören, daß man mit Herrn Dr. doch hat was reden können; aber mit mir ſei es unmöglich, etwas Vernünftiges zu beſprechen. Das iſt doch gewiß nicht wahr, Herr Dr.? Denn häufige momentane geiſtige Störungen abgerechnet, die in meinem Leiden baſieren, bin ich der vernünftigſte Menſch. Soll einmal einer aufſtehen und meine Auslaſſungen gegen die geſchraubten Wiſſenſchaften aller Art der Jetztzeit widerlegen? Gelt da ſind Sie gleich ſtill?

Nun adieu, lieber Herr Dr. Herzlichſten Gruß von uns an Sie und Frau Gemahlin. Beſuchen Sie uns beide, je eher und länger, um ſo lieber. Platz iſt da.

Ihr Hauptmann.

Mein Mittageſſen nahm ich bei Heck an der Ecke der Arkaden und lernte hier bald, wieviel für den Münchener Junggeſellen die Kellnerin wert iſt, die ihn täglich bedient. „Dös kann i doch mei'm Herrn nit vorſetzen“ hörte ich ſie einmal zum Schalter nach der Küche hineinrufen, es handelte ſich hier aber nicht um eine beſondere Gunſt, ſondern ſie behandelte alle ihre täglichen Gäſte mit gleicher Fürſorge. Zu dieſen gehörte damals auch der Altkatholik Profeſſor Friedrich, mit dem ich nach Tiſch wohl noch eine Weile im Hofgarten beim Kaffee verplauderte. Einmal kam er auf meine Ausſichten an der Univerſität zu ſprechen und ſagte ſarkaſtiſch: „Wenn Sie hier nicht über die Nationalökonomie des Thomas von Aquino ſchreiben wollen, werden Sie's zu nichts bringen.“

Er war damals ſchon recht übel dran an der Univerſität. Den katholiſchen Theologen war es verboten, bei ihm zu belegen, und ſo beſchränkte ſich ſein Zuhörerkreis auf einige Griechen und ſonſtige Ausländer. Nun pflegte der Juriſt Lothar Seuffert, der nie mit ſeinen Pandekten fertig werden konnte, gegen den Schluß des Semeſters regelmäßig Stunden einzuſchieben. Kein Auditorium war

dann vor ihm ſicher. Auch in das Friedrichſche hatte er eine Stunde verlegt gerade zu der Zeit, in der dieſer ſelbſt zu leſen pflegte. Es war an einem Samstag, und ich traf ihn auf der Treppe. Er hatte ſein Auditorium bereits beſetzt vorgefunden und Seuffert auf dem Katheder. Nun beklagte er das Schickſal ſeiner kleinen Schar, die wider ihren Willen ſtatt einer theologiſchen eine juriſtiſche Vorleſung hören mußte und ſein eignes, da er zu Unrecht am Leſen gehindert worden war. Später hat man ihn an die philoſophiſche Fakultät verſetzt.

Einmal in der Woche abends trafen ſich die Forſtleute von der Univerſität und aus dem Finanzminiſterium im „Kletzengarten". Franz Baur hatte mich dort eingeführt, und ich danke dieſen Zuſammenkünften manche praktiſche Belehrung, beſonders von ſeiten des Oberforſtrats Ganghofer, des Vaters des Dichters, der damals an der Spitze der bayriſchen Forſtverwaltung ſtand und ſeiner Räte. Freund Baur war nach ſolchen Geſprächen ſo ſehr in die Praxis des Forſtweſens vertieft, daß er auf dem Heimwege mir die Schneiſen aufzählte, die wir noch bis zur Heßſtraße zu gehen hatten, indem er damit die Straßen meinte, die wir durchſchreiten mußten. Jedenfalls haben dieſe Zuſammenkünfte ſowie die Zugehörigkeit der forſtlichen Lehrfächer zur Staatswirtſchaftlichen Fakultät viel dazu beigetragen, daß ich mich in die in den Forſtbetrieb einſchlagenden ökonomiſchen Fragen einſtudiert und immer das lebhafteſte Intereſſe für die ſtrittige Ertragsfrage behalten habe.

Nicht ſelten trafen ſich auch die Familien der Profeſſoren auf einem Bierkeller, wo ein frugales Abendeſſen verzehrt wurde, zu dem die Frauen die Zukoſt mitbrachten, während man das Brot aus der Schürze der Kellnerin erſtand, und wenn man damit nicht zufrieden war, noch ein von Tiſch zu Tiſch wanderndes „Radiweib" in Nahrung ſetzen konnte. Die bayriſchen Anſchauungen ſtießen dann mit denen von jenſeits der Mainlinie oft recht drollig zuſammen. So wenn G. Heyer ſeinem Sohn, der damals preußiſcher Referendar war, die kitzliche Frage vorlegte, ob es ſich wohl für einen preußiſchen Geheimrat ſchicke, ſeinen Krug in eigner Perſon zu ſchwenken und ſein Bier ſelbſt zu holen. Einen ſpäteren Dorpater Kollegen habe ich durch dieſe bajuvariſche Sitte einſt geradezu zum Entſetzen

gebracht. Spielten gar ein paar Muſikanten und ſielen dann bei einer bekannten Melodie die zahlreichen Gäſte mit Geſang ein, ſo herrſchte kannibaliſches Wohlſein, und man ging ſo bald nicht nach Hauſe. Die ſeitdem in München entſtandenen „Bierpaläſte" kannte man damals noch nicht, wenn auch das alte Hofbräuhaus, in dem die Gäſte auf Fäſſern im Hofe ſaßen, bereits im Umbau begriffen war.

Jedenfalls konnte man billig in München leben, wenn man der Landesſitte ſich einigermaßen anpaßte. Bei der guten Frau Kaſſier Kuisl in der Heßſtraße, bei der ich wohnte, habe ich im Anfang ſehr angeſtoßen, als ich zum Abendbrot immer Tee verlangte, und ich höre noch ihre weiſe Belehrung: „In Müncha trinkt ma kein Tee, da trinkt ma a Bier." Das wurde über die Straße im nächſten Wirtshaus geholt, und am Fenſter ſtack ein Plakat mit der Aufſchrift: „Morgens von 4 Uhr an geöffnet" — wohl für die zahlreichen Bauarbeiter, die in der Gegend zu tun hatten.

Mein „Oberkollege" Helferich ſtand bereits in den Sechzigern und war das typiſche Bild eines deutſchen Profeſſors, groß, hager, mit ſcharf geſchnittenem bartloſem Geſicht. Er hatte in ſeiner Studienzeit bei Staatsrat Hermann Vorleſungen gehört, deſſen Nachfolger er 1869 in München geworden war und deſſen „Staatswirtſchaftliche Unterſuchungen" er 1870 mit G. von Mayr in zweiter Auflage herausgegeben hatte. Auch in ſeiner wiſſenſchaftlichen Richtung war er kaum über dieſen ſeinen Lehrer hinausgekommen, wußte aber die abſtrakte Gedankenſtrenge desſelben durch gut ausgewählte Beiſpiele in ſeinen Vorleſungen zu mildern. Seit 1843, wo ſeine Schrift „Von den periodiſchen Schwankungen im Werte der edlen Metalle von der Entdeckung Amerikas bis zum Jahre 1830" erſchienen war, hatte er kein ſelbſtändiges Buch mehr veröffentlicht, und ſeine Aufſätze in Zeitſchriften lagen zeitlich auch ziemlich weit zurück. Im ganzen huldigte er der engliſch-individualiſtiſchen Nationalökonomie und verwarf jedes Entgegenkommen gegenüber dem Sozialismus. Auch dem Verein für Sozialpolitik, welcher auf deutſchen Kathedern die Vorherrſchaft hatte, ſtand er fremd gegenüber, hatte ſich aber gerade damals, als ich ihn kennen lernte, zur Bearbeitung zweier Abſchnitte in Schönbergs „Handbuch der Politiſchen Oekonomie"

(Forſtwirtſchaft und Allgemeine Steuerlehre) verſtanden, die ihm viele Mühe machten und über die er ſich oft bei mir beklagte. Mit der Forſtwirtſchaft hatte er ſich eingehender beſchäftigt, ſeitdem ein Teil des forſtlichen Unterrichts an die Univerſität München verlegt war; doch konnte er der neueren Richtung der Bodenreinertragswirtſchaft keinen Geſchmack abgewinnen.

Perſönlich war Helferich, ſeitdem die Frage meiner Habilitation entſchieden war, von großer Liebenswürdigkeit und behandelte das beiderſeitige Verhältnis mit einer Art naiver Offenherzigkeit. Wenn ich ihn beſuchte, pflegte er zunächſt ſchweigend vom Büchergeſtell eine Zigarrenkiſte zu holen, umſtändlich die Spitze einer Zigarre abzuſchneiden und mir dieſe in den Mund zu ſtecken. Dann erſt konnte die Unterhaltung beginnen.

Kurz nach dem Beginn meiner erſten Vorleſung machte mich Baur darauf aufmerkſam, daß ich doch auch den Univerſitätsreferenten im Kultusminiſterium Dr. Völk, einen Bruder des bekannten Abgeordneten, zu meiner Antrittsvorleſung hätte einladen ſollen. Um mein Verſäumnis wieder gutzumachen, aber doch auch nichts ohne Vorwiſſen Helferichs zu tun, beſuchte ich dieſen an einem ſonnigen Maimorgen und fragte ihn um ſeine Meinung. „Nötig iſt's nicht", ſagte er; „möglicherweiſe iſt Völk nicht bei Laune, dann bietet er Ihnen nicht einmal einen Stuhl an; wenn er aber gut gelaunt iſt, ſo erhalten Sie eine Priſe." Damit verabſchiedete er mich, und als er mich auf den Vorplatz herausbegleitete, trat ich vor einen dort hängenden Spiegel und vertauſchte meine ſchwarze Halsbinde mit einer weißen. Da ſchlug mir Helferich meinen Sommerüberzieher zurück, und als er darunter den Frack erblickte, ſagte er: „Sie ſind ein Teufelskerl, Sie wären doch hingegangen, auch wenn ich abgeraten hätte."

Auf dem Kultusminiſterium angelangt, ließ ich mich beim Referenten anmelden und wurde angenommen. Aber er machte in der Tat Miene, mich ſtehend abzufertigen. Da griff ich inſtinktiv nach der Lehne eines vor mir ſtehenden Stuhles, bekam einen Sitz angeboten und verweilte über eine halbe Stunde in angeregter Unterhaltung mit meinem Gegenüber, wobei die Schnupftabaksdoſe mir

wiederholt angeboten wurde. Als ich herunter auf den Griechiſchen Platz kam, ſah ich aus der Ferne eine ſchlanke Geſtalt im dunkeln Anzuge auf mich zukommen und erkannte in ihr Helferich. Es hatte ihn doch nicht zu Hauſe gelitten; er mußte gleich wiſſen, wie mein Wagnis abgelaufen war. Als ich in ſeine Nähe kam, ſtreckte ich drei Finger in die Höhe und ſagte laut: „Drei, Herr Hofrat, drei.“ „Was denn?“ entgegnete er und als ich antwortete: „Priſen“, meinte er: „Da haben Sie von Glück zu ſagen; es hätte auch übler ablaufen können.“

Im Beginn des zweiten und dritten Semeſters erſchien er nach meiner erſten Vorleſung bei mir, jedesmal mit der Frage: „Wieviel haben Sie?“ Als ich erwiderte: „Was denn?“ ſagte er: „Studenten!“ Darauf entgegnete ich, daß ich das ſelbſt nicht wiſſe. Wenn ich auf dem Katheder ſtehe, habe ich ganz andere Gedanken als die Zuhörer zu zählen. Aber ungefähr könne ichs doch ſagen, erwiderte er, und wenn ich dann angab: „25 oder 30“, klagte er: „Sehen Sie, bei Ihnen nimmts zu, bei mir nimmts ab.“ Das kam alles ſo drollig heraus, daß man dem alten Herrn nicht böſe ſein konnte. Nur einmal erinnere ich mich, ihn erzürnt zu haben. Es war, als die Vertreter der Forſtwiſſenſchaft ihre Studenten, die an einer Ueberfülle von Pflichtvorleſungen litten, erleichtern wollten und mich fragten, ob die Finanzwiſſenſchaft für Forſtleute nicht drei- ſtatt fünfſtündig geleſen werden könne. Ich gab den Beſcheid, daß ich das ſehr wohl für möglich halte, konnte aber nicht die Abſicht haben, die Vorleſung nun mit einer geringeren Stundenzahl anzukündigen, da mir ſehr wohl bekannt war, daß an allen Univerſitäten verboten iſt, eine Vorleſung, die ein Ordinarius in einer beſtimmten Stundenzahl hält, mit einer kleineren Zahl von Wochenſtunden anzuzeigen. Trotzdem wurde die Sache ſo ausgelegt, und ich hatte große Mühe, mich des Vorwurfs des unlauteren Wettbewerbs zu erwehren.

Im Sommerſemeſter 1881 las ich Geſchichte, Theorie und Technik der Statiſtik und Volkswirtſchaftliche Zeitfragen, im Winter 1881/82 Nationalökonomie und Ausgewählte Kapitel der Sozialſtatiſtik, im Sommer 1882 Finanzwiſſenſchaft und hielt ein nationalökonomiſches Repetitorium ab. Da ich es in den ſyſtematiſchen fünfſtündigen

Vorleſungen ſchon das erſte Mal auf 25 Zuhörer brachte, ſo wuchs mir der Mut, und ich richtete mich darauf ein, dieſelben mit Helferich abwechſelnd leſen zu können. Auch die Statiſtik erwies ſich als dankbar und ausbaufähig.

Ich kann ruhig ſagen, daß die Konkurrenzrückſichten, von welchen der Ordinarius meines Faches ſich zuweilen anwandeln ließ, in meinen Gedanken keinen Raum gefunden hatten. Ich war unendlich froh, daß ich eine Stätte gefunden hatte, wo man mich frei lehren ließ und regte mich nicht beſonders darüber auf, daß die Vorleſungen und die Vorbereitung auf dieſelben meine ganze Zeit verſchlangen und daß mir zu wiſſenſchaftlichen Arbeiten nichts mehr übrig blieb, die ich doch als Bedingung meines Fortkommens in der eingeſchlagenen Laufbahn betrachten mußte. Ich hoffte, daß dies ſpäter beſſer werden würde. Daß ich aber neben der Nationalökonomie der Statiſtik beſondere Sorgfalt zuwendete, hatte nicht allein darin ſeinen Grund, daß mir dieſe Wiſſenſchaft mehr Befriedigung gewährte, ſondern auch in der ſtillen Hoffnung, daß ich in dieſem Fache, das Helferich nicht las, am erſten zu einem Extraordinariat gelangen würde. Georg von Mayr, der ein ſolches früher beſeſſen hatte, war 1879 in den Reichsdienſt und ſpäter als Unterſtaatsſekretär nach Elſaß-Lothringen berufen worden, wo er in der Straßburger Tabakmanufaktur ein Verſuchsfeld für die Einführung eines Reichstabakmonopols gefunden hatte. Sein Nachfolger im Statiſtiſchen Bureau zeigte keinerlei Neigung, auch an der Univerſität in ſeine Fußtapfen zu treten. Somit war hier eine Lücke, deren Ausfüllung ich mir nach Kräften angelegen ſein ließ.

Ich hatte als Student bei Wappäus in Göttingen Statiſtik gehört; aber dieſer war gerade für die Art der pädagogiſchen Behandlung des Lehrſtoffs, wie mir ſchien, kein gutes Beiſpiel. Der erfolgreichſte Lehrer des an ſich ziemlich ſpröden Faches war damals der Kanzler Guſtav Rümelin in Tübingen. Schäffle hatte mir ein bei ihm nachgeſchriebenes Kollegienheft verſchafft, damit es mir an einem guten Vorbilde nicht fehle, und ich hatte daraus gelernt, wie Rümelin es anfing, um den Zahlen den Mund zu öffnen und ſie für den Unterricht fruchtbar zu machen. Die populär-philoſophiſche

Einkleidung, welche er dem Stoffe gegeben hatte, ſchien mir den wiſſenſchaftlichen Boden freilich, auf dem das ganze Fach ſteht, zu oft zu verlaſſen, als daß ich ihm hier hätte folgen mögen. Was ich an die Stelle ſetzte, muß doch wohl die Hörer befriedigt haben. Denn ihre Zahl wuchs gerade in den ſtatiſtiſchen Vorleſungen von Semeſter zu Semeſter. Aber meine Hoffnung auf ein Extraordinariat erfüllte ſich nicht, und bald wurde mir auch der Grund mitgeteilt. Der Gehalt der Mayr'ſchen Profeſſur war inzwiſchen eingezogen und zu einem anderen Zwecke verwendet worden, und es zeigte ſich an der Univerſität keinerlei Neigung, die Stelle auf Grund einer neuen Gehaltsbewilligung wieder zu beleben.

Es wird vielleicht ſonderbar klingen, aber ich ſage es frei heraus, daß ich in meinen Vorleſungen faſt immer von der Hand in den Mund lebte. Selten war mehr vorbereitet, als ich in einer Stunde zum Vortrage bringen konnte. In den Ferien etwa für das kommende Semeſter Kollegienhefte auszuarbeiten, das vermochte ich nicht. Natürlich forderte das während des Semeſters viel Arbeitskraft und Anſtrengung. Ich erinnere mich, daß ich bisweilen des Abends ausgebeten war, und wenn ich nach 11 Uhr nach Hauſe kam, erſt anfangen mußte, den Kollegienſtoff für den folgenden Vormittag zuſammenzuſtellen. Zweifellos iſt, daß dadurch die Vorleſungen an Friſche und Lebendigkeit gewannen; aber ebenſo ſicher iſt, daß ich in keiner meiner ſpäteren Stellen wieder ſo leicht und oft auch leichtſinnig Kollegienhefte ausgearbeitet habe wie damals in München.

Die ſtatiſtiſchen Kollegien waren von Studierenden aller Fakultäten beſucht. Neben den Angehörigen der ſtaatswirtſchaftlichen und philoſophiſchen Fakultät ſah ich immer auch Theologen zu meinen Füßen. Die teilnehmenden Juriſten kamen allerdings nicht ganz freiwillig. Ihnen war durch eine Examensvorſchrift die Verpflichtung auferlegt, eine Anzahl allgemein bildender Vorleſungen zu hören, und da mochten ſie meine ein- bis zweiſtündigen ſtatiſtiſchen Kollegien zuweilen aus recht äußerlichen Gründen bevorzugen. Gerade der Umſtand, daß der Stoff verſchiedenen Bedürfniſſen anzupaſſen war, iſt mir als Dozent ſehr heilſam geweſen. Denn er bewahrte mich vor doktrinärer Einſeitigkeit, der ich ſonſt vielleicht anheimgefallen wäre

und trieb zu einer Art der Behandlung, die sich dem vortrefflichen kleinen Buche G. von Mayrs, „Die Gesetzmäßigkeit im Gesellschaftsleben" annäherte.

In der Nationalökonomie las ich die Hauptvorlesungen mit Ausnahme der ökonomischen Politik. Helferichs Voraussage, daß die Bayern nicht zu mir kommen würden, hatte sich freilich nicht ganz erfüllt. Aber die Mehrzahl der Zuhörer waren doch Norddeutsche, die in München sich Studierens halber einige Semester aufhielten. Auch sah ich immer einige ältere Herren zu meinen Füßen. In der Stoffgruppierung erschien es mir ratsam, mich an das Hergebrachte anzulehnen, schon um von dem Ordinarius nicht allzusehr abzuweichen, und ähnliches hat mich auch später, als ich mich freier bewegen konnte, abgehalten, einen Umbau vorzunehmen, wo ihn weitere Studien als wünschenswert erscheinen ließen. Im Unterricht ist es immer bedenklich, sich grundsätzlich von dem in den gangbaren Lehrbüchern und Grundrissen eingehaltenen Lehrgang allzuweit zu entfernen, da doch aus ihnen der Anfänger lernen muß, während die Vorlesungen ihm bloß einen Ueberblick und Anregung zu selbständiger Weiterarbeit bieten können. Die systematischen Vorlesungen haben für den Dozenten immer den Zwang in sich, die großen Zusammenhänge durchzudenken, in denen seine wissenschaftliche Sonderarbeit steht und die Wirkung, ihn vor Abwegen zu bewahren, denen der Spezialist nur zu leicht anheimfällt. Meine ganze seitherige Beschäftigung mit der Nationalökonomie hatte sich aber auf solchen Spezialgebieten bewegt.

So wurde meine Privatdozentenzeit für mich eine Periode des Lernens, und gerade dabei kamen doch auch meine Hörer nicht zu kurz. Ich war nicht als Fertiger nach München gekommen und habe noch viele Jahre nachher die mittelalterliche Auffassung nicht begreifen können, die den Universitäten die Aufgabe zuwies, Träger eines feststehenden Lehrstoffes zu sein, der sich von Generation zu Generation überträgt. Von meinen in München ausgearbeiteten Kollegienheften sind nur noch Bruchstücke vorhanden; fortgesetzt ist daran umgearbeitet, zugesetzt und abgeschnitten worden; aber das Gesamtgebäude ist stehen geblieben, und wenn es zuletzt mit seinen vielen An- und Um-

bauten jenen winkeligen alten Häuſern glich, die aus dem Mittelalter auf uns gekommen ſind, ſo liegt doch auch darin ein Troſt, daß es ſich in dieſen Häuſern behaglich wohnt, was von reinen Neubauten nicht immer geſagt werden kann, auch wenn ſie mit „allen Einrichtungen der Neuzeit" ausgeſtattet ſind. Noch in meinem ſiebenzigſten Lebensjahre habe ich bisweilen einen Abſchnitt neu ausgearbeitet, der mir ſchon viele Jahre nicht mehr genügend erſchienen war, den ich aber immer wieder belaſſen hatte, bis etwas Beſſeres an die Stelle geſetzt werden konnte. Iſt das Konſervatismus, ſo will ich mich gerne zu ihm bekennen. Meine alten Münchener Kollegienhefte erſchienen mir nicht als Sündenregiſter, ſo vieles in ihnen ſpäter beſſerer Erkenntnis hat weichen müſſen.

Die Stellung des Privatdozenten bringt leicht die Gefahr einer chroniſchen Unzufriedenheit mit ſich. An der Univerſität, wo er ein Amt hat, aber keinen Gehalt, iſt das Verhältnis zum Ordinarius des Faches oder den Ordinarien ein ſehr empfindliches, und wird es immer mehr, je älter beide Teile werden. Es liegt gewiß ein ſchöner Gedanke darin, daß dem jungen Gelehrten an der höchſten Unterrichtsanſtalt des Landes Gelegenheit geboten werde, zu zeigen, was er in Wiſſenſchaft und Unterricht zu leiſten vermöge, ohne daß ihm weitere Pflichten auferlegt wären, freilich auch ohne Anſpruch auf Beſoldung und Beförderung. Ausſchließlich auf das Kollegiengeld geſtellt, jenem viel angefochtenen Reſt des mittelalterlichen Gebührenweſens, ſchwankt ſein Einkommen je nach dem vertretenen Fache zwiſchen weiten Grenzen, reicht aber nur bei recht wenigen zum Lebensunterhalte aus. Der Beſuch der Vorleſungen geſtaltet ſich natürlich recht verſchieden, wird aber immer da beeinträchtigt ſein, wo der Ordinarius zugleich Examinator oder Leiter eines Inſtituts iſt. Die Konkurrenz zwiſchen ihm und dem Privatdozenten iſt alſo keine ganz freie. Dieſer in der Natur der Dinge liegende Umſtand bildet für letzteren nicht ſelten den Gegenſtand des Anſtoßes und des Aergerniſſes, läßt ſich aber durch keine Unterrichtspolitik vermeiden, ſolange der eine als erprobter Mann vom Staate berufen und angeſtellt wird, der andere aber ungerufen kommt und ſich erſt noch erproben ſoll. Es iſt durchaus wünſchenswert, daß

überall, wo ein Privatdozent die erforderlichen Eigenſchaften bewieſen hat, ſeine Abberufung als Profeſſor an eine andere Univerſität erfolge, und das Vorhandenſein von kleinen und großen Univerſitäten in Deutſchland böte, ſolange nicht äußere Rückſichten die Auswahl bedingen und volle Freizügigkeit der Dozenten jedes Faches herrſcht, auch die Möglichkeit, die weitere akademiſche Laufbahn der Würdigkeit entſprechend immer auskömmlicher zu geſtalten.

Man kann es den Univerſitäten nicht verdenken, daß ſie die Inzucht zu vermeiden ſuchen und den Wert eines Dozenten nicht bloß nach den Unterrichtsleiſtungen desſelben bemeſſen. Die Verbindung von Forſchung und Lehre iſt ja gerade diejenige Seite unſerer akademiſchen Einrichtungen, die mit Recht als ihr höchſter Ruhm angeſehen wird. Die Fakultäten, denen die Berufungsvorſchläge obliegen, ſind ſelten ſo einheitlich zuſammengeſetzt, daß jeder dabei Mitwirkende für ein beſonderes Fach die verfügbaren Perſonen überſehen und ihre Würdigkeit zutreffend zu beurteilen vermöchte. Da bleibt ihm zur Erkenntnis des Wertes eines einheimiſchen Privatdozenten oft gar kein anderes Mittel als die Begehrtheit desſelben innerhalb ſeines Faches, die durch eine auswärtige Berufung zum Ausdrucke kommt. Wer eine ſolche Berufung ausſchlägt, um ſich in ſeiner Mutteruniverſität feſtzuniſten, darf ſich nicht beklagen, wenn er hier Enttäuſchungen erlebt.

Als befriedigender Normalzuſtand könnte es gelten, wenn alle Privatdozenten nach einem durchſchnittlichen Lehrbetrieb von 4 bis 5 Jahren durch Berufung oder im Falle erkannter Unfähigkeit durch Ausſcheiden aus ihrer Berufsſtellung abgingen und durch nachrückende junge Kräfte erſetzt würden. Die Dauer ihrer freien Lehrtätigkeit mag im erſteren Falle durch äußere Umſtände verlängert oder verkürzt werden. Im letzteren iſt jede Nachſicht vom Uebel, am meiſten diejenige, welche die betreffenden Perſonen gegen ſich ſelbſt üben. Dennoch findet man ſie nicht allzuſelten, namentlich bei Dozenten, welche durch den Uebergang zu der praktiſchen Ausübung des erlernten Berufes in ihrer Lebensſtellung herabzuſteigen fürchten. Und doch ſollte nichts einleuchtender ſein, als daß ein Theologe oder Philologe, der als Dozent eine traurige Figur macht, als Pfarrer

oder Gymnaſiallehrer der Geſellſchaft ſehr gute Dienſte leiſten kann. Natürlich wird es noch einen weiteren Unterſchied machen, ob ein überſtändig gewordener Privatdozent eignes Vermögen beſitzt oder nicht.

Auf jeden Fall hängt das Vorwärtskommen im akademiſchen Berufe nicht immer von perſönlichen Eigenſchaften ab. Aus dieſem Grunde hat man an einer Reihe von Univerſitäten die Einrichtung der Titularprofeſſuren geſchaffen, oder man ernennt ältere Privatdozenten zu außeretatsmäßigen Extraordinarien. Im erſteren Falle bleiben ſie in ihrer ſeitherigen Stellung, im zweiten rücken ſie zwar um eine Stufe höher, empfangen aber auch nach wie vor keinen feſten Gehalt. Nun kannte Bayern damals dieſen Ausweg nicht; es gab nur Extraordinarien mit Gehalt und beſonderem Lehrauftrag. Natürlich konnte ſomit ein Privatdozent nur dann in den Beſitz des Profeſſorentitels gelangen, wenn eine Stelle für ihn frei wurde und die Fakultät ihn dazu vorſchlug. Man erblickte darin einen der Gründe, daß bayriſche Privatdozenten ſeltener an auswärtige Univerſitäten berufen würden, da man an dieſen ſolchen den Vorzug gäbe, die bereits den Profeſſorentitel beſäßen.

In der Tat war damals in München bei einzelnen Fakultäten die Zahl der Privatdozenten eine ungewöhnlich große. Sie gründeten einen Verein, und in dieſem war gerade ein Jahr vor meiner Habilitation ein Tiſchlied geſungen worden, das ſich in einer Abſchrift erhalten hat, die ich hier mitteilen will.

Der Privatdozenten Lied.

Was ſtürzt dort ſo wild in den Saal herein?
So fahl und ſo ſchmal ſind die Wangen!
Wirr hänget das Haar ins Geſicht hinein,
Die Fräcke glänzen von Fadenſchein,
Die Blicke von heißem Verlangen.
Und fragt Ihr die blaſſen Geſtalten der Nacht,
Dumpf ſchallts: Hunger iſt auch eine Macht.

Wo einſam ein ſpärliches Lämpchen blitzt,
Sind ſonſt ſie in Büchern verborgen,
Der Schädel raucht, und die Stirne ſchwitzt,
Der eiſerne Muskel des Fleißes ſitzt,

Bis fröſtelnd erwacht der Morgen.
Und fragt Ihr die emſigen Forſcher der Nacht,
Dumpf ſchallts: Hunger iſt auch eine Macht.

Wo Dunkel ſich breitet da brechen ſie ein,
Der Wiſſenſchaft Licht zu entzünden.
Nichts kann ſo verborgen und ſchwierig ſein,
Was Gott und den größten Gelehrten zu fein,
Sie wiſſen es flugs zu ergründen.
Und fragt Ihr die kühnen Leuchtkäfer der Nacht,
Dumpf ſchallts: Hunger iſt auch eine Macht.

Sie kennen im Leben nichts andres als Pflicht,
Fremd ſind ihnen irdiſche Triebe;
Sie reizet die ſchlüpfrige Auſter nicht,
Sie haſſen den Schampus, den Vater der Gicht,
Sie fliehn die entmannende Liebe.
Und fragt Ihr die ſtrengen Asketen der Nacht,
Dumpf ſchallts: Hunger iſt auch eine Macht.

Doch heute vergeſſen ſie Sorge und Pein
Und ſtürmen zum üppigen Mahle.
Wie hauen ſie feſt in die Schüſſeln ein,
Wie ſchlürfen ſie gierig den ſchäumenden Wein
Im kreiſenden Stiftungspokale!
Und fragt Ihr die ſchmauſenden Söhne der Nacht,
Froh ſchallts: Hunger iſt auch eine Macht!

Der damalige Kultusminiſter Lutz ließ den Dichter des Liedes zu ſich kommen, um mit ihm die Lage zu beſprechen; aber eine Aenderung trat trotzdem nicht ein. Als ich eintrat, waren die Wogen der Bewegung noch nicht abgeebbt, und wer zur Unzufriedenheit neigte, konnte ſicher ſein, daß er im Privatdozentenverein auf ſeine Rechnung kam. Beſonders bildeten Berufungsfragen und der Einfluß, den gutgewählte Schwiegerväter auf dieſelben ausübten, einen unerſchöpflichen Gegenſtand der Unterhaltung und des Wortwitzes. Als ich einſt mit dem Dichter des obigen Liedes nach einer ſolchen Sitzung nach Hauſe ging, klagte er lebhaft über den Ordinarius ſeines Faches und ſchloß mit den Worten: „Wenn ich aber einmal Ordinarius ſein werde“ —. „Dann werden Sie's gerade ſo machen“, fiel ich ihm in die Rede, und er erwiderte lachend: „Ja, das wollt'

ich eben ſagen; ich werde es genau ſo machen.“ Er gab alſo freimütig zu, daß die Dinge, von der anderen Seite betrachtet, ſich anders ausnehmen.

Der geſamte Lehrkörper der Univerſität traf ſich nur einmal im Jahre am Stiftungsfeſt der Univerſität, das am Vormittag mit der Preisverteilung an die Studierenden in der Aula und am Nachmittage durch ein Feſteſſen in Feldafing am Starnberger See gefeiert wurde. Zur Aula-Verſammlung gingen wir nur ungern, da wir durch unſere bürgerliche Kleidung zu ſehr gegen die ſtattlichen Talare der Profeſſoren abſtachen; um ſo zahlreicher beteiligten wir uns an der Fahrt nach Feldafing. Bei akademiſchen Feſteſſen pflegt viel geredet zu werden. Den Mittelpunkt der oratoriſchen Leiſtungen bildete aber die Verkündigung des Ergebniſſes einer Preisbewerbung der Dozenten. Die hiebei geſtellten Aufgaben waren poetiſche; für jede war als Preis eine oder mehrere Flaſchen Sekt ausgeſetzt. Einmal hatte der Pandektiſt Brinz als Vorſitzender des Preisrichter-Kollegiums deſſen Entſcheidungen bekanntzugeben, und er tat dies mit juriſtiſcher Schärfe und feinem Humor. Unter anderem wies er dem Metriker der Univerſität einen proſodiſchen Fehler in einem lateiniſchen Diſtichon nach, in welchem die Nationalökonomie und die Theologie zugleich hatten gefeiert werden ſollen. Trotzdem wurde ihm der Preis zuerkannt. Der glücklichſte Bewerber war aber damals Holtzendorff, und ich habe ihn ſelten in ſo guter Laune geſehen, als an dieſem Nachmittage. Ueberhaupt ſchienen alle Spannungen innerhalb des Lehrkörpers ausgeglichen zu ſein. Während des Nachtiſches ſtand ich mit dem Hiſtoriker Felix Stieve und dem Chirurgen Heinrich Helferich einmal zwiſchen den Tiſchen, als der Ophthalmologe Rotmund das Wort ergriff und ſagte: „Ich weiß gar nicht, was nur die Privatdozenten wollen; ſie haben ja doch die drei größten Männer an der Univerſität.“ Angeſichts unſerer Körperlänge war das gewiß nicht zu leugnen. Man konnte ſich damals in München mit ſehr harmloſen Dingen vergnügen, wie ſich des öfteren in der „Aula“ zeigte, jener geſelligen Vereinigung, in der ſich Dozenten, Künſtler und Beamte zu regelmäßigen Friſten verſammelten.

Was für die Jungfrau Heiratsanträge — erwartete und wirkliche —, das ſind für den deutſchen Dozenten Berufungsausſichten: enttäuſchungsreiche Aufregungen, aus denen manche ihr Leben lang nicht herauskommen. In München waren ſie aus den oben angeführten Gründen doppelt begehrt. Für mich ſelbſt hätte eine Berufung wirtſchaftlich zunächſt nur eine Wiederherſtellung des Zuſtandes gebracht, den ich früher bereits gehabt hatte; mehr getraute ich mir auch nicht zu erreichen. Dennoch waren es recht gemiſchte Gefühle, mit denen ich ſchon im Dezember 1881 eine Nachricht Adolph Wagners empfing, nach der er aus der japaniſchen Geſandtſchaft um einen jüngeren Nationalökonomen angegangen war, der einige Jahre gleich anderen Deutſchen an der Univerſität Yedo dozieren könne. Später hat ſich auch Holtzendorff viel um meine Ernennung bemüht und mir die Annehmbarkeit der Sache auf jede Weiſe einzureden verſucht. Bis zu einem eigentlichen Rufe iſt ſie gar nicht gediehen.

Dann wurde mir geſagt, man habe für eine Stelle im Statiſtiſchen Amt des Deutſchen Reiches an mich gedacht, wo man jemanden brauchte, der ſich beſonders mit dem Gewerbeweſen beſchäftigt hätte, habe aber davon abgeſtanden, weil es „vergeblich ſein würde, einen früheren Redakteur der Frankfurter Zeitung vorzuſchlagen".

Daß mir ähnliche Anſchauungen an den meiſten Hochſchulen Deutſchlands die Türen verſchließen würden, konnte ich mir ſelbſt nicht verhehlen, und ſo war ich einigermaßen erſtaunt, als ſich mir gegen das Frühjahr 1882 unerwartet die Ausſicht auf die Erlangung eines Extraordinariats in Erlangen eröffnete. Sein ſeitheriger Inhaber Georg Schanz war nach Würzburg verſetzt worden; er wie namentlich der Hiſtoriker Karl Hegel wünſchten meine Berufung. Aber die Stelle wurde auch von anderer Seite begehrt. Der Bewerber war ebenfalls Privatdozent an einer bayriſchen Univerſität und hatte in ultramontanen Kreiſen einflußreiche Verbindungen. In den Ferien beſuchte er mich in München, um mich zu einem Verzicht auf die Wahl zu bewegen, bei welcher die Erlanger Univerſität ein Vorſchlagsrecht auszuüben hatte. Als ich ihm

erwiderte, daß dazu wohl keine Veranlaſſung vorliege und daß jeder dem andern es gönnen könne, wenn auf dieſen die Wahl falle, ſpielte er den letzten Trumpf mit den Worten aus: „Ja, aber ich habe eine Braut.“ Ich konnte nichts anderes mehr ſagen als daß ich, wenn das entſcheidend ſei, allerdings zurückſtehen müſſe.

Die Verhandlungen zogen ſich in Erlangen ſehr in die Länge, und im Laufe derſelben kamen allerlei erbauliche perſönliche Dinge gegen mich zum Vorſchein. Zunächſt ſollte ich als früherer Redakteur der Frankfurter Zeitung politiſch verdächtig ſein. Käme ich nach Erlangen, ſagte man, ſo ſei Gefahr vorhanden, daß ich mich im Wahlkreiſe Erlangen-Fürth an die Spitze der Volkspartei ſtellen werde, und Agitatoren ſeien für ein akademiſches Lehramt nicht zu brauchen. Helferich ſchrieb manchen Brief, um dieſen und ähnliche Anwürfe zu widerlegen. Eines Tages wurde mir von Erlangen geſchrieben, es werde das Gerücht verbreitet, ich ſei bei einem Feſteſſen in München, als das Hoch auf den Kaiſer ausgebracht worden ſei, demonſtrativ ſitzen geblieben. Ich ſchrieb zurück: ob mich denn, wenn ich ähnliche Geſinnungen hegte, in Erlangen jemand für ſo dumm und taktlos halte, daß ich Gelegenheiten aufſuchte, bei denen ich in eine mir unangenehme Lage kommen könne. Ich ſei jetzt vollſtändig auf den Vorwurf gefaßt, ſilberne Löffel geſtohlen zu haben, werde mich künftig aber nicht mehr verteidigen.

Die Sache erſcheint mir heute ſo kleinlich, daß ich mich ſcheuen würde, ſie auch nur mit einer Silbe zu erwähnen, hätte mich nicht langjährige Erfahrung überzeugt, daß bei manchen akademiſchen Berufungen, wo ſachlich keinerlei Bedenken vorliegen, die abgeſchmackteſten perſönlichen Nachreden — darunter namentlich Verdächtigungen der politiſchen Geſinnung — immer noch Ausſicht haben, Gläubige zu finden und nicht ſelten auch ihr Ziel erreichen. Derartige Quertreibereien kommen in der Regel von auswärts, und ſo war es auch damals in Erlangen. Zehn Jahre nachher bekannte mir mein Nachbar auf einem Feſteſſen zu Karlsruhe, daß er ſeinerzeit obiges Gerücht von einer andern Univerſität nach Erlangen gebracht habe und erbat meine Verzeihung. In Erlangen iſt mir glücklicherweiſe damit nicht geſchadet worden. Zwar war aus der philoſophiſchen

Fakultät unter den von München ausgehenden Einflüssen ein Doppelvorschlag herausgekommen. Aber der akademische Senat strich den zweiten Namen, und so wurde ich als einziger Kandidat dem Kultusministerium präsentiert.

Inzwischen hatte man auch an der deutsch-russischen Universität Dorpat mir ein Ordinariat für Statistik angeboten. Ich war anfangs nicht sehr geneigt, den Ruf anzunehmen, durfte ihn aber auch nicht ablehnen, so lange nicht über das Erlanger Extraordinariat entschieden war. Da ich auf eine persönliche Erkundigung beim Kultusminister Lutz mit leeren Kanzleitröstungen abgespeist worden war, so übernahm Alois Brinz, an den ich durch Schäffle empfohlen war, die Sache ins klare zu stellen. Das gelang ihm auch, und ich nehme jetzt noch Anstand, die entrüsteten Worte zu wiederholen, mit denen er mir die entscheidende Tatsache mitteilte. Das Ministerium hatte den vom Senat gestrichenen Namen an die Stelle des meinen gesetzt und berief infolgedessen den Mann mit der Braut. Ich selbst aber nahm die Berufung nach Dorpat an. Als dem Universitätsreferenten Völk dieser Ausgang mitgeteilt wurde, atmete er erleichtert auf und sagte zu dem Ueberbringer der Nachricht: „Sehen Sie, da hätte man dem Glücke des Mannes doch bloß im Wege gestanden, wenn man ihn im Lande behalten hätte."

In der Tat dem Glücke! Würde ichs vielleicht an sich für meine weitere Entwicklung haben bedauern müssen, wenn ich nicht nach Dorpat gekommen wäre, so bot diese Berufung mir auch die Möglichkeit, Emilie Mittermaier, die seit März 1882 meine Braut war, als meine Frau heimzuführen und einen eignen Hausstand zu gründen. „Wie ich to mine Fru kam" — darüber konnte Fritz Reuter ein Büchlein schreiben, und ich könnte es auch, wills aber lieber nicht tun und den dankbaren Gegenstand einem stofffhungrigen Belletristen überlassen, der sich der Liebesnöte eines Privatdozenten annehmen will. Er kann damit einen besonderen Typus treffen, der an allen Universitäten ungefähr gleichmäßig verläuft.

Nur darüber will ich ein paar Worte sagen, wie ich zu meinem Schwiegervater kam. Dieser war der großh. badische Baurat Philipp Mittermaier, ein Sohn des bekannten Heidelberger Juristen.

Ich befand mich also bei ihm noch in der akademischen Linie. Er hatte in seinem frühen Mannesalter sich bei der Anlage der ersten badischen Eisenbahnen betätigt, aber noch recht jung wegen eines Lungenleidens in den Ruhestand treten müssen. Dann hatte er durch längeren Aufenthalt in Madeira die tückische Krankheit bekämpft und nach seiner Rückkehr mit seiner Familie nach einander in Genf, Stuttgart und München Aufenthalt genommen. Aber es war ihm nicht gegeben, sich mit einem müßigen Pensionistenleben zu begnügen. Mit Feuereifer widmete er sich bald diesem, bald jenem Gegenstande und ging dann mit allen seinen Gedanken in ihm auf. So zuerst der Malerei, die er eine Reihe von Jahren mit Eifer und unleugbarem Erfolg gepflegt hat. In meinem Hause zu Bad Liebenstein hängt eine Anzahl Landschaften von seiner Hand. Der Grund, weshalb er die schöne Kunst aufgegeben hat, war das Urteil eines berufsmäßigen Kunstmalers, der nach Besichtigung seiner Leistungen zu ihm gesagt hatte: „Für einen Dilettanten ganz schön." Dilettant aber wollte er nicht sein. Dann haben ihn lange Zeit religiöse Fragen beschäftigt. Er war von Haus aus katholisch wie auch seine Gattin Laura, geb. Bekk. Später traten beide zur freireligiösen Gemeinde über, und ihre Kinder sind ihnen darin gefolgt. Als einst bei einer Volkszählung meine Frau sich in die Konfessionsrubrik mit „konfessionslos" eingetragen hatte, gab es einen gewaltigen Streit mit dem städtischen Statistischen Amte, das diese Kategorie als „unzulässig" erklärte.

In politischen Dingen war mein Schwiegervater von stark ausgesprochener deutscher Gesinnung und hat namentlich in Oesterreich in dieser Richtung zu wirken gesucht. Mit Wahlrechtsfragen beschäftigte er sich aufs eingehendste. Als ich ihn kennen lernte, huldigte er einer andern Liebhaberei. Bald fand er hier, bald da eine alte Schloßruine, die er stilgerecht ausbauen und wohnlich herrichten wollte. Da aber diese Pläne bei seiner Gattin auf kein rechtes Verständnis stießen, so wandte er sich der damals brennend gewordenen Frage der Städtevereinigung zu. Er war von der wirtschaftlichen und hygienischen Mangelhaftigkeit des englischen Systems der Schwemmkanalisation so fest überzeugt, daß er es überall lebhaft

bekämpfte, wo ſich ihm Gelegenheit dazu bot. In Heidelberg hatte er mit ſeinem ärztlichen Bruder Dr. Karl Mittermaier die Tonnenabfuhr eingerichtet, ein verhältnismäßig befriedigenderes Syſtem für kleinere Städte. Aber überall in den Großſtädten ſchien man der Schwemmkanaliſation mit dem reinlichen W. C. den Vorzug geben zu wollen, und Ph. Mittermaier fand nun eine Lebensaufgabe darin, dies zu verhindern.

Auch in München trug man ſich mit Plänen in dieſer Richtung und hatte dabei die Billigung und Fürſprache Pettenkofers. Bei der erſten Erörterung der Frage im Architekten- und Ingenieur-Verein hatte mein ſpäterer Schwiegervater kurz vor meiner Ankunft in München ſogar über den berühmten Hygieniker einen Sieg davon getragen. Aber er begnügte ſich damit nicht und war fortgeſetzt bemüht, jedermann über die Gefahren der Schwemmkanaliſation aufzuklären, ſogar auf den Bierkellern, die er fleißig beſuchte, jeden Handwerker oder Arbeiter, neben den er zufällig zu ſitzen kam.

Ich ſelbſt war ſchon in Frankfurt dieſen Dingen wegen ihrer landwirtſchaftlichen Bedeutung näher getreten, und da ſich damals die Gegner des Schwemmſyſtems in einem „Verein zur Reinhaltung des Waſſers, des Bodens und der Luft“ vereinigt hatten, ſo hatte ich den Schatzmeiſter der dortigen Ortsgruppe perſönlich kennen gelernt. Dieſer hatte mich bei meiner Ueberſiedelung nach München mit einer Reihe von Empfehlungsbriefen an die dortigen Geſinnungsgenoſſen verſehen, und ich hatte mir dieſe Liebenswürdigkeit gefallen laſſen müſſen, ohne daß ich die Abſicht hegte, von ihr Gebrauch zu machen. Als ich nun im Anfange meines Münchener Aufenthaltes einſt vereinſamt in meiner Klauſe ſaß, fielen mir die Empfehlungsbriefe in die Hand, und mein Auge blieb an dem bekannten Namen Mittermaier haften. Ich ſuchte den Träger desſelben auf und fand bei ihm bereitwilliges Entgegenkommen. So habe ich die drei Töchter desſelben kennen gelernt, und die mittlere derſelben iſt nachmals meine Frau geworden.

Mein Schwiegervater war einer jener ſeltſamen Schwärmer, die für alles, was ſie durchſetzen wollen, Vereine gründen und niemals perſönlich mit voller Wucht für eine Sache eintreten wollen. Stets

ſuchte er mich zu bewegen, gegen die Schwemmkanaliſation und für ein beſſeres Syſtem literariſch vorzugehen, und alle Verſicherungen, daß ich mir nicht über alle Seiten der Frage ein Urteil zutrauen könne, vermochten mich nicht von ſeinem Drängen zu befreien. In München iſt es ihm nicht gelungen, ſeine Anſichten durchzuſetzen; das hat ihn ſpäter veranlaßt, ſein Haus in der Gabelsbergerſtraße zu verkaufen und nach Lugano zu ziehen, wo er die letzten Jahre ſeines Lebens verbrachte. Dort habe ich ihn manchmal beſucht und auch die kleine deutſche Kolonie kennen gelernt, in der er zunächſt verkehrte. Vortreffliche Menſchen; aber ein Weg, um von einer zur fixen Idee gewordenen Anſicht auf den Boden geſunder Würdigung der tatſächlichen Verhältniſſe zu kommen, war das nicht. Manche von ihnen hatten ſich im Vaterland verkannt geſehen, oder ſie waren mit irgendeiner Einrichtung desſelben unzufrieden geweſen und konnten nun auch den Rückweg nicht mehr finden, nachdem ſie entdeckt hatten, daß auch in der italieniſchen Schweiz des Lebens Unvollkommenheiten nicht fehlen. Mein Schwiegervater kannte jede Bauernkneipe in der Umgegend von Lugano, und noch nach ſeinem achtzigſten Lebensjahre habe ich ihn auf Spaziergängen begleitet, bei denen es mir nicht leicht wurde, ſeinen weit ausgreifenden Schritten zu folgen. Er iſt 1899 in Hofgaſtein geſtorben, noch auf ſeinem letzten Lager beſorgt, daß ihn ſeine Kinder in ſeiner Leibesſchwäche nicht ſehen ſollten.

In München war er unſerer Heirat nicht entgegen, hat ſie aber auch nicht gefördert. Am 26. Auguſt 1882 feierten wir im engſten Familienkreiſe unſere Hochzeit, nicht ohne dabei noch einen Strauß mit der Gewiſſenhaftigkeit der bayeriſchen Bureaukratie auszufechten. Die Privatdozenten galten dort als Staatsbeamte, und ſolche bedurften zu ihrer Verheiratung der Genehmigung ihrer vorgeſetzten Behörde. Nun war ich bereits um die Entlaſſung aus meiner Stellung an der Univerſität eingekommen und durfte mich ſchon als ruſſiſchen Profeſſor betrachten. Aber der Standesbeamte verweigerte die Trauung, wenn ich nicht das vom Münchener Rektor unterzeichnete Dokument vorlegte. Dieſes war ſchließlich leicht zu erlangen, und ſo bin ich denn am Ende auf Grund einer Urkunde in die Ehe getreten, die mir herzlich überflüſſig vorkam und über deren Rechtsgültigkeit Zweifel

bestehen konnten. Als ich durch Ministerialentschließung vom 3. September 1882 in München „von der Funktion eines Privatdozenten allerhöchst enthoben" erklärt wurde, war ich bereits in Dorpat als ordentlicher Professor in Tätigkeit getreten.

Wissenschaftlich habe ich in München zwar nicht völlig brach gelegen. Das läßt die ganze Stellung des deutschen Privatdozenten nicht zu, von dem man neben der Bewährung im Unterricht auch literarische Leistungen erwartet, die sein Fach fördern oder wenigstens Anerkennung finden. Manche dieser Leistungen gleichen nur zu sehr den unreif vom Baum geschlagenen Früchten, und es wäre sehr zu wünschen, daß die wissenschaftliche Fachliteratur ihrer ledig würde. Seine wissenschaftliche Befähigung hat der Privatdozent überall durch eine besondere Habilitationsschrift nachzuweisen. Ist dieser Nachweis aber einmal geliefert, so sollte er sich für einige Jahre ausschließlich den Unterrichtszwecken widmen können. Tatsächlich erwartet denn auch kein Vernünftiger von ihm anderes, und wenn er doch dazu Zeit findet, so darf er sich kaum beklagen, wenn diese Tatsache eher zu seinen Ungunsten als zu seinen Gunsten ausgelegt wird.

Dennoch habe ich in München die wissenschaftliche Arbeit nicht ganz aufgegeben. Sie gehört ja notwendig zum akademischen Unterricht; aber ich habe mich auf das beschränkt, was in diesem Verwertung finden konnte. Veröffentlicht habe ich in dieser Zeit nur zwei für den Druck ausgearbeitete Vorträge: „Die Frauenfrage im Mittelalter" Tübingen 1882 (Sonderabdruck aus der Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft Bd. 38) und „Die Arbeiterfrage im Kaufmannsstande, Berlin 1883 (Deutsche Zeit- und Streitfragen", hrsg. von Virchow und Holtzendorff, Bd. XII). Beide waren vor einem weiteren Kreis von Gebildeten gehalten worden, der erste im Liebigschen Hörsale zu München, der zweite im Kaufmännischen Vereine zu Fürth. Es war schon damals meine Ansicht, daß derartige populäre Vorträge, wenn sie von akademischen Dozenten gehalten werden, so viel Eigengehalt haben müssen, daß sie auch dem Fachmanne Neues bieten. So sollten die beiden kleinen Veröffentlichungen nicht bloß zeigen, wie ich die in ihnen gestellten Aufgaben zu behandeln suchte, sondern auch was ich auf beiden Gebieten an neuen Ergeb-

niſſen eigner Forſcherarbeit gewonnen hatte. Daß die erſte von ihnen 1909 eine zweite Auflage erfahren durfte, zeigt vielleicht, daß meine Bemühungen nicht ganz vergeblich geweſen ſind.

Der Gegenſtand gehörte dem Bereiche meiner Unterſuchungen über die mittelalterliche Bevölkerung Frankfurts an, für welche ich mir eine eigene Methode zur Ausbeutung von Verwaltungsakten ausgedacht hatte. Mit meiner Ueberſiedelung nach Dorpat war mir die Möglichkeit fernerer Archivſtudien in Frankfurt a. M. genommen; die dortigen neuen Aufgaben forderten zunächſt meine ganze Kraft für den Unterricht, und ſo habe ich einſtweilen das Angefangene liegen laſſen müſſen, um unter günſtigeren Verhältniſſen dazu wieder zurückzukehren. Daß mir das möglich wurde, war eine glückliche Fügung des Schickſals.

Die „Arbeiterfrage im Kaufmannsſtande" erſchien erſt, als ich ſchon in Dorpat war. Sie habe ich nie weiter verfolgt. Es war immer meine Anſicht, daß zu ihrer Löſung die Beteiligten ſelbſt am meiſten tun könnten, während die Wiſſenſchaft ſich darauf zu beſchränken habe, die einſchlägigen Vorgänge ſorgfältig zu beobachten. Es ſind denn auch ſeitdem verſchiedene Organiſationen entſtanden, welche dem Ziele einer befriedigenden Ordnung des kaufmänniſchen Arbeitsverhältniſſes ſich immer mehr genähert haben, und es wäre vielleicht jetzt an der Zeit, wieder einmal zuſammenfaſſend zu unterſuchen, wie weit man nach einem Menſchenalter über die Zuſtände und Erſcheinungen von 1882 hinausgekommen iſt.

München hatte ich von Anfang an nur als Wartepoſten betrachtet, und als es ans Scheiden gehen ſollte, merkte ich erſt, wie ſehr ich dort feſtgewurzelt war. Das Leben in der Stadt und an der Univerſität hatte mir gefallen. Ueberall hinterließ ich gute Freunde, unter den Profeſſoren Franz Baur, Helferich, Brinz, Kuhn, Chriſt, Burſian, unter den Privatdozenten Ph. Lotmar, Erwin Gruber und Felix Stieve, und auch ſonſt in der Stadt hatte ich manchen, der mir wohl wollte, wie den Statiſtiker F. X. Pröbſt und den Dichter Karl Stieler. Die Menſchen hatten es alle ſo gut mit mir gemeint; ich hatte ein Weib gefunden, das mir lieb war und war in einen Familienkreis eingetreten, der

mich ſchätzte. Den ſelbſtgewählten Beruf hatte ich befriedigend ausgeſtalten können und an ihm Freude gewonnen. Auf der Univerſitätsbibliothek und dem Reichsarchiv war ich wie zu Hauſe. Als ich mich von dem Univerſitätsrat Neuhirl verabſchiedete, ſagte er: „Es iſt gut, daß Sie ſo weit fortgehen; um ſo eher kommen Sie wieder.“ Das hat das Schickſal in dem von ihm gemeinten Sinne freilich nicht gewollt; aber ich habe ſtets dankbar an München zurückgedacht und es als ein koſtbares Stück Heimat betrachtet. Und die dortigen Freunde haben mich auch als einen der ihrigen angeſehen.

XIII.

Dorpat

1882—1883.

Die Nachricht, daß man in Dorpat beabsichtige, mich auf den durch W. Stiedas Eintritt in das reichsstatistische Amt freigewordenen Lehrstuhl zu berufen, erreichte mich schon im April 1882, und ich habe ihr von vornherein viel größere Bedeutung beigelegt als den unter partikularpolitischem Drucke stehenden Erlanger Aussichten. Verschiedene deutsche Nationalökonomen hatten dieselbe Professur früher innegehabt: Ad. Wagner, E. Laspeyres, W. Lexis, und ihr Weg war bald von da zurück in die Heimat und dann weiter aufwärts gegangen; der letzte Inhaber derselben war zwar Balte; aber er sollte in den Reichsdienst übernommen werden. Mußte ich einmal eine Vorwärmungszeit durchmachen, ehe ich für eine reichsdeutsche Universität geeignet befunden wurde, so konnten diese Beispiele nur ermunternd wirken. Und auch allgemein galt Dorpat, ähnlich wie die kleinen schweizerischen Universitäten, als erste Etappe für die akademische Laufbahn.

Bei der Berufung eines Professors pflegen überall die brieflichen Auskünfte der Sachkundigen oder auch nur über Personenkenntnis verfügenden Kollegen die gleiche Rolle zu spielen wie beim alten Zunftwesen die Kundschaften. Ich erfuhr bald, daß solche Auskünfte bei Ad. Wagner, G. Schanz und Helferich eingeholt worden waren, und hatte die Ueberzeugung, daß sie nichts Ungünstiges über mich ausgesagt haben könnten. Auch mein früherer Zeitungskollege Sewigh aus Fellin in Livland hatte seine alten Dorpater Verbindungen für mich in Bewegung gesetzt. Aber man sagte mir

ſpäter, daß auch entgegengeſetzte Einflüſſe ſich geltend gemacht hatten. Ein Nationalökonom, der damals bei allen akademiſchen Berufungen eine ausſchlaggebende Rolle zu ſpielen pflegte, hatte warnend meine frühere Redaktionsführung zur Erwägung geſtellt. Aber man hatte in Dorpat darauf geſagt: „Wenn dieſer Mann bei der ‚Frankfurter Zeitung' geweſen iſt, ſo muß er Courage haben, und einen ſolchen können wir gerade brauchen."

Am 10. Mai (28. April) beſchloß die Hiſtoriſch-philologiſche Fakultät einſtimmig, mich als einzigen Kandidaten für den freiwerdenden Lehrſtuhl als ordentlichen Profeſſor dem Konſeil (der Vollverſammlung aller Ordinarien) zu präſentieren, falls ich erkläre, dem Rufe folgen zu wollen. Dieſer Bedingung habe ich entſprochen, und ſo wurde ich am 21. Mai (2. Juni) durch den Konſeil gewählt. Die Einreichung des Vorſchlags an den Kurator konnte erſt nach der Entlaſſung des Vorgängers im Amte am 1. Juli praktiſche Wirkung äußern, und am 13. (25.) Juli lief von Petersburg die Nachricht ein, daß das Miniſterium der Volksaufklärung meine Wahl beſtätigt habe.

Das war man damals in Dorpat gar nicht anders gewohnt. Die Univerſität ergänzte ihren Lehrkörper autonom durch die Wahlen des Konſeils; das Beſtätigungsrecht des Miniſteriums war reine Formſache. Wie wohltätig dies auf das Berufungsweſen zurückwirkte, habe ich ſpäter des öfteren erfahren. Es ſtärkte das Gefühl der Verantwortlichkeit und grub dem Koterienweſen inſofern den Boden ab, als Einſeitigkeiten der Fakultätsvorſchläge im Konſeil berichtigt werden konnten.

Die Nachricht verbreitete ſich raſch unter meinen Bekannten in München und in Frankfurt. Freund Wolff ließ ſichs nicht nehmen, ſie den ehemaligen Kollegen an der Wöhlerſchule zu hinterbringen und bedauerte nur, daß Kreyſſig nicht mehr lebte. Als ich im Auguſt zur Archivarbeit nach Frankfurt kam, lud Profeſſor Lucae den ihm befreundeten Vorſitzenden des Kuratoriums mit mir zum Abendeſſen ein, teilte ihm aber erſt über Tiſch mit, welch frohes Ereignis zu feiern ſei. Das war die Vergeltung für die frühere Mißachtung ſeiner Vorſtellungen.

Mein Schwiegervater pflegte damals den Sommer in Graz zu verbringen, wo er sich schon seit dem Ende der sechziger Jahre angekauft hatte und zugleich sich des täglichen Verkehrs mit seinem Neffen, dem Psychiater Richard von Kraft-Ebing erfreuen konnte. Von diesem waren auch Erkundigungen über die ihm besonders am Herzen liegenden hygienischen Verhältnisse von Dorpat eingezogen worden, die Professor Emminghaus, der Vorsteher der dortigen Psychiatrischen Klinik, mit der ganzen Gewissenhaftigkeit des Mediziners beantwortet hatte. Die Antwort war sehr vorsichtig gefaßt, bot aber doch keine Handhabe für einen Widerspruch gegen unsere Uebersiedelung. Vielleicht auch erschien meinem Schwiegervater Dorpat in anderer Hinsicht noch als das gelobte Land, in dem es keine Schwemmkanalisation gab. Jedenfalls war ihm der Gedanke aber sehr unbehaglich, daß seine Tochter gleich nach ihrer Verheiratung in die unbekannte Ferne ziehen sollte. Ja er suchte mich alles Ernstes zu bewegen, die bereits angenommene Berufung wieder rückgängig zu machen, indem er mich veranlassen wollte, in Oesterreich die Bewirtschaftung eines Gutes zu übernehmen. Natürlich habe ich ihm nicht sagen wollen, daß ich die Abhängigkeit von der russischen Regierung derjenigen von einem Schwiegervater vorziehe; aber bei meiner Schwiegermutter fand meine Auffassung, daß eine selbsterarbeitete Stellung das höchste Ziel alles männlichen Strebens sei, die kräftigste Unterstützung, und meine Braut war der gleichen Ansicht.

So kehrte die ganze Familie früh im August nach München zurück, und wir hatten die folgenden wenigen Wochen noch reichlich zu tun, um die Abreise vorzubereiten. Inzwischen hatte ich noch Gelegenheit, ein kleines Stück Dorpater Lebens an meinem seitherigen Aufenthaltsorte kennen zu lernen. Da war zunächst der Vertreter der Pädiatrie, Professor Vogel, ein geborener Münchener, der mit seiner sehr musikalischen Gattin hier die Ferien zuzubringen pflegte. Dann besuchte mich auf der Durchreise der Vertreter der russischen Geschichte, Professor Alexander Brückner, ein kleines bewegliches Männchen von großer Gutmütigkeit und vielseitigen Interessen. Und schließlich sah ich den Strafrechtslehrer von Roh-land, einen eingefleischten Vertreter des Baltentums, den ich in die

ihn ſehr fremdartig anmutenden Sitten eines Münchener Bierkellers einführte. Wie ich nachher erfuhr, hatte ich hier drei Typen getroffen, die mit mancherlei Abwandlungen in der Dorpater Profeſſorenſchaft immer wiederkehrten und mir einen Vorgeſchmack für meine Zukunft geben konnten.

Am 26. Auguſt 1882 war die Hochzeit, und am Abend desſelben Tages traten wir unſere Reiſe an. Was wir mitnehmen wollten (Bücher, Weißzeug, Betten uſw.) hatten wir vorausgeſchickt; was ſonſt für den neuen Haushalt notwendig war, ſollte in Dorpat zugekauft werden.

Hochzeitsreiſen ſind mir immer ein Greuel geweſen, und meine junge Frau hatte ſich dieſer Abneigung, die ſo ſehr von den Gewohnheiten ihrer Freundinnen abwich, anbequemt. Aber ſie war nicht wenig darüber erfreut, daß ich den Seeweg über Lübeck wählte und daß wir ſo doch noch zu einer Art Hochzeitsreiſe kamen.

Wir fuhren am erſten Abend bis Augsburg und von da am folgenden Tage nach Frankfurt a. M. Dort hatte ſich das Ehepaar Schröder ausbedungen, daß wir bei ihnen wohnen ſollten. Die Freunde im „Taunus“ hatten uns mit einem ſinnigen Hochzeitsgeſchenke erfreut. Es war ein Bild von Alexander Stix, das mich auf dem Katheder darſtellte, zu meinen Füßen die ganze alte Tafelrunde, deren einzelne Mitglieder deutlich erkennbar waren. Meine junge Frau freute ſich nicht wenig, alle diejenigen perſönlich kennen zu lernen, die mir in der Stadt lieb geworden waren, der ich ſieben Jahre meines Lebens gewidmet hatte, vor allem meine treuen Freundinnen Lotte Schröder-Bunſen und Lily Kipp, bei der ich ſo lange gewohnt hatte. Sodann beſuchten wir ihren Bruder Artur in Offenbach und meinen Bruder Theodor in Kirberg, wo eben ein kleiner Knabe angekommen war, mein Neffe Hermann, der nachmals lange in Kamerun und dann in der Türkei geweſen iſt. In Kirberg mußten wir noch allerlei zuſammenpacken, was nach Dorpat geſchickt werden ſollte. Darauf kehrten wir nach Frankfurt zurück und traten den 31. Auguſt die Reiſe nach Lübeck an.

Dort ſicherten wir uns am nächſten Morgen Plätze für den finniſchen Dampfer Porthan, mit welchem wir fahren wollten. Da

dieſer aber erſt am folgenden Tage abging, ſo benutzten wir den 1. September zu einem Ausfluge nach der reizenden Umgegend von Eutin (Keller- und Ukleiſee) und beſahen am nächſten Tage die alte Hanſeſtadt. Am Abend des 2. September war die Abfahrt. Die Trave hinunter ging es ſehr langſam. Ein Gewitter ſtand am Himmel; auf dem Waſſer wurde es bald dunkel. Von Zeit zu Zeit erhellte ein greller Blitz die Gegend und ließ die auf dem Fluſſe befindlichen Schiffe mit Maſten und Segeln ſcharf hervortreten. In Travemünde erklärte der Lotſe, welcher das Schiff begleitete, die Weiterfahrt wegen der Dunkelheit und der Unſichtbarkeit der Schifffahrtszeichen nicht wagen zu können, und ſo gingen wir gegen 10 Uhr abends hier vor Anker, um erſt am folgenden Morgen in aller Frühe weiterfahren zu können. Als wir auf Deck erſchienen, befanden wir uns bereits auf hoher See. Wir waren beide zum erſten Male auf dem Meere. Die Sonne ſchien freundlich auf die mäßig bewegten Wogen, die Luft war ſo milde, daß man ohne Ueberkleider auf Deck verweilen konnte. Das Schiff ſchwankte nur wenig, ſo daß nur die ſchwächlichſten Damen der Reiſegeſellſchaft ſeekrank wurden. Letztere beſtand außer einigen Herren zu einem großen Teile aus Gouvernanten, die nach Reval gingen. Erſt am Nachmittage ſchien das Schwanken des Schiffes ſtärker zu werden; wenigſtens fühlten wir uns beide auf den Füßen etwas unſicher, und als es zum Mittageſſen ging, war uns ſo unbehaglich zumute wie den meiſten anderen. Immerhin ſuchten wir nachher durch beſtändige Marſchübungen auf dem Verdecke Feſtigkeit zu gewinnen, und es gelang dies auch ſo gut, daß wir ohne jeden Unfall unſer Ziel erreichten.

Alles intereſſierte uns: die Menſchen, mit denen uns der Zufall zuſammengeführt hatte, die Küſten, welche nacheinander in Sicht kamen, die Arbeiten der Matroſen, der wetterfeſte finniſche Kapitän. An den Abenden ſaßen wir lange auf Deck, ſahen die Leuchtfeuer aufflammen und die am klaren Himmel erglänzenden Sterne. Dann kam der Mond herauf; hier und da ſchwankte ein Schiff mit vollen Segeln vorbei, während unſer Dampfer ruhig dahinzog. Am zweiten Tage überzog ſich der Himmel mit Wolken; es regnete ab und zu. Da aber die Luft milde blieb, ſo konnten wir meiſt ohne Unbehagen

auf dem Verdecke bleiben. Trotzdem atmeten wir erleichtert auf, als am 5. September nach Mittag die Türme von Reval in Sicht kamen, das von einer Höhe auf das Meer hinausſchaut. Der Hafen mit ſeinen finniſchen, ſchwediſchen, deutſchen Dampf- und Segelſchiffen bot ein wunderliches Bild. Rings von hölzernen Befeſtigungen eingerahmt, erinnerte er uns in fataler Weiſe an die Potemkinſchen Kouliſſen. Am Landeplatze drängten ſich Schiebkärcher und allerlei Fuhrleute mit ihren primitiven Fuhrwerken und kleinen Steppenpferden. Die Zoll- und Paßreviſion verlief wider Erwarten glatt. Wir mieteten uns einen Karrenmann, der ſtolz auf einem unſerer Reiſekoffer ſitzend mit ſeiner elenden Märe unſer Gepäck nach dem Hotel Petersburg brachte, während wir Arm in Arm hinterdrein gingen. Das war unſer Einzug in Rußland.

Am 6. September früh fuhren wir mit der Eiſenbahn Dorpat zu, nachdem wir uns vorher überzeugt hatten, daß unſer Gepäck bereits eingetroffen war, aber wegen des Fehlens einer Anweiſung zum zollfreien Durchlaß nicht weiter befördert werden könne. Am Nachmittage kamen wir an unſerem Ziele an und hielten hier ähnlich unſern Einzug wie in Reval. Ein Hotel Petersburg nahm uns auch hier auf; aber wir konnten nicht bleiben, da für eine bevorſtehende landwirtſchaftliche Ausſtellung alle Zimmer beſtellt waren. Da konnten wir denn gleich die Enge der Verhältniſſe und die baltiſche Gaſtfreundlichkeit von ihrer beſten Seite kennen lernen. Unſer Mißgeſchick hatte ſich wie ein Lauffeuer verbreitet. Verſchiedene Kollegen, die wir noch gar nicht begrüßt hatten, erſchienen bei uns, um uns einzuladen, bei ihnen zu wohnen, und es wurde uns nicht leicht, alle dieſe Freundlichkeit abzulehnen. Alsbald fand ſich auch ein vorübergehendes Unterkommen, und wir haben nach Schluß der Ausſtellung weiter im Hotel Petersburg gewohnt.

Dorpat hatte ſchon auf dem Weg vom Bahnhofe in die innere Stadt auf uns den freundlichſten Eindruck gemacht. Die ſchmucken Holzhäuſer mit ihren großen Veranden, auf denen noch die Familien ſich der milden Sommerluft und des Roſenduftes aus den Gärten erfreuten, die noch grünenden Roßkaſtanien, Eſchen und Ahorn ſagten uns, daß es ſich hier würde leben laſſen. Profeſſor Mithoff war

uns bei dem Aufſuchen einer Wohnung behilflich. Wir nahmen ſchließlich diejenige, welche mein Vorgänger beſeſſen hatte, Teichſtraße 37, gegenüber dem Handwerkerverein und nicht weit vom Bahnhof. Sie hatte 5, zum Teil recht geräumige Zimmer mit einer großen gedeckten Veranda nach dem Garten, nebſt Küche, Magdkammer und Holzraum. Den letzteren alsbald mit Brennholz zu füllen gebot die Vorſicht. Am Embachufer wurde von Ruſſen ein Vorrat Birkenholz erſtanden, das mir von eſthniſchen Fuhrleuten alsbald zugebracht wurde. Es waren 16 Fuhren, trotz der Kleinheit der Bauernwagen eine uns ungewohnte Menge.

Antrittsbeſuche waren beim Kurator und ſämtlichen Ordinarien der Univerſität zu machen. Die Menſchen waren alle ſo einfach liebenswürdig und nahmen uns ſo herzlich auf, daß wir uns raſch zu Hauſe fühlten. Die Deutſchen bildeten ja in den Oſtſeeprovinzen überhaupt die Minorität, und in einer ſolchen entwickelt ſich leicht ein lebhaftes Gemeinſchaftsgefühl, das wir aufs wohltätigſte empfanden. Meine Frau hatte ſich in Bezug auf den Haushalt vorher Sorgen gemacht, und es war auch alles ganz anders, als ſie es von den Eltern gewohnt war. Aber die Kollegenfrauen wurden nicht müde, ſie zu belehren und ihr hilfreich beizuſpringen.

Der Spediteur in Reval berichtete, daß unſer Gepäck erſt freigegeben werden könne, wenn der Zenſor meine Bücher durchgeprüft haben werde. Doch könne die Angelegenheit vielleicht abgekürzt werden, wenn ich einen Katalog einſende. Raſch entſchloſſen ſchickte ich ein philologiſches Bücherverzeichnis, das ich mir hatte verſchaffen können, nach Reval, und nach einigen Tagen erhielt ich von der Güterexpedition des Dorpater Bahnhofs die Mitteilung, daß 15 Kiſten für mich eingetroffen ſeien. Ich verfügte mich mit einigen Fuhrleuten nach der Eiſenbahn. Da lagen meine Kiſten auf dem Bahnſteig, wie ſie ausgeladen waren, und ein Gensdarm patrollierte auf und ab, in voller Uniform, das Seitengewehr an einem Bandelier, das ihm über Schulter und Bruſt ging. Als ich näher kam, bemerkte ich ſofort, daß an einer Kiſte der Boden aufgeſprungen war. Es war gerade diejenige, in welche ich deutſche Literatur eingepackt hatte, von der ich annehmen konnte, daß ſie in Rußland verboten

ſei, und auf einem auffallend gezeichneten Umſchlag konnte man in großen Buchſtaben leſen: „Loſe Blätter aus dem Geheimarchiv der ruſſiſchen Regierung.“ Aber der Wächter des Geſetzes ſchien nichts bemerkt zu haben oder verſtand die deutſche Sprache nicht. Jedenfalls wurden die Kiſten unter vielem Lärmen und Schreien aufgeladen und nach der neuen Wohnung gefahren.

Aber hier erhub ſich neue Not. Die Fuhrleute erklärten, die ſchweren Bücherkiſten nicht die Treppe in das erſte Stockwerk hinaufbringen zu können, und es bedurfte meiner tätigen Mithilfe, um das Werk zu vollenden. Ich habe mich damals wie auch ſpäter noch oft nicht genug über die geringe körperliche Leiſtungsfähigkeit der einheimiſchen Bevölkerung wundern können und darin einen Ueberreſt der früheren Leibeigenſchaft geſehen. Unſere Bekannten hielten alle mehr Dienſtboten, als man für die gleichen Verrichtungen in Deutſchland braucht, und wir haben etwas Erſtaunen erregt, als wir mit einem Dienſtmädchen uns auszukommen getrauten. Sie war eine 17jährige Eſtin, freundlich und gutmütig, aber unendlich nachläſſig und tölpelhaft, die meiner Frau viel zu ſchaffen machte, ſie aber immer wieder durch ihre Naivität und Ergebenheit verſöhnte.

Mit dem Eintreffen unſeres Gepäcks konnte die Einrichtung der neuen Wohnung beginnen. Aber wir hatten noch keine Möbel und mußten wenigſtens die Hauptſtücke erſt bei einem Schreiner anfertigen laſſen. Da haben wir erſt eine Zeitlang warten und uns behelfen müſſen. Zwei auf den Kopf geſtellte Bücherkiſten mußten beiſpielsweiſe als Waſchtiſche benutzt werden. Aber mit der Zeit iſt alles doch zuſammengekommen, und wir hatten dann eine unſagbare Freude an unſerem eigenen Heim. Meine Frau war unermüdlich in der Beſchaffung alles Nötigen; aber ſie konnte ſich doch in unſere Selbſtändigkeit noch nicht ganz finden, und als ſie der Sattler fragte, wohin er die beſtellten Matratzen ſchicken ſolle, antwortete ſie treuherzig: „Baurat Mittermaier, Gabelsbergerſtraße“ und als der Mann befremdet aufblickt: „Profeſſor Bücher.“

Gegen Ende September konnten wir endlich einziehen. Alle näheren Bekannten ſchickten zu dieſem wichtigen Ereignis ihre Gaben — „Brot und Salz“ —, eine Familie einen Kuchen, eine andere

einen Topf Preißelbeeren, eine dritte Blumen. Ich erinnere mich noch, wie Alexander von Oettingen bei uns eintrat, in jedem Arm einen Topf mit einer Blattpflanze für unſern Blumentiſch. Der letztere gehört zur Wohnung, und ich habe ſelten die Pflanzen ſo gut gedeihen ſehen als in der gleichmäßigen Temperatur der Dorpater Zimmer.

Die Lebensmittel waren außerordentlich wohlfeil, während alles, was aus dem Auslande bezogen werden mußte, hoch im Preiſe ſtand. Für den Winter galt es noch, raſch an Vorräten zu gewinnen, was des Lebens Notdurft erforderte. Da habe ich denn ſelbſt oft mit zugreifen müſſen und manches anwenden können, was ich in der Jugend bei der elterlichen Wirtſchaft gelernt hatte. Weißkraut wurde gehobelt und eingeſtampft, ein halbes Schwein auf dem Wochenmarkt erſtanden, zerlegt, eingeſalzen und geräuchert, Grünzeug im Keller eingeſchlagen. Um Beeren einzukochen, war die Zeit zu weit vorgeſchritten, und wir waren auf die Spenden der Kollegenfrauen angewieſen.

Dann galt es, ſich einzuwintern. Bis zum Oktober war die Witterung milde und ſchön geblieben. Darauf kam plötzlich ein Froſt; die Blätter fielen über Nacht von den Bäumen. Da mußten die Vorfenſter eingeſetzt und die Ritzen mit braunen Papierſtreifen verklebt werden, die vorher durch laue Milch gezogen worden waren. An friſche Außenluft gewöhnt, haben wir uns nur ſchwer zu dieſem Verfahren entſchloſſen, nachher aber eingeſehen, wie nötig es war, um das Beſchlagen und Vereiſen der Außenfenſter zu verhüten. Oeffnete man im Winter ein Fenſter oder die Verandatüre, ſo begann ſofort das Holzwerk in den Zimmern zu krachen, als ob Piſtolenſchüſſe abgefeuert würden.

In unſerer Wohnung ſtanden die breiten Zwiſchentüren der einzelnen Zimmer Tag und Nacht ineinander offen. Die Oefen waren hohe aus Feldſteinen aufgeſetzte und außen mit Schmarzblech beſchlagene Zylinder, die in die Zwiſchenwände eingelaſſen waren und vortreffliche Heizungseinrichtungen hatten. Am Morgen wurden ſie mit großen Birkenſcheitern gefüllt, und wenn dieſe in voller Glut waren, geſchloſſen, um die Kohlen für den Samowar zu gewinnen,

den wir uns natürlich angeschafft hatten. Wir lernten die praktische Einrichtung bald schätzen und freuten uns der Güte des russischen Thees, den wir bald in einheimischer Art bereiten lernten. Auch der Kaffee wurde auf einer ähnlichen „Maschine" hergestellt.

Wie behaglich wir uns in unseren Wänden fühlten, mag folgendes Bruchstück eines Briefes vom 20. November 1882 zeigen, den ich damals an die Eltern meiner Frau nach München geschrieben habe:

„Draußen" schreibt Ihr heute den 2. Dezember, und vielleicht sinken an Euren Fenstern vorüber ein paar schwere Schneeflocken zur Erde, die Euch anzeigen, daß jetzt die Zeit ist, wo der Winter sein Recht geltend machen könnte, wenn er wollte. Daß er das bis jetzt nicht getan haben kann, müssen wir zu unserem Bedauern täglich aus den Zeitungsberichten ersehen, die uns über die furchtbaren Ueberschwemmungen berichten, welche die Heimat heimsuchen. Hier wäre jetzt derartiges unmöglich. Kein Wassertropfen kann sich gegenwärtig bei uns im Freien flüssig erhalten. Das Thermometer zeigt in diesem Augenblick 17° unter Null (abends 7 Uhr). Seit mehr als 4 Wochen leuchtet eine dichte Schneedecke freundlich in unsere Fenster herein.

Da denkt Ihr wohl, daß bei uns die Eisbären mit Faustthandschuhen, Ohrklappen und Pelzmüffen auf offener Straße im Sonnenschein spazieren gehen und daß die Wölfe vor Frost zitternd an unsere Türe klopfen, um einen Teller warmer Suppe und ein paar wollene Strümpfe zu erbetteln, daß wir mit Wintermänteln und mit pelzgefütterten Schlafmützen fröstelnd am Ofen sitzen, unsere Kniee mit Tüchern umwickeln und unsere Füße in unergründlichen Fußsäcken verbergen. Weit gefehlt! Das Thermometer zeigt an der Verbindungstür meines Studierzimmers und unseres Wohnzimmers noch fast 15 Grad (NB. nicht weit vom Fenster — gegen draußen eine Differenz von 32 Grad), und diese Temperatur herrscht gleichmäßig in allen unseren Zimmern. Emilie sitzt in ihrem dunkelgrünen Hauskleidchen und mit ihrem blauen Häubchen — ganz so wie bei Euch in München — nähend mir gegenüber. Vor einer Stunde etwa sind wir von einem Ausgange zurückgekommen. Zwar hingen mir

um Mund und Naſe halbe Eiszapfen, und auch Emiliens ſonſt unmerkliches Schnurrbärtchen zeigte an jedem Härchen ein winziges blinkendes Eiskriſtällchen —; aber die friſche Luft hatte uns doch ſehr wohl getan, und wir gedenken unſere winterlichen Spaziergänge ſo lange aufrecht zu erhalten, als es möglich iſt. Wir meinen, die Kälte tue hier trotz ihrer Stärke gar nicht ſo weh wie in München, was wohl daher kommen mag, daß ſie faſt immer von ruhiger Luft begleitet iſt. Heute war der Himmel wunderbar klar. Die Sonne, welche erſt nach 8 Uhr aufgeht, beſchien den ganzen Tag die Breitſeite unſeres Hauſes, und es lag ein ſo anmutiger Hauch über allem, was unſer beſcheidenes und doch ſo behagliches Heim ſchmückt, von den Bücherreihen bis zu unſerem kleinen Blumentiſch, auf dem eben ein von Vogels geſchenkter Kaktus Hunderte von Knoſpen öffnen will, daß ich wohl gewünſcht hätte, Ihr hättet alles das im goldenen Glanze der nordiſchen Winterſonne erblicken können. Es iſt ein eigen Ding um dieſe Sonne. Sie beſchreibt am Himmel einen ſo kleinen Bogen, daß ſie das Haus den ganzen Tag von derſelben Seite beſcheint, nur daß ihre Strahlen immer in einem andern Winkel durch die Fenſter fallen. Wie freuen wir uns, wenn wir, nachdem wir unſer Frühſtück bei Licht eingenommen und meiſt auch ſchon ein Stückchen gearbeitet haben, den erſten roten Streifen am Himmel entdecken! Schon um 3 Uhr nachmittags geht ſie unter, eben wenn wir uns zu unſerem kurzen Nachmittagsſpaziergang rüſten. Die Wolkenfärbungen ſind dann oft entzückend ſchön. Geſtern ſchien der ganze Horizont in gelbes Licht getaucht, und von demſelben hoben ſich geſpenſtig groß die auf der Ebene dahinfahrenden Bauernſchlitten mit Männern und Pferden — jede Linie deutlich — ab.

Daß die hieſige Landſchaft im Sommer ihre Reize hat, haben wir Euch, glaub ich, gleich nach unſerer Ankunft geſchrieben. Glaubt darum nicht, daß ſie im Winter tot und reizlos wäre. Zwar iſt außer großen Scharen hellgrauer Raben und Spatzen kaum ein lebendes Weſen im Freien zu erblicken (außer vielleicht ein Rudel großer Hunde, die ſich im Schnee balgen); aber die friſche am Horizont nur von dunkeln Waldſtreifen abgeſchnittene Schneedecke, die dickverſchneiten Tannen, die mit weißen Reifnadeln verſilberten Zweige

der Birken und Eschen lachen uns so freundlich an, daß jenes drükkende Novembergefühl, an dem so viele in Deutschland leiden und das in den Ziffern der Selbstmordstatistik sich erschreckend widerspiegelt, schon gar nicht in uns aufkommen kann. Und die Menschen erscheinen uns alle viel lustiger als sonst und viel lebendiger. Ihr solltet sie einmal sehen, wie sie in ihre schmierigen, einmal weiß gewesenen Schafpelze gehüllt auf ihren Schlitten hockend kolonnenweise im Gänsemarsch dahinfahren, einander durch lauten Zuruf ermunternd, wie lustig die Weiber mit ihren frostgeröteten Wangen aus ihrer dichten Tücherumhüllung herausschauen. Der Schnee hat alles wegsam gemacht, und täglich kommen Tausende von breiten Bauernschlitten in die Stadt, beladen mit Fruchtsäcken, Flachs u. dgl. Selten im Jahre mag auf dem Markte und in den Läden ein so lebhaftes Treiben herrschen. Selbst die kleinen estnischen Klepper tragen den klugen Kopf höher und galoppieren, daß es eine wahre Freude ist. Man erkennt die Menschen, die sonst so verstockt und schweigsam erscheinen, kaum wieder.

Auch in den warmen Holzhäusern der Stadtleute ist's nicht so trist und einförmig, wie Ihr Euch vielleicht vorstellt. Zwar halte ich nicht allzuviel auf die zahlreichen Gesellschaften, an denen wir aus kollegialen Rücksichten teilnehmen müssen, obwohl auch sie sich vorteilhaft durch ihre Einfachheit und die ungeschminkte Herzlichkeit des Verkehrs auszeichnen. Aber die Hauptsache ist, daß man sich behaglich im eignen Heim fühlt, zur Arbeit Muße und Stimmung und die nötige Ruhe findet. Uns plagen keine aufregenden Volksversammlungen und Kammerdebatten, keine Theater und Bälle; nicht einmal eine ordentliche Kneipe lockt zu Stammtisch und Bierkrug. Um 6 Uhr stehe ich meist auf, um ½7 Uhr kommt Emilie — nicht immer ganz leicht — mir nach; um 7 sitzen wir bei der Lampe am Frühstückstisch. Dann geht's an die Arbeit; bis 12 Uhr nimmt mich die Vorbereitung für das Kolleg in Anspruch, während Emilie geschäftig in den Zimmern und in der Küche herumwirtschaftet. Gegen ½2 Uhr komme ich vom Kolleg zurück; manchmal holt mich E. an der Universität zu einer Besorgung oder zu einem kleinen Spaziergang ab. Um 2 Uhr essen wir. So ist der Vormittag für uns

ein tüchtig Stück Zeit, und wir empfinden es beide schon recht unangenehm, wenn wir uns durch zu spätes Aufstehen ein Stück von demselben haben entgehen lassen. Nach Tisch gehen wir meist spazieren; dann sitzen wir bei der Lampe arbeitend einander gegenüber. Um ½ 8 wird zu Abend gegessen und um 10 oder ½ 11 Uhr das Bett aufgesucht. Daß diese Lebensweise uns gut bekommt, könnt Ihr daraus entnehmen, daß wir uns täglich gegenseitig der zunehmenden Korpulenz beschuldigen. Emilie hat wirklich so frische rote Backen, wie ich sie in München nicht an ihr gekannt habe. Ihr würdet Euch ihres unverändert guten Aussehens freuen. Natürlich arbeiten wir nicht immer vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Zuweilen wird auch vorgelesen, noch öfter ein Tänzchen gemacht. Ich hatte früher nie das Tanzbein geschwungen; aber ich bin auf das Lob meiner Lehrmeisterin stolzer wie auf alle meine Schriften und Vorlesungen. Freilich über den Polka hinaus habe ich's noch nicht gebracht.

In Summa, wir können hier nicht verderben, wie Euch folgendes Gespräch zeigen wird, das ich kürzlich mit meiner Frau hatte. „Männchen", sagte sie, „es ist mir so sonderbar" — — „Was denn, Frauchen?" „Ja, weißt, daß ich hier noch gar keinen Weltschmerz gehabt habe, wie früher manchmal." „Nun ich denke, der soll auch nicht wieder kommen; er wird wohl auf der Ostsee zwischen Lübeck und Reval ins Wasser gefallen und ertrunken sein."

In 14 Tagen beginnen die Winterferien, welche vom 4. Dezember bis zum 20. Januar dauern. Wir freuen uns sehr darauf. Als wir hierher kamen, mußte ich gleich mit meinen Vorlesungen und Uebungen beginnen; es gab so viel Neues zu lernen und so mancherlei zu tun, daß ich eigentlich noch gar nicht dazu gekommen bin, etwas wissenschaftliches zu arbeiten. Ja, ich habe noch nicht einmal anfangen können, das Russische zu lernen. Freilich viele meiner Kollegen, die lange Jahre hier sind, sprechen kein Wort russisch; aber für mein Fach ist es doch unumgänglich nötig."

Auf jeden Fall waren wir ein frohes Ehepaar, die ihr junges Glück mit Dank gegen das Schicksal genossen, das sie so wunderbar geführt hatte. Nach den Stürmen meiner Frankfurter Zeit und dem

Hangen und Bangen des Münchener Privatdozententums war zufriedene Ruhe bei mir eingekehrt, und ich hatte eine Wirksamkeit gefunden, die all mein Sehnen und Hoffen stillte. Meine junge Frau fand sich in den Dorpater Verhältnissen bald zurecht; sie wußte allem, was uns begegnete, eine schöne Seite abzugewinnen, hatte nach kurzer Zeit liebe Freundinnen und bezauberte durch die stille Heiterkeit ihres Wesens alle, die ihr nahe traten. Die Frau des Anatomen Ludwig Stieda umsorgte sie wie eine Mutter; mit den jungen Gattinnen des Juristen Edgar Loening und der Philologen Löschcke und Ludwig Mendelsohn pflegte sie vertrauten Verkehr und nahm an allem, was ihren Mann und die Universität anging, den regsten Anteil.

Wir hatten kaum ein Stück in unserer Wohnung, an das sich nicht liebe Erinnerungen knüpften. An den Wänden hingen Bilder, die meine Schwägerin Mathilde gemalt hatte, und überall waren die Hochzeitsgeschenke verteilt, mit denen uns Freunde und Verwandte ausgestattet hatten. Im Eßzimmer tickte die Schwarzwälderuhr, die uns Onkel Franz Mittermaier in Heidelberg gegeben hatte und der Kuckuck derselben erinnerte alle Stunde an die Heimat und die Flüchtigkeit der Zeit. Auf dem Tische des Wohnzimmers stand eine Schale des Malers Zumbusch; wohin man blickte, sah man Handarbeiten der Schwestern und der Mutter meiner Frau. An der Wand hingen in billigen Rahmen die Photographien der uns bekannten Kinder — eine schier endlose Galerie, die wir an Stelle eines Albums gesetzt hatten. Ueberall umschwebten uns die stillen Geister der Heimat; aber wir spürten keine Spur von Heimweh.

Die Verfassung der Universität Dorpat wich bei aller Aehnlichkeit mit den reichsdeutschen Universitäten doch von diesen in wesentlichen Punkten ab. Sie zerfiel in fünf Fakultäten, die (evangelisch) theologische, juristische, medizinische, historisch-philologische und physikomathematische. An der Spitze jeder Fakultät stand ein Dekan, der jedesmal auf drei Jahre gewählt wurde. An den Sitzungen derselben nahmen neben den ordentlichen auch die außerordentlichen Professoren teil. Jeder Fakultät war eine bestimmte Zahl von Lehrstühlen zugewiesen, und zwar der theologischen 5, der juristischen 6,

der mediziniſchen 11, der hiſtoriſch-philologiſchen 9 und der phyſiko-mathematiſchen ebenſoviele. Doch ſollte die durch den Etat beſtimmte Zahl der Profeſſoren nach Maßgabe des Bedürfniſſes und der Mittel der Univerſität vergrößert werden können.

An der Spitze des Ganzen ſtand ein Rektor, der auf vier Jahre aus der Zahl der ordentlichen Profeſſoren zu wählen war. Die Wahl lag dem Konſeil ob, d. h. der Verſammlung aller ordentlichen und außerordentlichen Profeſſoren der Univerſität. Von den dieſem Konſeil überwieſenen Angelegenheiten unterlag ein Teil der Beſtätigung durch den Miniſter der Volksaufklärung; ein anderer bedurfte der Genehmigung des Kurators, und dieſem war von jeder Sitzung das Protokoll vorzulegen, während für den Reſt ſelbſtändige Entſcheidung der Körperſchaft beſtand. Die Vermögensverwaltung war einem Direktorium anvertraut, das aus ſämtlichen Dekanen unter dem Vorſitze des Rektors beſtand.

Die längeren Amtsperioden des Rektors und der fünf Dekane ſicherten der Univerſität Dorpat zweifellos eine größere Stetigkeit der Verwaltung, als ſie bei der einjährigen Amtsdauer der reichsdeutſchen Univerſitäten erreicht werden kann. Rektor war damals der odentliche Profeſſor der Chirurgie Eduard von Wahl, ein ruhiger, beſonnener Mann, jedoch mit erſichtlicher Hinneigung zum baltiſchen Teile des Lehrkörpers, dem er durch Geburt angehörte. Neben ihm ſtand der Prorektor — damals Profeſſor Dragendorff —, dem ein beſtimmter Geſchäftskreis dauernd übertragen war. Dekan der hiſtoriſch-philologiſchen Fakultät, in der meine Profeſſur ſich befand, war der Profeſſor der Politiſchen Oekonomie Theodor Mithoff, mein nächſter Fachgenoſſe. Mein Vorgänger hatte ſich mit ihm nicht vertragen können; aber ich ſelbſt lebte mit ihm ſtets im beſten Einvernehmen und war nicht wenig überraſcht, als er kurz nach meinem Weggang ſeiner Stellung in Dorpat entſagte, um ſich in Preußen um ein Landtagsmandat zu bewerben. Wie weit dazu die Befürchtung beigetragen hatte, daß unter meinem Nachfolger ſeine früheren Erlebniſſe wiederkehren könnten, vermag ich nicht zu ſagen. Der Tod hat ihn ereilt, ehe er in der alten Heimat hat warm werden können. Als Gelehrter hat er wohl kaum die Wiſſenſchaft

durch originale Geistesschöpfungen bereichert und befruchtet. Daß er aber den Kanon der gültigen Lehren übersichtlich darzustellen wußte, zeigt der von ihm bearbeitete Abschnitt „Güterverteilung" in Schönbergs Handbuch der politischen Oekonomie, und mehr ist wohl auch von einem akademischen Dozenten billigerweise nicht zu verlangen.

Es gab an der Universität ein eigenes Berufsstudium der Politischen Oekonomie, dem sich eine nicht unbeträchtliche Zahl von Studierenden zuwendete. In dem Studienplan für dasselbe war die Statistik in reichlichem Maße vorgesehen, und so konnte man auf eine Hörerschaft rechnen, die dem Gegenstande mehr als bloß oberflächliches Interesse entgegenbrachte. Nimmt man hinzu, daß auch die Studienpläne für „Geographie und Statistik" sowie für „russische Geschichte und Statistik" das Fach forderten, so begreift es sich, daß die einschlägigen Vorlesungen gut besucht waren. Verpflichtet war man zur Abhaltung von sechs Vorlesungsstunden in der Woche, in welche die praktischen Uebungen eingerechnet wurden. Ich habe in meinem ersten Semester die Vorlesung über Gewerbepolitik, die mein Vorgänger angekündigt hatte, gehalten, im zweiten Semester las ich über Geschichte, Theorie und Technik der Statistik und im dritten Bevölkerungs-, Wirtschafts- und Kulturstatistik. Alle drei hatte ich neu auszuarbeiten, und da dies immer erst innerhalb des betreffenden Semesters geschah, so verschlangen die Vorlesungen meine ganze Zeit, und an sonstige wissenschaftliche Arbeit war nicht zu denken.

Die offizielle Bezeichnung meines Lehrstuhls war „Professur für Geographie, Ethnographie und Statistik". Aber über die beiden erstgenannten Wissenschaften war von meinen Vorgängern nie gelesen worden, und sie wurden auch von mir nicht erwartet. Aus der Statistik hatte sich der Kollege Alexander Brückner erboten, diejenige Vorlesung zu übernehmen, welche mich am meisten geschreckt hatte, die Statistik Rußlands. Dafür war aber von der Professur für Politische Oekonomie die Vorlesung über Gewerbepolitik abgezweigt worden, und ich sollte sie gleich meinem Vorgänger vertreten.

Bei meinem Eintritt wurde von der Universitätsbehörde eine Art Personalbogen angelegt — ich weiß nicht, ob für die Akten des Ministeriums, des Kurators oder der Universität. Dafür wurde mir

dann nach vorgeſchriebenem Schema eine Reihe von Fragen vorgelegt, von denen mir nur noch die eine erinnerlich iſt: „Wann ſind Sie das letztemal zum heiligen Abendmahl geweſen?“ Auf meine etwas erſtaunte Antwort, daß ich das nicht wiſſe, ſagte der Rektor raſch zu dem gegenüberſitzenden Sekretär: „Schreiben Sie: vor einiger Zeit.“

Am 10. (22.) September hielt ich meine Antrittsvorleſung. Dann begannen die Kollegien. Die Zuhörer ließen nach Zahl und Eifer kaum zu wünſchen, und ich hatte tüchtig zu tun, um ſie zu befriedigen und mich in die neuen Anforderungen einzuarbeiten. Mein Vorgänger hatte ein Statiſtiſches Kabinett gegründet, das etwa einem deutſchen Seminar entſprach. Bei der Geringfügigkeit der Mittel, welche die in der alten Domruine eingerichtete Univerſitätsbibliothek meinem Fache widmen konnte, war es mir eine nicht geringe Erleichterung, daß da wenigſtens die offiziellen Publikationen der Statiſtiſchen Landesämter ohne Koſten für die Univerſität regelmäßig einliefen und daß Mittel genug vorhanden waren, um buchhändleriſche Anſchaffungen zu machen. Es ſammelte ſich jede Woche einmal ein Kreis lernbegieriger Studenten um mich, und ich konnte in der Leitung ihrer Uebungen Erfahrungen gewinnen, die mir ſpäter von großem Werte waren.

Das erſte Semeſter meiner Dorpater Wirkſamkeit dauerte von September bis Anfang Dezember. Dann folgten ſieben Wochen Ferien, die ich ſehr nötig hatte. Seit April hatte ich mit einer kurzen, durch die Reiſevorbereitung und Hochzeit ausgefüllten Unterbrechung Vorleſungen gehalten; das Einleben in Dorpat hatte auch Anſtrengungen gekoſtet. Ich meine niemals einer Ausſpannung ſo bedürftig geweſen zu ſein als damals. Weihnachten feierten wir nach ruſſiſchem Kalender und ebenſo Neujahr. Es war uns nicht unlieb, daß ſo das Jahr 1882 für uns ſich um 12 Tage verlängert hatte. Wir glaubten niemals vorher ein ereignisreicheres und glücklicheres verlebt zu haben.

Aber bald machten ſich die Anforderungen des neuen Semeſters geltend, und ich durfte ſie nicht leicht nehmen. Der Winter war Ende Oktober eingetreten und machte ſich mit der Strenge des Nordens geltend. Am Schluſſe des Jahres hatte mich auf der Straße

ein Unfall betroffen, der mir eine Verletzung des rechten Handgelenkes zugezogen hatte, so daß ich längere Zeit am Schreiben gehindert war. Dazu kamen die nicht geringen Forderungen der Geselligkeit. Anfangs Mai taute der Schnee, und die Straßen wurden eine Zeitlang unfahrbar. Die Pferde brachen durch die Eisdecke, welche sie bedeckte, und man durfte sie dieser Gefahr nicht aussetzen.

Dann kam der Frühling mit Macht. Blätter und Blüten schossen über Nacht in fast tropischer Fülle hervor, und nun merkte man erst, wie schön Dorpat sein konnte. Ich meine, nie eine anmutigere Apfelblüte gesehen zu haben, als sie von unserer Veranda aus zu erblicken war. Die Laubbäume schienen mir viel größere Blätter zu haben als in der deutschen Heimat, was wohl mit der langen Besonnung zusammenhängen mochte, deren sie sich erfreuen konnten. Es kamen die langen Tage, an denen man noch nach 10 Uhr abends auf der Veranda lesen konnte und in der Nacht erstaunt seine tageshelle Umgebung betrachtete, wenn man zufällig erwachte.

Im Juni endete mein zweites Semester. Wir hatten bald gefunden, daß die Einkünfte meines Amtes nicht bloß unsere Bedürfnisse deckten, sondern ausreichten, um für den Aufwand einer Reise nach Deutschland Mittel zurückzulegen. Aber wir wollten doch die Sommerferien 1883 (Anfang Juni bis Ende August) in Dorpat verbringen. Am Anfang derselben übersiedelte die uns befreundete Familie Loening nach Rostock, und wir hatten Gelegenheit, manches von ihnen zu übernehmen, was in unserem Haushalte bis dahin gefehlt hatte. Ihre Blumen ließen sie uns da, und es sah auf unserer Veranda aus wie in den hängenden Gärten der Semiramis. Auch ihren Kinderwagen schenkten sie uns als Vorboten künftiger Ereignisse. Ein anderer Kollege war nach Deutschland gereist und hatte uns seinen Teckel in Pflege gegeben, ein Zeichen des Vertrauens, das uns mancherlei zu schaffen machte. Die Vorderzimmer unserer Wohnung mußten mit Rohr beschlagen, vergipst und neu tapeziert werden, und wir waren eine Zeitlang auf die drei übrigen Zimmer der Wohnung beschränkt, während die Handwerker draußen hämmerten und die Wände verstrichen. Ich saß an meinen Zählkarten aus dem mittelalterlichen Frankfurt und suchte die angefangene Arbeit so weit

zu fördern, daß ſie nach einem letzten Aufenthalte auf dem dortigen Archiv vollendet werden könnte.

So verfloß das Leben bis in den Juli, wo ich in Riga die dort eben ſtattfindende Gewerbeausſtellung beſuchen und im Intereſſe meines Statiſtiſchen Kabinetts Beziehungen zum livländiſchen Statiſtiſchen Komitee anknüpfen wollte. Hugo Sewigh, mein ehemaliger Kollege an der Frankfurter Zeitung, hatte mir geraten, den Hinweg zu Lande über ſeine Heimatſtadt Fellin und Pernau zu nehmen, den Rückweg aber über Wenden, Wolmar, Walk. Leider konnte ich ſeinem Rate nicht folgen, reiſte vielmehr am 8. Juli zu Schiff nach Pleskau und von da mit der Eiſenbahn über Dünaburg nach Riga. So koſtete der Weg, der bei direkter Bahnverbindung in wenigen Stunden zurückzulegen geweſen wäre, immer noch 28 Stunden. Die Fahrt durch ruſſiſches Gebiet erweckte meine lebhafteſte Teilnahme. In der Nähe von Pleskau ſah ich mit gelindem Entſetzen die elenden Dörfer mit ihren halbzerfallenen Hütten und vom Wind zerzauſten Strohdächern. Pleskau ſelbſt ſchien mir für eine ruſſiſche Stadt nicht übel, und ich ſah mit Intereſſe die Reſte der alten Befeſtigungen und die Kathedrale an. Bekanntlich iſt es berühmt wegen ſeiner Gurken, die dort felderweiſe gezogen werden, und der Markt erweckte darum meine ganze Aufmerkſamkeit. Gegen Dünaburg hin machte ſich unter den einſteigenden Mitreiſenden das jüdiſche Element ſtark bemerklich. Dagegen iſt von Dünaburg nach Riga alles deutſch; ſelbſt das Ausrufen der Stationen durch die Eiſenbahnſchaffner erfolgte in deutſcher Sprache.

Riga machte mir den Eindruck eines großen Handelsplatzes mit weſteuropäiſchen Verhältniſſen. Der lebhafte Schiffsverkehr auf der Düna bot ein eigentümlich großartiges Bild. Die neueren Stadtteile zeigten monumentale Bauten, deren Paris oder Wien ſich nicht zu ſchämen gehabt hätten. Ich wohnte in dem Hauſe des Kaufmanns Hermann Stieda, der mich freundlich eingeladen hatte, ſelbſt aber mit ſeiner Familie am nahen Strande weilte. Da habe ich denn fleißig die Ausſtellung beſucht und manche Beziehungen angeknüpft, die mir für meinen Beruf nützlich werden konnten. Ich wollte die Induſtrie des Landes kennen lernen, ſoweit man dies überhaupt

auf einer Ausſtellung kann, da ich über Gewerbepolitik zu leſen hatte. Auch meine ſtatiſtiſchen Zwecke konnte ich fördern. Ueberhaupt fand ich überall bereitwilliges Entgegenkommen und habe nach acht Tagen Riga mit den beſten Eindrücken verlaſſen, um auf dem ſchnellſten Wege nach Dorpat zurückzukehren.

Dort habe ich dann noch bis zum Wiederbeginn der Vorleſungen fleißig gearbeitet. Aber ich kehrte nicht zu meinen Frankfurter Studien zurück und noch weniger zur Semeſtervorbereitung, ſondern begann, mich mit einem Gegenſtande zu beſchäftigen, der noch nirgendwo akademiſches Bürgerrecht hatte, dem Zeitungsweſen. Zu Hauſe hatte ich einen Brief meines Freundes Sewigh aus Frankfurt a. M. vorgefunden, in dem er mir über die Literatur des Gegenſtandes auf meine Bitte Aufſchluß gab. Beigelegt war ein Verzeichnis mir bis dahin unbekannter Werke über die Geſchichte des Zeitungsweſens und eine Ueberſicht über die beſtehenden Annoncen-Agenturen von der Hand Moritz Beers, des Adminiſtrators der Frankfurter Zeitung. Möglich, daß mich damals der Gegenſtand vorzugsweiſe von der ſtatiſtiſchen Seite intereſſiert hat. Aber er hat mich ſeitdem nicht mehr losgelaſſen, und ich bin von Zeit zu Zeit immer wieder zu ihm zurückgekehrt. In Dorpat waren die Verhältniſſe für ſolche Studien doch zu ungünſtig.

Die Dorpater Studenten brachten faſt ausnahmslos eine gute häusliche Erziehung mit, die den Verkehr mit ihnen ſehr erleichterte. Aber ihr wiſſenſchaftlicher Sinn war nicht beſonders entwickelt. Es lag das gewiß zu einem großen Teil an den Zwiſchenprüfungen, durch die ſie dazu verführt wurden, ſich auf das Einpauken von Kollegienheften zu verlegen. Ich habe mir redlich Mühe gegeben, Mittel auszuſinnen, die das verhindern ſollten, freilich mit wenig Erfolg. Die meiſten Studierenden ſtammten aus den Oſtſeeprovinzen; doch ſandten auch die deutſchen Familien, welche ſonſt im ruſſiſchen Reiche zerſtreut lebten, ihre Söhne nach Dorpat. Außerdem hatten wir eine Anzahl Polen, die ſich durch ganz beſonderen Eifer und Fleiß auszeichneten. Aufgefallen iſt mir, wie wenig Luſt die Studierenden, welche mir näher ſtanden, zeigten, ſpäter in den Staatsdienſt zu treten. Die ruſſiſche Beamtenſchaft ſchien ihnen hoffnungslos

verlottert, und sie hatten keinerlei Empfindung für die Einwendung, daß die Dinge von selbst besser werden müßten, wenn jeder einzelne mit unbestechlicher Ehrlichkeit seine Pflicht erfülle.

Eine besondere Belästigung bildeten die im einzelnen oft recht umfangreichen Prüfungsarbeiten der Studierenden. Sie waren meist in einer Form geschrieben, welche ihr Deutsch wie eine tote Sprache erscheinen ließ. Auf eine nicht sehr zahlreiche Aristokratie beschränkt und ohne die Möglichkeit der steten Auffrischung aus einer lebendigen Volkssprache, rief sie den Eindruck der Verarmung und Verkümmerung hervor, und ich war noch zu sehr Schulmeister, um über solche Mängel hinwegsehen zu können.

Außerdem hatte ich die Gymnasiallehrer in der Geographie zu prüfen. Das war eine sehr unwillkommene Beigabe, bei der die Erinnerungen aus meinem Frankfurter Schulunterricht mir zu Hilfe kommen mußten. Ich fürchte, daß ich sehr unzulänglich geblieben bin. Freilich die Kandidaten waren gewöhnlich noch viel unwissender. Aber der Gegenstand forderte unbedingt einen Fachmann.

Den Studierenden war zwar das Tragen einer Uniform, die an den andern russischen Universitäten üblich ist, erlassen; aber den Professoren war sie, mindestens bei feierlichen Gelegenheiten, vorgeschrieben: ein dunkelgrüner Waffenrock im Schnitt des napoleonischen Zeitalters mit hohem goldgestickten Kragen und Degen. Aber niemand ließ damals dieses Amtskleid neu anfertigen. Es vererbte sich vielmehr ein Bestand alter Uniformen, die man von Abgehenden erwarb, von Geschlecht zu Geschlecht, und oft waren die Mottenspuren in ihnen gar nicht zu verkennen. Natürlich mußte man da immer auf einen Todesfall oder eine Emeritierung warten. Lange wollte sich nichts für meine Körperlänge Passendes finden, bis endlich beim Abgang des Gynäkologen von Holst dessen Uniform erworben werden konnte.

Ich habe sie nur einmal getragen, als der Lehrkörper in der Aula sich dem Senator Menassëin vorzustellen hatte, und es ist mir damit wunderlich ergangen. Nachdem ich zu Hause Rock und Degen angelegt hatte, stolzierte ich mit Sommerüberzieher und dem niederen schwarzen Hut, den ich damals trug, über den Domberg der Uni-

versität zu. Als ich aber in deren Nähe kam, bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß ich unterwegs meine Degenscheide verloren hatte und daß das blanke Schwert an meiner Seite hing. Ich mußte zurückgehen, sie zu suchen. Darüber ging etwas Zeit verloren, und als ich vor das Säulenportal der Universität kam, winkte der Pförtner bereits mit Armen und Beinen, um mir anzudeuten, daß es höchste Zeit sei. Nun aber fehlte mir noch der zur Uniform gehörige dreispitzige Hut. Zwar hatte mir ein gefälliger Kollege ein Exemplar versprochen, das ich in einem Schranke der Universität finden sollte. Aber der Hut war nicht vorhanden, und so klemmte ich denn meine bürgerliche Kopfbedeckung unter den Arm und verfügte mich an meinen Platz. Während des Rundgangs des Senators spürte ich plötzlich, wie mir von der Rückseite mein Hut unter dem Arme weggezogen und dafür ein vorschriftsmäßiger Dreispitz eingeschoben wurde und so konnte ich das prüfende Auge des Petersburger hohen Würdenträgers bestehen, als er mich anredete. Es war Ludwig Stieda gewesen, der mir den Freundschaftsdienst erwiesen hatte; er war vor mir abgefertigt gewesen und hatte sich meiner Blöße geschämt. Als ich bald darauf Dorpat verließ, habe ich meine Uniform wieder dem Ophthalmologen verkauft, und vielleicht hat sie trotz ihres schlechten Zustandes noch Jahre lang ihren Zweck erfüllt.

Wir pflegten solche Beigaben des Amtes mit dem Humor zu behandeln, den sie verdienten; aber ich habe mir später, wenn ich die an vielen deutschen Universitäten üblichen Talare sah, doch oft gesagt, daß die Dorpater Maskerade nicht größer war, als sie bei uns zu sein pflegt. In Leipzig erscheinen in diesen nur der Rektor und die vier Dekane. Da habe ich denn, als ich Dekan der philosophischen Fakultät war, erlebt, daß mein juristischer Kollege einfach in seinem sommerlichen Sackrock zu einer akademischen Feier erschien und diesen in einem Vorraum ablegte, um den Talar anzuziehen. Aber nun bemerkte er, daß seine blanken Hemdärmel hervorsahen, weil der Talar selbst ärmellos war. Ein gefälliger Pedell bot ihm seinen schwarzen Rock an, und so hat dieser, mit dem allgemeinen Ehrenzeichen geschmückt, dem Dekan ermöglicht, im feierlichen Aufzuge an dem akademischen Feste teilzunehmen. Kleiner waren am Ende

ſeine Nöte nicht, als ſie mir ſ. Z. in Dorpat aus dem Fehlen des Dreiſpitzes und der Degenſcheide erwachſen waren.

Und dennoch fehlt es, wie ich ſpäter erfuhr, auch nicht an Profeſſoren, die dieſen Dingen Wert beilegen. Ja ich habe einmal ein Rektorat erlebt, deſſen Träger ſeine Amtsperiode dadurch denkwürdig zu machen ſuchte, daß er an einer deutſchen Univerſität, an der Talare ſeither nicht üblich geweſen waren, dieſe einzuführen ſuchte. Er war unermüdlich in der Anpreiſung der Vorzüge dieſer Einrichtung und in Vorſchlägen zu deren Durchführung. Der ganze Lehrkörper geriet in Bewegung. Es bildeten ſich Parteien für und gegen den Talar, und ſchließlich hat eine Dozentenverſammlung mit geringer Mehrheit das Projekt abgelehnt. Denke ich der Aufregung, die dieſe Angelegenheit hervorrief, ſo frage ich mich, ob die gute Zeit, die darüber verlorenging, nicht beſſer hätte verwendet werden können und verzeihe der ruſſiſchen Regierung, daß ſie die Univerſitätsprofeſſoren mit dem gleichen Maße gemeſſen hat, das ſie an alle ihre Beamten anlegte.

Ueber die Verfaſſung der Dorpater Studentenſchaft will ich nicht viel ſagen. Es gab vier große landsmannſchaftliche Korporationen, die nach den drei Provinzen und der Stadt Riga benannt waren. Gleich an einem der erſten Tage nach meinem Eintreffen wurde ich zu einem Kommerſe eingeladen, der im Freien unter Waldbäumen etwa 3 Stunden ſüdlich von Dorpat ſtattfand. In einem von 6 Pferden gezogenen Wagen wurde ich mit meinem Kollegen Loening abgeholt, und nun ging es in ſauſendem Galopp dahin. Die Studenten hielten gefüllte Flaſchen aus dem Wagen, die von berittenen Füchſen erhaſcht werden mußten, welche plötzlich unterwegs hinter einer Mauer oder aus einem ſonſtigen Verſteck hervorſprengten. Am Ziele nahm man an großen Tiſchen Platz, und es berührte mich ſeltſam, als nun unſere deutſchen Studentenlieder ertönten und „Deutſchland, Deutſchland über alles“ geſungen wurde. Ich konnte ja nicht wiſſen, was man ſich dabei dachte; aber ich ahnte doch, daß hier ein innerer Gegenſatz klaffte, der ſchwer zu überwinden war.

Die Einrichtungen waren vielfach eigenartig. Am meiſten hat mir das Burſchengericht und die von ihm geübte Selbſtverwaltung gefallen, durch welches die Entſcheidung von Ehrenhändeln und die

Beſtimmung der erforderlichen Satisfaktion in die Hände der organiſierten Studentenſchaft gelegt war.

Das geſellſchaftliche Leben unter den Kollegen war ſehr entwickelt. Wir hatten uns durch etwa vierzig Häuſer hindurchzueſſen und Entſchuldigungen ließ man kaum gelten. Die Geſelligkeit bewegte ſich allgemein ungefähr auf der gleichen Höhenlinie, was wohl damit zuſammenhängen mochte, daß die Gleichheit der Gehälter unter den Profeſſoren auch eine Gleichheit der wirtſchaftlichen Verhältniſſe hervorbrachte. Ueberhaupt iſt der demokratiſche Zug, der die beſſere Geſellſchaft beherrſchte, bemerkenswert. Niemand beanſpruchte Titel oder Adelsprädikate, und niemand gebrauchte ſie. Es fehlte alſo ein Element, das im inneren Leben der reichsdeutſchen Univerſitäten eine faſt lächerliche Rolle ſpielt.

Dazu kam die Verfaſſung der Univerſität, die in mancher Hinſicht den Hochſchulen, welche ich ſpäter kennenlernte, überlegen war. Alle Profeſſoren waren zunächſt nur auf 25 Jahre angeſtellt. Nach Ablauf dieſer Zeit hatten ſie ſich einer Neuwahl zu unterziehen, bei der ſorgfältig geprüft wurde, ob ſie in derſelben wiſſenſchaftliche Leiſtungen hervorgebracht und ſich auf der Höhe der Fortſchritte ihrer Diſziplin gehalten hatten. Wurden ſie nicht wiedergewählt, ſo traten ſie in Penſion; im anderen Falle konnten ſie ihr Amt weitere fünf Jahre bekleiden. Nach 30 Dienſtjahren folgte eine abermalige Neuwahl, und nach 35 Jahren trat jeder mit dem vollen Gehalt, der ſich nach jeder Wiederwahl erhöht hatte, in den Ruheſtand. Es war ihnen aber unbenommen, wie ſie von der unausbleiblich dann eintretenden Muße Gebrauch machen wollten, und ich habe ſpäter manche dieſer emeritierten Dorpater Profeſſoren gefunden, die an reichsdeutſchen Univerſitäten als Honorarprofeſſoren oder Privatdozenten weiter wirkten, während ihnen fortgeſetzt ihr ruſſiſcher Ruhegehalt ausgezahlt wurde. Nicht alle haben die Weitherzigkeit der Petersburger Regierung in dieſem Punkte anerkannt.

Bei Berufungen hatte zunächſt die Fakultät Vorſchläge zu machen. Dieſe gingen dann an den Konſeil, welchem alle Profeſſoren angehörten, und es pflegte hier eine gründliche Nachprüfung der Fakultätsvorſchläge ſtattzufinden. Erſt der Konſeilsbeſchluß ergab

den endgültigen Vorſchlag, der dem Dorpater Kurator zugefertigt und von dieſem dem Miniſterium der Volksaufklärung in Petersburg „vorgeſtellt“ wurde. Aehnlich wurde es bei Wiederwahlen gehalten. Da das Miniſterium die gemachten Vorſchläge einfach zu beſtätigen pflegte, ſo durchdrang ein Gefühl der Verantwortlichkeit das ganze Verfahren, wie es ſich nicht überall finden läßt. Im Konſeil konnten Einſeitigkeiten des Fakultätsvorſchlags beſeitigt, der Einwirkung von Kliquen-Einflüſſen vorgebeugt, wichtige allgemeine Geſichtspunkte nachträglich geltendgemacht werden.

In Dorpat wurde damals zwar allgemein noch in deutſcher Sprache geleſen; aber die Frage der „Ruſſifizierung“ ſpielte doch ſchon eine große Rolle. Im Lehrkörper beſtanden zwei Richtungen, die insbeſondere bei Berufungen einander entgegentraten: eine baltiſche und eine reichsdeutſche, womit aber nicht geſagt ſein ſoll, daß die Profeſſoren je nach ihrer Heimat ſich geſondert hätten. Erſtere ſuchte die freigewordenen Lehrſtühle' um jeden Preis mit eingeborenen Balten zu beſetzen, mochten ſie in wiſſenſchaftlicher Hinſicht auch minderwertig ſein; die letztere betrachtete das ganze Gebiet der deutſchſprachigen Hochſchulen als den großen Arbeitsmarkt, auf dem der würdigſte gewonnen werden müſſe.

Kurator des Dorpater Lehrbezirks war damals ein Herr von Stackelberg, der dem baltiſchen Adel entſtammte. Er hat mich manchmal an jenen polniſchen Gutsbeſitzer erinnert, der mir bei gelegentlichem Beſuche erzählte, unter allen Beamten, welche die ruſſiſche Regierung ihnen ins Land ſchicke, fürchteten ſie keinen mehr als einen baltiſchen Baron; denn der glaube immer an ihnen erſt beweiſen zu müſſen, wie ſehr er Ruſſe ſei. Auf jeden Fall hat der Kurator in ſeiner Amtsführung ruſſiſchen Neigungen nicht widerſtanden. Als er abging, fand ſein Nachfolger, der Stockruſſe Kapuſtin, unter ſeinen Akten mehrere Präſentationen ausländiſcher Profeſſoren, die mit dem Vermerk verſehen waren: „Zurückzuhalten bis zur Beſetzung der noch vakanten Profeſſuren“. Kapuſtin zögerte nicht, ſie ſofort nach Petersburg zu ſchicken, wo ſie unverweilt beſtätigt wurden. Man erzählte ſogar, daß dem Schweden Lind-

ſtedt, dem erſten nun zu Berufenden, der Gehalt von ſeiner Wahl durch den Konſeil ab bewilligt worden ſei.

Die Stellung der Balten zu Rußland war keineswegs eine unbefangene und noch weniger eine kluge. Es war unter ihnen ausgemacht, daß alles Baltiſche allem Ruſſiſchen überlegen ſei und daß man in keinem Punkte Konzeſſionen an die Regierung machen dürfe. Als 1883 die berühmte Senatoren-Reviſion in den Oſtſeeprovinzen ſtattfand, ließ, wie ſchon geſagt, der Senator Manaſſëin auch den Lehrkörper der Univerſität ſich vorſtellen. Wir verſammelten uns in der Aula der Univerſität und ſtanden dort im Halbkreiſe, natürlich in der vorgeſchriebenen Uniform, ſoweit wir ſolche beſaßen. Manaſſëin ging von einem zum andern und redete jeden in ruſſiſcher Sprache an. Da habe ich ſelbſt gehört, wie Profeſſoren, von denen jedermann wußte, daß ſie als Kinder ruſſiſche Ammen gehabt und deren Sprache eher gelernt hatten als die deutſche, antworteten, daß ſie Ruſſiſch nicht verſtänden. Der Senator hat dann die Unterhaltung in deutſcher Sprache fortgeſetzt. Aber man mußte ſich doch ſagen, daß die deutſche Regierung es ſich niemals würde gefallen laſſen, wenn an einer Landesuniverſität ſämtliche ordentliche Profeſſoren die Landesſprache nicht zu verſtehen erklärten.

Es gehörte zu meinen Amtspflichten eine Vorleſung über die Statiſtik Rußlands zu halten. Das ſchien mir unmöglich, wenn ich nicht die Originalquellen in der Landesſprache benutzen könnte, und ſo entſchloß ich mich, die ruſſiſche Sprache zu lernen. Man wies mir dafür einen kleinruſſiſchen Studenten zu, und der Kurator ſagte mir, er freue ſich, nach Petersburg berichten zu können, daß der als Nihiliſt nach Dorpat verwieſene Student nunmehr in guten Händen ſei. Die Balten unter den Kollegen haben mir dieſes „Entgegenkommen“ ſehr verübelt, und manche von ihnen werden von dieſem Augenblicke an mich mit Mißtrauen angeſehen haben, obwohl ich mir in meiner ganzen Amtsführung die größte Mühe gegeben habe, überall ſtreng ſachlich zu bleiben und mich von allem Parteiweſen fernzuhalten.

Als der Kurator Kapuſtin 1883 nach Dorpat kam, iſt man ihm in keiner Weiſe entgegengekommen, obwohl er uns Deutſche mit

der größten Liebenswürdigkeit behandelte und für Universitätsinteressen leichter zu haben war, als sein Vorgänger. Der Mann war schon in vorgerückteren Jahren, und da er vorher Professor an der russischen Rechtsschule in Jaroslaw gewesen war, so konnte er fast als Kollege gelten. Aber man suchte ihm jeden gesellschaftlichen Anschluß zu versperren und als Grund gab man ein Verhältnis zu seiner Hausdame an, das niemand beweisen konnte. Die Dame, eine ältere Russin, erschien alsbald bei akademischen Festlichkeiten und Vorträgen; wie es schien, beanspruchte sie die gleiche Stellung, welche früher der Frau des Kurators zugebilligt worden war. Das fand man unerhört und rächte sich dadurch, daß man den russischen Kurator gesellschaftlich völlig isolierte. Dies bewog den Mann zu der Drohung, seine Kanzlei nach Riga, dem Sitz des Gouverneurs zu übertragen und Dorpat zu verlassen. Dies hätte die unerfreuliche Folge gehabt, daß über alles, was man bis dahin kurzerhand mit dem Kurator in deutscher Sprache mündlich hatte erledigen können, nunmehr schriftliche Berichte nach Riga geschickt werden mußten, was natürlich in der russischen Amtssprache hätte geschehen müssen.

Johannes von Keußler, der Verfasser eines vierbändigen Werkes über den russischen Gemeindebesitz, wollte im Winter 1883 mit einem Teile dieses Werkes die Dorpater Doktorwürde erwerben. Es war Gebrauch, daß in einem solchen Falle eine öffentliche Promotion stattfand, bei welcher die drei nächststehenden Professoren die Rolle von Opponenten zu übernehmen hatten. Dies waren in diesem Falle Mithoff, ich und der Vertreter des russischen Rechts, der Balte Professor Engelmann. Dieser letztere huldigte der unter den Deutschen der Ostseeprovinzen verbreiteten Ansicht, daß die Ordnung der agrarischen Verhältnisse in diesen die denkbar vollkommenste und der russische Gemeindebesitz eine durchaus zu verwerfende Einrichtung sei. Von diesem Standpunkt aus hat er dann dem Doktoranden aufs stärkste zugesetzt, und dieser geriet darob in solche Erregung, daß auch meine am Schlusse folgende Anerkennung seiner Verdienste ihn nicht zu begütigen vermochte. Er hat mir dann unterm 24. Februar 1883 von Petersburg einen Entschuldigungsbrief geschrieben. Aber die Sache war damit nicht zu Ende. Einige

Tage ſpäter erſchien in der Rigaiſchen Zeitung ein Artikel unter Angabe eines Herrn von Samſon als Verfaſſer, in welchem der Hiſtoriſch-philoſophiſchen Fakultät zu Dorpat heftige Vorwürfe gemacht wurden, daß ſie einen Mann wie Johannes von Keußler zur Doktorwürde habe gelangen laſſen.

Ich würde dieſen Fall nicht erwähnen, hätte ich nicht einige Jahrzehnte nachher Aehnliches erlebt. Im Jahre 1909 hatte Adolf Agthe in Leipzig auf Grund einer Diſſertation über Urſprung und Lage der Landarbeiter in Livland die Doktorwürde erworben. Dieſe Diſſertation wurde von mir in die Ergänzungshefte der Zeitſchrift für die geſamte Staatswiſſenſchaft aufgenommen und entfeſſelte in livländiſchen Zeitungen und Zeitſchriften einen Sturm des Widerſpruchs. Einem der Gegner Agthes, Al. Tobien, dem Leiter des ritterſchaftlichen ſtatiſtiſchen Bureaus in Riga, ſtellte ich in der von mir herausgegebenen Zeitſchrift reichlich Raum für eine Entgegnung zur Verfügung und erteilte dem Herrn Agthe das Wort zur Abwehr. Darob heller Unwille in den Oſtſeeprovinzen. Die Entgegnung von Tobien wurde ohne mein Vorwiſſen buchhändleriſch vertrieben, ohne daß die Antikritik Agthes auch nur erwähnt wurde. Zugleich wurde letzterer und ich ſelbſt aufs heftigſte verunglimpft und der Univerſität Leipzig daraus ein Vorwurf gemacht, daß ſie Herrn Agthe die Doktorwürde verliehen habe. Ich habe darauf mich doch zu einer Aeußerung veranlaßt geſehen, in der ich feſtſtellen mußte, daß von jeher dem Schickſale der Verunglimpfung alle diejenigen verfallen ſind, welche eine unparteiiſche Auffaſſung der baltiſchen Agrarzuſtände in der Literatur vertreten haben[1]). Die Wortführer der Ritterſchaft ſuchten durch literariſchen Terrorismus jede freie Diskuſſion abzuſchneiden und jede von der ihrigen abweichende Meinung als unwiſſenſchaftlich zu diskreditieren.

Schlimmer vielleicht noch war der Gegenſatz zwiſchen den Deutſchen und der Urbevölkerung des Landes. Die Eſten waren damals zu einem nationalen Bewußtſein erwacht, und es rächte ſich nun an der deutſchen Minderheit, daß ſie dieſe nicht zu einer Zeit zu ger-

1) Die Einzelheiten mag man in der „Zeitſchrift für die geſ. Staatswiſſenſchaft“ LXVI (1910), S. 762 ff. nachleſen.

manifieren gewußt hatte, wo ſie mit Freuden die deutſche Sprache angenommen haben würden. Nur die wenigen Eſten, welche ſich der Theologie gewidmet hatten, waren bis dahin im Deutſchtum aufgegangen. Das erwachende Nationalitätsbewußtſein offenbarte ſich in einer Sammlung der Mittel zur Begründung eines eſtniſchen Gymnaſiums, und es war faſt rührend, wie dieſe verachtete Raſſe für einen Zweck Geld aufbrachte, den die Mehrzahl der Spender überhaupt nicht verſtand. An der Univerſität wurde das Eſtniſche durch einen Lektor namens Weske vertreten, und ich habe da ſelbſt öfter mit angehört, wie ein einheimiſcher Theologe alle die Wohltaten aufzählte, die man Weske erwieſen habe, und ihm ſchnöden Undank vorwarf, weil er zu ſeinen Stammgenoſſen hielt. Das war ja überhaupt der Standpunkt, der im Lande von den Deutſchen vertreten wurde, daß man alles gewaltig übertrieb, was von den Baronen für die eſtniſche Landbevölkerung getan worden ſei und von den Sünden der Vorfahren gegen ihre Leibeigenen nichts hören wollte. Daß es deutſche Paſtoren geweſen ſeien, welche für die entſtehenden Volksſchulen Fibeln und Katechismen in eſtniſcher Sprache hergeſtellt hätten, habe ich ſehr oft als eine Großtat preiſen hören, gleich als ob zu der Zeit, wo dieſe entſtanden, die Eſten ſelbſt nicht viel lieber Deutſch gelernt haben würden, als daß ſie ſich in einer Sprache unterrichten ließen, in der es wohl Volkslieder und ein altes Epos, aber ſonſt keine Literatur gab.

Mein juriſtiſcher Kollege Edgar Loening hatte kurz vorher durch einen Aufſatz das Mißfallen der im Lande anſäſſigen Deutſchen erregt und beantwortete ihre Angriffe durch einen Artikel in der Baltiſchen Monatſchrift, in welchem er nach Dorpater Gerichtsakten Tatſachen über das Verhalten der Gutsherren zu ihren Leibeigenen aus dem 18. Jahrhunderte mitteilte, wie ſie auch die kühnſte Phantaſie kaum hatte ausdenken können. Und noch immer wurzelte in der eſtniſchen Bevölkerung die Vorſtellung, daß ſie tief unter den Deutſchen ſtehe.

Einen bemerkenswerten Beleg dieſer Anſchauung erlebte ich im eignen Haushalte. Unſer eſtniſches Dienſtmädchen ſollte konfirmiert werden und darum den vorbereitenden Unterricht in der eſtniſchen

Kirche beſuchen. Da meiner Frau die Zeit ſehr ungelegen war, zu der dieſer ſtattfinden ſollte, ſo ſchlug ſie dem Mädchen, das leidlich deutſch ſprechen konnte, vor, an dem deutſchen Konfirmandenunterrichte teilzunehmen. Am nächſten Sonntage beſuchte ſie ihre Eltern auf dem Lande und kam betrübt mit der Auskunft wieder: „Frau, ich kann doch nicht den deutſchen Unterricht mitnehmen; meine Angehörigen legen mir das als Hochmut aus.“

Die ruſſiſchen Behörden haben den zwiſchen Deutſchen und Eſten entſtandenen Gegenſatz nicht bekämpft, ſondern gefördert. Es war ihnen ganz recht, wenn der einflußreichen deutſchen Minorität Schwierigkeiten erwuchſen. Sie haben auch die Eſten ihr Gymnaſium erbauen laſſen; als es aber fertig war, durfte nicht eſtniſch, ſondern ruſſiſch darin unterrichtet werden. Möglich, daß den Eſten dies immer noch lieber war, als wenn man ihnen eine Anſtalt mit deutſcher Unterrichtsſprache gegeben hätte. Alt eingewurzelter Haß ließ ſich ſo leicht nicht beſeitigen, und wenn man lieber von der ruſſiſchen Regierung ſich befehlen ließ als von den ritterſchaftlichen Korporationen im Lande, ſo hatte das ſeine Gründe.

Viel Aufregung verurſachte noch ſpäter im Lande die Forderung der ruſſiſchen Regierung, daß in allen auf Koſten der Krone beſtehenden Kreisſchulen (etwa unſern höhern Bürgerſchulen entſprechend) der Unterricht in ruſſiſcher Sprache ſtattfinden ſolle, während in den von Städten und Privatperſonen unterhaltenen Schulen nichts geändert zu werden brauchte. Die Ruſſen ſagten ſich richtig, daß in die Kreisſchulen die Eſten und Letten ihre Kinder ſchickten und fürchteten, daß dieſe ſo nach und nach germaniſiert würden. Warum ſollte die Staatsſprache nicht gefordert werden, wo es doch nicht ohne eine den Schülern fremde Sprache ging? Trotzdem haben Adel und „Literaten“ im Lande laut über „Vergewaltigung“ geſchrien, und die Preſſe in Deutſchland hat ihre Klagen in verſtärktem Maße verbreitet, oft mit nicht geringen Uebertreibungen. Dies veranlaßte wieder die Ruſſen zu Repreſſalien, die ſich auf den verſchiedenſten Gebieten geltend machten. Beiſpielsweiſe wurden der Dorpater Anatomie die Leichen geſperrt, die ſie bis dahin regelmäßig von Petersburg erhalten hatte, und alle Vorſtellungen des Leiters derſelben fanden taube

Ohren. Das alles hätte man ſich erſparen können, wenn man ſich klargemacht hätte, daß die Regierung einiges Recht dazu hatte, in den auf Koſten des Staates unterhaltenen Schulen auch über die Lehrgegenſtände zu beſtimmen. Aber Verſtändnis für ruſſiſche Anſprüche gab es nun einmal nicht in den Oſtſeeprovinzen, auch wo ſie uns andern als berechtigt vorkamen.

Wir haben uns natürlich nie in die inneren Streitigkeiten der Nationalitäten im Lande gemiſcht; aber es war uns doch unbehaglich, unter einer Bevölkerung zu leben, die dem Deutſchtum im innerſten Herzen feindlich geſinnt war, und wir haben die Greuelſzenen des Jahres 1905 ſpäter ſehr wohl begriffen. Meine Frau hielt es für notwendig, das Eſtniſche ſoweit zu lernen, daß ſie ihre Haushaltungs-Einkäufe ſelbſt beſorgen konnte; aber ſie hat es darin ebenſowenig weit gebracht als ich im Ruſſiſchen, das nachmals für mich auch überflüſſig wurde.

Die Deutſchen in den Oſtſeeprovinzen ſind eine Herrenraſſe mit allen Tugenden, aber auch mit den Fehlern einer ſolchen. Letztere waren nicht ſelten von den Ruſſen angenommen, wenn man es auch nicht eingeſtehen mochte. Von Dorpat gingen die beſten Kräfte aus, die das weite Reich beanſpruchen konnte. Sie zerſtreuten ſich ſporadiſch über das ungeheure Gebiet und fanden hier Ellenbogenraum genug zum Auswirken, ein leichtes Daſein und raſches Emporkommen. In der Heimat hatten dieſe Leute deutſch untereinander geſprochen und ſich an deutſcher Bildung genährt. Deutſchland war ihr Mutterland, wie mir einer von ihnen ſagte, nicht ihr Vaterland. Daß man beſſer dem Deutſchen Reiche angehöre als Rußland, wäre damals niemanden in den Sinn gekommen. Staatsgefühl hatte man nicht; man wollte etwas Eigenes ſein und pochte auf die 1710 beim Anſchluß angeblich auf ewig verbrieften Privilegien. Undenkbar wäre es geweſen, daß einmal der Baron zu gleichem Rechte mit dem eſtniſchen Geſindewirt und Lostreiber oder dem ruſſiſchen Händler an die Wahlurne treten könnte.

Daß man bloß die Jugend eines Herrenvolkes auf Koſten des Staates zu unterrichten habe, dieſer Gedanke iſt uns in Dorpat nie gekommen, ſo nahe er vielleicht auch lag. Die Unterrichtsſprache war

deutſch; ruſſiſch wurden bloß die Vorleſungen über ruſſiſches Recht und ruſſiſche Geſchichte geleſen. Zwar war den Studierenden eine Aufnahmeprüfung im Ruſſiſchen vorgeſchrieben; aber der Vertreter der ruſſiſchen Sprache, Profeſſor Wiskowatow, pflegte die Prüfungsvorſchriften ſehr milde auszulegen, und ich erinnere mich nicht, daß einmal ein Studierender ſeinen Anforderungen nicht genügt hätte.

Auch ſonſt merkte man nur etwa an den geſchwärzten Stellen der Zeitungen und an den Rechnungen der Buchhändler, daß man ſich im ruſſiſchen Reiche befand. Bücher konnte man aus Deutſchland beziehen, ſoviel man wollte. Waren ſolche darunter, die von der Zenſur nicht zugelaſſen waren, ſo ſtand in der Buchhändlerrechnung nicht der Titel, ſondern bloß „ein Buch“, und der Empfänger konnte daran ſehen, wo er ſich auf verbotenen Wegen befand. Ueber die Unwiſſenheit der Zenſoren liefen allerlei Anekdoten um. Einer meiner Schüler, der in Dresden das Gymnaſium beſucht hatte, erzählte mir, daß ihm an der Grenze nur eines ſeiner Bücher zurückbehalten worden ſei, weil es in einer Sprache gedruckt geweſen ſei, die der Zenſor nicht verſtand, nämlich Xenophons Anabaſis. Auch was ich oben über die Behandlung meiner Bibliothek in Reval mitgeteilt habe, kann zeigen, daß die Zenſur in entſcheidenden Fällen verſagte.

Die Lehrfreiheit an der Univerſität iſt niemals angetaſtet worden. Wir konnten uns ſo frei bewegen, als ob wir an einer Univerſität im Deutſchen Reiche angeſtellt geweſen wären, und bei den meiſten Mitgliedern des Lehrkörpers herrſchte ein reges wiſſenſchaftliches Streben. Freilich diejenigen Reichsdeutſchen, welche bereits längere Zeit im Lande waren, zeigten manchmal unverkennbare Spuren der Ermüdung. Sie hatten darauf gerechnet, nach einigen Jahren in die Heimat zurückberufen zu werden, und nun fühlten ſie ſich auf einem verlorenen Poſten. Ihre Kinder waren Balten geworden und verwuchſen mehr und mehr mit den ruſſiſchen Verhältniſſen, denen bisweilen auch die Väter ſich in einem Maße anbequemten, wie ſie das ſelbſt nie für möglich gehalten hatten. Dann gingen ſie auch wiſſenſchaftlich zurück oder blieben wenigſtens ſtehen. Ich bin ſpäter alten Dorpatern zuweilen begegnet, die ſich mit ihrem ruſſiſchen Ruhegehalt

auf eine deutsche Universität zurückgezogen hatten und sich nicht hineinfinden konnten, daß die Welt seit ihrer Jugend fortgeschritten war, aber sich bitter darüber beklagten, daß man „draußen" ihre wissenschaftlichen Verdienste nicht anerkennen wollte. Am schlimmsten diejenigen, welche sich als Opfer der Russifizierung betrachtet und behandelt wissen wollten.

Unter den Balten, die sich irgendeiner Wissenschaft gewidmet hatten, fand sich nicht selten ein Grad der Selbstüberschätzung, wie er in den Verhältnissen eines großen Volkes nicht aufkommen kann. Unter den Blinden ist der Einäugige König, und so darf man sich nicht wundern, daß diesen Leuten in ihrer engen nordischen Heimat versichert worden war, sie seien hochbedeutsame wissenschaftliche Erscheinungen, und daß sie darum Ansprüche erhoben, zu denen sie tatsächlich nicht berechtigt waren. Man hat an deutschen Universitäten solche baltische Dozenten in der weitherzigsten Weise aufgenommen; ja man konnte selbst von einer „baltischen Periode" unserer Universitäten reden, wie man früher von einer „holsteinischen Periode" hatte sprechen können. Ueberzeugte man sich dann später, daß man es nur mit mittelmäßigen Köpfen zu tun hatte, so war meist nichts mehr zu ändern.

Ich habe nirgends so die Anschauung verbreitet gefunden, daß man in der Welt durch Protektion emporzukommen suchen müsse, wie in der baltischen Gesellschaft. Von eigenem Verdienste schien man nichts wissen zu wollen. Daß den Ansprüchen die Leistungen entsprechen müßten, schien man nicht zu verstehen. Gerade daß letztere von uns Reichsdeutschen gefordert wurden, hat bei Berufungen manchmal zu Meinungsverschiedenheiten geführt, die besser vermieden worden wären.

Im ganzen lebte man in Dorpat wie auf einer einsamen Insel. Ich habe es später oft bereut, daß ich die Gelegenheit nicht benutzt hatte, um die übrigen Städte des Landes kennen zu lernen und daß mir das eigentliche Rußland, abgesehen allein von Pleskau (Pskow), unbekannt geblieben war. Nicht einmal nach Petersburg bin ich gekommen. Die Kollegen pflegten im Sommer nach Landessitte an den Strand zu gehen und sich dort einzumieten, während die Woh-

nungen in Dorpat manchmal an Petersburger Sommerfrischler überlassen wurden.

Mit meiner Frau habe ich täglich weitere Spaziergänge gemacht, und wir haben diese Gewohnheit selbst den Winter hindurch fortgesetzt, wo unsere Bekannten alle in ihren warmen Häusern blieben und nur mit Ueberschuhen und mit Ohrklappen über die Straße zu gehen wagten, wenn sie durchaus mußten. Wir kamen dadurch in den Ruf einer besonderen Abhärtung, und es mochte in der Tat zutreffen, daß wir die äußere Kälte besser aushielten als die Einheimischen, welche an die Schutzmittel des Landes gewöhnt waren. In den letzten Monaten meines Aufenthaltes habe ich mir viel Mühe gegeben, einige Kollegen für einen wöchentlichen Spaziergang in die Umgegend zusammenzubringen. Solche zwanglosen Wandergruppen bestehen an fast allen deutschen Universitäten. In Dorpat konnte der Sinn für die Schönheiten der freien Natur nur schwer geweckt werden, was sicher wieder damit zusammenhängt, daß uns jeder Zusammenhang mit der Masse der Bevölkerung fehlte. Es war einem zumute, als ob man auf einem Isolierschemel säße. Und doch haben mir später die volkskundlichen Studien und Sammlungen einzelner Pastoren gezeigt, daß eine nähere Berührung mit den Esten im Lande wohl die Mühe lohnen konnte.

Ich habe manchmal auf der Dorpater Bank den Gegensatz zwischen Deutschen und Esten lebhaft empfunden, wenn neben mir der deutsche Baron sporenklirrend erschien, um Geld zu holen, und nicht weit davon der estnische Bauer unter seinem schmutzigen Schafspelz die zerknitterten Rubelscheine hervorholte, um Geld einzulegen. Möglich, daß ich mich täuschte, wenn mir beim Blick auf den ersteren die Morituri des Polen Kraszewski einfielen, und der zweite mir ein Glied eines aufsteigenden Volkes zu sein schien. Mir haben immer die deutschen Gutsbesitzer den Eindruck einer stillstehenden Eliteklasse gemacht, deren Entwicklungsfähigkeit ich nicht hoch einschätzen konnte, und ich habe die Esten trotz ihres niederen Kulturstandes niemals so gering achten können, wie es landesüblich war.

Zwar waren sie mit den Deutschen durch die Einheit der kirchlichen Konfession verbunden. Aber unter den Pastoren im Lande

wie in der theologiſchen Fakultät der Univerſität herrſchte eine Richtung vor, die ſchon den aufgeklärteren Deutſchen nicht genügte, den Eſten und Letten gegenüber aber völlig verſagte. Von den letzteren ſind damals ganze Gemeinden zur ruſſiſchen Orthodoxie übergetreten, und ich habe gehört, wie man ſich in deutſchen Kreiſen damit tröſtete, daß die Ruſſen durch das Verſprechen von „Seelenland“ ſie verführt hätten. Mag ſein, daß dies zutraf. Aber man mußte ſich doch fragen, wie es komme, daß der deutſche Geiſtliche ſeine Pfarrkinder ſo völlig aus der Hand verloren hatte, daß ſie der Aufforderung zum Glaubenswechſel nicht beſſer widerſtanden und auch überſahen, daß keine Rückkehr möglich ſei. Gewiß mußte man die Paſtoren bemitleiden, welche nach Sibirien verſchickt wurden, weil ſie Reuigen den Weg der Rückkehr zum Proteſtantismus eröffnet hatten; aber man konnte ſie nicht als frei von aller Schuld betrachten.

Vom eſtniſchen Volksleben war in Dorpat wenig zu merken. Frauen mit Landesprodukten mochten wohl in der Küche ein- und ausgehen; im Hauſe erinnere ich mich nur einen wandernden ruſſiſchen Spitzenhändler aus der Gegend von Orel und ein paar polniſche Mädchen getroffen zu haben, die uns ihre Lieder ſangen. Die Spitzen waren Erzeugniſſe bäuerlichen Hauswerks aus Leinengarn, rot gerändert mit blauen Tupfen, und ich kaufte meiner Frau einen ordentlichen Vorrat, an dem ſie ſpäter noch oft ihre Freude hatte. Bettler kamen faſt nie an die Türe außer deutſchen Hochſtaplern, die nicht eben beſcheiden auftraten. Dafür haben mich aber auch noch in Baſel und ſelbſt in Leipzig nicht ſelten angebliche Balten aufgeſucht, die unter Berufung auf meine ehemalige Zugehörigkeit zur Dorpater Univerſität mich um Unterſtützung angingen. Einheimiſche, die in der Trunkenheit auf der Straße umhergrölten oder auf den Bänken in den Anlagen des Dombergs lagen, ſah man wohl bisweilen; aber wer möchte dieſen Auswurf auf Rechnung des eſtniſchen Volkes ſetzen? Dergleichen gibt es überall.

Auf dem Dorpater Wochenmarkte ging es zu Zeiten recht lebhaft zu, und man würde wohl auch mehr Nutzen von ihm gezogen haben, wenn man die Landesſprache beherrſcht hätte. So hat er mir meiſt nur dazu gedient, ein Bild der Konſumtionsverhältniſſe

meiner näheren Umgebung zu gewinnen, und es iſt mir dabei bemerkenswert erſchienen, daß die Vorrathaltung im täglichen Leben der Einwohner eine weit größere Rolle ſpielte, als es in reichsdeutſchen Städten üblich iſt. Dem hatte ſich natürlich das Angebot anzubequemen.

Ruſſiſch-patriotiſche Feſte wurden mehrmals während meiner Anweſenheit gefeiert. Sie dauerten immer eine Reihe von Tagen, und ich glaube, die einheimiſche Bevölkerung hat ſie benutzt, um die Deutſchen zu ärgern. Einmal mußte man illuminieren, und die Freunde luden uns dazu ein mit der Bemerkung, daß uns ſonſt die Fenſter eingeworfen werden würden. Nun wir haben mit Talglichtern auf Flaſchenhälſen dem Tage Genüge getan, wie das auch andere machten. Auch der Patriotismus war nicht teuer im Lande.

Zu Ende Auguſt 1883 erwartete meine Frau ihre Niederkunft. Ihre Mutter wollte ihr beiſtehen und hatte deshalb die weite Reiſe von Graz nach Dorpat unternommen. Leider war ihr aber unterwegs der Koffer abhanden gekommen, welcher die Ausſtattung des erwarteten jungen Weltbürgers enthielt und zunächſt trotz aller Reklamationen nicht zu erlangen war. Darauf wartete aber der Sprößling nicht, ſondern erſchien unerwartet ſchon am 17./29. Auguſt. In der Frühe dieſes Tages konnte ich Verwandten und Bekannten in der Heimat Nachricht von der Geburt eines Knaben geben und trug um 5 Uhr die betreffenden Poſtkarten nach dem Dampfer, der um dieſe Zeit vom Embachufer nach dem Peipusſee und weiter nach Pleskau abging. Auf dem Rückwege teilte ich den nächſten Freunden das frohe Ereignis mit. Mein Nachbar, der Altteſtamentler Profeſſor Volk, blickte gerade zum Fenſter ſeiner Wohnung hinaus, und als ich ihm die Botſchaft zurief, kam er raſch mit ſeiner Frau auf die Straße und beglückwünſchte mich. Aber ich hatte auch lachend geſagt, daß der Erſtgeborene nicht einmal ein Hemdchen bei uns vorgefunden habe, und kaum war ich zu Hauſe angelangt, ſo kam ein Korb mit Kinderwäſche von der Familie Volk. Bis zum Mittag wiederholte ſich dieſer Fall noch mehrmals, und wir hätten ſchließlich ein ganzes Dutzend Kinder bekleiden können. Zum guten Glück iſt auch noch der vermißte Koffer ſpäter eingetroffen.

Derartiges war bezeichnend für die Dorpater Verhältniſſe, wo alles wie eine große Familie war und jeder dem andern beiſprang, wo er es vermochte. Auch meine Schwiegermutter hat ihr redlich Teil davon abbekommen. Es war ja ſo ſelten, daß Verwandte aus Deutſchland die weite Reiſe wagten. Als am 26. September (8. Oktober) das Kind (auf den Namen ſeines väterlichen Großvaters Friedrich) getauft wurde, durften wir außer der Großmutter und einem Onkel auch den Anatomen Ludwig Stieda als Paten eintragen laſſen, und wir ſahen nur Kollegen mit ihren Frauen an unſerem Tiſche, insbeſondere die Ehepaare Löſchcke, Mithoff, Ludwig Stieda und Volk.

Aber es war uns doch bei dieſer Gelegenheit ſo recht zum Bewußtſein gekommen, welche Bedeutung die weite Entfernung von der Heimat für das Familienleben gewinnen könne. Schon Ende Juli hatte mein Fachgenoſſe Alphons Thun in Baſel mir mitgeteilt, daß er nach Freiburg i. B. berufen ſei und bei mir angefragt, ob ich mich entſchließen könne, ſein Nachfolger in Baſel zu werden. Anfangs September kam auch ein Ruf der Baſler Univerſitätskuratel mit dem Angebot eines Gehalts, der ungefähr meinen Dorpater Bezügen entſprach. Ich muß geſtehen, daß meine Neigung, dem Rufe Folge zu leiſten, nicht ſehr groß war. Es ſchien mir undenkbar, die deutſch-ruſſiſche Univerſität und die Stadt, in der wir ſo glücklich waren, zu verlaſſen, ja faſt wie eine Herausforderung des Schickſals. Schließlich aber gab ich doch familiären Rückſichten nach und ſagte zu. Von einigem Einfluſſe war dabei auch der Umſtand, daß damals in Dorpat faſt jede Nacht ein Brand ausbrach, ſo daß ſchließlich zum Schutze der Häuſer ſich eine freiwillige Geſellſchaft gebildet hatte, bei der ſelbſt Univerſitätsprofeſſoren das Amt von Nachtwächtern verſahen, ſo oft ſie die Reihe traf [1]).

Man wünſchte in Baſel, daß ich bereits im dortigen Winterſemeſter leſe, wollte ſich aber damit begnügen, daß ich in der erſten Hälfte des November mein Amt antrete. Bis dahin glaubte ich durch Vermehrung der Stundenzahl in Dorpat meinen Stoff bewältigen zu können. Aber zum Ueberſchreiten der deutſchen Grenze be-

1) Es hat ſich ſpäter herausgeſtellt, daß der Brandſtifter ein geiſteskranker Student war.

durfte ich eines ruſſiſchen Paſſes, und dieſer war vom Gouvernement in Riga erſt zu erlangen, nachdem von der Univerſitätsbehörde meine Entlaſſung aus dem ruſſiſchen Staatsdienſte beſcheinigt war. Ueber dieſe konnte natürlich nur das Miniſterium entſcheiden, und dieſes pflegte in ſolchen Dingen ſich Zeit zu laſſen.

In dieſer Not ſuchte ich den Kurator Kapuſtin perſönlich auf. Er empfing mich in der liebenswürdigſten Weiſe und teilte mir ſogleich mit, daß der Miniſter ihm in Petersburg direkt geſagt habe, er bewillige meine Entlaſſung. Natürlich wußte er, daß mir damit nicht geholfen war, meinte aber, der Dorpater Polizeimeiſter werde mir ganz gern einen Paß „für Kaufmann Schulze oder Müller" geben, und mit dieſem werde ich auch mein Ziel erreichen. So wenig mir dieſer Weg behagte, ſo kannte ich doch die ruſſiſchen Verhältniſſe genügend, um den Rat meines unmittelbaren Vorgeſetzten zu befolgen und den Polizeimeiſter aufzuſuchen. Dieſer aber lehnte das Anſinnen rundweg ab, und ſo kehrte ich unverrichteter Dinge zum Kurator zurück. Der ſagte auf meinen Bericht: „Aber da iſt doch noch der Rechtsanwalt X., der verſchafft Ihnen einen Paß von Pſkow oder Reval. Einen ganz echten Paß. Koſtet Sie 18 Rubel oder 20; aber Sie können doch hinaus." Der Rechtsanwalt war jedoch für das Geſchäft nicht zu haben. Als Kapuſtin dies hörte, legte er den Finger an die Stirn und ſagte erfreut nach einer Weile: „Ich hab's. Werde telegraphieren an den Gouverneur in Riga: Entlaſſung folgt. Vielleicht morgen, vielleicht in ſechs Wochen; aber Entlaſſung folgt doch." Ob ich einen Bekannten in Riga habe, der auf dem Gouvernement den Paß abholen könne, fragte er noch. Den hatte ich, und nach drei Tagen war ich im Beſitze meines Paſſes.

Wer war froher als ich und die Meinen! Nun galt es meine Einrichtung zu verkaufen; denn wir wollten mit ſo wenig Gepäck Dorpat verlaſſen, wie wir mitgebracht hatten, und alsbald kamen Liebhaber für die einzelnen Stücke, die auf einen ſolchen Gelegenheitskauf gewartet hatten. Der Kirchenhiſtoriker Bonwetſch, der ſich gerade verheiratete, übernahm meine Wohnung, meinen Holzvorrat und die meiſten Einrichtungsgegenſtände, und ſo konnte ich Ende Oktober mit dem Einpacken meiner Bücher und des ſonſt Mit-

zunehmenden beginnen. Es war eine lange und mühevolle Arbeit, unabsichtlich erschwert noch durch die Freundlichkeit der Kollegen, die mich alle noch einmal bei sich sehen wollten und schließlich eine gemeinsame Abschiedsfeier veranstalteten, bei der mir gesagt wurde, wie ungern man mich ziehen ließ. Auch die Studenten, von denen der Abschied mir am wehesten tat, hatten mich noch einmal in ihrer Mitte sehen wollen.

Einige von ihnen wollten noch vor dem abziehenden Professor, dessen Vorlesungen sie gehört hatten, die ihnen vorgeschriebene Prüfung machen. Das war ihnen gewiß nicht zu verdenken. Ich bestellte sie auf das statistische Kabinett; dort aber war, als ich erschien, keiner zu finden, und der Diener sagte mir, daß sie dagewesen, aber wieder weggegangen seien, weil sie sich vor mir fürchteten. Ich ließ sie alsbald wieder herbeiholen und nahm mit ihnen an einem der kleinen Tische, die dort standen, Platz. Auf jedem dieser Tische stand eine kleine hölzerne Pyramide, auf deren drei Seiten ein Ukas Peters d. Gr. aufgeklebt war, der jeden Beamten, der sich Bestechungen oder eine andere Pflichtwidrigkeit zuschulden kommen lasse, mit den härtesten Strafen bedrohte. Ich hatte mir sagen lassen, daß ohne diese Vorrichtung überhaupt in Rußland keine gültige Amtshandlung vollzogen werden könne. Als wir uns nun niederließen, nahm ich vom Tische das ominöse Gerät weg, um es hinter mich zu stellen und knüpfte mit den Studierenden ein unverbindliches Gespräch an, das aber unmerklich in die Prüfung überlenkte. Als sie nun dabei meine Fragen glatt beantworteten, stellte ich plötzlich die Pyramide wieder auf den Tisch und freute mich, als alle die Prüfung glücklich bestanden hatten.

Außerdem war noch die Wahl eines Nachfolgers durch die Fakultät zu vollziehen, bei der ich nach alter Sitte mitzuwirken hatte. Das ist ein verantwortliches und nicht immer angenehmes Geschäft. Die Auswahl war nicht sehr groß. Dozenten der Statistik von einiger Bedeutung gab es damals an deutschen Universitäten kaum. Allerdings fehlte es nicht an Zuschriften von Leuten, die sich für eine Dorpater Professur gut genug hielten oder durch andere sich empfehlen ließen. Den Verfasser eines solchen Empfehlungsschreibens habe ich

einige Jahre nachher getroffen. Er meinte, wir hätten recht getan, daß wir den von ihm empfohlenen Kandidaten nicht genommen hätten, und beſonders gefallen habe ihm, daß ich dieſem ſelbſt geſchrieben habe, daß und warum wir ihn nicht gebrauchen könnten.

Es iſt dann ſchließlich der von mir vorgeſchlagene außerordentliche Profeſſor an der Univerſität Greifswald, Johann Mucke, gewählt worden. Freilich nicht ohne Widerſtand, und ich habe ſchon damals erfahren, welche Mittel in einem ſolchen Falle angewendet werden, um jemanden den Aufſtieg zu verſperren. Glücklicherweiſe konnte in dieſem Falle das Vorgebrachte widerlegt werden, und die Dorpater Kollegen waren erfahren genug, um eine akademiſche Gegnerſchaft nach Gebühr zu würdigen.

Die letzte Nacht wollten wir im Hotel Petersburg verbringen, wo wir auch bei unſerem Einzuge gewohnt hatten. Dorthin ſchickte ich am Abend des 7. November Frau, Kind und Schwiegermutter. Ich wollte beim Abſchied von unſerer trauten Wohnung allein ſein. Da habe ich mir noch einmal alle Lichter angezündet und als ich die halbleeren Räume in voller Beleuchtung erblickte, war es mir, als ob ich mich gar nicht von ihnen trennen könnte. Als ich auf die Straße trat, war es auch mit meiner Nervenkraft zu Ende. Ich mußte laut weinen und beeilte mich von meinem Fachgenoſſen Mithoff, deſſen Wohnung der unſrigen benachbart war, Abſchied zu nehmen und dem neuen Mieter meiner Wohnung die Schlüſſel zu bringen. Zufällig traf ich bei ihm den Profeſſor Harnack aus Berlin, deſſen Vater in Dorpat Profeſſor geweſen war und der ſeiner nordiſchen Heimat einen Beſuch machte.

Mein Sinn für das Hauswirtſchaftliche war immerhin ſo rege, daß ich den Mieter meiner Wohnung dringend bat, dieſe vor dem Bezug gründlich von Ungeziefer reinigen zu laſſen. Während der Niederkunft meiner Frau hatten ſich jene raſch laufenden ſchwarzen Käfer, die wir Schaben oder Ruſſen nennen und die in Dorpat Preußen hießen, außerordentlich vermehrt, da ſie nicht mehr mit der gleichen Energie bekämpft werden konnten, mit der wir ſie früher verfolgt hatten. Dieſe ekelhaften Tiere ſind vielleicht eine ſchwer zu vermeidende Beigabe der Holzhäuſer, und es war täglich mein letztes

Geſchäft geweſen, vor dem Zubettgehen jeden Gegenſtand auf dem Boden der Küche und dem Herde umzudrehen und die darunter ſitzenden Käfer mit einem Pantoffel zu erſchlagen. Aber der Kollege lächelte nur zu meiner Mahnung und ſagte: „O, die Tierchen ſtören mich nicht. Wenn man in meiner ſüdruſſiſchen Heimat in einem Wirtshauſe etwas zu eſſen beſtellt hat, ſo fährt man erſt mit dem Rockärmel über den Tiſch, um ſie wegzubringen.“ Ich muß alſo bezweifeln, daß ſie dem Nachfolger in meiner Wohnung läſtig geworden ſind, und in dem Brande, dem wenige Monate nach unſerem Auszug das Haus mit der ganzen inneren Einrichtung zum Opfer fiel, ſind ſie ſicher alle umgekommen.

Die Witterung war im Jahre 1883 bis in den November hinein gegen alle Erfahrung milde geblieben, ſo daß die Dampfboote, welche Dorpat mit Pleskau verbanden, immer noch gehen konnten. Als wir am frühen Morgen des 8. November an das Schiff kamen, hatten ſich ſchon verſchiedene Kollegen eingefunden, die uns ein letztes Mal die Hand drücken wollten. Die Domruine grüßte aus der Höhe herunter, und ich ſah wehmütig bei der Fahrt den Embach abwärts die Türme von Dorpat im Morgennebel verſchwinden. Als wir den Peipus kreuzten, ſchien die Winterſonne bei teilweiſe wolkigem Himmel. Die Frauen ſorgten für das Kind in der Kajüte, waren aber froh, als wir in Pleskau anlangten und im Warteſaale des Bahnhofes ein vorläufiges Unterkommen fanden. Da ſind mir denn die Gegenſätze des weiten Rußland noch einmal grell ins Bewußtſein getreten. Der Warteſaal war mit allem Luxus weſteuropäiſcher Kultur ausgeſtattet; wenn man aber zur Türe hinaustrat, ſo ſtieß man auf Bauern, die in ihren Schafpelzen auf den Steinfließen lagen.

Wir hatten bis zum Eintreffen des Schnellzugs Petersburg-Berlin einige Stunden Aufenthalt, und ich benutzte dieſe Zeit, um mit meiner Schwiegermutter die Stadt zu beſichtigen. Das echt ruſſiſche Bild, das wir hier beim Abſchied aufnahmen, hat wenigſtens meinen Trennungsſchmerz nicht erhöht. Die Frauen freuten ſich, daß es der Heimat zuging, und da ſie zufrieden waren, war ich es ſchließlich auch.

Gegen 5 Uhr abends beſtiegen wir unſern Zug, und ich erinnere

mich noch, mit welchem bedauernden Mitleid die beiden Schaffner, die uns zugewiesen waren, den kleinen Säugling begrüßten, den wir bei uns hatten, und wie sie auf unsere Bequemlichkeit bedacht waren. Wir hatten ein Abteil für uns allein und empfanden es angenehm, daß wir bei weitem nicht so eng eingepfercht waren, wie wir erwartet hatten. Der Kleine wurde in einer Windel untergebracht, die an den vier Zipfeln mit Schnüren an den Gepäcknetzen angebunden wurde und war in dieser Schaukel ganz zufrieden. Nur wenn der Zug in einer Station anhielt, gab er Zeichen von Mißvergnügen. Da künstliche Ernährung im Zuge bereitet werden konnte, so verlief die lange Fahrt fast ohne Schwierigkeiten.

Als wir die Grenzstation Wirballen erreichten, wurden uns die Pässe abgenommen, so daß wir ohne jeden Ausweis auf preußischem Boden in Eidtkuhnen anlangten. Vor der Türe des Revisionsraumes, den jeder passieren mußte, standen zwei bärtige Männer in preußischer Uniform und mit aufgepflanztem Bajonett. Sie fragten jeden Eintretenden nach seinem Passe, und als ich ruhig antwortete: „Deutsche Reichsangehörige" wurden wir anstandslos durchgelassen, während ein hinter mir kommender Mann, der die gleiche Auskunft geben wollte, zurückbehalten wurde, als er keinen Paß vorweisen konnte. Die Zollrevision verlief sehr rasch; man verlangte gar nicht die Oeffnung unserer Koffer. Dagegen wurde das Gepäck einiger russischen Damen genau durchsucht und ihnen Verzollung der darin befindlichen Süßigkeiten auferlegt. Das waren so Liebenswürdigkeiten, die man sich damals gegenseitig erwies, nachdem die Russen die Zollrevision so sehr verschärft hatten.

Es war verabredet, daß wir bis Königsberg zusammenfahren sollten. Dort übernachteten die Frauen, um am folgenden Tage bis Berlin weiterzureisen und darauf die Fahrt nach München anzutreten, wo meine Frau mit dem Kinde bis zum Schlusse des Jahres bleiben sollte. In Königsberg kamen wir am Abend des 9. November an, und ich bin von da unaufhaltsam bis Basel durchgefahren, um möglichst bald mein neues Amt anzutreten. Trotz des Fehlens jeder Erholung tat ich das mit einem Gefühle der Erleichterung. Der Druck, den ich immer empfunden hatte, wenn ich Dorpat verließ, und

der nicht hatte weichen wollen, solange wir uns auf russischem Boden befanden, war von mir genommen, und noch viel mehr freuten sich die Meinigen wieder zu Hause zu sein.

Literarisch ist mein Aufenthalt in Dorpat fast unfruchtbar geblieben. Es konnte ja auch nicht anders sein; ich hatte noch zu viel zu lernen. Außer einem Aufsatze über die russische Fabrikgesetzgebung[1]), der eine Frucht meiner Vorlesung über Gewerbepolitik war, ist nur noch mein schon 1881 gehaltener Fürther Vortrag über die Arbeiterfrage im Kaufmannsstande erschienen, und das würde auch in den nächsten Jahren nicht anders geworden sein. Hatte ich doch berechnet, daß ich bis zum Jahre 1885 jedes Semester eine neue Vorlesung würde auszuarbeiten haben.

Wir gingen einer ungewissen Zukunft entgegen. Als sie da war, habe ich mich noch lange nach Dorpat zurückgesehnt und Reue darüber empfunden, daß ich es verlassen hatte — ein Gefühl, das ich sonst in meinem Leben nicht in mir habe aufkommen lassen. Ob ich bei längerem Verweilen meine Zufriedenheit behalten hätte — wer weiß es?

1) Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik Bd. 41 (7) S. 541—548: Das russische Gesetz über die in Fabriken und Manufakturen arbeitenden Minderjährigen vom 1. Juli 1882.

XIV.

Basel

1883—1890.

Man kann sich schwer einen größeren Gegensatz denken als den zwischen der Universität eines absolut regierten Großstaates und derjenigen eines kleinen freien Schweizerkantons, und doch würde ich, wenn ich offen sein soll, sagen müssen: in Dorpat war die Universität freier und selbständiger als in Basel. Die Universität Dorpat regierte sich tatsächlich selbst; in Basel lag die Leitung der Universität in den Händen eines der zahlreichen Verwaltungsausschüsse, deren sich die schweizerischen Kantone bedienen, um möglichst viele ihrer Bürger an der süßen Gewohnheit des Regierens teilnehmen zu lassen. Diese Kommission war die dem Erziehungsdepartement unterstellte Kuratel. Sie allein hatte über die Ergänzung des Lehrkörpers und die Festsetzung der Gehaltsverhältnisse zu bestimmen. Wollte sie bei einer Berufung sich des guten Rates des seitherigen Inhabers des Lehrstuhls bedienen, so war dies ihr guter Wille; aber seine Ratschläge hatten keinerlei bindende Kraft, und es wurde oft tatsächlich nach ihnen nicht gehandelt. Dafür stand aber anderen Einflüssen die Türe offen, und wenn sie nicht häufiger zum Ziele gelangten, so lag dies an der weisen Umsicht, mit welcher ihr damaliger Präsident Karl Burckhardt die Geschäfte zu leiten wußte.

Ich kann nicht sagen, daß wir dabei etwas entbehrt hätten, habe es vielmehr später recht schätzen lernen, daß wir in Basel von allen Berufungssorgen und Berufungsintriguen sowie von der damit verbundenen Verantwortung befreit waren. Natürlich hatten auch die von der Kuratel berufenen Professoren, wenn sie kamen, nicht die

Empfindung, in einen Kreis einzutreten, der ihnen vorher Herz und Nieren geprüft hatte, oder in dem eine unterlegene Partei ihnen von vornherein mit Vorurteilen entgegenkam.

Die Verfassung der Universität Basel näherte sich sonst mehr den reichsdeutschen Verhältnissen an, nur daß der Senat (hier Regenz genannt) nicht ein Ausschuß, sondern die Gesamtheit aller ordentlichen Professoren war und daß die Fakultäten nicht bloß diese, sondern auch die außerordentlichen Professoren umfaßten. Die Zulassung von Privatdozenten war die einzige Stelle, an welcher von einer Selbstergänzung des Lehrkörpers geredet werden konnte.

Die Verhältnisse waren klein. Der Kanton bestand außer der Stadt Basel nur noch aus drei Landgemeinden, seitdem Baselland als eigner Kanton sich abgeschieden hatte. Im ganzen mochte er 1883 etwa 50 000 Einwohner zählen. Die Aufbringung der Kosten einer Hochschule würde bei aller Wohlhabenheit der Bevölkerung aus öffentlichen Mitteln allein nicht haben erfolgen können, wäre nicht die Akademische Gesellschaft mit den Beiträgen ihrer Mitglieder bei jedem größeren Bedarfe eingetreten, meist so, daß sie die Hälfte der Kosten eines Instituts oder eines Bauwerks sich zu übernehmen erbot, wenn der Staat die andere Hälfte zuschieße. Außerdem pflegten bei Todesfällen in den wohlhabenden Familien neben anderen gemeinnützigen Anstalten auch die Universität oder einzelne ihrer Einrichtungen durch Legate bedacht zu werden. An ein Schöpfen aus dem Vollen war hier nicht zu denken; was gebraucht wurde, floß aus verschiedenen Quellen zusammen; aber es wurde doch immer gedeckt.

Demgemäß mußten sich die Gehaltsverhältnisse in bescheidenen Grenzen bewegen. Gegen Dorpat hatte ich mich in meinen festen Bezügen kaum verbessert, und auf eine größere Einnahme aus Kollegiengeldern war nicht zu rechnen. Ja wenn man die höheren Preise Basels in Anschlag brachte, so stand es hier mit der Möglichkeit von Erübrigungen weit ungünstiger als in Dorpat, wo ich in der kurzen Zeit meiner Tätigkeit doch etwas hatte zurücklegen können.

Auch der Besuch der Vorlesungen war ein erheblich geringerer. Ich hatte in Dorpat selbst für die größeren statistischen Kollegien auf 40—50 Zuhörer rechnen können; in Basel fand sich bei der sonst

viel begehrteren Nationalökonomie im Anfang nur etwa ein halbes Dutzend ein, und auch ſpäter kam ich meiſt nicht über die doppelte Zahl. Zuerſt wollte mir ſolcher Teilnahmloſigkeit gegenüber faſt die Stimme verſagen, und es dauerte eine Weile, bis ich mich an die veränderten Verhältniſſe gewöhnt hatte. Zwar beſtand ein Staatswiſſenſchaftliches Seminar; aber ich fand es ohne Bibliothek. Mein Vorgänger hatte dieſe der Univerſitätsbibliothek zur Verwahrung übergeben, während deſſen Vorgänger ſie gar ſeiner Privatbibliothek einverleibt hatte. Es dauerte eine Weile, bis ich ſie wieder herausbekommen und in dem dafür beſtimmten kleinen Raume aufſtellen konnte. Aber nun fehlte es an Schränken zu ihrer Verwahrung. Ich war gewöhnt, daß ſolche Dinge durch Fakultät und Senat an die betreffenden Regierungsbehörden gingen und brachte mein Begehren bei den erſteren ein, erzielte auch ſogleich zuſtimmende Beſchlüſſe; aber es folgte nichts darauf. Nach mehrwöchigem Warten traf ich einmal den Kantonsbaumeiſter Reeſe und klagte ihm mein Leid. „So macht man das auch hier nicht", entgegnete er, „ſagen Sie mir, was Sie brauchen, und ich ſchicke Ihnen morgen jemanden, der die Sache ausmißt; dann bekommen Sie Ihre Schränke." So geſchah es auch, und ich lernte damit, daß die Welt auch ohne Inſtanzenzug regiert werden kann.

Das kleine Seminar wurde noch meine Freude; ich erlangte dort einen Stamm von Studierenden, die ich in die Methoden der Forſchung einführen konnte, und damit hob ſich auch die Zahl der Zuhörer in meinen Vorleſungen. Freilich litten dieſe unter dem Umſtande, daß ſie durchaus auf die Freiwilligkeit angewieſen blieben. Niemand war zum Hören der Nationalökonomie verpflichtet. Selbſt in den Studiengang der Juriſten war ſie nicht aufgenommen. Ja man erzählte ſich, daß ein angeſehener Profeſſor der Rechte geäußert habe, die Beſchäftigung mit dieſem Fach beeinträchtige das juriſtiſche Denken.

Man mag gegen alle Prüfungs- und Pflichtvorleſungen Einſprache erheben, das wird nicht zu leugnen ſein, daß ein Fach, in dem ſie fehlen, an unſeren Univerſitäten einen ſchweren Stand hat. Und wenn ein Engel vom Himmel käme, um es zu lehren, es würde

nur die wenigen anziehen, die ein rein sachliches Interesse treibt, während die Menge der Brotstudenten, die überall doch die Mehrzahl bilden, ihm fern bleiben würde. Darum haben in Basel die Bemühungen, wenigstens die Aufnahme der Nationalökonomie in das juristische Studium zu erzielen, sich bei meinen verschiedenen Vorgängern immer wiederholt, und ich darf mich nicht beklagen, daß ich in diesem Punkte nicht weiter gekommen bin als sie.

Ich wohnte die ersten beiden Monate meiner Basler Wirksamkeit im Gasthof zum Storchen und hauste dort wie ein Junggeselle. Inzwischen hatte ich eine Familienwohnung am äußersten Ende der Stadt in der Thiersteiner Allee und ein Dienstmädchen gemietet, auch bereits das Nötigste für den Beginn des Haushalts eingekauft. In den Weihnachtsferien holte ich Frau und Kind in München ab, und dann begann die Neueinrichtung. Einige bessere Stücke hatten wir schon in München gekauft. Anderes mußten wir in Basel machen lassen oder in Möbellagern kaufen. Da ich nicht beabsichtigen konnte, in Basel für mein ganzes Leben zu bleiben, so nahmen wir auf solche Gegenstände Bedacht, welche zum Umzuge geeignet wären. Als ich in einem Möbelgeschäft statt eines eichenen Schrankes einen tannenen verlangte, sagte die Verkäuferin verächtlich: „So Lumpenzeug führen wir nicht." Der solide Basler Sinn, der mit Hausständen rechnete, bei denen Generation auf Generation in den gleichen Räumen wohnt, konnte sich nicht denken, daß es anständige Menschen mit ganz anderen Bedürfnissen geben könnte.

Die Wahl der Wohnung erwies sich nachträglich als wenig zweckmäßig, da ihre Lage den Verkehr mit den Kollegen von der Universität erschwerte, und das von mir gemietete Dienstmädchen gehörte zu den minderwertigsten ihres Geschlechts. Wie weit die von mir eingekauften Geräte und Geschirre sich bewährt haben, weiß ich gar nicht mehr. Jedenfalls war meine Vorsorge für den Haushalt nicht vom gewünschten Erfolg. Wir sind denn auch nach vier Jahren umgezogen, als wir eine Wohnung aus dem Besitze der Akademischen Gesellschaft an der Ecke der Augustinergasse und des Münsterplatzes bekommen konnten und haben uns in ihr bis zum Ende unsrer Basler Zeit wohl gefühlt.

Nach und nach haben wir uns an die Basler Sitten gewöhnt, die uns in manchem fremdartig anmuteten, und meine Frau hat selbst das Baseldütsch sprechen lernen, das auch meinem Ohre so geläufig wurde, daß ich es richtig verstehen konnte. Immerhin bildete es eine gewisse Schranke zwischen Einheimischen und Fremden — weniger für die letzteren als für die ersteren, die sich überall da unsicher fühlten, wo sie sich schriftdeutsch auszudrücken hatten. Da sie im gewöhnlichen Leben die ortsübliche Mundart gebrauchten, so war in der Tat für sie der Uebergang auch der schwerere. Eine Basler Professorenfrau erzählte mir einst, wie sie in Berlin neben einem Herrn gesessen habe, mit dem sie sich über Tisch bemüht habe, hochdeutsch zu reden. Zum Schlusse habe der Herr zu ihr gesagt: „Das Schweizerdeutsch ist aber gar nicht so schwer; Sie z. B. verstehe ich ganz gut." Bei dieser Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen wäre es ihr am Ende nicht übelzunehmen gewesen, wenn sie jeden weiteren Versuch aufgegeben hätte. Den Mittelweg, daß jeder von beiden Teilen sprach, wie es ihm am geläufigsten war, hat man leider nur selten eingeschlagen.

Dennoch sind wir auch mit einigen Basler Familien näher bekannt, ja befreundet geworden. So u. a. mit Adolf Burckhardt-Bischoff, dem Kenner des schweizerischen Münzwesens, und mit Karl Burckhardt-Burckhardt, dem Präsidenten der Kuratel, der uns jeden Sommer an einem Sonntage auf den Schönenberg bei Pratteln einzuladen pflegte. Näher standen uns natürlich die Basler Kollegen, von denen der Kirchenhistoriker Rudolf Stähelin, der Physiker Eduard Hagenbach-Bischoff, der Mediziner Fritz Miescher, der Historiker Wilhelm Vischer und die Philologen Franz Misteli und Jakob Wackernagel hier genannt sein mögen.

Eine besondere Freude war es mir, dem schon betagten Jakob Burckhardt nähertreten zu können. Er wohnte in der St. Albanvorstadt bei einem Bäcker, und man mußte sich an den staubigen Mehlsäcken vorbeidrücken, wenn man über eine steile Treppe zu ihm gelangen wollte. Die Pflichttreue, mit der er seine Vorlesungen hielt, war sprichwörtlich. Jeden Vormittag sah ich ihn an unserem Hause in der Augustinergasse vorbeiwandern nach dem bescheidenen, auf dem

Rheinſprung gelegenen Univerſitätsgebäude, die große Bildermappe unter dem Arme. Am Schluſſe des Semeſters pflegte er am längſten von allen Dozenten zu leſen, und er konnte das, weil er den größten Zuhörerkreis hatte. Gern ſuchte er ſich einen andern Dozenten, der mit ihm aushielt, damit er nicht als der einzige ſchließlich allein übrig blieb. So hatte er auch meinen zweiten Vorgänger von Miaskowski einſt zu dem Verſprechen bewogen, nicht eher zu ſchließen als er ſelbſt; aber bei der geringen Zahl ſeiner Hörer hatte dieſer ſein Verſprechen nicht halten können. Seine Vorleſung hatte von ſelbſt aufgehört, als niemand mehr erſchienen war. Seitdem nannte der Köbi (ſo hieß Jakob Burckhardt allgemein) Miaskowski einen „unzuverläſſigen Menſchen“ und hat ihm ſeinen erzwungenen „Treubruch“ nie verziehen.

Nach ſeiner Vorleſung pflegte Jakob Burckhardt die Leſegeſellſchaft am Münſterplatz zu beſuchen, und dort ſind wir oft in der Stunde zwiſchen 12 und 1 Uhr mittags mit ihm zuſammengetroffen, mein verſtorbener Freund und Kollege Rudolf Smend und Burckhardts Neffe Oeri, und haben uns ſeiner treffenden Bemerkungen über Politiſches und Soziales erfreut. Beim Herausgehen pflegte er ſeine Mappe vom Tiſche im Vorzimmer mitzunehmen, und auch in den Ferien verſäumte er nicht, dorthin einen Blick zu werfen, um dann bedauernd zu bemerken: „Jaſo, ſie iſt ja wieder da, die mappenloſe, die ſchreckliche Zeit.“

Seine Vorleſungen waren immer aufs ſorgfältigſte vorbereitet und ebenſo die vielbeſuchten öffentlichen Vorträge, die er auf Veranlaſſung von Franz Overbeck in dem von der Akademiſchen Geſellſchaft veranſtalteten Zyklus zu halten pflegte. Aber er ſprach in beiden Fällen ganz frei, ohne alles Pathos, im Tone eines ungezwungenen Geſprächs, und darin lag eine Haupturſache ſeiner Wirkſamkeit und ſeines Erfolges.

Er war von großer Beſcheidenheit und hat davon manche bezeichnende Probe geliefert. Von Pflugk-Hartung, mit dem er anfangs zu unſerer aller Erſtaunen viel verkehrte, hatte es mit ihm verdorben, als er die Abſicht ausſprach, ſeine Biographie ſchreiben zu wollen. Er hatte eine Abneigung gegen das Photographiertwer-

den, ließ ſich aber doch einmal durch die Vorſtellungen ſeines Neffen bewegen, einen Photographen aufzuſuchen, um eine Aufnahme machen zu laſſen. Die Dame am Eingang empfing ihn mit dem bedauernden Bemerken, ihn jetzt nicht annehmen zu können, da gerade der berühmte Profeſſor Burckhardt photographiert werden ſolle. „Jaſo“, ſagte er und ging unverrichteter Dinge davon. Er muß ſich aber nachträglich dazu doch bereitgefunden haben; denn das Büchlein von Hans Trog über ſein Leben iſt mit einer Photographie geſchmückt.

Als Dekan der Philoſophiſchen Fakultät hatte ich einſt ein bezeichnendes Beiſpiel ſeiner Denkungsart. Es pflegte damals die Doktorpromotion durch einen öffentlichen Akt gefeiert zu werden, den der Dekan durch eine Anſprache einzuleiten hatte. Einmal hatte ich zum Ausgangspunkte bei der Verleihung der Doktorwürde an einen Philologen eine Stelle des Iſokrates ausgewählt, der ſonſt zu Zitaten nicht ſehr geeignet iſt, und Jakob Burckhardt verwickelte mich nach der Promotion in ein längeres Geſpräch über dieſen griechiſchen Redner, aus dem hervorging, daß er ihn viel genauer kannte als ich und nur bedauerte, die von mir ausgehobene Stelle nicht beachtet zu haben. Ueberhaupt pflegte er zu ſagen, daß die alten Schriftſteller vieles enthielten, was nicht geſchätzt werde, und die nach ſeinem Tode erſchienenen Vorleſungen über griechiſche Kulturgeſchichte zeigen, mit welchem Nutzen er ſie geleſen hatte. Die vielgerühmte Schilderung der griechiſchen Polis knüpft offenſichtlich an ſehr lebendige Erfahrungen in den kleinen ſchweizeriſchen Republiken an, die ihn vieles verſtehen ließen, was andern entgangen war.

Stets war er darauf bedacht, Beobachtetes in einen größeren Zuſammenhang einzureihen. Als ich 1889 von einem Beſuch der Pariſer Weltausſtellung zurückkehrte und ihm berichtete, daß ich in der Arbeitervorſtadt La Villette einem Leichenbegängnis zugeſchaut habe, das mir vorgekommen ſei wie ein Stück Dorfleben in der Großſtadt, die Männer ernſt in ihren alten ſchwarzen Kleidern mit Rosmarinſtängeln in ihren Händen, ſagte er: „Was haben Sie für Augen!“ Ich hätte ihm erwidern können, daß ich mich glücklich ſchätzen würde, ſeine eigenen Augen zu beſitzen, die ſo vieles ſahen, was andere nicht bemerkten.

Natürlich war auch unter den reichsdeutschen Kollegen ein reger Verkehr. Außer Franz Overbeck und Rudolf Smend standen uns Hermann Vöchting, Johannes Volkelt und Julius Kollmann besonders nahe; in den späteren Jahren habe ich viel mit dem Alttestamentler Bernhard Duhm verkehrt, der sich in der Aeschenvorstadt am Rheinufer ein eignes Haus erbaut und dieses ganz in der Weise seiner ostfriesischen Heimat ausgestattet hatte. Die Deutschen in den kleinen schweizerischen Universitäten rechnen gewöhnlich auf einen Ruf nach der Heimat, und den meisten ist er auch beschieden gewesen. Die Zurückbleibenden sahen sie mit stiller Resignation scheiden; völlig heimisch aber wurden sie sonst meistens in Basel nicht.

Dies liegt gewiß ebensowohl an den Deutschen selbst als an den Schweizern. Eine gewisse nationale Spannung war auf seiten der letzteren nicht zu verkennen, wenn es auch zu den seltenen Ausnahmen gehörte, daß ein Professor, wie ich es selbst bei einem Kommerse habe anhören müssen, den Studierenden sagte, sie möchten sich erinnern, daß sie „einen Wall gegen das Vordringen des Deutschtums" zu bilden hätten. Der häufige Verkehr mit Frankreich und die bis weit in die Mittelschichten hineinreichende Sitte des Kindertausches zwischen der deutschen und der welschen Schweiz mögen ein Uebriges tun. In Basel kamen die nahen persönlichen Beziehungen zu Mülhausen hinzu, wo noch immer sich die Gemüter nicht beruhigt und mit den seit 1871 eingetretenen Verhältnissen sich ausgesöhnt hatten. Jedenfalls lebte man stets unter dem Eindruck, daß eine stille Abneigung gegen uns bestand und wurde unter diesem für manches auch empfindlicher, was so böse nicht gemeint war.

So bestand ein Hemmnis gegenseitigen Verstehens, das wenigstens an der Universität beide Teile gern aus der Welt geschafft haben würden. Denn das haben auch die einsichtigen Schweizer sich niemals verhehlt, daß das Verhältnis ihrer kleinen Hochschule zu den deutschen Universitäten für sie von großem Vorteile war. Sie bekamen aus den von diesen ausgebildeten Privatdozenten und Extraordinarien einen großen Teil ihrer Lehrkräfte mit verhältnismäßig geringem Gehaltsaufwande und konnten sie in einer Periode ihrer

wiſſenſchaftlichen Laufbahn ausnutzen, in der ſie ihre beſte Kraft auszugeben hatten. Ein engherziger Nativismus, wie er etwa in Dorpat von den Balten ausgeübt wurde, hat in Baſel nicht beſtanden. Vereinzelte Fälle, die dahin gedeutet werden könnten, betrafen eingeborene Basler, niemals andere Schweizer.

Da die Schweiz ein eigentliches Berufsbeamtentum nicht kennt, ſo ſind auch die akademiſch Gebildeten meiſt nur imſtande, durch Volkswahl zu einer befriedigenden Lebensſtellung zu gelangen. Dies ſetzt ſie manchmal der Konkurrenz mit bloßen Routiniers aus, die ſich nur politiſch hervorgetan haben, verhilft aber auch zu einer Bekanntſchaft mit dem praktiſchen Leben, die für wiſſenſchaftlich veranlagte Köpfe von höchſtem Werte iſt. In dieſer letzten Richtung war die Entwicklung meines Kollegen und langjährigen ſpäteren Freundes Eugen Huber gegangen, der jetzt noch an der Univerſität Bern wirkt, nachdem er zuerſt Leiter des Polizeiweſens im Kanton Thurgau, dann Profeſſor in Baſel und Halle a. S. geweſen iſt. Er iſt einer derjenigen Schweizer, die nach längerer Wirkſamkeit an einer größeren deutſchen Univerſität in die viel beſcheideneren Verhältniſſe einer heimatlichen kantonalen Hochſchule zurückgekehrt ſind. Seinem Vaterlande hat er ebenſowohl durch ſeine wiſſenſchaftliche Bearbeitung des ſchweizeriſchen Privatrechts als durch die Aufſtellung des Entwurfes eines eidgenöſſiſchen Zivilgeſetzbuches Leiſtungen geboten, wie ſie nur ſehr ſelten einem Einzelnen gelingen werden. Mit dem Ehepaar Huber verband uns beide ſchon in Baſel enge Freundſchaft, und ſie hat viele Jahre überdanert. Eugen Huber habe ich zuerſt meine Theorie der wirtſchaftlichen Entwicklungsſtufen vorgetragen und war glücklich, als er darauf ſagte: „Dös is e flotte Theorie gſi.“

In Baſel herrſcht die Sitte, daß ein Mann nach der Verheiratung ſeinem Namen den ſeiner Frau zufügt, ſo daß er künftig nur mit dieſem Doppelnamen benannt wird (z. B. Burckhardt-Biſchoff, Saraſin-Stähelin, Heusler-von der Mühll). Dies hat nicht in einer beſonderen Selbſtändigkeit des weiblichen Geſchlechts, ſondern aller Wahrſcheinlichkeit nach darin ſeine Urſache, daß bei der beſonderen Häufigkeit gewiſſer Namen nach einem Unterſcheidungsmerkmal ge-

ſucht wird. An der Univerſität wurde zu meiner Zeit das Frauenſtudium entſchieden abgelehnt, und ſie ſtand darin unter den ſchweizeriſchen Hochſchulen allein. Als eine Züricher Studentin unter meinem Dekanat in Baſel promovieren wollte, wurde auch das zurückgewieſen, obwohl die Stellung einer Fakultät zur Verleihung der Doktorwürde doch erheblich anders iſt als die Zulaſſung zum Studium. Ich nehme Anſtand, die Gründe zu wiederholen, welche damals geltend gemacht wurden. Später iſt auch in Baſel das Frauenſtudium ganz von ſelbſt gekommen, hat aber noch verſchiedene Entwicklungsſtufen durchlaufen müſſen, ehe es dem männlichen gleichgeſtellt worden iſt.

Man war ſehr konſervativ in Baſel und entſchloß ſich ſchwer zu Neuerungen. Waren ſie aber unausweichlich, ſo ſuchte man vom Alten zu retten, was man konnte und gab nur Schritt für Schritt nach. Darin war zwiſchen Reichsdeutſchen und Schweizern, bzw. Baſlern kaum ein Unterſchied. Höchſtens daß die letzteren in einem ſolchen Falle empfindlich wurden, während die erſteren ihn ſachlich beurteilten. Wer eine Sache oder Einrichtnng antaſtete, konnte ſtets ſicher ſein, auf Perſonen zu ſtoßen, die ſich mit ihr identifizierten, und nicht immer bewegte ſich ihre Gegnerſchaft in höflichen Formen.

Daß man in Baſel aus der allgemeinen Schulpflicht die Folgerungen der Schulgeldfreiheit und der Lieferung der Lehrmittel durch den Staat gezogen hatte, iſt mir immer als eine ſozial überaus wohltätige Einrichtung erſchienen. Dies um ſo mehr, als wirklich die allgemeine Volksſchule beſtand und Gymnaſialvorſchulen oder Klaſſenſchulen unbekannte Einrichtungen waren. Zu meiner Zeit übernahm dazu der Staat die Beſorgung der Leichenbeſtattung auf öffentliche Koſten, hat aber mit dieſer eigentlich ſelbſtverſtändlichen Einrichtung, ſo viel ich weiß, in Deutſchland nirgends Nachahmung gefunden. Auch die Konſervativen haben ihr damals in Baſel Widerſtand geleiſtet, und ich habe einſt bei ihnen nicht wenig angeſtoßen, als ich meine Befriedigung darüber ausſprach. Ihrem Geſchmack entſprach vielmehr die charitative Tätigkeit auf dem Boden der Gemeinnützigkeit, und man wird geſtehen müſſen, daß

dieſe ſich wohl kaum an einem anderen Punkt ſo reich entwickelt hat als in Baſel.

Auf jeden Fall herrſchte in der parlamentariſchen Vertretung des kleinen Stadtkantons ein reges Leben und neue Gedanken waren dort weniger in Gefahr, in Kommiſſionen begraben zu werden, als dies in den Parlamenten größerer Staaten der Fall zu ſein pflegt. Zählt man die Perſonen zuſammen, die in den fünfundzwanzig Schweizerkantonen Mitglieder ſolcher Körperſchaften ſind, und rechnet alle diejenigen hinzu, die irgend einer Art von Verwaltungsausſchüſſen angehören, ſo wird man auf mehrere tauſend Menſchen kommen, die ſelbſttätig am öffentlichen Leben teilnehmen. Die Folge iſt, daß parlamentariſche Geſchäftsgewandtheit in der Bevölkerung viel weiter verbreitet iſt als anderwärts und daß die Erledigung öffentlicher Angelegenheiten ſich doch im ganzen mit unerwarteter Leichtigkeit vollzieht. Ein weiteres Ergebnis liegt darin, daß die Teilnahme an öffentlichen Dingen in weit tiefere Schichten hinabſteigt, und ſo mag ſelbſt eine Einrichtung wie das Referendum begreiflich werden, die in anderen Staaten der Anwendbarkeit entbehren würde.

Man hat die Vielgeſchäftigkeit des Basler Lebens oft getadelt, und die Mitgliedſchaft bei allen möglichen Körperſchaften und Kommiſſionen, wie ſie beiſpielsweiſe meinen Kollegen Eduard Hagenbach-Biſchoff belaſtete, herzlich unfruchtbar gefunden. Wer ſeine Kraft auf ein einziges Feld konzentriere, könne mehr und beſſeres leiſten, als es bei dieſer Zerſplitterung möglich ſei. Die vielen Sitzungen, in denen jeder Unberufene ſein Licht leuchten laſſen wolle, führten nur zu unerfreulichen Kompromiſſen und ließen oft den Fachmann gar nicht zur Geltung kommen.

Zu ſolchen Ausſtellungen mag tatſächliche Veranlaſſung hie und da vorhanden geweſen ſein. Aber im allgemeinen muß ich meine Erfahrungen dahin zuſammenfaſſen, daß in den Kommiſſionen das fachmänniſche Urteil Gewicht hatte und daß in ihnen nicht allzuſchwer Beſchlüſſe durchzuſetzen waren, für die ein Einzelner ſich vielleicht geſcheut haben würde, die Verantwortung zu übernehmen. Der Zwang zunächſt einen kleinen auserleſenen Kreis zu überzeugen, Einwürfen hier zu begegnen, welche das große Publikum machen konnte, wirkte

gewiß wohltätig. Stand ſchließlich hinter einem gefaßten Beſchluß die Autorität einer ganzen Körperſchaft, ſo war das für den, der ihn auszuführen hatte, ſtets eine wirkſame Stütze und ein Rückhalt. In einem republikaniſchen Gemeinweſen iſt die öffentliche Kritik immer rege, und man kann ihr am wirkſamſten dadurch begegnen, daß man zunächſt nur eine kleine Zahl von Perſonen für einen neuen Gedanken gewinnt. Daß das Baſler Leben mich aus der Enge des Fachſtudiums und der Profeſſur herausführte, habe ich immer zu ſchätzen gewußt, und die Beobachtungen, welche ich über das Pflichtgefühl und die Opferfreudigkeit der alteingeſeſſenen Familien machte, haben mich ſelbſt beſſer und nachſichtiger gemacht.

Nachdem ich bei der Frankfurter Zeitung das Programm der ſüddeutſchen Volkspartei kennen gelernt hatte, war es mir vielleicht ganz nützlich, wenn mir in der Schweiz die Einſicht kam, daß das Weſen der Republik nicht in der Staatsform liege, ſondern in ihrem Inhalte, ähnlich wie ich in Dorpat gelernt hatte, daß man ſich in einem abſoluten Staate großer perſönlicher Freiheit erfreuen könne.

Die Bevölkerung Baſels war ſehr wohlhabend. Im Jahre 1887 gab es 111 Millionäre. Ihre Lebenshaltung überſchritt nicht den bürgerlichen Zuſchnitt, und ich weiß auch nicht, ob diejenigen recht hatten, welche behaupteten, die männliche Jugend dieſer Klaſſe pflege in Paris ſich „auszutoben“ und kehre bloß in die Heimat zur allgemeinen Ehrbarkeit zurück, nachdem ſie mit ihresgleichen ſich verheiratet hätte. Als ich 1887 Lorenz von Stein in Wien beſuchte, ſagte er mir, an Baſel habe ihn immer die Frage intereſſiert, wie ein dortiger Millionär es anfange, ſein Einkommen zu verbrauchen. Ich ſagte darauf, das ſei ſehr einfach, er verbrauche es überhaupt nicht und erzählte ihm von dem Ausſpruche eines Burckhardt, der den Satz als Lebensregel aufgeſtellt hatte: „Ein Lump, der ſeine Zinſen verzehrt.“ So dachten wohl viele, und wenn man auch zu beachten hat, daß in einem Lande des Franken die Millionärgrenze etwas tiefer liegt als in einem Staat mit höherer Währungseinheit, ſo konnte doch nicht geleugnet werden, daß die Vermögens-Akkumulation eine ungewöhnlich große war.

Das muß auch ſchon in früheren Zeiten ſo geweſen ſein, als

man noch nicht die bequemen Anlageformen der heutigen Börse kannte. Damals waren die Beziehungen des badischen Markgräfler Landes zur Stadt Basel noch viel lebhafter als heutzutage und die Obrigkeit der letzteren setzte alljährlich einen „Frucht- und Weinschlag" fest, in dem die Preise angegeben waren, zu denen die umwohnende Landbevölkerung ihre Zinsen an die Städter in Kernen (Spelz) und Wein bezahlen konnte. Um diese Anschlagspreise niedrig zu halten, hatten die Basler verordnet, daß in zwei aufeinanderfolgenden Wochen im Herbste die Zünfte auf dem Markte keine Frucht und keinen Wein kaufen durften. Das galt bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein badischer Amtmann in Rötteln erklärte, der Frucht- und Weinschlag, nach dem sich jedermann zu richten habe, werde künftig von ihm allein festgesetzt werden. Die Sitte findet sich schon im 16. Jahrhundert; wann sie aufgehört hat, ist mir nicht bekannt. Aber ich habe einst für Karl Theodor von Inama-Sternegg auf dem Basler Archiv eine lange Tabelle ausgezogen, in der für jedes Jahr durch einen großen Zeitraum hindurch jene Preise angegeben waren. Die gleiche Gewohnheit bestand damals im benachbarten Mühlhausen. Sie gehört zu den merkwürdigen Einrichtungen, durch welche das städtische Patriziat sein Uebergewicht über die ländliche Bevölkerung in der nachmittelalterlichen Zeit aufrecht erhalten hat.

Ob die Rolle, welche noch jetzt der Wein im Basler Leben spielt, mit dieser Sitte zusammenhängt — es wäre nicht unmöglich. Man mußte sein Faß Wein im Keller haben, von dem täglich gezapft wurde. Als uns Onkel Otto Schwarzmann aus Schweden besuchte, pries er das Land glücklich, wo der Wein in Wasserflaschen vorgesetzt werde. Die Leute, die zur Arbeit ins Haus kamen, wie Holzhauer, Waschfrauen u. dgl. beanspruchten ein Weindeputat, das auch weitgehendem Bedarfe genügen konnte. Als ich einst in einer Altbasler Familie zu einem Doktorschmaus geladen war, wurde uns Wein der verschiedensten Jahrgänge seit dem Ende des 18. Jahrhunderts vorgesetzt. Das war der Stolz des Hauses, ein Rest der alten Vorratswirtschaft, der wohl nicht allein stand. Die Sitten des Weinlandes sind natürlich nicht übertragbar, und so möchte ich auch

nicht jene junge Markgräflerin als Typus anſehen, die in Karlsruhe mit einem Weinfäßchen bei uns einzog und dieſes auch in den neuen Dienſt mitnahm, den ſie bald antreten mußte.

Zu meiner Zeit konnte von einer wirtſchaftlichen Herrſchaft der Stadt Baſel über das Land nicht mehr die Rede ſein, man müßte denn die Erſcheinung dafür nehmen wollen, daß Arbeiter von jenſeits der Grenze in der Stadt beſchäftigt wurden und daß Baſler Fabrikanten Filialbetriebe auf badiſchem Boden errichteten, um die Vorteile der Zollinie und wohl auch die Arbeitskraft der anſäſſigen Bevölkerung für ſich auszunützen. Es iſt auch an der ſächſiſchen Grenze gegen Böhmen nicht anders, und ſo überbrückt das wirtſchaftliche Leben immer wieder die Unvernunft der ſtaatlichen Schlagbäume.

Von Schmuggel über die Grenze habe ich nie etwas bemerkt. In den Zeitungen las man, daß über St. Ludwig Uhren in Handkoffern mit doppelten Böden aus der Schweiz nach Deutſchland zu bringen verſucht worden ſei und man erzählte, daß ein Baſler Kaffeegeſchäft Einrichtungen habe, damit die Bauernfrauen aus der Umgegend Säckchen unter ihren Unterröcken verbergen könnten. Aber das würde ſchon unter den Geſichtspunkt des Grenzverkehrs fallen, der überall Erleichterungen genießt. Reiſte man weiter, ſo wurde man auf dem badiſchen Bahnhof gewöhnlich nach Baſler Leckerli gefragt, gleich als ob das Heil des Deutſchen Reiches davon abhinge, daß dieſe nicht unverzollt blieben.

Die Schweizer lachten darüber, und wohl mit Recht. Ihre Zollverwaltung huldigte dem vernünftigen Grundſatze, daß die Reviſion des Reiſegepäcks den Staat mehr koſten würde, als ſie einbringen könne. Als ich im Januar 1884 von Lindau nach Romanshorn fuhr, lag mir die ruſſiſche Zollreviſion noch ſo in den Gliedern, daß ich auf dem erſten ſchweizeriſchen Bahnhofe nach ihr verlangte. Darauf die verwunderte Gegenfrage, ob ich denn etwas zu verzollen habe. Das war mir weder an der holländiſchen noch an der öſterreichiſchen oder italieniſchen Grenze je begegnet, und ich fand mich gern in die neue Praxis. Wenn man in Baſel mit der Poſt aus dem Auslande ein Paket zugeſchickt bekam, wurde es anſtandslos beſtellt

und ein etwaiger Zoll durch den Poſtboten eingezogen. In Leipzig muß ich wegen jedes Bücherpakets, dem man ſchon von außen Urſprung und Inhalt anſieht, nach dem Zollpoſtbureau ſchicken, um oft nach langem Warten zu erfahren, daß es nichts zollpflichtiges enthält. Ueberſchreitet man gar eine Grenze, ſo kann man ſich ſchwer eines Gefühls tiefen Mißbehagens erwehren, wenn man von uniformierten Menſchen des Nachbarlandes wie ein Defraudant behandelt wird. Wann wird dieſer Ueberreſt des Merkantilismus einmal aufhören?

Angenehm empfand man auch die Abweſenheit der bureaukratiſchen Vielſchreiberei. Man ſchätzte nicht den Beamten nach der Zahl der Nummern, die er in ſeiner Regiſtrande das Jahr über verzeichnete, ſondern nach dem, was er leiſtete und gebrauchte das Telephon auch zum Zwecke der raſchen Geſchäftserledigung. Keinen Vorgeſetzten haben, der es für ſeine Aufgabe hält, den Menſchen die Freude zu verderben an dem, was ſie tun, iſt ein großer Gewinn. Ich glaube, daß ich den Baſler Behörden, wo ich mit ihnen zu tun hatte, ſchon zu umſtändlich geweſen bin, aus alter Gewohnheit, wie ich gern zugebe. Als ich einſt eine ſtatiſtiſche Arbeit für den Staat gemacht hatte, fand ich eines Tags einen verſchloſſenen Umſchlag mit meinem Honorar in dem Briefkaſten an meiner Türe, ohne daß irgendeine Vereinbarung darüber ſtattgefunden hatte. Wie viel Papier hätte darüber in Deutſchland verſchrieben werden müſſen!

Die wohlhabenden Kreiſe in Baſel huldigten gewöhnlich der konſervativen Partei und waren ſtark religiös geſtimmt. Man zeigte ſich die ſtattlichen Patrizierhäuſer, in denen ſie wohnten und erzählte wohl von zwei Fremden, welche den Rheinſprung beſichtigten, an dem das Univerſitätsgebäude lag. Da habe der eine auf das Haus eines Seidenbandfabrikanten gedeutet mit der Erklärung: „Hier iſt die Univerſität“ und dann auf die gegenüberliegende Univerſität mit den Worten: „Und hier wohnt der Pedell.“ Es war ja wahr, unſer Haus war außerordentlich beſcheiden und hatte außer der ſchönen Ausſicht aus den Fenſtern auf Rhein und Jura nicht viel Anziehendes. Aber es genügte den Bedürfniſſen, und es wurde auch viel gute Arbeit in ihm geleiſtet. Nur wurde ſie nicht immer verſtanden

und anerkannt. Man erzählte ſich von zwei Baſlern, die in der Jakobſtraße an einem deutſchen Profeſſor vorbeigingen. Da ſagte der eine zum andern: „Das Chaib got ſpaziere; ſchaffe ſoll's für ſi Geld.“ Mochte das wahr ſein oder nicht; es bezeichnet ſcharf den Gegenſatz, der nun einmal beſtand.

Auch die Beſſeren unter den Baſlern hatten von der Univerſität recht merkwürdige Vorſtellungen. Mit einem von ihnen habe ich mich einſt ſehr ernſthaft unterhalten, und am Schluſſe faßte er ſeine Anſchauung dahin zuſammen: „Eigentlich iſt's ein Unſinn, daß wir uns eine Univerſität halten. Aber ich freue mich doch, daß wir ſie haben; ſonſt würden die Sekundarlehrer hier allein herrſchen.“ Es iſt ja wahr, daß dieſe gehobenen Volksſchullehrer in der Schweiz bisweilen den Ton angeben, auf welchen das öffentliche Leben der Kantone geſtimmt iſt; aber die Univerſität als Gegengift gegen ihren Geiſteshochmut — das ſchien mir doch nicht ihre richtige Stellung.

Hoch gerühmt hat man immer die Freigiebigkeit, welche die reichen Baſler für gemeinnützige Zwecke bewieſen, und in der Tat dürfte ſich ähnliches kaum an einem andern Orte wiederfinden. Freilich waren die Vergabungen dieſer Art mit der Zeit zu einer Sitte geworden, die nahe an die Pflicht grenzte, und es blieb der freien Entſchließung bei beſtimmten Gelegenheiten kaum ein Spielraum. Als einſt ein reicher Baſler geſtorben war, der jener Sitte oder Pflicht nicht nachgekommen war, ſagte mir ein Regierungsrat: „Wenigſtens hat der Verſtorbene ſich für die Steuer zu niedrig eingeſchätzt, und ſo nimmt jetzt die Staatskaſſe ein ſo hohes Strafgeld, daß damit die ſonſt üblichen Spenden reichlich gedeckt ſind.“

Natürlich wurde für konfeſſionelle Zwecke, namentlich die Baſler Miſſion, beſonders gern gegeben. Da die Radikalen damals am Ruder waren, ſo wurde auch bei der Beſetzung der theologiſchen Profeſſuren dem Freiſinn gern Rechnung getragen. Dies hatte nun die „Poſitiven“ bewogen, einen Verein zu gründen, der auf ſeine Koſten zwei Dozenten aus Deutſchland herbeizog, die ihre Richtung an der Univerſität vertreten ſollten. Der eine von ihnen war ein Sachſe von ausgeſprochener Gutmütigkeit, und da er mich in ſeiner großen Iſolierung dauerte, ſo lud ich ihn einſt zu unſerer gemein-

ſamen Kegelei ein. Er lehnte ab mit der Begründung, daß ſein Baſler Hospes damit nicht zufrieden ſein werde, nahm alſo an, daß die Partei, welche ihm in Baſel naheſtand, das Kegeln als eine verbotene weltliche Vergnügung anſehen werde. Ich weiß nicht, ob er darin recht hatte. Tatſache iſt, daß genug Leute vorhanden waren, die den Theaterbeſuch für eine Sünde hielten und daß dieſes Kunſtinſtitut deshalb nicht aufkommen konnte. Nur der Beſuch der damals von dem uns befreundeten Kapellmeiſter Volkland geleiteten Muſeumskonzerte und der öffentlichen Vorträge war erlaubt.

Allerdings gab es ein Muſikinſtrument, das mit Virtuoſität geſpielt wurde und das jeder Baſler kennen mußte, die Trommel. Da aber auch eine hohe Obrigkeit in dem kleinen Kanton dafür ſorgte, daß man nicht unnötig durch ruheſtörenden Lärm behelligt wurde, ſo durfte dieſer mehr rhythmiſch als harmoniſch wirkende Tonſpender nur zu einer Zeit des Jahres gerührt werden, am Ende des Winters, vor und auf Faſtnacht. Die letztere wurde aber in Baſel nicht zu der gleichen Zeit gefeiert wie in der übrigen Welt, ſondern acht Tage ſpäter, wenn anderwärts bereits die Faſten begonnen hatten. Die Feier aber beſtand in allegoriſchen Umzügen, an denen ſich alle Welt beteiligte, vom ſechsjährigen Knaben bis zum erwachſenen Mann. Da wurden dann Zeitereigniſſe kantonaler und ſchweizeriſcher Art und ſelbſt aus der hohen Auslandspolitik von Gruppen umherziehender Menſchen verſpottet, oft mit wenig Witz, aber mit vielem Behagen, und immer waren es Trommlerſcharen, welche den Zügen vorausgingen. Der Lärm begann ſchon am früheſten Morgen, wenn die Sterne noch am Himmel ſtanden und hörte vor der einbrechenden Dunkelheit des Abends nicht auf. Unter den Trommelmärſchen war einer beſonders beliebt, den man den Morgenſtreich nannte und für eine Baſler Beſonderheit hielt. Auf den Straßen trieben ſich große Menſchenſcharen umher, und wir waren mitten unter ihnen oder ſahen von dem Fenſter eines befreundeten Hauſes den in kurzen Zwiſchenräumen ſich wiederholenden Aufzügen zu. Beſonders erfreuten uns die Knabenzüge in ihren oft recht flotten Koſtümen.

Die Baſler Faſtnacht war ein Stück Volksleben, dem wir nicht böſe ſein konnten, mochten die Frommen im Lande auch mit gries-

grämigen Mienen darauf herabſehen. Von einem reichen Kaufmann in New-York, der geborner Baſler war, erzählte man, er habe eine Trommel in ſeinem Kontor hängen, und wenn er von einem Landsmann um eine Unterſtützung angegangen werde, ſo fordere er ihn auf, zur Beglaubigung ſeiner Echtheit den Baſler Morgenſtreich zu ſchlagen. Nur wer dieſen könne, erhalte eine Gabe; die anderen ſehe er als Schwindler an. Es gab in Baſel eigne Trommelmeiſter, welche vor Faſtnacht die Knaben in der beliebten Kunſt unterrichteten. Da konnte man dann von jedem Speicher herab, bei gutem Wetter auch aus den Feldern den taktmäßigen Schall vernehmen, der das Herannahen des großen Feſtes verkündete. Aehnliches wie zu Faſtnacht wiederholte ſich in kleinerem Maßſtabe nur im Januar beim Umzug der drei „Zeichen“; doch ſpielte meines Erinnerns die Trommel dabei keine Rolle.

Ueberhaupt hatte die Stadt manche Eigentümlichkeiten, bei welchen Liebhaber der „Folkloriſtik“ wohl auf ihre Rechnung kommen konnten. Sie traten namentlich bei Familienfeſten zutage, insbeſondere bei Leichenbegängniſſen; aber ſie fanden ſich auch im täglichen Leben, und ich habe einzelnes in meiner „Wohnungs-Enquete“ geſchildert. Nicht immer war man von ſolchen Eigentümlichkeiten ſympathiſch berührt. Wenn z. B. bei einer Trauerfeier der Sarg mit dem Toten vor der Kirchtüre ſtehen blieb, während drinnen der Geiſtliche die Leichenrede hielt und dabei den Lebenslauf des Verſtorbenen vorlas, den er „aus einem ehrſamen Trauerhauſe“ empfangen hatte, ſo hätte man das ſich wohl würdiger denken können. Auch daß man bei Geſellſchaften das Trinkgeld für das Dienſtperſonal bei Tiſche möglichſt unvermerkt unter den letzten Teller zu praktizieren hatte, war nicht nach jedermanns Geſchmack. Aber was die Sitte heiligte, durfte man nicht antaſten, nicht einmal die Eigentümlichkeiten der Sprache. Als einſt eine uns befreundete Baſlerin, die einen deutſchen Profeſſor geheiratet hatte, beim Aufbruch aus einem fremden Hauſe ſagte: „Wo iſt denn mein Regenſchirm?“ verwies ihr das ihre jüngere Schweſter mit den Worten: „Mer ſeit nit Regenſchirm, mer ſeit Verble“ (parapluie).

Die großen Familien hielten regelmäßig ihre *Familientage*,

von denen der eben genannte Kollege, der ihnen als angeheirates Glied beiwohnen mußte, zu ſagen pflegte, ſie ſeien ſo langweilig, daß er ſich wundere, weil man ſich noch nicht gegenſeitig aufgefreſſen habe. Aber ſie erhielten den Zuſammenhang zwiſchen den Verwandten aufrecht, wie ich das auch ſonſt in der Schweiz gefunden habe, wenn man ſich auch nicht viel zu ſagen hatte.

Im Umgange war man zurückhaltend, und es iſt mir gar manchmal begegnet, daß alte Baſler, mit denen ich befreundet zu ſein glaubte, mich in Briefen „geehrter Herr!“ anredeten. Zwei dieſer Bekannten ſah ich einmal in der Freien Straße auf mich zukommen; aber bevor ſie mich erreicht hatten, bogen ſie in eine Seitenſtraße ein mit der Motivierung: „Dort kommt der Profeſſor Bücher.“ Man wollte mir nicht begegnen, weil man nicht wußte, wie man ſich dabei zu benehmen habe. So konnte man auch beim beſten Willen einander nicht näherkommen.

Auch die oben erwähnten beiden „poſitiven“ Dozenten unſerer theologiſchen Fakultät aus dem Deutſchen Reiche mußten das erfahren. Als ſie es nach ſechs Jahren noch zu keiner ordentlichen Profeſſur gebracht hatten, wurden ihre frommen Baſler Geſinnungsgenoſſen der Sache überdrüſſig und kündeten ihnen. Dieſe Temporalienſperre hatte die Wirkung, daß der eine von ihnen in die philoſophiſche Fakultät verſetzt wurde, wo er philoſophiſche Vorleſungen übernehmen ſollte, während der Sachſe nach Leipzig zurückkehrte. Dort habe ich ihn ſpäter wiedergefunden, und vor nicht langer Zeit iſt er da auch als Extraordinarius der theologiſchen Fakultät geſtorben, verbittert und vergrämt, weil ihm der Erfolg im akademiſchen Leben verſagt geblieben war. In Baſel hatte er beim Tode Kaiſer Wilhelms I. die Trauerrede in der Münſterkirche gehalten, und ich hatte mir ſagen laſſen, daß dieſe nicht übel gefallen hätte. Nun habe ich gemeint, ein gutes Werk zu tun, wenn ich dem Kollegen riete, in die praktiſche Seelſorge überzutreten. Da bin ich aber ſchön angekommen. Er habe, was ich freilich nicht wiſſen könne, eine große wiſſenſchaftliche Aufgabe zu erfüllen, ſagte er mir, und dabei wollte er bleiben. Nachträglich erfuhr ich dann, daß die Theorie, welche er vertrat, niemandem neu erſchien als ihm ſelber, und daß

die Ansprüche auf ein Ordinariat nirgends anerkannt wurden. Immer noch sammelte sich eine kleine Zahl von Studierenden in seinen Vorlesungen und hörte seine Klagen an über unverdiente Zurücksetzung, die nicht verstummen wollten.

Bei allem Bedauern konnte man ihm nicht helfen, auch wenn man sein gutes Herz noch so hoch einschätzte. Das hatte mir in Basel einst schon ein Kollege gesagt, den die Radikalen dort wegen seines Freisinns zum Professor der Theologie gemacht hatten. Aber sie haben an ihm wenig Freude erlebt, da er auch in Basel den geborenen Berliner nicht verleugnen konnte und durch unvorsichtige Aeußerungen manchmal die eigne Partei in Verlegenheit brachte. Bei einer Rektorwahl kam der Unwille gegen ihn auch an der Universität zum Ausdruck. Wahlgang auf Wahlgang verlief, ohne daß er die Majorität erlangen konnte. Da man in Basel die Sitte der Stichwahlen nicht hatte, so hätte das grausame Spiel noch ins Endlose fortgesetzt werden können, wäre nicht einer seiner Gegner schließlich ihm zugefallen. Er mochte denken, nun sei er genug gestraft, und in der Tat scheint diese handgreifliche Belehrung ihm zu Herzen gegangen zu sein. Denn er hat während seines Amtsjahres sich nicht das Geringste zuschulden kommen lassen und die Verwaltung der Universitätsangelegenheiten tadellos geführt.

Der Rektorwechsel bewegte sich, soweit ich mich erinnere, in den an deutschen Universitäten üblichen Formen. Am Nachmittage fand auf der Schützenmatte ein Festessen statt, dem die hohen Erziehungsbehörden des Kantons beiwohnten. Die Bewirtung bewegte sich in einfachen herkömmlichen Formen, und es ist vielleicht bemerkenswert, daß nur *eine* Sorte Wein, ein guter Markgräfler, aufgesetzt wurde. Viel geredet wurde da nicht, wie es an deutschen Universitäten bei dieser Gelegenheit üblich ist. Die Basler Sitte verbot persönliche Trinksprüche. Daß sie nicht zu sachlichen Entgleisungen Raum gelassen hätte, soll damit nicht gesagt sein. Aber es ging im ganzen ungezwungen her, und da hier die einzige Gelegenheit geboten war, wo man die ganze Universität beisammen sah, so wurde sie auch von jedermann gern benutzt.

Es kommt mir so vor, als ob in Basel die Universität doch

mehr in der Bevölkerung gestanden hätte, als dies in den meisten deutschen Universitätsstädten der Fall war. Volkshochschulvorträge, wie sie hier später eingerichtet wurden, gab es in Basel von jeher, und die philologischen Professoren der Universität waren zugleich Lehrer am Gymnasium. Die kleinen Verhältnisse verlangten eben, jede Kraft so vielseitig als möglich auszunutzen. Ob es dabei immer nach dem Geschmack der betreffenden Gelehrten ging, ist eine andere Frage. Mit großen Erwartungen durfte man nicht nach Basel kommen; aber wer den Geist der Stadt verstand, lernte überall anpacken, wo er nützen konnte, und die eingeborenen Basler Lehrkräfte gingen dabei mit gutem Beispiel voran. Gab es doch unter ihnen einen Professor, der auf seinen Gehalt dauernd verzichtete, weil er ihn nicht nötig hatte.

Ruhegehalte bestanden damals nicht an der Universität, wenn auch die Mitglieder des Lehrkörpers sich nicht, wie in Zürich, nach kurzen Amtsperioden einer Neuwahl zu unterziehen hatten. Aber die Regierung bewilligte doch im Falle des Bedürfnisses Unterstützungen, wie es beispielsweise bei dem erkrankten Friedrich Nietzsche der Fall war. Immerhin fiel so die Universität aus dem republikanischen Gemeinwesen etwas heraus.

Wo das korporative Leben so verblaßt ist wie in Basel und an den übrigen schweizerischen Hochschulen, wollen Universitätsämter nicht viel bedeuten. Die Würde des Dekans, die ich im Jahre 1889 bekleidete, brachte außer der vermehrten Arbeit keinen großen Einfluß. Der Vorsitz in den Fakultätssitzungen und bei etwaigen Doktorprüfungen sowie die Leitung der öffentlichen Promotionen waren die Hauptgeschäfte. Bei den letzteren hatte der angehende Doktor einen öffentlichen Vortrag zu halten, den der Dekan mit einer Ansprache einleitete, und ich weiß noch, daß ich diese mit besonderer Sorgfalt vorzubereiten pflegte. Es haben sich unter alten Papieren noch einige solcher Ansprachen bei mir gefunden, und ich will sie im Anhang am Ende dieses Abschnittes mitteilen.

Aus meiner sonstigen Amtstätigkeit als Dekan erinnere ich mich nur noch der Habilitation eines Historikers, die durch die Schuld eines reichsdeutschen Kollegen zu einer Art Trauerspiel wurde. Dieser

huldigte ſo unverhohlen dem nackten Konkurrenzſtandpunkte, daß ſelbſt der alte Jakob Burckhardt, der faſt nie in Fakultätsſitzungen das Wort ergriff, nötig fand, ihm entgegenzutreten.

Bei einer anderen Habilitation hatte ich einſt ſelbſt Widerſpruch erhoben. Es handelte ſich um einen früheren Seminardirektor, der aus dem Elſaß als Schulinſpektor nach Baſel berufen war und der den Wunſch hatte, an der Univerſität über Pädagogik zu leſen. Nun aber fehlte ihm die zur Habilitation überall nötige Doktorwürde; er war auch nicht fähig, ſie auf dem ordnungsmäßigen Wege zu erwerben, weil dazu Maturität erforderlich geweſen wäre, die jeder Student nachweiſen mußte. Um den Mangel zu decken, hatte man ihn in einer ſchwach beſuchten Fakultätsſitzung zum Ehrendoktor gemacht, und ich hatte dagegen entſchieden Verwahrung eingelegt. Dieſe hatte zu einer Verhandlung in der Regenz geführt, bei der ein alter Theologe die Lage mit den Worten gekennzeichnet hatte: „Ein Doktor, der ſein eignes Diplom nicht leſen kann.“ Dennoch hatte mein Widerſpruch keinen Erfolg. Bei der Freigiebigkeit, mit welcher manche deutſche Univerſitäten die Würde des Ehrendoktors verleihen, weiß ich auch nicht, ob nicht mancher ſie inzwiſchen erlangt hat, der jenem Schuldirektor gleicht. Der Unterſchied liegt nur darin, daß dieſer Dozent werden ſollte, während ein anderer Ehrendoktor wenigſtens nicht in Gefahr iſt, ſich vor Studenten Blößen zu geben.

Anſpruchslos ſind ja Elementarlehrer überhaupt nur ſehr ſelten. Ich hatte das ſpäter in Leipzig zu erfahren, wo ſie unter gewiſſen Bedingungen Univerſitätsſtudenten werden können. Die meiſten von ihnen ſchienen die Wiſſenſchaft für eine Sache zu halten, die man auswendig lernen könne. In Baſel hat man ſie zu Vorleſungen und Uebungen ungehindert zugelaſſen. Da habe ich denn auch einen ſolchen Mann in meinem Seminar gehabt und alsbald bemerkt, daß in dem ſozialdemokratiſchen Lokalblatte meine Seminarverhandlungen zu Artikeln ausgeſchlachtet waren. Dies habe ich mir dann gründlich verbeten. Aber bei meiner Berufung nach Karlsruhe hat das mir einen Schmähartikel im Berner „Bund“ eingetragen, über den meine Studierenden ſich vergebens entrüſteten.

Vorzeitiges Arbeiten für Zeitungen iſt überhaupt ein Krebs-

ſchaden für das Univerſitätsſtudium, den ich zuerſt in Baſel kennen lernte. Ich hatte als Student einſt durch Erteilen von Privatſtunden meinen ſchwachen Mitteln aufzuhelfen geſucht. Das taten auch in Baſel einige. Andere aber wollten, „was ſie geſtern gelernt, heute ſchon lehren", und gar oft ſind ſie dann zu einem ernſtlichen Studium und deſſen Abſchluß gar nicht gelangt. Wer vermöchte auch dem berauſchenden Trank aus dem Setzkaſten der Zeitungsdruckereien zu widerſtehen!

Die Vorbereitungsanſtalten für das Univerſitätsſtudium ſind in den fünfundzwanzig ſchweizeriſchen Kantonen nicht überall gleich. Aber Unterſchiede, die daraus zwiſchen den Studierenden entſtanden wären, ſind mir in Baſel nicht aufgefallen. Hat man ja doch auch in dem überall bureaukratiſch organiſierten Deutſchland die reale neben der humaniſtiſchen Vorbildung zugelaſſen. Iſt überhaupt Maturität vorhanden, ſo kommt auf die Art, wie ſie erworben iſt, ſo viel nicht an. Auf der andern Seite kann es für die Dozenten ganz nützlich ſein, wenn ſie Studierenden beider Richtung zu genügen haben. Immerhin bleibt zu erwägen, ob die in der Vergangenheit für die Studienreife formulierten Anforderungen den Bedürfniſſen der Gegenwart noch entſprechen und ob es nicht eine dankbare Aufgabe ſein würde, die Bedingungen einer neuen Maturität feſtzuſtellen. Die früher allein zu berückſichtigenden Theologen, Juriſten, Mediziner und Philologen machen doch kaum die Hälfte der heutigen Univerſitätsſtudenten aus.

Die Doktorwürde wurde in Baſel ziemlich häufig erworben, was vielleicht damit zuſammenhing, daß es Staatsprüfungen für die meiſten Fächer in der Schweiz nicht gab. Außerdem beſtand ein nicht ganz unanſehnlicher Zufluß von Kandidaten aus dem Auslande, die nicht immer erwünſcht waren. Es kann ja Gründe formaler Art geben, welche einen Doktoranden veranlaſſen, bei einer Univerſität zu promovieren, an der er überhaupt nie ſtudiert hat. Bei der Spezialiſation aber, welche in den meiſten Wiſſenſchaften Platz gegriffen hat, kann ſelten jemand die Verantwortung für eine eingereichte Diſſertation übernehmen, wenn nicht gar dem einfachen Betrug die Türe geöffnet wird.

Ich hatte einst einem österreichischen Bewerber die mündliche Prüfung in Nationalökonomie abzunehmen. Der Kandidat wußte auch die einfachsten Fragen nicht zu beantworten. Er wurde darauf für eine kleine Pause in das benachbarte Pedellenzimmer entlassen, erschien aber nach Verlauf derselben nicht wieder. Dies veranlaßte den folgenden Examinator nach ihm zu sehen, und alsbald erschien er wieder mit dem Berichte, daß der Kandidat krank im Zimmer des Pedellen liege und sich in Schmerzen auf dessen Sopha winde. Natürlich wurde er darauf entlassen, und der Kollege gab mir nicht undeutlich zu verstehen, daß er mir die Schuld an diesem Unfalle zuschrieb. Wie erstaunte er aber, als er am folgenden Abend dem Kandidaten mit einem lüderlichen Frauenzimmer auf der Rheinbrücke begegnete! Es wurde ihm darauf ein zweiter Prüfungstermin, 14 Tage später, angesetzt, an welchem er in allen Fächern von neuem den Nachweis seiner Kenntnisse liefern sollte. Aber am Tage vorher erschien bei mir sein Vater, um durch Bestechung meine Milde zu erkaufen. Natürlich wurde er mitsamt seinem Gelde zur Türe hinausbefördert; aber ich konnte nachher die Prüfungskommission nicht überzeugen, daß der Kandidat nunmehr überhaupt des Doktortitels unwürdig geworden sei. Glücklicherweise hat er auch die zweite Prüfung nicht bestanden. Vielleicht hat er darauf sein Glück aber an einer anderen Universität nochmals versucht.

Man kann sich nach dieser Erfahrung leicht denken, daß ich den fremden Doktoranden künftig nicht mehr mit Vertrauen begegnet bin. Allerdings so leichtsinnig waren wenige wie jener Bewerber, der unter meinem Dekanat das Manuskript einer Dissertation einsandte, in welchem noch das Ablehnungsschreiben der gleichen Fakultät an einer reichsdeutschen Universität lag. Er hat sein Manuskript postwendend zurückerhalten. Ich bin aber nicht sicher, daß er es von neuem auf Reisen geschickt hat. Ja ich habe später in Leipzig den Fall erlebt, daß ein bei uns durchgefallener Kandidat nicht nur an einer Universität der Schweiz die Doktorwürde erlangte (nicht in Basel), sondern auch dort unter Berufung auf mein Urteil sich zu habilitieren versuchte. Glücklicherweise war der dortige Fachkollege gewissenhaft genug, mich um Auskunft zu ersuchen und hat darnach dem Glücks-

ritter die Wege weiſen können. Der Mann war aus Galizien, und es findet ſich ſogar in einer Fachzeitſchrift eine überaus lobende Beſprechung ſeiner Diſſertation.

Die Studierenden, welche ich in Baſel heranbildete, ſtanden gewiß in keiner Weiſe hinter ihren Kommilitonen auf reichsdeutſchen Univerſitäten zurück, und die Diſſertationen, die ſie in meinem Seminar ausarbeiteten, werden auch an wiſſenſchaftlichem Gehalt nichts vermiſſen laſſen. Daß ſie zumeiſt außerhalb der Schweiz geboren waren, lag in den Verhältniſſen, die ich nicht ändern konnte. Was ich aber beſonders ſchätzte, war ihre Selbſtändigkeit, die ſich gewöhnlich auch darin offenbarte, daß ſie die Themen ihrer Unterſuchungen ſelbſt ausgewählt hatten. Die Einrichtung, daß ſich die Doktoranden eine Aufgabe vom Seminarleiter ſtellen ließen, an der ſie unter deſſen Nachhilfe ſemeſterlang arbeiteten, habe ich nie leiden mögen. Die meiſten dieſer Schüler ſind mir auch im ſpäteren Leben treu geblieben und manchmal empfange ich jetzt noch eine Druckſache, von der einer von ihnen meint, daß ich mich dafür intereſſieren werde.

Gern denke ich noch des Zuſammenſeins mit einigen Altbaſeler Familien, die uns immer wieder einluden, ohne daß man erwidern konnte. Namentlich oft waren wir beim Vorſitzenden der Kuratel, Dr. Karl Burckhardt-Burckhardt, ſowohl in ſeinem ſchönen Patrizierhauſe in der Stadt als auf ſeinem hübſch gelegenen Sommerſitze in Baſelland. Man fuhr an einem Sommerſonntage nach Pratteln und ſtieg von der Eiſenbahnſtation die ſonnige Berglehne empor nach dem Bauernhofe auf dem Schönenberg, wo man vom Hausherrn und ſeiner Tochter Sophie in ſchlichter Liebenswürdigkeit empfangen wurde. Karl Burckhardt war ein ernſter, faſt trübſeliger Mann; ſeine Gattin war unheilbar krank in einem Irrenhauſe; aber er teilte das Intereſſe ſeiner Landsleute für das öffentliche Leben und wirkte da mit, ſo viel er konnte. Die erwachſene jüngere Tochter leitete ſeinen Hausſtand; eine ältere war mit meinem Freunde dem Botaniker Hermann Vöchting verheiratet. Sanfte freundliche Menſchen mit melancholiſchen Augen, die uns immer gut geblieben ſind. Nach dem Eſſen gab es im Freien ein Spiel oder man ſaß plaudernd

unter den alten Bäumen. Vor dem Aufbruche verewigte man ſich durch eine poetiſche Gabe in dem Gäſtebuch Sophie Burckhardts, auch wenn man nicht das Zeug dazu hatte. Viel belacht wurde mein eigner Eintrag:

Auf dem Schönenberg bei Pratteln
Muß den Pegaſus man ſatteln.
Wenn man nur was Beſſres wüßte,
Als German- und Pandektiſte!
Wüßt ich auch nur eine Zeile;
Denn die Bahn treibt uns zur Eile.
Beſſer iſt zu ſchließen, ſicher
Vielen Dank! Faſt ſchwitz ich. Bücher.

Zur Erklärung will ich bemerken, daß der Pandektiſt Schulin und der Germaniſt Behaghel vor mir ſich eingetragen hatten. So war man harmlos fröhlich auf dem Schönenberg. Aber auch ernſte Geſpräche wurden da geführt. So erinnere ich mich einer Unterhaltung mit dem einflußreichen Berner Juriſten König, die einer Berufung galt und einer ſolchen mit meinem Kollegen Andreas Heusler, der ſehr erſtaunt war, daß ich in ſeinen ja auch ſprachlich verdienſtlichen „Inſtitutionen des deutſchen Rechtes“ ſo viele Stellen gefunden hatte, die nur ein Schweizer hatte ſchreiben können und die am Ende auch nur für Schweizer verſtändlich ſind.

Aber darin zeigen ſich gerade die Oſtſchweizer als deutſcher Stamm. Jeder lebendige Volksteil bildet bei uns ſolche ſprachlichen Beſonderheiten, die man nicht ſelten für Solözismen anſieht, und man würde ſelbſt, wenn man die Kanzleiſprachen der deutſchen Partikularſtaaten daraufhin unterſuchen wollte, viele formelhafte Redensarten finden, deren Geltungsbereich nicht über die engen Landesgrenzen hinausgeht.

Auch das Baſler Rathaus hatte ſie und wer in ſeinen Akten lieſt „auf etwas abſtellen“ im Sinne: eine Sache mit etwas begründen, der iſt anfänglich nicht minder erſtaunt wie jener Baſler Schriftſetzer, dem das „Abtritt-Täfelein“ (will ſagen: das Verzeichnis der Ablaufjahre der verſchiedenen Aemter) ſo große Skrupel machte, daß er es im Druck durch ein anderes Wort erſetzen wollte, das wieder nur ein Alemanne verſtehen kann. Und wer Gottfried Keller

daraufhin leſen will, wird auch eine Ernte halten können. Wir wiſſen gar nicht, wie reich wir ſind. Ich habe mich immer gewundert, daß unſere Sprachreiniger bei ihren Beſtrebungen zur Ausmerzung der Fremdwörter noch nicht darauf verfallen ſind, in der Sprache der deutſchen Randvölker (ſelbſt der Holländer und Skandinavier) aufzuſuchen, was ſich zur Aufnahme in unſere Schriftſprache eignet. Mit künſtlichen Sprachſchöpfungen kommt man doch nicht weit.

Das unbewußte Schaffen des Sprachgeiſtes im Volke iſt immer ein Gegenſtand geblieben, dem ich im Stillen nachgegangen bin und der mir unerſchöpfliche Freuden bereiten konnte. Ich habe ihm ſpäter einmal eine ganze fachliche Unterſuchung gewidmet[1]) und bin auch ſchon in Baſel den eigenartigen Sprachſchöpfungen des Landes mit Liebe zu Gefallen gegangen, mochten ſie auch den Beifall meiner Landsleute nicht erringen können. Sie waren für mich Fleiſch von unſerem Fleiſch und Bein von unſerem Bein. Ihnen gegenüber fühlte ich mich nicht als Fremder. Auch Andreas Heusler habe ich damals keineswegs tadeln wollen, weil er geredet hatte, wie „ihm der Schnabel gewachſen war". Ich wollte ihn nur darauf aufmerkſam machen, daß in Deutſchland manche Leſer gewiſſe Stellen ſeines Buches befremden würden.

Er war überhaupt ein Gelehrter, an dem man Freude haben konnte, bodenſtändig, ſelbſtſicher, den höchſten Problemen ſeines Faches nachſinnend, aber doch mit beiden Füßen im Leben ſeiner Heimat ſtehend. Ich bin mit ihm einmal hart zuſammengeſtoßen, als ich mich über das Verhalten der Univerſitätsbibliothek zu meinem Fache beſchwert hatte, und da iſt er grob geworden. Aber das war er gegen jedermann, und es hat auch unſeren ſpäteren Beziehungen keinen Eintrag getan. Seine draſtiſchen Aeußerungen wurden wohl eine Zeitlang nacherzählt und belacht; aber niemand hat ſie übel genommen. Ich meine, daß man einem tüchtigen Manne überhaupt nicht auf die Dauer gram ſein kann.

Urwüchſigkeit iſt ſo dünn geſät in der Welt. Daß ſie in Baſel, wo ſie vorkam, ſich ausleben konnte, iſt mir immer als eine der Lichtſeiten des dortigen Lebens erſchienen. Da gab es keine ängſt-

1) Die Berufe der Stadt Frankfurt a. M. im Mittelalter, Leipzig 1914.

liche Leiſetreterei, keine glatten Redensarten, kein vorſichtiges Verſchleiern der eignen Meinung. Nur ſaß man bisweilen zu nahe aufeinander und entbehrte der Gelegenheit zur Wirkſamkeit ins Weite. Man mußte Rückſichten nehmen, ſollte das Leben nicht unleidlich werden.

Gerade dieſe Enge der Verhältniſſe wirkte auf manchen niederdrückend. Aber ſie iſt doch auch für den Dozenten zum Ausreifen unſchätzbar, und was die Wirkſamkeit in der Breite verliert, kann ſie in der Tiefe gewinnen. Es darf nur nicht ein akademiſches Scheinleben herauskommen. Daß man auch an großen Hochſchulen unzufrieden ſein kann, habe ich ſpäter nur zu oft beobachten können.

Am Samstag Nachmittag gings regelmäßig auf die Schützenmatte zum Kegeln. Meiſt waren es deutſche Kollegen aus der philoſophiſchen und theologiſchen Fakultät, die ſich da zuſammenfanden und in der Bewegung des Spieles ein Gegengewicht gegen ihre einſeitig ſitzende Lebensweiſe ſuchten. Ich habe auch ſpäter in Karlsruhe und Leipzig Kegelgeſellſchaften angehört, dort einer auf Profeſſoren der Techniſchen Hochſchule beſchränkten, hier einer aus Dozenten und Buchhändlern zuſammengeſetzten. Aber ich meine nirgends die gleiche harmloſe Fröhlichkeit gefunden zu haben wie in Baſel. Das Spiel ſelbſt bietet in der Körperhaltung der Einzelnen beim Werfen, ihrem Benehmen während des Laufes der Kugel und dem Eindruck beim Einſchlagen derſelben ſoviel Abwechſelung, es gibt ſoviel Anlaß zum Scherz und Lachen, daß man ſchon der reine Hypochonder ſein müßte, wenn man dabei nicht auftaute und den alltäglichen Ernſt verlöre. Man kam angeregt nach Hauſe, und dies um ſo mehr, je mehr man der „Fachſimpelei“ ferngeblieben war. Dieſe Stimmung wirkte die ganze folgende Woche nach, bis der nächſte Samstag kam, der uns wieder zuſammenführte. Dulce est desipere in loco — das gilt für niemanden mehr als für den Gelehrten und galt beſonders in dem ernſten, oft ſauertöpfigen Baſel.

Ich ſehe ſie noch vor mir, die alten Kegelbrüder, und wenn ich zeichnen könnte, würde ich ſie ſo darſtellen, daß auch von der Rückſeite kein einziger verkannt werden könnte. In der Haltung beim Kegeln prägt ſich ſo oft ein Charakterbild aus, auch ein ſolches, das

im gewöhnlichen Leben verſchleiert iſt. Wer hätte z. B. in dem ernſten Overbeck die Luſt zu kindlicher Neckerei geſucht, mit der er uns faſt jedesmal erfreute! Und wie unendlich viel war es für uns wert, einmal ſich auslachen zu können in der Woche!

Zu regelmäßigen Ausflügen iſt es daneben nicht gekommen, und noch viel weniger zu einem Profeſſoren-Stammtiſch im Wirtshauſe. Man ging wohl einmal ins Baſelland oder ins Wieſental, ſpazierte auch in die Langen Erlen oder nach Grenzach. Aber das blieb „in der Familie" und hat auf unſer Daſein nie einen nennenswerten Einfluß ausgeübt.

Umgang mit den Fachgenoſſen an anderen ſchweizeriſchen Hochſchulen habe ich von Baſel aus nur wenig gehabt. Allerdings habe ich Auguſt Oncken in Bern einmal beſucht. Er befand ſich dort in der Juriſtiſchen Fakultät, klagte aber über die gleichen Uebelſtände, an denen ich in Baſel zu leiden hatte. Wiſſenſchaftlich war ſeine Aufmerkſamkeit der Literaturgeſchichte der Nationalökonomie, insbeſondere den Vorklaſſikern zugewendet, alſo einem Gegenſtande, der mich nur inſofern intereſſierte, als ich gern die tatſächlichen Vorausſetzungen feſtgeſtellt hätte, von denen die Nationalökonomen des XVIII. Jahrhunderts ausgegangen waren. Das lag ihm nun wieder nicht. Er hätte gern ſeine Lehrwirkſamkeit auf einen breiteren Boden geſtellt und verſuchte zu dieſem Zwecke die Pflege des Konſularweſens in dieſe aufzunehmen, hatte darin aber nur geringen Erfolg. Nähere Beziehungen hatte ich zu Julius Platter in Zürich, der 1884 von der dortigen Univerſität zum Eidgenöſſiſchen Polytechnikum übergegangen war, alſo diejenige Stelle eingenommen hatte, welche mir zugedacht geweſen war. Er war ein Südtiroler und ein Mann von ſehr radikaler Geſinnung, dabei aber ein ſcharfer Denker, der mir auch inſofern näher ſtand, als ihn die Statiſtik neben der Nationalökonomie beſchäftigte. Mit ihm habe ich einige Jahre in lebhaftem Briefwechſel geſtanden, der aber dann allmählich eingeſchlafen iſt.

Von anderen ſchweizeriſchen Kollegen ſind mir nur noch Philipp Lotmar und Woker in Bern und Guſtav Vogt in Zürich erinnerlich. Alle drei waren geborene Reichsdeutſche. Mit Lotmar war ich zuſammen Privatdozent in München geweſen und

ſeitdem in ſteter Beziehung geblieben. Er hatte in Bern endlich die Profeſſur für römiſches Recht erlangt, die man ihm in der deutſchen Heimat verſagt hatte, und nun konnte ich ihm von Baſel meine Schriften ſchicken, namentlich ſolche, bei denen ich des juriſtiſchen Beirats bedurfte, und war ſicher, daß er in liebevoller Weiſe auf ſie einging. Philipp Woker hatte ich als Student in Bonn kennen gelernt. Er war ſpäter Amanuenſis von Döllinger geworden und hatte über das päpſtliche Finanzweſen gearbeitet. Dann war er Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität Bern geworden, war aber dort mit Vorleſungen ſo überlaſtet, daß er wohl kaum zu größeren eignen Schriften noch gekommen iſt. Er hatte ſich mit einer Bernerin verheiratet, und beide haben mich bei meiner Anweſenheit in der Bundesſtadt aufs liebevollſte aufgenommen. Guſtav Vogt war Profeſſor des Staatsrechts an der Univerſität Zürich und zugleich Redakteur der „Neuen Züricher Zeitung“. Als ſolcher hat er ſich Mühe gegeben, mich zur Mitarbeit zu veranlaſſen. Aber ich habe mich damals ebenſowenig durch dieſes Blatt bewegen laſſen, zum Journalismus zurückzukehren, wie ſpäter durch die „Züricher Poſt“, welche von meinem Freunde Theodor Curti und Reinhold Ruegg herausgegeben wurde. Vielleicht aber war die damals mir aufgegangene Erkenntnis, daß auch in der Schweiz die Tagespreſſe in erſter Linie auf dem Boden der Geſchäftsunternehmung ſteht, für meine fernere Entwicklung nicht ohne Wert.

Allgemeine Beziehungen zwiſchen den ja überzahlreichen ſchweizeriſchen Univerſitäten gab es nicht; ſelbſt perſönliche waren zu denen der franzöſiſchen Gebiete nicht vorhanden. Alle ſind kantonale Anſtalten und gehen, trotz der Vorliebe der Ruſſen und ähnlicher Oſteuropäer für ſie, leicht im Kantoneſentum auf. Nur bei Jubiläen, die ja auch in Deutſchland zu Profeſſorenreiſen und Profeſſorenreden regelmäßig Veranlaſſung geben, ſah man von ihnen Kollegen, und dieſe ſagten einander wohl auch allerlei Schmeichelhaftes. Bei der 50jährigen Jubelfeier der Akademiſchen Geſellſchaft im November 1885 ſaß ich neben Jakob Burckhardt, und als ein Berner Delegierter ſprach, flüſterte er mir hinter der hohlen Hand zu: „Schützenfeſtrede!“ Man muß, um dies zu verſtehen, wiſſen, daß die pomphaft gefeierten

ſchweizeriſchen Schützenfeſte alle ſich darin ähnlich ſehen, daß von ſämtlichen Rednern in hohen Tönen von der nationalen Einheit und Gemeinſamkeit geſprochen wird. Aber man muß ſich dabei auf Allgemeinheiten beſchränken, die in den nächſten vier Jahren wieder vergeſſen werden können. Jedenfalls gab es auch zwiſchen den drei deutſch-ſchweizeriſchen Univerſitäten kein gemeinſames Band.

Dagegen hat man ſich in Baſel eine Zeitlang mit dem Gedanken getragen, ein engeres Verhältnis zu den benachbarten deutſchen Univerſitäten Freiburg und Straßburg anzuknüpfen, ähnlich dem, wie es zwiſchen Leipzig, Halle und Jena beſteht. Es iſt auch 1887 zu einer Zuſammenkunft mit Freiburger Dozenten in Badenweiler gekommen, und ſie iſt ſpäter wohl wiederholt worden.

Perſönliche Beziehungen zu einzelnen Fachgenoſſen gab es allerdings. So habe ich G. F. Knapp, meinen Straßburger Kollegen, der in Baſel Verwandte hatte, öfter bei mir geſehen, und auch Eugen von Philippovich, der damals in Freiburg war, iſt wohl zu mir herübergekommen. Auch mit Freiherrn von Reitzenſtein, dem früheren Bezirkspräſidenten im Oberelſaß, der ſich in Freiburg i. B. niedergelaſſen hatte und ſchweizeriſches Material bei ſeinen Arbeiten bedurfte, hatte ich lebhafte Beziehungen. Vielleicht habe ich meinerſeits dieſe Anknüpfungen nicht genügend gepflegt aus Furcht, in das Berufungstreiben der deutſchen Univerſitäten hineingezogen zu werden. So war und blieb ich iſoliert und habe nur mit Adolph Wagner einen vertrauten brieflichen Gedankenaustauſch gepflogen.

Freilich habe ich bisweilen die Ausſchußſitzungen des Vereins für Sozialpolitik in Berlin beſucht, wo eine größere Zahl von Fachgenoſſen ſich zu treffen pflegte. Ein Markt für das akademiſche Angebot, wie manchmal geglaubt worden iſt, war das ſicher nicht. Für mich eher eine Stelle, von der aus ich Arbeit aufgeladen bekam. Nicht Nein ſagen können, iſt auch ein Fehler, zumal wenn eine Arbeitsaufgabe zur Unzeit kommt oder von Wichtigerem abhält. Aber an Schonung meiner Kräfte habe ich nie gedacht; viel näher lag mir der Gedanke, daß ſie um ſo mehr erſtarkten, je mehr ich übernahm.

Da der Verein für Sozialpolitik nach dem Untergange des Volkswirtschaftlichen Kongresses den einzigen Vereinigungspunkt für mein Fach bildete, so wies er schließlich eine sehr gemischte Mitgliedschaft auf, und bei der Weitherzigkeit, mit der man den Ausschuß ergänzte, konnte es nicht fehlen, daß Männer der verschiedensten Anschauungen und Richtungen in ihm zusammenkamen. Dies hat denn auch dazu geführt, daß man in den Generalversammlungen die Sitte, Beschlüsse zu fassen, aufgab und es bei einem einfachen Resumé des Präsidenten über die in den Debatten zutage getretenen Meinungen bewenden ließ. Ob dies für die Verhandlungen förderlich gewesen ist, wird man bezweifeln dürfen. Sicher aber ist, daß damit der Einfluß des Vereins auf die öffentliche Meinung abnahm und daß er schließlich fast zur Publikationsanstalt für Berichte und Gutachten geworden ist. Heute gehen seine Jahresversammlungen an der öffentlichen Meinung fast spurlos vorüber; aber seine Schriften haben sich bereits auf über 150 Bände vermehrt.

Neben den Professoren sind mir immer die Praktiker der Verwaltung und des Geschäftslebens im Ausschusse des Vereins für Sozialpolitik wertvoll gewesen. Viel weniger traf das bei den Parteipolitikern zu, die man geglaubt hatte, nicht umgehen zu können. Natürlich waren sie einseitig genug ausgewählt, und noch mehr war dies mit den Rednern der Fall, die bisweilen zu den Verhandlungen der Jahresversammlung zugezogen wurden. Gustav Schmoller, der langjährige Leiter des Vereins, hatte einen solchen Drang, dessen Unparteilichkeit nach außen zu dokumentieren, daß er 1905 sogar den Generaldirektor Kirdorf als Berichterstatter zu einer Debatte über das Verhältnis der Kartelle zum Staat herbeiholte[1]). Der Mann entzog sich freilich nachdem er seine Rede gehalten hatte, der Aussprache mit seinen Gegnern. Aber was konnte für diese eine solche Hochzeit ohne Braut für ein Interesse haben? Natürlich wurden auch die Mittel, die bald von dieser, bald von jener Seite für Vereinszwecke zur Verfügung gestellt wurden, nicht immer in der Absicht gegeben, die volkswirtschaftliche Wahrheit zu fördern.

Doch das führt hier schon zu weit. Für mich kam der Verein

1) Schriften des Vereins für Sozialpolitik CXVI (1906), S. 272 ff.

für Sozialpolitik hauptſächlich als Stätte in Betracht, wo ich meinen Anſchauungskreis erweitern und mit der geiſtigen Bewegung in meinem Fach in Beziehung bleiben konnte. Und das tat mir manchmal in Baſel recht nötig.

Im Jahre 1887 wurde ich in Baſel zum Präſidenten der ſeit 1870 beſtehenden Statiſtiſch-Volkswirtſchaftlichen Geſellſchaft gewählt und bin es die folgenden vier Jahre geblieben. Mein Vorgänger war Regierungsrat geworden und ſuchte ſich zu entlaſten. Als amtlicher Vertreter der Nationalökonomie konnte ich mich der Uebernahme dieſer Würde nicht länger entziehen, wünſchte aber, um meine Verpflichtungen kennen zu lernen, ein Exemplar der Statuten. Darauf antwortete mein Vorgänger: „Wir ſind ſo glücklich, keine Statuten zu beſitzen.“ Ich hatte in den vorausgegangenen Jahren hie und da einen Vortrag in der Geſellſchaft gehalten und mich darüber gefreut, wie viel wiſſenſchaftliches Intereſſe und praktiſche Sachkunde in ihr vertreten waren. Die Vorträge haben wir beibehalten, und es hat mir während meiner Wirkſamkeit niemals an Mitgliedern gefehlt, die zu ſolchen bereit waren. Aber ich habe jede Sitzung mit einer Ueberſicht über neu erſchienene Bücher und hervorragende Zeitereigniſſe eröffnet und hatte die Freude, daß die Mitgliederzahl ohne jede Agitation ſich von Jahr zu Jahr vergrößerte. Meinen Aufzeichnungen kann ich nur entnehmen, daß ſie am Schluſſe des Jahres 1886/87: 94, am Ende des Jahres 1888/9: 113 betrug [1]). Darunter waren viele der angeſehenſten Männer des Kantons.

Solche wiſſenſchaftliche Vereine friſten ſelbſt in größeren Städten oft nur ein kümmerliches Daſein. In Baſel war der Beſuch immer ein ſehr reger, und es konnten jeden Winter 6—7 größere Vorträge gehalten werden. Vielfach betrafen dieſe Zeitfragen, wie die Eiſenbahnverſtaatlichung in der Schweiz, das Banknotenmonopol, die Unfallverſicherung, die Kartelle, Corners und Truſts. Daneben wurden zahlreiche kleine Mitteilungen gemacht. Selbſt die Statiſtik, die für die Behandlung in größeren Kreiſen ſich ziemlich ſpröde erweiſt,

1) Bericht über die Tätigkeit der Statiſtiſch-volkswirtſchaftlichen Geſellſchaft zu Baſel in den Jahren 1887/88, 1888/89 und 1889/90. Baſel 1890.

konnte sehr ernsthaft besprochen werden. Fast nie ging man ohne nachhaltige Anregung auseinander. Sekretär war bis 1887 Dr. Alfred Geigy, von 1887—1890 Appellationsgerichtsschreiber Dr. Traugott Siegfried, später Dr. Fritz Götzinger. Die Gesellschaft hielt eine Anzahl von Zeitschriften, die an die Lesegesellschaft und die Universitätsbibliothek abgegeben wurden. Außerdem unterstützte sie materiell die Veröffentlichung der Volkszählungsergebnisse und veröffentlichte zum fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläum des um die Statistik der Schweiz hochverdienten Professors Hermann Kinkelin eine von mir verfaßte Festschrift, die ich mit einer Ansprache überreichte[1]).

Im Sommer 1886 las ich über Finanzwissenschaft und war einigermaßen überrascht, unter meinen Hörern auch meinen juristischen Kollegen Paul Speiser zu finden, der kurz zuvor im Regierungsrat zum Finanzdirektor ernannt worden war und mir erklärte, daß es ihm darauf ankomme, sich auch wissenschaftlich mit dem Felde seiner amtlichen Wirksamkeit vertraut zu machen. Dies veranlaßte mich, in der Vorlesung das kantonale Basler Finanzwesen eingehender zu berücksichtigen, als es sonst wohl geschehen sein würde, und aus den darauf verwendeten Vorarbeiten ist eine Schrift hervorgegangen, welche im Auftrage des Finanzdepartements 1887 unter dem Titel: „Basels Staatseinnahmen und Steuerverteilung" im Druck erschienen ist. Die Arbeit hatte mir viel Freude gemacht, da sie mir zeigte, wie der Basler Große Rat mit hervorragender praktischer Treffsicherheit ganz von selbst eine Reihe von eigenartigen Einrichtungen gefunden hatte, die den theoretischen Forderungen der Gerechtigkeit im Steuerwesen sich möglichst annäherten. Zugleich lehrte sie mich, wie das später auch in einer Reihe von deutschen Staaten eingeführte System der Kombination von Einkommens- und Vermögenssteuer sich zu Basel in einem Grade durchführbar erwiesen hatte, wie ich es vorher nicht für möglich gehalten hatte.

Als ich den Auftrag vom Finanzdepartement bereits erhalten

1) Basels Zuwanderung von Dr. Karl Bücher, ord. Professor, z. Z. Präsident der Statistisch-volkswirtschaftlichen Gesellschaft. Mit 8 Tabellen und 8 Kartogrammen. Basel 1890. 39 S. 4°.

hatte, erſchien in Baſel der Würzburger Profeſſor Georg Schanz, der damals in ſämtlichen 25 Kantonen Material für ſein fünfbändiges Werk: „Die Steuern der Schweiz“ (Stuttgart 1890) ſammelte. Als er von der beſtehenden Abſicht hörte, ſuchte er mich mit großer Entſchiedenheit davon abzubringen, weil er nicht wollte, daß ihm für Baſel der Stoff vorweggenommen würde. Um nicht in den mir allzeit verhaßt geweſenen Verdacht zu kommen, das Prävenire ſpielen zu wollen, erklärte ich, daß ich zum Verzichten bereit ſei, wenn das Finanzdepartement mich von meinem Auftrage entbinden wolle. Dazu war aber dieſes unter keinen Umſtänden bereit, und ſo iſt meine Schrift ſelbſtändig erſchienen. Ich weiß nicht, ob ſich aus ihr für den deutſchen Finanzſchriftſteller nicht eher die Aufgabe hätte ergeben ſollen, auf der von mir gelegten Grundlage weiterzubauen und ſo hoch als möglich darüber hinauszukommen.

Ich erwähne das hier, weil es für die wahre Natur der leider in der deutſchen Wiſſenſchaft nicht ganz ſeltenen Prioritätsſtreitigkeiten charakteriſtiſch iſt. Ich bin auch ſpäter ähnlichem nicht entgangen; ja ich habe ſogar erleben müſſen, daß einer meiner eigenen Schüler, um ſich für eine vermeintliche Zurückſetzung an mir zu rächen, wider beſſeres Wiſſen den Vorwurf gegen mich erhoben hat, in einer Theorie von einem andern abhängig zu ſein, der ſelbſt von ſeiner vermeintlichen Priorität keine Ahnung gehabt hatte. Sollte ich 1887 verhindert werden, die Priorität gegenüber einem Werke zu gewinnen, von deſſen Vorbereitung und vorausſichtlichem Inhalt ich bei meiner Ausarbeitung nichts wußte, ſo handelte es ſich 1916 um die Ausgrabung eines vermeintlichen Vorgängers und um eine jener vielen literariſchen Ehrenrettungen, die der wiſſenſchaftlichen Literatur nicht immer Ehre bringen. Der wahren Wiſſenſchaft kann es nur zum Vorteile gereichen, wenn zwei denſelben Gegenſtand bearbeiten. Denn für ſie handelt es ſich nicht um den Stoff, ſondern um das, was aus dieſem bei ſeinem Durchgang durch den menſchlichen Geiſt wird, und da müßte ſchon mit ſtarkem Mangel an Methode und Sachkunde gearbeitet werden, wenn nicht beide Beachtenswertes fänden. Stimmten aber beide in ihren Forſchungsergebniſſen überein, ſo könnte auch das noch wertvoll ſein, weil es

deren Zuverläſſigkeit namhaft erhöhen würde. Bei den ſchweizeriſchen Steuergeſetzen bedarf es nicht großen Spürſinns, um zu erkennen, daß ſie unzulänglich ſind und daß alles auf die Praxis der Ausführung ankommt. Mußte nun nicht ein Gelehrter, der dieſe Praxis aus der Erfahrung kannte, zu einem anderen Urteil gelangen, als ein Fremder, der nur den Geſetzestext vor Augen hatte?

Die Baſler Einkommenſteuer kannte zu meiner Zeit kein eigentliches Veranlagungsverfahren. Den Steuerpflichtigen wurde der Text des betreffenden Geſetzes mit der Aufforderung zugeſchickt, an einem beſtimmten Tage vor der Steuerkommiſſion zu erſcheinen und ſeine Steuerſchuldigkeit zu entrichten. Zwiſchen dem Vorſitzenden der Kommiſſion und mir entſpann ſich dann folgendes Geſpräch: „Nun, Herr Profeſſor, was bringen Sie uns diesmal?“ Ich entgegnete: „So und ſo viel“, und fügte wohl ſcherzend hinzu: „Tut mir leid, daß es nicht mehr iſt.“ Man nahm das Geld; ich erhielt meine Quittung, und damit war die Sache erledigt. Einmal folgte nach mir ein Bäcker, und als er die Summe nannte, die er zahlen wollte, ſagte der Vorſitzende in ſtrengem Tone: „Sie hänt wohl das Stüergeſetz nit geläſe. Ganget Sie heim und läſe Sie erſt, und dann komme Sie wieder.“ Der Mann ging von dannen und wird wohl ſpäter mehr gebracht haben. Ich weiß es nicht. So viel iſt aber ſicher, daß ein Nationalökonom, der ein ſolches Steuergeſetz bloß nach dem Textinhalt beurteilen wollte, zu einem ganz falſchen Urteil kommen müßte.

Für die Vermögensſteuer beſtand bis 1887 keine Selbſteinſchätzung. Die Steuerpflichtigen wurden nach der Taxation der Steuerkommiſſion alle vier Jahre in Klaſſen veranlagt, und wie wenig dieſe der Wirklichkeit entſprachen, hatte ſich darin gezeigt, daß jedesmal eine Anzahl Steuerpflichtiger wegen zu niedriger Einſchätzung reklamiert hatte. Als nun 1887 auch für ſie die Selbſteinſchätzung eingeführt wurde, ſchnellte auf einen Schlag die Summe des ſteuerpflichtigen Vermögens um mehr als hundert Millionen empor — ein Beweis, daß es auch Menſchen gab, welche ſich eine zu niedrige Einſchätzung, ſo lange ſie von anderen ausging, ruhig hatten gefallen

laſſen, ſobald ſie aber verantwortlich dafür einſtehen mußten, der Wahrheit die Ehre gaben. Am Studiertiſch konnte man ſich dergleichen beim beſten Willen nicht ausdenken.

Mein Intereſſe an der ſchweizeriſchen Statiſtik hatte damals längſt die Grenzen des Kantons Baſel-Stadt überſchritten. In der Schweiz beſteht eine Statiſtiſche Geſellſchaft, die ſich bald hier bald da im Lande verſammelt und eine Zeitſchrift für ſchweizeriſche Statiſtik ſchon ſeit 1864 herausgibt. Ich war bald nach meiner Ueberſiedlung nach Baſel Mitglied derſelben geworden und hielt 1886 auf ihrer Jahresverſammlung einen Vortrag: „Zur Statiſtik der inneren Wanderungen und des Niederlaſſungsweſens“ [1]). Ich weiß nicht, ob ich es dieſem Umſtande oder der perſönlichen Bekanntſchaft mit dem damaligen Direktor des Eidgenöſſiſchen Statiſtiſchen Bureaus verdanke, daß ich zum Mitgliede der Expertenkommiſſion ernannt wurde, welche anfangs Mai 1888 im Bundesratshauſe zu Bern zuſammentrat, um das Verfahren bei der für den 1. Dezember dieſes Jahres in Ausſicht genommenen Volkszählung zu beraten und feſtzuſtellen. Es handelte ſich damals um die erſte Anwendung des Individualzählkarten-Verfahrens, während alle früheren Volkszählungen auf Grund von Haushaltungsliſten ausgeführt worden waren. Die Kommiſſion ſetzte ſich ziemlich bunt zuſammen. Die meiſten Mitglieder vertraten einzelne Kantone; bemerkenswert war, daß ihr auch der Sozialdemokrat Greulich aus Zürich angehörte. Wir tagten unter dem Vorſitze des Bundesrats Schenk, der damals das Departement des Innern leitete, und ich glaube niemals einer Körperſchaft angehört zu haben, die in kurzer Zeit ſo viel zuſtande brachte, als dieſe doch ziemlich heterogen zuſammengeſetzte Expertenkommiſſion. Alle Anträge wurden ohne jede bureaukratiſche Engherzigkeit geprüft, und es war nicht ſchwer, neue Gedanken durchzuſetzen, wenn ſie nur gut vertreten wurden. Auf Einzelnes einzugehen, würde heute nicht mehr lohnen. Genug, daß das Zuſtandegekommene ein Werk des Zuſammenarbeitens war, in dem der Anteil der einzelnen Mitwirkenden völlig verſchwand.

1) Zuerſt gedruckt in der „Zeitſchrift für ſchweizeriſche Statiſtik“ XXIII (1887), S. 1 ff., ſpäter aufgenommen und mehrfach umgearbeitet als Stück XII meiner „Entſtehung der Volkswirtſchaft“.

Meine Teilnahme an den vorbereitenden Arbeiten scheint die Veranlassung geworden zu sein, daß ich mit der Durchführung der Zählung für den Kanton Baselstadt und später mit deren Bearbeitung vom Regierungsrat beauftragt wurde. Da mir hier zum ersten Male Gelegenheit geboten war, das gesamte statistische Verfahren von der Vorbereitung der Zählpapiere bis zur Bearbeitung und Veröffentlichung der Resultate praktisch kennen zu lernen, so habe ich gerne zugegriffen, und habe die viele darauf verwandte Arbeit nie bedauert. Es war mir schon immer aufgefallen, daß die amtliche Statistik gerade an der Stelle ihr Verfahren aus der Hand gibt, wo das Urmaterial entsteht, bei der eigentlichen Erhebung. Diese wird bei unseren Volkszählungen gewöhnlich durch freiwillige Zähler besorgt, die nachher völlig ausscheiden, während die Aufbereitung des so zustandegekommenen Materials durch Bureauarbeiter erledigt wird, die in den meisten Fällen wieder von den Schwierigkeiten der Erhebung und dem relativen Wert der dabei ermittelten Merkmale keine rechte Vorstellung haben. Als freiwilliger Zähler hatte ich schon in Frankfurt und München mitgewirkt; von der Aufbereitung und Bearbeitung der Erhebung hatte ich diejenige Vorstellung, welche man aus der einschlägigen Literatur gewinnen konnte.

Die Ergebnisse der Basler Volkszählung von 1888 sind in einer besonderen Schrift[1]) veröffentlicht worden. Dort habe ich auch über das eingeschlagene Verfahren alles für den Statistiker Wissenswerte mitgeteilt. Was ich hier aus der Erinnerung nachbringe, betrifft persönliche Erlebnisse, die für meine Basler Stellung von Bedeutung waren. Der Regierungsrat hatte für das Zählgeschäft eine Kommission niedergesetzt, welche unter dem Vorsitze des Regierungsrates Philippi tagte, der offenbar von dem Glauben ausging, daß eine solche Körperschaft mit größerer Autorität auftreten könne als ein einzelner und daß ihre Mitglieder mir als dem Leiter der Zählung wesentliche Hilfe leisten könnten. Ich hatte vergebens ihn von dieser Meinung abzubringen gesucht und in der Kommission einen Antrag bekämpft, der den Zählern die Anzeige von Fällen großer Armut,

1) Die Bevölkerung des Kantons Basel-Stadt am 1. Dezember 1888. Im Auftrage des Regierungsrates bearbeitet. Mit acht Karten. Basel 1890. 4°.

denen ſie auf ihren Rundgängen begegneten, auferlegt wiſſen wollte. Der Antrag war gewiß ſehr menſchenfreundlich; aber der Bundesrat hatte ausdrücklich die Verbindung jeden anderen Zweckes mit der Zählung den Kantonen verboten. Somit mußte der Plan fallen gelaſſen werden. Als ich aber mit meinen Studenten in einem neben dem Rathauſe gelegenen Zunftgebäude mit vorbereitenden Arbeiten beſchäftigt war, erſchien unſer Regierungsrat und fragte, ob er mir nichts helfen könne. Ich ſagte ihm, daß gerade die Zählkarten numeriert würden und ſtellte ihm anheim, daran teilzunehmen. Er hat dann auch eine Weile mitgeholfen, iſt aber niemals wiedergekommen. Vielleicht hatte er eingeſehen, daß eine Kommiſſion bei der Ausführung dieſes Geſchäftes entbehrlich war.

Selbſt in einer Stadt, deren Bevölkerung für jede gemeinnützige Beſtrebung ſo leicht zu gewinnen iſt wie die Baſler, machte die Beſchaffung der nötigen 430 Zähler auf dem Wege der Freiwilligkeit einige Schwierigkeiten. Ich wandte mich zunächſt an alle diejenigen Perſonen, von denen mir ein Einheimiſcher verſicherte, daß ſie über die nötigen Mittel und Muße verfügten, dann auch an die Studierenden, insbeſondere die Theologen. Ihnen wurden, ſoweit möglich, die ärmſten Bezirke zuerteilt. Denn das Amt eines Zählers bietet Gelegenheit zu heilſamen ſozialen Beobachtungen, wie ſie kaum beſſer gefunden werden kann. Zur Nachhilfe für das Publikum war angeordnet worden, daß etwa wünſchenswerte Auskünfte von ſeiten der Zivilſtandsbuchführung und der Polizei koſtenfrei erteilt werden ſollten und daß für diejenigen, welche ſelbſt mit der Ausfüllung der Zählkarten ſich nicht zurechtfinden konnten, unſer Zählbureau die Arbeit übernahm.

Eine Volkszählung gehört zu den einfachſten ſtatiſtiſchen Erhebungen, und man ſtellt ſich gewöhnlich vor, daß die dabei geforderten Angaben mit Leichtigkeit von jedermann gemacht werden könnten. Unſere Erfahrung belehrte uns, daß dies keineswegs der Fall iſt. Bei den meiſten Fragen erhoben ſich Zweifel, da eben doch das wirkliche Leben zu vielgeſtaltig iſt, um reſtlos in ein Schema von einigen Kategorien gepreßt werden zu können. Beiſpielsweiſe fanden ſich ſelbſt Väter aus Kreiſen, die man insgemein zu den Ge-

bildeten rechnet, die Geburtstag und Jahr ihrer Kinder nicht wußten und beides auf dem Zivilstandsamte erfragen mußten. Ein Bankdirektor gab für seine Kinder unter „Muttersprache" Französisch an, und als ich ihm sagte: „Ihre Kinder haben doch von Jugend auf nur Baseldeutsch gelernt", bestätigte er dies, bemerkte aber: „Die Mutter ist doch aus Mülhausen, und das ist früher französisch gewesen." Es würde zu weit führen auf diese Erfahrungen noch näher einzugehen. Genug, wenn ich anführe, daß alle Zählpapiere einer Nachprüfung bedurften und daß sie erst nach vielfachen Berichtigungen und Ergänzungen für die weitere Verarbeitung reif wurden. Die beste Arbeit hatten die Zähler aus dem Geschäftsleben geleistet, die sich glücklicherweise in größerer Zahl beteiligt hatten.

Eine solche intensive Kleinarbeit war natürlich nur in unserem wenig umfangreichen Stadtkanton möglich, und sie überzeugte mich, daß ich in meinen früheren statistischen Vorlesungen den Grad der selbst in einem so einfachen Falle erzielbaren Genauigkeit der Massenbeobachtung überschätzt hatte. Wie oft mag in einem großen Lande schon auf der untersten Stufe einer Zählung, der Erhebung, der Wirklichkeit Gewalt angetan werden! Und wie oft wird die Weiterverarbeitung des Materials diese Fehler noch vermehren! Als ich später in Karlsruhe war, besuchte ich einmal den früheren Direktor der Landesstatistik, einen Hannoveraner, Freiherrn von Hardeck. Er war eben mit der Bearbeitung der Berufs- und Gewerbezählung von 1882 beschäftigt und sagte mir ungefähr folgendes: „Das Baden ist doch ein Land von hoher Kultur. Da finde ich z. B. in dem Orte Graben bei Heidelberg nicht weniger als 3 Reitschulbesitzer". Ich entgegnete: „Ja, was denken Sie sich denn unter diesen Reitschulen?" „Sicher doch Anstalten, welche Studenten Reitunterricht erteilen", erwiderte er. Ich mußte ihm darauf sagen, daß mundartlich „Reitschule" so viel ist als „Karussell", war aber doch in meiner Schätzung der vielbenutzten Ergebnisse der Berufsstatistik sehr herabgestimmt.

Ich möchte durch diese Ausführungen nicht Mißtrauen gegen die Arbeiten der amtlichen Statistik erwecken. Sie ist für den modernen Staat unentbehrlich. Aber man hat bei ihrer Benutzung zu wissen-

ſchaftlichen Zwecken nie zu vergeſſen, daß ſie nur ein ſehr grobes Sortierungsverfahren iſt und daß ihren Ergebniſſen nur bedingter Wert zuzuſprechen iſt. In Baſel, wo die geſamte Bevölkerung an der Volkszählung von 1888 den lebhafteſten Anteil nahm, war mir als dem Leiter derſelben die Erkenntnis ihrer Schwächen und ihrer Grenzen beſonders nahe gelegt, und ich habe durch ſie nicht bloß für meine wiſſenſchaftliche Entwicklung bedeutend gewonnen, ſondern bin auch der Bevölkerung meines damaligen Wohnortes viel näher gekommen, als das den meiſten andern Univerſitätslehrern ſonſt möglich iſt. Verſtändnis für ſeine nächſte Umgebung zu gewinnen iſt aber die erſte Bedingung einer gedeihlichen Wirkſamkeit, nicht bloß für den Statiſtiker, ſondern auch für den Nationalökonomen.

Um der Teilnahme der Bevölkerung für unſere Arbeit entgegenzukommen, war jedem Zähler ein abgekürztes Konzentrationsformular übergeben worden, das er ſofort nach Einſammlung der Zählkarten auszufüllen hatte, und vermöge dieſes Mittels iſt es gelungen, ſchon am Abend des Zählungstages das erſte vorläufige Ergebnis der Aufnahme feſtzuſtellen. Dieſes wurde dann für die Stadt und die drei Landgemeinden durch Transparent an einem Fenſter der Schlüſſelzunft bekannt gemacht und ſtand am folgenden Morgen in den Zeitungen. Wir gingen dabei von der Beobachtung aus, daß das oft auch durch die künſtlichſten Mittel nicht erzielbare Intereſſe der Bevölkerung für eine ſtatiſtiſche Erhebung unausbleiblich erkalten muß, wenn erſt eine Reihe von Monaten ſpäter ihre Ergebniſſe bekannt werden.

Nach Beendigung der Reviſion konnte eine genauere Feſtſtellung der Ziffern erfolgen. Der Regierungsrat lud darauf ſämtliche beteiligt geweſenen Zähler zu einem Abendeſſen, man könnte vielleicht ſagen Feſtmahle, ein, bei dem ich kurz Bericht erſtattete. Das Eſſen hat nicht wenig dazu beigetragen, die Volkstümlichkeit unſerer Arbeit zu erhöhen, dürfte ſich aber unter unſeren deutſchen Verhältniſſen ſchwer nachahmen laſſen. Mein Volkszählungsbureau hatte zur Feier des Tages ein Tiſchlied beigeſteuert, das hier folgen mag.

Von unterſchiedlichen Volkszählungen, ſo zu alten, neuen und künftigen Zeiten ſtattgefunden haben und ſtattfinden werden, erbärmlich zu leſen, aber ſchön zu ſingen nach der Melodie: „O alte Burſchenherrlichkeit“ uſw.

Als König David triumphiert
Wohl über die Philiſter,
Ward von dem Satan er verführt
Zu zählen Volk und Prieſter.
Volkszähler war Gen'ral Joab,
Die Oberſten, ſein ganzer Stab,
Die liefen mit den Mappen;
Es koſtet' keinen Rappen.

Kaum war das Reſultat bekannt
(Um anderthalb Millionen!),
Ward eine Peſtilenz geſandt,
Des Königs Stolz zu lohnen:
Es ſtarben von der ganzen Zahl
An ſiebzigtauſend Mann zumal.
O jerum, jerum, jerum:
O quae mutatio rerum!

Im Römerreich Auguſtus noch
Den Zenſus ſo ließ halten,
Daß jedermann vom Wohnort[1]) zog
Zum Heimatort, dem alten:
Für „faktiſche Bevölkerung“
War leider noch die Welt zu jung.
O jerum uſw.

Im Mittelalter hatte man
Das „Volk“ noch nicht erfunden.
Der Bürger, Bauer, Rittersmann,
Die lebten unverbunden;
In Windeln lag da noch der Staat,
Der Volkszählung fehlt ihr Subſtrat.
O jerum, jerum, jerum,
Wer zählte da den Clerum!?

Neuzeit erfand das Volk und auch
Volkszählungsformulare.

1) Die geſperrten Worte beziehen ſich auf die Rubriken der Zählkarte.

Da kam das Fragen recht in Brauch,
Daß Alles man erfahre;
Doch ob die Frau erwerbend iſt,
Darüber ſtreiten Heid und Chriſt.
O jerum uſw.

Auch wie die Stellung im Beruf
Und der Beruf ſich ſcheiden,
Der Fortſchritt, der das Löſchblatt ſchuf,
Vermocht es nicht zu deuten.
Selbſt über Sprach und Konfeſſion
Erhub ſich heller Hader ſchon.
O jerum uſw.

Wenn wieder nach zweitauſend Jahr
Man will Volkszählung halten,
Wird in der Hauptſtadt an der Aar
Der Sozialſtaat walten.
Dann heißt es nicht mehr: arm und reich,
Dann heißt's nur immer: gleich und gleich.
O jerum uſw.

Volkszählen iſt dann gar nicht ſchwer,
Man ſpart ſo manche Frage,
Ein jeder iſt Staatspenſionär,
Und wenn nach Mutterſprache
Man forſcht, ſpricht er im Augenblick:
„Natürlich iſt das Volapük!"
O jerum uſw.

Dies Liedlein haben ausgedacht
Zwei Zählungskontrolleure.
Sie ſaßen tief bis in die Nacht
Und jeder ſeufzte ſchwere:
„Ach brächt doch auch das Zukunftsreich
'ne Volkszählungsmaſchine gleich!"
O jerum uſw.

Humor war in Baſel ein ſeltener Artikel. Wie ich damals dazu kam, ihn gerade bei meinen Volkszählern zu erwarten, iſt mir ſpäter als reines Rätſel erſchienen. Aber ſie haben das Feſtlied geſungen, und die Studenten in meinem Bureau haben ſich darüber gefreut. Das war auch ſchon etwas.

Für die Aufbereitung des Materials mußte ein kleines ſtatiſtiſches Bureau errichtet werden. Der Regierungsrat ſtellte mir dafür als ſtändige Arbeiter zwei Männer zur Verfügung, von denen der eine kurz vorher aus der Irrenanſtalt, der andere aus dem Gefängnis entlaſſen war und die trotz alles Mitleids, das man mit ihrem Geſchick haben konnte, der ihnen völlig fremden Aufgabe nicht gewachſen waren. Da war es denn eine günſtige Fügung, daß drei Studierende Auguſt Egli, Willi Heß und Fritz Mangold ſich bereit fanden, bei der Arbeit mitzuwirken. Natürlich hatte ich auch dieſe Kräfte erſt einzuſchulen. Demgemäß habe ich nicht bloß den Arbeitsplan entworfen, bei dem darauf Bedacht zu nehmen war, daß keine einmal vollzogene Verrichtung ſich zu wiederholen brauchte, ſondern ich habe, ſoweit als möglich, jede einzelne Operation erſt ſelbſt vorgemacht. Nützlich iſt der Sache das jedenfalls geweſen, wenn es mir auch die Frage nahelegte, ob ich meine Zeit nicht beſſer verwenden könnte. Für die Arbeit war uns ein Zimmer im Erdgeſchoß der Realſchule angewieſen worden, und dort habe ich monatelang meine ganze Zeit mit Ausnahme der Vorleſungsſtunden zugebracht. Die Studierenden haben ſich mit großer Hingabe der Arbeit gewidmet, die wir gemeinſam zu vollziehen hatten, und wir ſind ſchließlich früher fertig geworden, als ich voraus berechnet hatte.

Das Ergebnis liegt in der Bearbeitung, die ich ſchließlich den Zahlen gegeben habe, gedruckt vor, und es iſt ſogar möglich geweſen, meine Schrift mit acht von Herrn Egli gezeichneten Karten zu ſchmücken. Bei ihrer Abfaſſung leitete mich der Gedanke, zu zeigen, was ſich aus dem gewöhnlichen Volkszählungsmaterial für Wiſſenſchaft und Praxis gewinnen laſſe. Zugleich hoffte ich, das Intereſſe der Bevölkerung für die Statiſtik dadurch ſteigern zu können, daß ich eine Form der Darſtellung wählte, die ſie jedermann zugänglich machte. Schließlich waren manche Ergebniſſe für die damalige kantonale Politik nicht unwichtig. In deutſchen Zeitſchriften iſt mir dieſe Arbeit durchaus als wiſſenſchaftliche angerechnet worden[1]), und ſie war es auch, ſo raſch ſie hatte hergeſtellt werden müſſen.

1) Rezenſionen von G. Rauchberg im Archiv f. ſoz. Geſetzgebung und

Aber meine Tätigkeit in der praktiſchen Statiſtik ſollte damit nicht beſchloſſen ſein. Im März 1888 hatte der Große Rat des Kantons Baſel-Stadt auf Antrag eines Mitgliedes, des Schriftſetzers W. Arnold beſchloſſen, den Regierungsrat zu beauftragen, eine Enquete über die Wohnungsverhältniſſe der Stadt, namentlich in ſanitärer Hinſicht, vorzunehmen. Der Antrag ſchien zunächſt nur eine ſozialdemokratiſche Demonſtration, der die oberſte Vertretung des Kantons dadurch die Spitze abgebrochen hatte, daß ſie ihn annahm. Auch als der Regierungsrat eine Kommiſſion zur Ausführung dieſes Beſchluſſes ernannte, konnte man glauben, daß in dieſer der Gedanke des Antragſtellers begraben werden ſollte. Dieſe Kommiſſion beſtand aus Profeſſor Kinkelin, dem Kantonsbaumeiſter Reeſe, dem Kantonsphyſikus Lotz und mir; ſie tagte unter dem Vorſitze des Vorſtehers des Innern, Regierungsrat Philippi. Schon in ihrer erſten Sitzung kam ſie in nicht geringe Verlegenheit bei der Frage, was denn eigentlich durch die Enquete ans Tageslicht gebracht werden ſolle, und auf meinen Antrag wurde der Urheber der ganzen Sache darüber vernommen. Er konnte uns auch nichts ſagen, und ſo waren wir auf die Aufgabe zurückgeführt, ſelbſt feſtzuſtellen, was eigentlich ermittelt werden ſolle.

Die Ernennung eines Arztes und des Kantonsbaumeiſters wies darauf hin, die baulich und hygieniſch bedeutſamen Tatſachen feſtzuſtellen, zumal dieſe für das im Werden befindliche kantonale Hochbaugeſetz wichtig werden konnten. Die Zuziehung Kinkelins und meiner Perſon mußte ſo ausgelegt werden, daß die Aufnahme mit den Mitteln der Statiſtik arbeiten ſolle. So haben wir denn einen Fragebogen entworfen, der dem Zwecke dienen ſollte, das Material zur Ermittlung der zahlreichen auf dem Gebiete des Wohnungsweſens auftretenden Uebelſtände zu gewinnen. Es mußte zu dieſem Ende weit über den Rahmen der bereits in einer Anzahl von deutſchen Großſtädten früher veranſtalteten ſtatiſtiſchen Erhebungen hinausgegangen werden, und in der Tat wies unſer Fragebogen nach ſeiner Fertigſtellung eine Reihe von Punkten auf, über welche anderwärts

Statiſtik, IV, S. 228—238. G. v. Mayr im Allg. ſtatiſt. Archiv I, 327—339. R. Hoeniger, Schmollers Jahrbuch XII, S. 1317 ff. uſw.

noch niemals Feststellungen gemacht worden waren. Auf der anderen Seite erschien es angezeigt, die Erhebung auf diejenigen Fälle zu beschränken, bei denen Uebelstände zu erwarten waren, welche der Beseitigung bedurften und zugänglich waren. Es wurden also alle Einfamilienhäuser, insofern in ihnen nicht eine Schlafgängerei oder ein sanitär bedenkliches Gewerbe in Verbindung mit Wohnräumen betrieben wurde, ausgeschlossen, ferner alle unbewohnten und zu Anstaltszwecken benutzten Gebäude. Weiterhin sollten nur die wirklich bewohnten Räume, nicht auch Geschäftsräume, Werkstätten u. dgl. untersucht werden. So schien die Erhebung dasjenige Material erbringen zu können, das sowohl für das Einschreiten der Baupolizei im einzelnen Falle als auch für eine spätere Wohnungsgesetzgebung nützlich werden konnte.

Aber nun erhob sich die Frage, wie die Erhebung praktisch durchzuführen sei. Mit freiwilligen Zählern, die im Ehrenamt eine solche Aufgabe übernommen hätten, konnte nicht gerechnet werden. Wir bedurften bausachverständige Erhebungsorgane, und der Kantonsbaumeister riet uns, sie unter den intelligenten Bauarbeitern zu suchen, die ohnehin während des Winters meist beschäftigungslos seien. So haben wir denn 52 vertrauenswürdige Leute, meist Maurer- und Zimmerpoliere, gewonnen, die in 26 Erhebungsbezirken vom 1. Februar 1889 ab fast drei Wochen hindurch die Ausfüllung der Zählbogen vornahmen. Je zwei Erhebungsbeamte arbeiteten in der Weise zusammen, daß der eine die Messungen und Untersuchungen vornahm, während der andere nach seinen Angaben die Erhebungsformulare ausfüllte. Nach Schluß der Tagesarbeit beging jener die am nächsten Tage zu besuchenden Häuser, um überall Anzeige zu erstatten, während dieser mit dem gewonnenen Materiale sich nach dem als Erhebungsbureau dienenden Zeichnungssaale des Schulhauses zum Sessel begab. Hier wurden die ausgefüllten Formulare den Kontrollbeamten übergeben, die sie einer Nachprüfung unterwarfen. Vom zweiten Tage ab war es regelmäßig die erste Aufgabe der Erheber, die Lücken und Fehler, welche in dem Materiale des vorhergehenden Tages durch die Kontrolle entdeckt worden waren, zu ergänzen, bzw. zu verbessern. Nach den bei der Kontrolle gemachten Erfahrungen

wurden täglich die Erheber von neuem instruiert und zu steter Verbesserung und Vervollkommnung ihrer Arbeiten angehalten.

Die glückliche Durchführung der Erhebung ist hauptsächlich der Hingabe des Kantonsbaumeisters Reese zu verdanken, der sein ganzes Hochbaubureau in den Dienst der Sache stellte. Bedenkt man, daß die Erhebung sich auf nicht weniger als 3618 Häuser mit 13337 Wohnungen erstreckte und daß ihr 55301 Räume mit 58599 Bewohnern unterlagen, so gewinnt man eine Vorstellung von der Größe und Schwierigkeit der Arbeit.

Ich war noch immer mit der Volkszählung beschäftigt, und die Bureauarbeit, der ich mich von 7 Uhr früh ab den ganzen Tag hindurch widmete, nahm alle freie Zeit in Anspruch. Auch bedurfte ich nach so langer Anspannung der Ruhe und rechnete dafür auf die Sommerferien. Dazu schreckte mich das nicht sehr einfache Erhebungsformular der Wohnungs-Enquete, das die statistische Aufarbeitung unendlich erschweren mußte. Da habe ich denn wohl nach einem Manne Ausschau gehalten, der als Bearbeiter gewonnen werden könnte, mußte mir aber sagen, daß in Ermangelung eines passenden Einheimischen ein Fremder mir die Mühe der Einschulung nicht ersparen und dann doch bei seiner Unkenntnis der örtlichen Verhältnisse und des ganzen Ganges der Enquete nur mangelhafte Arbeit leisten würde.

So habe ich mich im Mai und Juni 1889 bereit finden lassen, einen Plan für die Aufarbeitung des Enquetematerials nebst Kostenanschlag zu entwerfen. Er war das Ergebnis fünfwöchentlicher mit den besten Arbeitern meines Zählbureaus ausgeführter Proben. Nachdem aber mit der Aufstellung des Aufarbeitungsplanes und der Tabellenformulare der schwierigste Teil der ganzen Arbeit geleistet war, habe ich nach Genehmigung meiner Vorschläge durch die Regierung mich auch noch bereit finden lassen, das für die Volkszählung errichtete statistische Bureau weiterzuführen und die Bearbeitung der Enquete auf meine Schultern zu nehmen. Was hätte ich auch anders tun können? Das Urmaterial der Enquete durfte nicht veralten, und alles sprach dafür, das mühsam eingeschulte Personal meines Bureaus sich nicht wieder zerstreuen zu lassen, zumal es in dem kleinen Kanton nicht wieder hätte ersetzt werden können.

Auf der anderen Seite mußte ich mir ſagen, daß die Uebernahme der Bearbeitung der Wohnungs-Enquete mich für lange Zeit wiſſenſchaftlichen Aufgaben entziehen würde, die ich bereits übernommen hatte. Insbeſondere mußte die Fertigſtellung des zweiten Bandes meiner „Bevölkerung von Frankfurt a. M. im XIV. und XV. Jahrhundert“ immer weiter hinausgeſchoben werden. Dazu kam, daß ich als Profeſſor der Nationalökonomie wenig bei einer Sache gewinnen konnte, die einen ſo ausgeprägt kantonalpolitiſchen Charakter trug. Für meine wiſſenſchaftliche Entwicklung kam ſie eigentlich zu ſpät. Wäre ich eine Zeitlang Leiter eines ſtatiſtiſchen Bureaus geweſen, ehe ich in Dorpat Profeſſor der Statiſtik wurde, ſo wäre mir das zweifelsohne für dieſe Tätigkeit von großem Nutzen geweſen. So kam die Praxis nach der Theorie; das war eigentlich die verkehrte Welt. Vor allem hätte ich der Ruhe und Erholung bedurft: aber wie dieſe finden in einer Zeit, wo ich mein Bureau auf keinen Tag verlaſſen durfte, wenn die Arbeiten ihren richtigen Gang nehmen ſollten?

Die Stimmung in Baſel war gerade damals uns Deutſchen ungünſtiger geworden. Hatte doch im April 1889 einer der angeſehenſten Männer des Kantons in einem Vortrag, den er in der Statiſtiſch-volkswirtſchaftlichen Geſellſchaft hielt, von den „durch Deutſchland Frankreich abgeſtohlenen fünf Milliarden“ geſprochen. Ich hatte als Vorſitzender gegen dieſe Entgleiſung ernſtlich Verwahrung eingelegt, mußte mich aber überzeugen, daß es von uns zu dieſen Menſchen keine Brücke gab. Sollte ich mich nun immer tiefer in die öffentlichen Angelegenheiten des kleinen Gemeinweſens einlaſſen, in dem ich kaum mehr war als ein bezahlter Sachverſtändiger, deſſen man ſich bediente, weil man keinen anderen hatte?

Noch nach der Uebernahme meines neuen Auftrages traten förmliche Sturmzeichen auf. Der Wohlgemuth-Handel hatte die nationale Empfindlichkeit der Schweizer ſtark aufgeregt. Da goß im Juni der gehäſſige Artikel eines deutſchen Profeſſors an der Baſler Univerſität, der in einer Hamburger Zeitung erſchienen war, Oel ins Feuer. Der Profeſſor war bei ſeinen Landsleuten wie bei den Baſlern gleich unbeliebt; nun wollten die Studenten keine Vorleſungen mehr bei ihm

hören, und es bereitete ſich unter ihnen eine Mißfallskundgebung vor, welcher der Pedell nur dadurch vorbeugte, daß er ihn warnen ließ, die Univerſität zu betreten. Die Regierung ließ des Nachts ſein Haus bewachen, weil ſie Unfug befürchtete und knüpfte darnach Unterhandlungen mit ihm an, die ihn zur Aufgabe ſeines Amtes bewegen ſollten. Er iſt dann ſchließlich nicht ſehr rühmlich mit einer Abſtandsſumme nach Deutſchland zurückgekehrt, und es hat ſeinen Ruhm nicht gerade unter uns geſteigert, daß er dort den Märtyrer ſpielte. In Baſel wirkte der Vorgang noch lange nach. Als wir anfangs Juli zu einer Baſler Familie zum Mittageſſen eingeladen wurden, empfanden wir das als beſondere Freundlichkeit. Man wird uns aber nicht verdenken, wenn wir fortan uns nicht ſo behaglich fühlten wie früher in Dorpat.

Die Arbeiten an der Wohnungs-Enquete konnten nicht ſofort beginnen, weil zwei der mitwirkenden Studierenden zu einer zwanzigtägigen Truppenübung einberufen waren. Da entſchloß ich mich denn im Einverſtändnis mit meinem damals Königsberger Kollegen Ludwig Stieda, die in Paris ſtattfindende Weltausſtellung zu beſuchen, um dort zu gewinnen, was ſie an ökonomiſcher und ſozialpolitiſcher Belehrung biete. Wir reiſten gemeinſam nach Paris und mieteten uns in einem kleinen Hotel garni des Quartier latin ein. Daß zugleich meine Schwiegereltern mit meinem Schwager Alfred und meiner Schwägerin Mathilde in Paris waren, hat mir meine Aufgabe eher erſchwert als erleichtert. Ich wollte lernen, ſoviel ich konnte, ging morgens ſchon um 8 Uhr, wo man nur gegen doppelte Eintrittskarten Zulaſſung fand, in die Ausſtellung und vermochte mich vor Abend ſelten loszureißen. Die Stimmung der Franzoſen gegen uns Deutſche war damals nichts weniger als gereizt, obwohl ſich das Deutſche Reich nicht an der Ausſtellung beteiligt hatte, und ich erinnere mich nicht, irgendwelche Unfreundlichkeit erfahren zu haben, außer von einem der Aufſeher der ſozialpolitiſchen Abteilung. Ja als ich mit meinem Kollegen Hagenbach-Biſchoff in einem öffentlichen Lokale zuſammentraf und dieſer ſich ſehr laut in deutſcher Sprache mit mir unterhielt, ſo daß alles ringsumher ſchwieg, iſt uns nicht die geringſte Unannehmlichkeit begegnet.

Außer der Ausstellung habe ich in Paris nur noch besucht, was mich gerade interessierte: Arbeiterquartiere, die Redaktion einer sozialistischen Zeitschrift, Einrichtungen für gewerbliche Ausbildung und eine Buchhandlung, welcher der Vertrieb der offiziellen Publikationen übertragen war, um für mein Seminar Enquete-Berichte und ähnliches zu erwerben. In der Ausstellung ließ ich das Technische fast ganz beiseite, widmete aber dafür der sozialpolitischen Abteilung, dem Gewerbebetrieb primitiver Völker und der Histoire de l'habitation um so mehr Aufmerksamkeit. Eine Zeitlang habe ich sogar mittags in einer Volksküche gegessen und nachher eine der Kaffee- oder Schokoladeschenken einer nordamerikanischen Mäßigkeitsgesellschaft benutzt. Aber mit den Sehenswürdigkeiten der Stadt, Theatern u. dgl. habe ich mich nur sehr wenig abgegeben. Dazu blieb keine Zeit. Ich war jeden Abend so ermüdet von der Tagesarbeit, daß ich sofort in todähnlichen Schlaf versank, und habe nach 16 Tagen Paris verlassen mit der Empfindung, daß meine Kräfte völlig erschöpft seien.

Unterwegs trafen wir meinen Schwager Bernhard Kirsch und meine Schwägerin Alma aus Wien im Zuge, und nachdem wir in meiner Basler Wohnung übernachtet hatten, haben wir gemeinsam die kleine Sommerfrische über dem Vierwaldstätter See aufgesucht, wo meine Frau uns bereits erwartete. Ludwig Stieda blieb dort noch einige Tage bei uns. In dieser Zeit kam die Nachricht von dem Hinscheiden meines jüngeren Bruders Adolf, den ein früher Tod zu Lüdenscheid i. W. hinweggerafft hatte. Aber ich war so am Ende meiner Kräfte, daß ich nicht einmal zu seinem Begräbnis reisen konnte.

Schon in der ersten Woche des September kehrte ich trotzdem nach Basel zurück, um mein Statistisches Bureau wieder zu eröffnen. Ich mußte eine Zeitlang wie ein Junggeselle hausen; die Meinen kamen erst am 18. September nach. Vorläufig galt meine Tätigkeit noch der Volkszählung, deren Ergebnisse ich für die Veröffentlichung zu bearbeiten begann, noch ehe die Aufstellung der letzten Tabellen beendet war, und im Laufe des Winters ins Reine brachte.

Dann folgte 1890 eine intensive Durcharbeitung des Enquete-Materials. Sie begann mit der Aufstellung eines Verzeichnisses der

als mangelhaft befundenen Wohnungen, wobei für jede die Art dieſer Mängel anzumerken war. Dieſes ſog. ſchwarze Buch ſollte dem täglichen Gebrauche der oberſten kantonalen Sanitäts- und Baubehörde dienen, damit bei nachgeſuchten Umbauten u. dgl. zugleich die nötigen Verbeſſerungen angeordnet werden könnten. Das Verzeichnis füllte, als es fertig war, zwei Bände. Es war nicht eigentlich eine ſtatiſtiſche Arbeit, ſondern die Aufſtellung eines Nachſchlagewerkes der Verwaltung. Ich habe aber doch auch für erſtere daraus Nutzen gezogen, indem ich einen Teil der mangelhafteſten Wohnungen perſönlich in Augenſchein nahm und dadurch den Kreis meiner Anſchauungen bedeutend erweiterte. Es iſt mir das bei der ſpäteren Bearbeitung der Reſultate von nicht geringem Nutzen geweſen.

Die ſtatiſtiſche Tabellierung, welche dann vorgenommen wurde, ſtellte uns vor Aufgaben, welche noch nirgendwo in dieſer Weiſe behandelt worden waren, für die es alſo an jedem Vorbilde fehlte. Wie die mancherlei Schwierigkeiten, die dabei auftraten, ſchließlich überwunden worden ſind, mag man in dem ſpäter über die Enquete erſchienenen Werke[1]) nachleſen. Im Intereſſe baldiger Vollendung der Arbeiten wurde die Zahl der Mitarbeiter vergrößert und, ſoweit als irgend möglich, das Stücklohnſyſtem angewandt. So verging in rüſtiger Arbeit der Frühling und Sommer 1890. Mit Hilfe der Studierenden unter meinen Arbeitern wurden kleine Nacherhebungen veranſtaltet, eine Unterſuchung ſämtlicher Arbeiterwohnungen im Kanton vorgenommen, Material über ihre Geſchichte, über Umzugskoſten, die Rechtſprechung in Mietſachen, das Schlafgängerweſen u. dgl. geſammelt. Schon früher waren Schlußberichte der Erhebungsbeamten herangezogen und eine Beſprechung mit Baſler Arbeitern an der Hand eines eignen Fragebogens veranſtaltet worden. In den großen akademiſchen Ferien im Sommer 1890 hatte ich mir keinen Augenblick Erholung gönnen können; Frau und Kind hatte ich zur Sommerfriſche nach Langenbruck in Baſelland geſchickt.

Trotzdem gelang es mir nicht, die Bearbeitung der Ergebniſſe,

1) Die Wohnungs-Enquete in der Stadt Baſel vom 1.—19. Februar 1889. Im Auftrage des Regierungsrates bearbeitet von Karl Bücher. Baſel, Verlag von H. Georg, 1891. 356 S. gr. 8°.

bei der zur Ergänzung des Stoffes fortwährend Erkundigungen an Ort und Stelle notwendig waren, bis zum Herbste zu bewältigen. Ich mußte Ende September nach Karlsruhe überſiedeln und habe an meinem neuen Wohnorte noch mehrere Monate arbeiten müſſen, um die Darſtellung zu vollenden. Das Buch erſchien im Februar 1891 im Buchhandel. Als es ſich in Baſel verbreitete, war die Aufnahme je nach den Parteiverhältniſſen eine verſchiedene. Die Konſervativen hätten gern die unbequemen Tatſachen, die der Bericht über die Enquete enthielt, aus der Welt geſchafft. Da ſie das aber nicht konnten, ſo wandte ſich ihre Kritik faſt ausſchließlich gegen meine Ausſagen über die Gerichtspraxis in Mietſachen[1]). Es war vielleicht nicht gerade taktvoll, daß ſich dieſe ſehr vereinzelt gebliebene Oppoſition zuerſt in der Statiſtiſch-volkswirtſchaftlichen Geſellſchaft, der Stätte meines früheren Wirkens, geltend machte. Aber über Geſchmacksſachen läßt ſich ſtreiten, und ich war im voraus darauf gefaßt, daß ich als Abweſender unrecht haben würde. Dagegen haben die Radikalen, die Bodenreformer und die Sozialdemokraten die Veröffentlichung mit Jubel aufgenommen. Man hat die Enquete in Bern und Zürich nachgeahmt, und ſie hat im Baſler Großen Rat zu mehreren Verſuchen geführt, den Weg der Geſetzgebung in der Wohnungsfrage zu beſchreiten. Eine Zeitlang hat noch mein ehemaliger Schüler Dr. Fritz Mangold mich über die Bewegung, welche unſere Enquete ausgelöſt hatte, fortlaufend unterrichtet. Dann iſt das Intereſſe an ihr allmählich eingeſchlafen, und ich behielt nur noch den Geſamteindruck, daß viele in Baſel mir für mein ruhiges und rückſichtsloſes Eintreten auf die Dauer dankbar geblieben ſind.

In den deutſchen Zeitſchriften iſt der Enquete-Bericht durchweg ſehr beifällig aufgenommen worden[2]). Man hatte hier ein Bewußt-

1) Eine Entgegnung von mir erſchien in der Beilage zu Nr. 115 der Allg. Schweizer Zeitung (20. Mai 1891). Ich fühle mich nicht veranlaßt, auf dieſen Sturm im Glaſe Waſſer jetzt noch näher einzugehen.

2) Größere Beſprechungen erſchienen u. a. von J. Stübben (Köln) in der „D. Vierteljahrsſchrift f. öff. Geſundheitspflege" XXIII (1891) S. 491—496; von E. Miſchler im Allg. Statiſt. Archiv II, S. 496 ff.; A. Schäffle, Zeitſchrift f. die geſ. Staatswiſſenſchaft XLVIII (1892), S. 173; Philippovich in den „Münchener Neueſten Nachrichten" vom 15. April 1396 Nr. 169,

ſein davon, welchen Fortſchritt die Erhebung in der Erkenntnis der tatſächlichen Zuſtände im ſtädtiſchen Wohnungsweſen bedeute und ließ auch der methodiſchen Behandlung des Stoffes Gerechtigkeit widerfahren. Das taten auch die Fachgenoſſen, die mir brieflich ihre Erkenntlichkeit ausſprachen, und ich hatte die Empfindung, daß das Stück Leben, welches ich der Baſler Wohnungs-Enquete geopfert hatte, nicht verloren ſei.

Vielleicht war bei der Nachhaltigkeit, mit der ich mich dieſer Aufgabe gewidmet habe, etwas von dem Baſler Geiſte über mich gekommen, dem Geiſte der perſönlichen Hingabe an das Gemeinwohl. Meine Schrift war keine offizielle, ſondern eine Privatarbeit ihres Verfaſſers. Und doch ſollte ſie auf das Ganze wirken und hat auch ſo gewirkt. Aber ich blieb damit auf dem Wege, den ich die liebſten meiner Baſler Bekannten gehen ſah, die in den verſchiedenſten Kommiſſionen, Geſellſchaften und Vereinen mitwirkten und für welche die Woche oft mehr Sitzungen brachte, als ſie Tage hatte. Gerade, daß man mich zum Mitgliede von Baſler und ſchweizeriſchen Kommiſſionen gemacht hatte, war mir ein Zeichen des Vertrauens. Und dieſes Vertrauen habe ich auch ſonſt außerhalb der Univerſität gefunden.

Was meine *wiſſenſchaftliche Tätigkeit* angeht, ſo habe ich die drei erſten Jahre nach dem Antritte meines Amtes außer der Ausarbeitung meiner Vorleſungen ganz meinen *ſozialſtatiſtiſchen Studien über das mittelalterliche Frankfurt* gewidmet. Den Plan zu dieſer umfaſſenden Arbeit hatte ich ſchon während meines Aufenthaltes in Frankfurt a. M. entworfen. Auch waren zwei Abſchnitte derſelben bereits vor meiner Habilitation in der Zeitſchrift für die geſamte Staatswiſſenſchaft[1])

ferner in der „Frankfurter Zeitung“ Morgenbl. vom 7. u. 8. Juni 1891 (Dr. *Bleicher*); in der Beilage zur „Allg. Zeitung“ vom 4. u. 5. Mai 1891 Nr. 103 f.; in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statiſtik, 3. F. II S. 38 ff. (E. *Haſſe*); in Schmollers Jahrbuch für Geſetzgebung, Verwaltung und Volkswirtſchaft XVI (1892), S. 315 ff. (K. *Oldenberg*) und an zahlreichen anderen Orten.

1) XXXVII (1881), S. 535 ff. XXXVIII (1882), S. 28 ff. XLI (1885), S. 448 ff.

erschienen. Dort sollten auch die übrigen Abschnitte herausgegeben werden, um später mit einigen Ergänzungen in einem Bande von mäßigem Umfang den Mitgliedern des Vereins für Geschichte und Altertumskunde dargeboten zu werden. Allein die fast in jeden Universitätsferien sich wiederholenden Durchstöberungen der Aktenbestände des Frankfurter Stadtarchivs förderten immer weiteres Material zutage, so daß ich den früheren Plan änderte und mir das Ziel setzte, die ganze soziale Gliederung der mittelalterlichen Bevölkerung in allen ihren Bestandteilen zu untersuchen. Ich brauchte dazu die entlegensten Aktenstücke und erinnere mich, wie mir einst der alte Archivdiener Eidig beim Abscheiden diese mit den Worten aushändigte: „Sie hawwe awer dismal nix als Paffe, Judde un Säu."

Es war damals unter dem Stadtarchivar Hermann Grotefend ein sehr gemütliches Arbeiten auf diesem Archiv und ist es auch später unter seinem Nachfolger Professor Rudolf Jung geblieben. Man hatte mir sogar in dem Nebenraum, in welchem ich arbeitete und in dem sonst die Bibliothek des Geschichts- und Altertumsvereins untergebracht war, das Rauchen gestattet, und wenn einer der Stammgäste des Archivs erschien und den Zigarrendampf wahrnahm, so mußte ich oft durch die Türe die Frage vernehmen: „Ist der Bücher wieder da?" Mir hat diese leidige Gewohnheit das Arbeiten außerordentlich erleichtert, und ich bin deshalb immer gegen sie nachsichtig geblieben, weiß auch nicht, ob ich ohne sie je meine Arbeit hätte zu Ende bringen können.

Diese aber führte auf immer weitere Gebiete des mittelalterlichen Stadtlebens; immer neue Projekte entstanden, mehr als vielleicht Menschenkraft in einem langen Leben zu bewältigen vermag. Immerhin habe ich den ersten Band der Arbeit über die Bevölkerung in drei Jahren vollendet und mit Unterstützung der Böhmer-Stiftung herausgegeben[1]). Von dem Erscheinen einzelner Abschnitte in der Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft war nicht mehr die

1) Die Bevölkerung von Frankfurt am Main im XIV. und XV. Jahrhundert. Sozialstatistische Studien. I. Band. Tübingen, Verlag der H. Lauppschen Buchhandlung 1886. 736 S. 8°.

Rede gewesen. Später habe ich wohl noch einzelne Abfälle der Frankfurter Arbeiten veröffentlicht[1]); aber ihr größter Teil ist ungedruckt geblieben, und es erübrigt sich nur noch, dafür zu sorgen, daß wenigstens meine Vorarbeiten der Wissenschaft erreichbar bleiben. Im ganzen habe ich vielleicht dreißig Jahre der Bewältigung dieses ungeheuren Materials gewidmet; immer wieder wurde die Sache durch dringendere Arbeiten unterbrochen, und ich kann nicht einmal wünschen, daß es anders wäre. Denn zum reinen Spezialisten fehlte mir nun einmal das Talent.

Vielleicht war auch meine Art zu arbeiten nicht ganz unschuldig an diesem Mißgeschick. Ich habe mich beim 1. Bande der „Bevölkerung" nirgends entschließen können Hilfskräfte heranzuziehen. Ganz abgesehen davon, daß mir zur Bezahlung solcher damals die Mittel fehlten, habe ich dem Grundsatze gehuldigt, jede Einzelheit selbst kennen lernen zu müssen, ehe sie in der statistischen Zusammenfassung ihre individuelle Färbung verlor. So habe ich auch zeitraubende, rein technische Arbeiten selbst ausgeführt und u. a. die Zahl der für den I. Band verarbeiteten Zählblättchen auf 30 000 geschätzt. Bedenkt man, daß viele von diesen das Nachsuchen in Wörterbüchern, Ortsregistern und Spezialkarten erforderten und daß nicht wenige von ihnen miteinander hatten verglichen werden müssen, so gewinnt man eine ungefähre Vorstellung von der im ganzen geleisteten Arbeit. Später habe ich bei den außerordentlich weitschichtigen Vorarbeiten zum 2. Bande zur Tabellierung der Bedebücher wohl fremde Hilfskräfte herangezogen, aber erst nachdem ich eine Anzahl derselben selbst verarbeitet hatte. Wenn ich trotzdem nicht zu Ende gelangt bin, so lag dies allein an der Größe der übernommenen Aufgabe und dem Wunsche ihrer einheitlichen Durchführung.

In neuerer Zeit hat man das System der kooperativen Leistung

1) Die Berufe der Stadt Frankfurt a. M. im Mittelalter. Bd. XXX, 3 der Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der Kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Leipzig, B. G. Teubner, 1914. 143 S. gr. 8°. — Frankfurter Amtsurkunden, hrsg. und eingeleitet. Frankfurt a. M., Jos. Baer, 1915. 73 und 458 S. gr. 8°. — Das städtische Beamtentum im Mittelalter. Vortrag, gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden am 10. Okt. 1914. Leipzig, Teubner, 1915.

bei großen wiſſenſchaftlichen Werken wie dem deutſchen Wörterbuch und dem Thesaurus linguae latinae angewendet. Solange es ſich auf derartige Sammelwerke beſchränkt, bei denen jeder Artikel ſelbſtändige Bedeutung hat, mag man die Möglichkeit und Zuläſſigkeit eines ſolchen Verfahrens zugeben, obwohl die Gleichmäßigkeit der Durchführung unter dieſem wiſſenſchaftlichen Fabrikbetrieb unzweifelhaft leidet. Wenn aber ganze Inſtitute zu dem Zwecke gegründet werden, die Mitarbeit zahlreicher Hilfskräfte zu „organiſieren“, ſo vermag ich darin keinen Fortſchritt zu erblicken und ſehe der Zeit, in der dieſe Zuſammenarbeit die Wiſſenſchaft beherrſcht, nicht mit großen Hoffnungen entgegen.

Indem ich für alles weitere auf das Buch ſelbſt, insbeſondere auf ſeine vom 10. Juli 1886 datierte Vorrede verweiſe, möchte ich hier nur noch ein Wort über die Aufnahme desſelben in Gelehrtenkreiſen hinzufügen. Sie war die denkbar freundlichſte; Methode und Ergebniſſe der Unterſuchung wurden als neu, ja als „epochemachend“ bezeichnet[1]), und an Nachahmungen hat es auch nicht gefehlt. Aber der materielle Ertrag war ein beſchämend geringer. Mein Honorar reichte trotz der dem Werke von Frankfurt aus gewährten Unterſtützung nicht einmal aus, meine baren Auslagen zu decken, und 1893 ſchrieb mir der Inhaber der Lauppſchen Verlagsbuchhandlung, daß außer den in Frankfurt verteilten noch nicht 100 Exemplare hätten abgeſetzt werden können. So beſcheiden meine Meinung über die Abſatzfähigkeit monographiſcher Bücher in Deutſchland ſchon vorher geweſen war, ein ſolches Schickſal hätte ich mir bei einem Werke nicht träumen laſſen, über welches die Fachzeitſchriften ganze Abhandlungen gebracht hatten. Wer mich über das Ausbleiben der Fortſetzung tadeln will, möge auch das bedenken.

Vielleicht wird man nun auch verſtehen können, weshalb nach der Vollendung des erſten Bandes eine gewiſſe Abneigung gegen das

---

1) Rezenſionen erſchienen u. a. von K. Lamprecht im Archiv für ſoz. Geſetzgebung u. Statiſtik I (1888) S. 485—532. Hoeniger im Jhb. f. Geſetzgebung, Verw. u. Volksw. XII (1888), S. 371—377. H. v. Scheel in den Jhb. f. Nationalökonomie u. Statiſtik XLVIII (1887), S. 579 ff. Zeitſchrift für die geſ. Staatswiſſenſchaft XLIV (1888), S. 152 ff.

völlige Aufgehen in mittelalterlichen Studien bei mir Raum gewonnen hatte. Ich pflegte zwar auch späterhin immer noch einen Teil der Universitätsferien auf dem Frankfurter Stadtarchiv zuzubringen, um für den zweiten Band zu arbeiten. Aber mein Beruf in Basel trieb mich von selbst dazu, mein Studienfeld zu erweitern. Dies um so mehr, da ich fast in jedem Semester eine neue öffentliche Vorlesung ausarbeitete und hierbei immer tiefer auf die eigenartigen schweizerischen Verhältnisse eingehen mußte.

Namentlich beschäftigte mich dabei die Entwicklung des Gewerbes, der ich schon im ersten Teile meiner Frankfurter Studien nachgegangen war. Die gangbare Lehre von den Betriebsformen schien mir mangelhaft und insbesondere die ursprünglichen Gestaltungen zu vernachlässigen. Da habe ich denn von verschiedenen Seiten dem Gegenstande näherzukommen gesucht. Zunächst beschäftigte mich die Hausindustrie, die ich schon in Frankfurt durch Reisen und Besichtigungen kennen zu lernen gesucht hatte und die in der Schweiz mich erneut in Anspruch genommen hatte. Eine Frucht dieser Arbeiten war ein öffentlicher Vortrag, den ich im Winter 1886/87 in der Basler Aula gehalten habe und der bald darauf im Drucke erschienen ist[1]). Namentlich suchte ich zu einer klaren Unterscheidung zwischen Hausindustrie und Hauswerk zu gelangen, wie ein Artikel im Oesterreichischen Handelsmuseum zeigt[2]).

Dann suchte ich die Frage der primitiven Gewerbeformen im Zusammenhang zu erfassen und entwarf über sie einen ausführlichen Fragebogen, den ich nach den verschiedensten Seiten versandte, und zwar ebensowohl in die ökonomisch noch unentwickelten Länder Europas, als in überseeische Gebiete. Meine Hoffnung war namentlich, durch die von Basel in alle Welt ausgehenden und später ab und zu auch dorthin zurückkehrenden Missionare umfassendes Material zu erlangen. Außerdem sollten mich meine Schüler unterstützen und insbesondere die Ausländer unter ihnen mir zuverlässige Auskunftspersonen vermitteln. Diese Erwartung hat sich auch verwirklicht;

1) Von den Produktionsstätten des Weihnachtsmarktes: Oeff. Vorträge, gehalten in der Schweiz Bd. IX, Heft 9. Basel, Benno Schwabe, 1887.

2) Jahrg. 1890, Nr. 31—33.

aber ich habe doch das weitſchichtige Unternehmen nicht in dem Umfange durchführen können, wie es geplant war. So iſt keine größere Publikation daraus entſtanden, aber doch verſchiedene zuſammenfaſſende Darſtellungen, deren erſte in meine Karlsruher Zeit fällt. Noch in Leipzig habe ich dafür geeignete Ausländer zu Arbeiten über ihre Heimatländer angeregt, und ſo zieht ſich die Beſchäftigung mit dieſem Gegenſtande über mehr als zwanzig Jahre meines Lebens, ohne daß es je zu einem vollkommenen Abſchluſſe gekommen wäre[1]).

Aehnlich iſt es mir mit einer hiſtoriſchen Spezialarbeit gegangen. Schon in den ſiebziger Jahren waren mir auf dem Frankfurter Archiv die Einſchreibebücher der Buchbindergeſellen in die Hände gefallen. Sie enthielten von 1712 bis 1867 fortlaufende Einträge über alle Geſellen des Buchbinderhandwerks, die Frankfurt berührt hatten mit Perſonalangaben, die zur ſtatiſtiſchen Verwertung einluden. Ich hatte mir dieſe Angaben auf Zählkarten geſchrieben und ſie zu einer Anzahl Tabellen verarbeitet, ohne ſie jedoch literariſch zu verwerten, ſo wichtig ſie mir auch für die Geſchichte der Geſellenwanderungen ſchienen. Als ich nun in Baſel die Stufen der gewerblichen Entwicklung zu unterſuchen begann, ſchien es mir unmöglich, das hiſtoriſche Material, welches in Zunftrollen und in den Sammlungen von Handwerksordnungen aus dem Konzeſſionszeitalter

1) Es iſt vielleicht nicht ohne Intereſſe, hier die verſchiedenen Arbeiten zuſammenzuſtellen. Zuerſt erſchien: Die gewerblichen Betriebsformen in der Feſtſchrift der Techniſchen Hochſchule in Karlsruhe zum 40j. Regierungsjubiläum Großherzog Friedrichs 1892. Dann die Artikel Gewerbe im Handwörterbuch der Staatswiſſenſchaften III, S. 922—950, 2. Aufl. IV, S. 360—393 und dem Wörterbuch der Volkswirtſchaft (Elſter) I, S. 850—864, 3. Aufl. I, S. 1066 bis 1082. Ferner ein Vortrag in der Gehe-Stiftung: Die gewerblichen Betriebsſyſteme in ihrer geſchichtlichen Entwicklung, veröffentlicht in der Entſtehung der Volkswirtſchaft Stück IV (12. Aufl. S. 161—196), — Auf meine Anregung entſtanden die Diſſertationen: Iwantſchoff, Primitive Formen des Gewerbebetriebs in Bulgarien, Leipzig 1896. Tarajanz, Das Gewerbe in Armenien, Leipzig 1897. Gogitſchayſchwili, Das Gewerbe in Georgien, Tübingen 1901. Tſur, Die gewerblichen Betriebsformen der Stadt Ningpo, Tübingen 1909 (Ergänzungshefte I und XXX der Ztſchr. f. die geſ. Staatsw.); endlich H. Schurtz, Afrikaniſche Gewerbe, Leipzig 1908 (Preisſchrift der Fürſtl. Jablonowskiſchen Geſellſchaft).

enthalten ist, im ganzen für meine Zwecke zu verwerten. Denn diese Ordnungen geben zwar erschöpfende Auskunft über die Gewerbe*verfassung*, lassen aber die Frage der *Betriebs*weise meist im Dunkeln. Dagegen schien mir die geschichtliche Untersuchung eines einzelnen Gewerbes auch über letztere Auskunft geben zu können, wenn es gelänge, ein Gewerbe herauszufinden, das vom Augenblicke seines Entstehens bis auf die Gegenwart überblickt werden könnte.

Als solches bot sich mir die *Buchbinderei*, deren erste Meister ich bei meinen Frankfurter Studien gefunden und im Zusammenhang mit den Anfängen des Buchgewerbes behandelt hatte. Gedrucktes Material lag nur sehr wenig vor, und so bemühte ich mich, die frühesten Ordnungen dieses Handwerks für alle einigermaßen wichtigen Städte festzustellen. Im Jahre 1887 habe ich sogar eine Archivreise zu diesem Zwecke unternommen, auf welcher ich in Frankfurt a. M., Nürnberg, Augsburg, München und Wien schätzbares Material sammelte. Zu einer zusammenfassenden Darstellung schien es freilich noch nicht auszureichen, und so machte ich mich daran, wenigstens für eine einzelne Stadt, aus der mir alle Ordnungen seit dem 16. Jahrhundert vorlagen, den Gegenstand erschöpfend zu behandeln unter möglichster Einbeziehung der wichtigeren Verwaltungsakten. So ist eine besondere Schrift[1]) entstanden, in der ich zugleich zu zeigen suchte, in welcher Weise bei der Herausgabe von Handwerksordnungen zu verfahren sei. Die Schrift hat wohl kaum die Beachtung gefunden, die ich erwartet hatte. Aber ich habe den Gegenstand trotzdem nicht fallen lassen. Als ich die Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Deutschland herauszugeben hatte, habe ich einen Ueberblick über die Geschichte der deutschen Buchbinderei beigesteuert[2]), und später sind die wichtigsten Stücke des von mir gesammelten Materials gedruckt worden[3]). Was ich ermitteln

1) „Frankfurter Buchbinder-Ordnungen vom XVI. bis zum XIX. Jahrhundert", zuerst im „Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst" 3. F. I (1888), S. 224—296, dann in einer Sonderausgabe Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung.

2) Schriften des Vereins für Sozialpolitik Bd. LXVI, S. 261—285.

3) Archiv zur Geschichte des deutschen Buchhandels XIX, S. 305—378 und

konnte, liegt jetzt in der zweiten Sammlung meiner „Entſtehung der Volkswirtſchaft“ vor[1]).

So iſt keine der beiden groß angelegten Unterſuchungen zur Entwicklung des Gewerbes ganz zur Durchführung gelangt, und ich habe ihre Reſultate ziehen müſſen, ehe ich mit der Sammlung des Materials bis zum erſtrebten Ende gelangt war. Vielleicht ſind dieſe trotzdem nicht wertlos geweſen, und da ſie bis jetzt in der Fachliteratur weder Fortſetzung noch eine ernſt zu nehmende Kritik gefunden haben, ſo dürften ſie auch nicht als verloren zu erachten ſein. Spezialiſt in gewerblichen Dingen habe ich niemals ſein oder werden wollen. Und doch habe ich mir manches Jahr gefallen laſſen müſſen von Fachgenoſſen als ſolcher in Anſpruch genommen zu werden.

Um die Schweiz und ihr Wirtſchaftsleben näher kennenzulernen, habe ich eine Reihe von Reiſen unternommen und die einſchlägige Literatur fleißig benutzt. Namentlich intereſſierte mich der Züricher Pfarrer Johann Heinrich Waſer ſowohl wegen ſeines Lebensſchickſals (er wurde 1780 hingerichtet) als auch auf Grund ſeiner wiſſenſchaftlichen Leiſtungen, mit denen er teilweiſe ſeiner Zeit weit vorausgeeilt war. Ich ließ mir von Zürich ſeinen handſchriftlichen Nachlaß kommen, und trug mich eine Zeitlang mit dem Plane, eine Würdigung des Mannes zu ſchreiben, wurde aber durch andere Arbeiten davon abgehalten.

Als eine Zeitlang die Frage der Hebung der Ausfuhr und der anzuwendenden Mittel in den öffentlichen Erörterungen einen breiten Raum einnahm, habe ich eine eigne Studienreiſe unternommen, um die Handelsmuſeen und Exportmuſterlager in Frankfurt, Stuttgart, München und Wien kennenzulernen und darüber in der Sitzung der Statiſtiſch-volkswirtſchaftlichen Geſellſchaft vom 7. November 1887 berichtet. Außerdem beſchäftigte mich die wirtſchaftliche Intereſſenvertretung der Schweiz, die ganz auf dem dem Lande eigentümlichen Föderalismus und der freien Aſſoziation beruhend, nicht

„Ordnungen und Urkunden zur Geſchichte des Buchgewerbes“ im Renuntiationsprogramm der Philoſophiſchen Fakultät zu Leipzig 1903.

1) Stück V: „Ein Ausſchnitt aus der Gewerbegeſchichte“ S. 105—143.

minder gute Dienſte leiſtet wie anderwärts ſtaatlich organiſierte Körperſchaften. Die Ergebniſſe dieſer Forſchungen habe ich 1888 in der Zeitſchrift für die geſamte Staatswiſſenſchaft[1]) veröffentlicht.

Insbeſondere nachhaltig waren meine Studien über die ſchweizeriſche Arbeiterbewegung und die Fabrikgeſetzgebung. Die Geſchichte der erſteren bot nicht weniger intereſſante Momente als ihre damalige Geſtaltung, die ich in den Arbeiterblättern („Arbeiterſtimme“ und „Grütlianer“) aufmerkſam verfolgte. Die Gründung des ſchweizeriſchen Arbeiterſekretariats (1887) hat mich eingehend beſchäftigt, und ich habe mit den hervorragendſten Arbeiterführern damals Briefe gewechſelt, ohne freilich über die mitſpielenden ſachlichen und perſönlichen Kräfte völlige Klarheit erlangen zu können. Vielleicht habe ich über dieſen Dingen zu viel Zeit verloren. Mich beſchäftigte namentlich die Frage, wie es komme, daß die ſozialdemokratiſche Bewegung in der Schweiz einen ſo ganz anderen Verlauf nehme als im Deutſchen Reiche, und ich glaube auch der Löſung des Problems nähergekommen zu ſein. Ein Aufſatz über die ſchweizeriſchen Arbeiterorganiſationen, den ich 1888 veröffentlichte[2]), iſt die ganze Frucht dieſer weitſchichtigen Arbeit. Für mich lag ihr Hauptwert darin, daß ich das politiſche Leben der Schweiz beſſer verſtehen lernte, wozu freilich auch die perſönliche Bekanntſchaft mit namhaften Politikern, ſpeziell meinem Freunde Theodor Curti nicht wenig beitrug.

Fruchtbarer vielleicht war meine Beſchäftigung mit der Fabrikgeſetzgebung, deren geſchichtliches Werden mir viel zu denken gegeben hat. Im Februarheft der damals von Engelbert Pernerstorffer in Wien herausgegebenen „Deutſchen Worte“ erſchien 1888 eine Abhandlung „Zur Geſchichte der internationalen Fabrikgeſetzgebung“, die auch in einer Sonderausgabe herausgegeben worden iſt und mir eine Denunziation in einer deutſchen Fachzeitſchrift eintrug, die meiner Rückkehr nach der Heimat für immer ein Hindernis bereiten zu wollen ſchien. Man konnte das damals nicht ſicherer, als wenn man einen Dozenten ſozialdemokratiſcher Geſinnung

1) Bd. XLIV, S. 346–382.

2) Zeitſchrift für die geſ. Staatswiſſenſchaft Bd. XLIV, S. 609–674.

verdächtigte. Sodann suchte ich die Vorläufer der modernen Fabrikgesetzgebung in der staatlichen Regelung der Hausindustrie während früherer Jahrhunderte auf und hielt am 10. Mai 1889 in der Statistisch-volkswirtschaftlichen Gesellschaft einen Vortrag über „Züricher und Basler Arbeiterschutzgesetzgebung im XVII. und XVIII. Jahrhundert“[1]). Endlich veröffentlichte ich im Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik einen kleinen Aufsatz über das Baselstädtische Gesetz betr. den Schutz der Arbeiterinnen. Als deshalb später das Handwörterbuch der Staatswissenschaften erschien, habe ich die Artikel über schweizerische Arbeiterverhältnisse übernehmen müssen[2]). Als aber die 2. Auflage dieses Werkes nötig wurde, habe ich die Bearbeitung derselben abgelehnt, weil inzwischen durch meine Entfernung aus der Schweiz der Antrieb und die Möglichkeit zur Verfolgung dieser Dinge dahingefallen war.

Dagegen darf ich vielleicht hier erwähnen, daß die Ausarbeitung des in dem gleichen Sammelwerk enthaltenen Artikels Allmenden[3]) noch in meine Basler Zeit fällt. Ich habe zwar immer eine große Scheu davor gehabt, in enzyklopädischen Werken auf einen Gegenstand zurückzukommen, den ich vorher monographisch bearbeitet hatte; beim Handwörterbuch der Staatswissenschaft glaubte ich jedoch eine Ausnahme machen zu müssen, weil ich durch dieses einen Anschluß an die deutsche Wissenschaft fand, den ich in Basel sonst manchmal schmerzlich entbehrte. Ueberdies kann es von großem sachlichen Nutzen sein, wenn man genötigt ist, mit den seit dem Erscheinen einer eignen Arbeit aufgetretenen Arbeiten anderer sich auseinanderzusetzen. Und endlich mochte michs auch reizen, durch ein vielbenutztes lexikographisches Hilfsmittel auf die Anschauungen der Fachgenossen einwirken zu können. Den Allmenden gehörte meine Jugendliebe, und ich war überzeugt, daß sich kein zweiter eindringender mit ihnen beschäftigt habe als ich selbst.

---

1) Das Wesentliche daraus findet man in dem Artikel „Arbeiterschutzgesetzgebung in der Schweiz“ im Handwörterbuch der Staatsw. I, S. 449 f.

2) Arbeiterschutzgesetzgebung I, S. 448—457, Arbeiterversicherung S. 551 bis 559, und Arbeitseinstellungen S. 651—653.

3) a. a. O. I, S. 181—190. 2. Aufl. S. 402—412.

Eine Art Schmarotzerpflanze des akademiſchen Bodens bilden manchmal die Gründer neuer wiſſenſchaftlicher Zeitſchriften. Ich will gern zugeben, daß ſolche auch aus einem wirklichen ſachlichen Bedürfniſſe hervorgehen können; aber nicht ſelten werden ſie aus rein perſönlichen Gründen ins Leben gerufen auf Gebieten, auf denen die vorhandenen Zeitſchriften noch lange genügen könnten. Eine Vermehrung ihrer Zahl bedeutet größere Zerſplitterung des wiſſenſchaftlichen Lebens und natürlich auch vermehrte Ausgaben für Fachmänner, Bibliotheken und Inſtitute. Verleger finden ſich in einem ſolchen Falle immer bald, zumal wenn einzelne von ihnen die betreffende Diſziplin geſchäftlich pflegen. Nur zu leicht gelangen ſie dazu, die bei ihnen erſcheinende Zeitſchrift als Vertriebsmittel für die Bücher ihres Verlags zu betrachten. Sie tröſten ſich dann in dem Gedanken an ein mögliches Defizit unſchwer mit der Erwägung, daß der buchhändleriſche Verluſt an anderen Stellen wieder eingebracht wird.

Dem Herausgeber einer ſolchen Zeitſchrift kommt es oft nur darauf an, daß dieſelbe häufig unter ſeinem Namen zitiert wird, und dies wird in der Fachliteratur überall da geſchehen, wo ein Aufſatz der Zeitſchrift in einem Werke benutzt iſt. Man kann alſo durch ſie ohne eigne Leiſtungen zu literariſchem Ruhme gelangen, indem man andere für ſich arbeiten läßt. An Mitarbeitern kann es nicht fehlen. Es iſt unzweckmäßig, Abhandlungen geringen Umfangs in Buchform herauszugeben, ſchon weil bei ihnen die Verbreitungskoſten verhältnismäßig zu hoch ſind. In einer Zeitſchrift dürfen ſie von vornherein auf deren Abonnentenkreis rechnen und tragen ein Honorar, wo bei ſelbſtändigem Erſcheinen Ausſicht auf ein ſolches nicht vorhanden wäre.

So wirkt verſchiedenes zuſammen, um zu ſolchen Gründungen zu verlocken, und auch ich ſollte von Verſuchungen nicht verſchont bleiben. Im November 1887 erſchien bei mir ein ſozialdemokratiſcher Akademiker, der mich zu bewegen ſuchte, eine ſozialpolitiſche Zeitſchrift mit ihm zuſammen herauszugeben. Er ſchien der Zugkraft des eignen Namens nicht zu trauen, und ſo ſollte ich ihm als Deckung dienen, die künftige Unparteilichkeit der Zeitſchrift verbürgen. Ich habe es abgelehnt, den Strohmann zu machen, ſo wie ich mir es auch ſtets verbeten habe, in der Mitarbeiterliſte einer Zeitſchrift aufgeführt

zu werden. Dergleichen bleibt denen überlaſſen, die ohne Reklame nicht glauben leben zu können.

Aber der Mann wurde immer dringender und berief ſich dabei auf einen meiner Kollegen in Süddeutſchland, der zwar ſelbſt nicht den Mut hatte, mit ihm gemeinſame Sache zu machen, aber glauben mochte, an einem Baſler Profeſſor, der das tue, ſei ſo viel nicht verloren. Da bin ich denn ſo ſchwach geweſen, dem Zeitſchriftgründer Empfehlungen an meinen Freund A. Schäffle in Stuttgart und meinen Tübinger Verleger G. Kötzle zu geben. Der erſtere riet zur Vorſicht; der Verleger aber nahm den Empfohlenen mit rückhaltloſem Vertrauen auf. Er ſchloß mit ihm einen Verlagsvertrag und geſtand ſeltſamerweiſe ſeinem Partner darin das Recht zu, den Verlag beliebig zu wechſeln. Das hat er denn auch ſpäter getan, nachdem es dem Verleger mit Mühe und Koſten gelungen war, das Unternehmen lebensfähig zu machen. Die Zeitſchrift iſt dann an einen Berliner Verlag übergegangen und ſpäter vom Gründer an andere Herausgeber verkauft worden. Dies hat ihn aber nicht gehindert, ein Konkurrenzunternehmen zu gründen, das jetzt noch beſteht.

Handelte es ſich hier um einen Privatgelehrten von ausgeſprochen geſchäftlicher Veranlagung, ſo werden doch gewöhnlich wiſſenſchaftliche Zeitſchriften nicht in dieſer Weiſe ins Leben gerufen. Meiſtens vereinigen ſich zwei oder mehrere Akademiker zu ihrer Herausgabe, womit die redaktionelle Führung ſchon von vorneherein der Einheitlichkeit verluſtig geht, es müßte denn ſein, daß einer von ihnen die Leitung an ſich reißt und die übrigen als Strohmänner behandelt, ſo wie es mir in dem erwähnten Falle zugedacht war. Beſonderes Gewicht wird dann auf den Inhalt des erſten Heftes gelegt, mit dem das Unternehmen Boden gewinnen will, und ich bin in Baſel wie ſpäter in Karlsruhe mehrfach um ſolche Beiträge angegangen worden. Meines Erinnerns habe ich dieſen Verlockungen nie nachgegeben, abgeſehen von dem Falle des erwähnten Gründers, der mit ſeltener Hartnäckigkeit ſich an mich anklammerte.

Uebrigens iſt dieſer Fall nicht der einzige geblieben in meinem Leben. Während ich in Baſel war, gab es an einer anderen ſchweizeriſchen Univerſität einen ſehr betriebſamen Profeſſor der National-

ökonomie, von dem mir einmal ein Regierungsrat ſeines Kantons ſagte: „Es paſſiert nichts in der Schweiz, ohne daß der X. ſein Geſchäftchen dabei macht.“ Trotzdem hat er dort nicht viel Seide geſponnen, es aber ſpäter durch Eintreten für Unternehmerintereſſen dahin gebracht, daß er als Gegengewicht gegen den Katheder-ſozialismus an eine preußiſche Univerſität berufen wurde. Natürlich gründete nun der Mann eine Zeitſchrift, die zur Hebung ihres Abonnentenſtandes ſelbſt in das Gebiet des Geſchlechtslebens eingriff, von dem mir damals ein Leipziger Verleger ſagte, daß es zwar ſtinke, aber für den Buchhandel das einzig erfolgreiche ſei. Freilich ſcheint auch das nicht ausgereicht zu haben, und ebenſowenig vermochten die Abonnements der Unternehmer die Zeitſchrift zur Blüte zu bringen. Da trug mir der Gründer, nachdem er ſich früher vergeblich um meine Mitarbeiterſchaft bemüht hatte, eine Fuſion derſelben mit der von mir herausgegebenen „Zeitſchrift für die geſamte Staatswiſſenſchaft“ an. Natürlich auch vergeblich. Denn ich hatte ja gerade auf Schäffles Wunſch die Leitung dieſer letzteren ergriffen, damit ſie nicht in die unrechten Hände geriete. Aber ſpäter iſt es dem betriebſamen Manne doch noch gelungen, einen anderen zu finden, der ſeine Zeitſchrift erwarb, wie man annehmen mußte, weil er in ihr ein Vehikel ſeines Fortkommens erblickte. Es werden eben in der Wiſſenſchaft oft recht ſeltſame Wege eingeſchlagen, um nach Rom zu gelangen. Der Gründer aber iſt zu ſeinem alten Geſchäftsbetrieb zurückgekehrt. Denn es taucht in der Tat kaum eine Frage auf, mit der ſich Senſation machen läßt, ohne daß eine Broſchüre oder ein Zeitungsartikel von ihm erſchiene. Auch das iſt eine Art, die Wiſſenſchaft zu pflegen, glücklicherweiſe aber doch nicht die erfolgreichſte.

Vielleicht iſt es nicht ohne Nutzen, hier noch eine andere Seite des von Profeſſoren und Buchhändlern betriebenen Zeitſchriftweſens zu erwähnen. Entſpricht eine neue Zeitſchrift einem wirklichen Fachbedürfniſſe und hat ſie dementſprechend auch buchhändleriſchen Erfolg, ſo iſt der erſte Herausgeber auch als Inhaber des Verlagsrechtes anzuſehen, und darnach regelt ſich ſein Verhältnis zu dem Verlage, in welchem die Zeitſchrift erſcheint. Stirbt nun der Herausgeber, ſo pflegt in der Regel der Verleger ihm einen Nachfolger zu ſetzen, und

von Ansprüchen der Hinterbliebenen ist nicht weiter die Rede. Der Verleger gebärdet sich als Inhaber des Urheberrechtes der Zeitschrift, und der neue Redakteur, den er annimmt, ist sein Angestellter, den er nach Kündigung auch entlassen kann, wenn es ihm gefällt. Auf diesem Wege sind die meisten älteren wissenschaftlichen Zeitschriften in den Besitz der Verlagshandlungen gelangt, bei denen sie erscheinen. Leider hat das deutsche Verlagsrechtsgesetz darüber keine Sonderbestimmungen getroffen.

Den Zeitschriften in gewissem Sinne verwandt sind die Sammlungen wissenschaftlicher Monographien, welche in den letzten Jahrzehnten wie Pilze aus der Erde geschossen sind. Meist sind es bessere Doktordissertationen, durch deren Vereinigung die Herausgeber ein Bild ihrer seminaristischen Wirksamkeit zu geben beabsichtigen. Da die Bibliotheken sie in der Regel anschaffen, so werden sie von den Verlegern nicht ungern genommen, zumal wenn sie die Aussicht haben, von den einzeln verkäuflichen Heften noch eine Anzahl absetzen zu können. Die Verfasser erhalten kein Honorar; in vielen Fällen müssen sie noch einen Teil der Herstellungskosten zuschießen. Nicht allen ist es heilsam, daß ihre Erstlingsschrift so in den Buchhandel gelangt. Sie fühlen sich als Schriftsteller, noch ehe sie recht das Zeug dazu haben. Die auf dem Titelblatt genannten Herausgeber gewinnen den Vorteil, daß sie den Fachkreisen von Zeit zu Zeit in Erinnerung gebracht werden müssen, auch wenn sie selbst für die Wissenschaft nichts leisten. Vielleicht glauben sie auch, auf dem Boden des akademischen Daseinskampfes einen Vorsprung zu gewinnen. Die Bibliotheken freilich, denen die Arbeiten auf dem Wege des Austauschverkehrs als Dissertationen zugehen, finden es lästig, daß sie dieselben zugleich als Bestandteile einer Sammlung bezahlen müssen, und es wäre für die meisten auch Ehre genug, wenn sie nicht über die sonstigen Universitätsschriften hinausgelangten. Aber die Einrichtung hat sich einmal eingebürgert und trägt nicht wenig Schuld daran, daß manche Seminarien fast zu Dissertationenfabriken geworden sind.

In Basel hätte es zu gleichem nicht an Gelegenheit gefehlt, wie sich nach meinem Weggange herausgestellt hat. Die Mitglieder des

Staatswiſſenſchaftlichen Seminars ſuchten in Diſſertationen den Abſchluß ihrer Studien und von den Vorträgen der Statiſtiſch-volkswirtſchaftlichen Geſellſchaft wären wohl die meiſten des Druckes ebenſo würdig geweſen wie vieles, was ihn ſonſt findet. Dennoch habe ich mich nicht entſchließen können, die Menge der Verlagsartikel des Buchhandels meinerſeits zu vermehren [1]). Bin ich dennoch ein halbes Menſchenalter nachher Herausgeber einer Zeitſchrift geworden, deren Ergänzungshefte vielleicht auch eine Sammlung darſtellen, ſo geſchah es, um den Wunſch eines verſtorbenen Freundes zu erfüllen, dem ich mich nicht entziehen durfte.

An Verſuchen, mich auf den Boden der Buchhandels-Unternehmungen zu ziehen, hat es wahrlich nicht gefehlt. Ich will nur einen Fall herausgreifen, weil es ſich bei ihm doch auch um ein allgemeines Intereſſe handelte.

Im Sommer 1887 hatte ich in der Tübinger Zeitſchrift eine Anzeige von Furrers Volkswirtſchaftslexikon der Schweiz veröffentlicht [2]) und am Schluſſe derſelben den Wunſch einer möglichſt baldigen Nachahmung desſelben im Deutſchen Reiche ausgeſprochen. Dies hatte bei dem Inhaber der Laupp'ſchen Buchhandlung Herrn G. Kötzle gezündet, und er ſuchte mich zu veranlaſſen, den Plan ſelbſt in die Hand zu nehmen. So dringend ich das Bedürfnis nach einem lexikographiſchen Hilfsmittel über die volkswirtſchaftlichen Tatſachen und Zuſtände im Deutſchen Reiche empfand, ſo glaubte ich doch ſelbſt nicht mich an die Spitze eines ſo weit ausſchauenden Unternehmens ſtellen zu dürfen. Zunächſt beſchäftigten mich noch die Vorarbeiten zum zweiten Bande meiner „Bevölkerung von Frankfurt a. M. im XIV. und XV. Jahrhundert", und es widerſtrebte mir, vor ſeiner Vollendung eine neue Arbeit zu beginnen, von der gar nicht abzuſehen war, wohin ſie mich führen könne. Sodann ſchien mir die exzentriſche Lage Baſels ungeeignet, und endlich meinte ich, daß ein Mann der Praxis, etwa ein Handelskammerſekretär die Sache beſſer würde machen können als ein Gelehrter. Immerhin habe ich mit dem Verleger

1) Vgl. meine Denkſchrift: „Der deutſche Buchhandel und die Wiſſenſchaft (3. A.), S. 269 f. 286.

2) Zeitſchrift für die geſ. Staatswiſſenſchaft XLVII (1887) S. 569 ff.

eifrig über die Angelegenheit korrespondiert; es wurden Berechnungen angestellt über die voraussichtlichen Kosten und die buchhändlerischen Aussichten des Werkes und erwogen, wer etwa an die Spitze gestellt werden könnte. Schließlich ist aber doch der Plan unausgeführt geblieben.

Auch heute noch ist dem unzweifelhaft vorhandenen Bedürfnisse nicht entsprochen. Und doch müßte sich jeder sagen, von welcher Bedeutung es sein würde, wenn man sich über jedes Produkt, jeden Industrie- oder Handelszweig in seiner tatsächlichen Gestaltung rasch aus einem bequemen Nachschlagewerke unterrichten könnte. Nicht bloß die Wissenschaft, sondern auch das praktische Leben würde dabei gewinnen. Allerdings hat später eine Wirtschaftskunde Deutschlands die vorhandene Lücke auszufüllen gesucht. Es hat sich aber dabei gezeigt, wie wenig sich der Gegenstand zu systematischer Darstellung eignet und wie schwer die nötigen Kräfte zusammenzubringen sind. Mit den schreibseligen Federn der Wissenschaft ist dabei nicht auszukommen, überhaupt nicht mit Mitarbeitern, die erst den Stoff mühsam zusammensuchen müssen. Hauptbedingung des Erfolges wäre die Gewinnung eines Leiters des Unternehmens, dessen überragende Bedeutung allgemeine Anerkennung fände und der in dem Werke eine Lebensaufgabe erblicken würde. Von ihm müßten die einzelnen Artikel sorgfältig durchredigiert und ihr Umfang gleichmäßig bestimmt werden.

Enzyklopädische Werke aus Gelehrtenkreisen haben in der Regel den Fehler, daß sie der Schreiblust keine Grenzen setzen können. Die Mitarbeiter erlangen also die Herrschaft über die Redaktion, und wenn sie keine Schranke ihrer Redseligkeit finden können, so sind einzelne Artikel in Gefahr, sich zu umfangreichen Abhandlungen auszuwachsen, während andere nur dürftige Notizen bieten. Dies hat eine Ungleichmäßigkeit zur Folge, die um so lästiger wird, je weiter der Rahmen des Ganzen gesteckt ist. Derartiges müßte bei einem Lexikon der Wirtschaftskunde vermieden werden.

Kötzle hatte sich so für meinen Plan begeistert, daß er im Juli 1887 von Tübingen nach Basel kam, um ihn mit mir zu besprechen. Aber ich konnte von meiner Weigerung, an die Spitze zu treten,

nicht abgehen, und so ist schließlich das ganze Projekt an der Unmöglichkeit gescheitert, einen passenden Leiter für dasselbe zu finden.

Wie weit ich damals meine wissenschaftlichen Interessen ausgespannt hatte mag ein Verzeichnis der öffentlichen Vorlesungen beweisen, die ich an der Universität gehalten habe:

Geschichte, Organisation und Statistik des Zeitungswesens,
Geschichte des Sozialismus seit 1789,
Ueberblick über die Geschichte der volkswirtschaftlichen und sozialen Theorie,
Volkswirtschaftliche Zeitfragen,
Ueber die schweizerische Wirtschaftsgesetzgebung seit 1874,
Ausgewählte Kapitel der Sozialgeschichte,
Geschichte der sozialen Bewegung und der Sozialgesetzgebung der Schweiz,
Die Wohnungsfrage.

Außerdem habe ich einzelne Gebiete der speziellen Volkswirtschaftslehre wie Handels- und Verkehrspolitik, Geld-, Kredit- und Bankwesen besonders behandelt, so daß fast in jedem Semester mich ein neuer Gegenstand in Anspruch nahm. In manchem von ihnen fehlte es an jedem akademischen Vorbilde.

So schnitt namentlich die Vorlesung über das Zeitungswesen einen bis dahin an den Universitäten nicht behandelten Gegenstand an. Bei der Wahl desselben leitete mich natürlich in erster Linie das Bedürfnis der Studierenden. Im öffentlichen Leben der Schweiz nimmt, wenn irgendwo, die Presse eine sehr wichtige Stelle ein, und es schien mir Pflicht, denen, welche später ihre Kräfte dem Staate widmen wollten, Gelegenheit zu geben, über sie mehr als eine bloß oberflächliche Vorstellung zu erlangen. Für nicht unberufen durfte ich mich halten, weil meine frühere redaktionelle Tätigkeit mich die journalistische Praxis kennen gelehrt hatte. Die Geschichte des Zeitungswesens hatte mich bereits in Dorpat beschäftigt; den Plan das Annoncenwesen als Teil der Volkswirtschaft zu bearbeiten, hatte ich seit langer Zeit verfolgt. So habe ich mich guten Muts an die Arbeit begeben, und ich glaube, auch meinen Hörern geboten zu haben, was bei der damaligen Literatur möglich war. Insbesondere ein-

gehend beſchäftigte mich die Statiſtik des Zeitungsweſens, und ich habe damals aus allen verfügbaren Quellen auf Grund des Urmaterials eine Reihe von Tabellen für die ſchweizeriſchen und die deutſchen Zeitungen aufgeſtellt, welche erſt anderthalb Menſchenalter ſpäter zur Veröffentlichung gelangt ſind, nachdem ſie auf der Kopenhagener Tagung des Internationalen ſtatiſtiſchen Inſtituts die Grundlage öffentlicher Erörterung gebildet hatten. Jedenfalls habe ich mir um den Gegenſtand viel Mühe gegeben ohne die Abſicht, daß ſie einen literariſchen Niederſchlag finden ſolle, und ich habe dies bis in meine Leipziger Zeit hinein fortgeſetzt. Doch darüber an einer andern Stelle.

Der tägliche Lebensunterhalt war in Baſel erheblich teurer, als in Dorpat, und wir ſahen bald ein, daß wir uns tüchtig zuſammennehmen mußten, um mit meinen Einkünften zu reichen. Zu den laufenden Bedürfniſſen kam noch ein Sommeraufenthalt auf dem Lande, den meine Frau unbedingt jedes Jahr brauchte und von jeher gewohnt geweſen war und der auch meinem Berufe zugute kommen mußte. Es gibt in den ſchönen Gegenden der Schweiz Penſionen genug, in denen man für billiges Geld (damals 4—5 Fr.) Unterkunft finden kann, und wir wollten ja das Land unſerer Wahl doch auch genauer kennen lernen. Meine Frau verfolgte dabei den Grundſatz, niemals zum zweiten Male denſelben Ort zu wählen. Mir lag daran, daß ich dort für meinen Beruf etwas lernen könnte. Ich war zu unruhig, um untätig ſtill zu ſitzen; Bergbeſteigungen, die ich nicht ganz ohne Leidenſchaft trieb, konnte man auch nicht jeden Tag ausführen; da mußte jedesmal ein für mein Fach nützliches Studienobjekt gefunden werden.

Im Sommer 1884 konnten wir wegen des kleinen Kindes noch nicht wagen, Baſel zu verlaſſen. Auch bot uns noch die Umgegend des Neuen genug, und wir ſind dahin mit meinem Nachbar und Kollegen Miſteli manchmal ausgeflogen, insbeſondere in den benachbarten Jura und das Wieſental. Auch bekamen wir des öfteren Beſuch von auswärts, meine früheren Dorpater Kollegen, namentlich mein dortiger Nachfolger ſuchten uns auf; Profeſſor Neumann

aus Freiburg, deſſen Gattin eine nahe Verwandte meiner Frau war, kam herüber; kurz wir merkten, daß wir nicht mehr auf einem verlorenen Poſten ſaßen. Auch fand in dieſem Sommer der internationale Sittlichkeitskongreß in Baſel ſtatt, dem Emile de Laveleye aus Lüttich präſidierte und an dem ich teilnahm. Mit de Laveleye habe ich dann eine Reihe von Ortſchaften beſucht, deren Allmendweſen wir an Ort und Stelle kennen lernen wollten, in Baſelland, im Wieſental und am Bodenſee. Wir haben dabei manches zugelernt, insbeſondere indem wir die Angaben, die Auguſt von Miaskowski in ſeinem Buche über die ſchweizeriſche Allmend gemacht hatte, mit dem tatſächlichen Befund im einzelnen verglichen. Freilich mußte ich mir auch ſagen, wie leicht die Reiſenotizen des unendlich beweglichen Lütticher Kollegen zu Mißverſtändniſſen führen konnten und ſehen, wie ſeine Art zu fragen die einfachen Leute vom Lande, deren Dialekt er nicht beherrſchte, in Verwirrung ſetzen konnte. Karl Burckhard, der Vorſteher unſerer Kuratel, den er auf ſeinem Landſitze auf dem Schönenberg bei Prattelo beſucht hatte, hat ſich ſpäter manchmal darüber luſtig gemacht.

Erſt Ende Juli 1885 kam es zu einer eigentlichen Sommerfriſche. Wir hatten im Pfarrhaus zu Diemtigen für vier Wochen Unterkunft gefunden, ich weiß nicht mehr, ob auf eine Zeitungsanzeige hin oder infolge beſonderer Empfehlung. Der kleine Ort liegt in einem Seitentale des Simmentales, und ich hatte ihn mir ausgeſucht, um die Viehwirtſchaft und namentlich die Sennerei der Gegend näher kennen zu lernen. Dieſen Zweck habe ich auch vollſtändig erreicht. Daneben aber habe ich den ſozialen Verhältniſſen des Dorfes und insbeſondere unſeres Wirtes meine Aufmerkſamkeit gewidmet. Es war alles ſo anders, als ich gewohnt war und erwartet hatte. Es iſt ja nichts Seltenes im Berner Oberland, daß die evangeliſchen Geiſtlichen ihre Einkommensverhältniſſe durch das Halten von Sommergäſten zu verbeſſern ſuchen, obwohl das leicht Eiferſucht hervorruft, ſobald ein für Fremdenaufnahme eingerichtetes Gaſthaus oder eine Penſion im Orte ſich befindet. Von dem jenſeits des Thuner Sees gelegenen Beatenberg, das ſchon damals verſchiedene größere Hotels hatte, erzählte man gar, daß der Pfarrer

mit seiner Familie im Bienenhaus schlafe, wenn alle Räume seiner Amtswohnung mit Gästen belegt seien. Bei Pfarrer Kopp in Diemtigen war dergleichen zwar nicht der Fall; aber er hatte einen Streit mit seinem nächsten Nachbar um einen Brunnen gehabt, den beide gemeinsam benutzen mußten, und nun waren ihm die Bauern in der Gemeinde aufsässig geworden, so daß ihn die Jugend auf der Straße nicht einmal grüßte. Er fürchtete deshalb, nach Ablauf seiner Amtsperiode (ich glaube 3 oder 4 Jahre) nicht wieder gewählt zu werden und hat mir später noch einmal geschrieben, daß er ein Unterkommen im Eisenbahndienste suche. Persönlich war er uns sehr sympathisch, und seine etwa 15 Sommergäste bildeten seine hauptsächliche Zuhörerschaft in den sonntäglichen Gottesdiensten. Sie bestanden zum überwiegenden Teile aus Schweizern, die nicht allzugroße Anforderungen stellten. Die Kost war reichlich und gut, obwohl die Frau Pfarrerin, die Tochter eines Berner Geistlichen, sonst nicht gerade immer das Ideal einer Pensionsinhaberin verwirklichte. Auf jeden Fall sind wir gern im Diemtiger Pfarrhause gewesen und haben es in gutem Andenken behalten.

Ich bin viel in der Gegend umhergeschweift und habe auch ziemlich viele Bergbesteigungen gemacht, darunter einzelne nicht ungefährliche mit dem Sohn eines Amtsbruders unseres Pfarrers aus Spiez. Namentlich aber interessierten mich die Bauernwirtschaften der Gegend, die ich gründlich kennenlernen konnte.

Im folgenden Jahre hatte ich mir früh in den Basler Zeitungen geeignete Anzeigen ausgesucht und bin dann in den Pfingstferien ausgereist, um eine für uns passende Sommerfrische ausfindig zu machen. Die Orte meiner Wahl lagen zum großen Teil im Kanton Glarus, den ich seiner Baumwollspinnereien und Arbeiterverhältnisse wegen gern kennen lernen wollte. Zuletzt bin ich aber doch zum Züricher See zurückgekehrt und habe von Wüdensweil aus den Wallfahrtsort Einsiedeln mit der dorthin führenden Eisenbahn erreicht, um von da talaufwärts mit der Post Ober-Yberg aufzusuchen, wo eine Pension sich empfohlen hatte. Ich erreichte den Ort am Abend des zweiten Pfingsttages. Der Pensionsinhaber nahm mich zwar freundlich auf, erklärte mir aber, daß er mich nicht beherbergen könne,

da alle ſeine Zimmer beſetzt ſeien. Trotzdem könne ich unbeſorgt ſein; er werde mich in einem Bauernhauſe unterbringen. Gegen 11 Uhr brachte er mich denn auch dorthin. Im Erdgeſchoſſe ging es neben dem Kuhſtalle vorbei über eine ſteile Treppe in den erſten Stock. Dort wurde mir ein reinliches Zimmer mit einem Bette angewieſen, das ich alsbald aufſuchte. Zwar kniſterte die mit Laub ausgeſtopfte Lagerſtätte ungewohnt unter mir, und in der nahen Kirche konnte ich das Ticken der Turmuhr deutlich vernehmen; aber ich habe trotzdem vortrefflich geſchlafen und am folgenden Morgen mit meinem Wirte, deſſen raſche Entſchloſſenheit mir nicht wenig gefallen hatte, Verabredung für eine vierwöchentliche Sommerfriſche getroffen.

So bin ich beim Beginn der Sommerferien 1886 mit Frau und Kind in Penſion Holdener eingezogen, und wir haben uns dort wohl befunden, trotz des niedrigen Zimmers, das wir bewohnten und das nur handbreit über meinem Kopfe endete. Die Geſellſchaft beſtand aus etwa 20 Perſonen, durchweg geborenen Schweizern und konnte recht gemiſcht genannt werden. Aber es waren ſehr nette Menſchen unter ihnen, und in den Unterhaltungen mit ihnen habe ich ein Stück ſchweizeriſchen Lebens kennen gelernt, ſo gut ich es nur wünſchen konnte. Insbeſondere iſt mir ein früherer Züricher Kantonalbeamter, der mir viel über den Verlauf der dortigen demokratiſchen Bewegung und über die Irrenanſtalt Burghölzli erzählte, mitſamt ſeiner Tochter dauernd in Erinnerung geblieben. Ich kann wohl ſagen, daß ich die Bücher Gottfried Kellers erſt durch ihn recht verſtehen gelernt habe. Bei Tiſche verlief die Unterhaltung im Landesdialekt, der uns damals noch wie eine fremde Sprache anmutete.

Zwei Dinge hatten mich beſonders nach Ober-Yberg gezogen: das vielfach eigentümlich geſtaltete Allmendweſen des Kantons Schwyz und die hausinduſtrielle Seidenweberei, die hier faſt in jedem Hauſe für Züricher Verleger betrieben wird. Ober-Yberg iſt ein durchweg von Katholiken bewohntes Bauerndorf; aber von der Landwirtſchaft können die Einwohner nicht leben. Es mußte die Weberei zu Hilfe genommen werden, und ihre Löhne waren damals ſo tief herabgedrückt, daß beiſpielsweiſe in der Bauernfamilie, bei der

ich zu Pfingsten übernachtet hatte, die Tochter durchschnittlich am Tage einen Franken verdiente, wenn sie am Morgen um 4 Uhr anfing und bis in die Nacht hinein tätig blieb. Ich habe oft mit ihr am Webstuhl oder ihren alten Großeltern zusammengesessen und mir in einem Dialekt erzählen lassen, den ich erst hatte verstehen lernen müssen. Meine Hauptauskunftsperson aber war ein Ladenbesitzer im etwa drei Stunden tiefergelegenen Auf den Stöcken, der zugleich Ferger für die Seidenweberei und Allmendschreiber war, bei dem ich mich also nach zwei Seiten unterrichten konnte. Ich weiß, daß ich bei ihm an den Tagen mich einfand, wo die Weberinnen ablieferten, daß er aber auch über die nicht ganz einfachen Allmendverhältnisse und über die politischen Zustände seines Kantons die wertvollsten Aufschlüsse gab. Er war ein einfacher, aber, wie man das in der Schweiz so oft findet, politisch sehr unterrichteter Mann, der mit einer Art schlauen Naivität die Verhältnisse seiner Heimat beherrschte.

Einmal erzählte er mir von einer Rede, die er in einer Landgemeinde zu Schwyz gehalten habe. Die Machthaber zu Schwyz hätten einen Abgeordneten aus seiner Gemeinde nicht wieder wählen wollen. Da habe er denn ungefähr gesagt: als die Gemeinde den X zum Abgeordneten aufgestellt hätte, habe man gedacht, er werde etwas für die Gemeinde tun. Das sei aber nicht geschehen, und infolgedessen hätten die Seinigen auch kein Interesse daran, daß er wieder gewählt werde. Darauf hätten die Schwyzer gesagt: „Was, die wollen den nicht mehr? Nun sollen sie ihn gerade haben.“ Und so sei er, wie er mit Bauernschlauheit vorausgesehen, wieder gewählt worden.

Als ich 1910 vorübergehend nach Yberg zurückkehrte, erzählte mir Holdener, daß er mit dem betriebsamen Manne ein Kompagniegeschäft angefangen habe. Es handelte sich um Abfüllung und Vertrieb eines radiumhaltigen Mineralwassers. Als ihm nun sein Teilhaber bemerkte, nun werde es aber ohne geordnete Buchführung nicht gehen, habe er geantwortet: „Was bruch i Buchfierig? das is my Buch.“ Und darauf habe er mit der Hand auf sein Notizbüchlein geschlagen!

Unser Wirt Holdener war früher Schullehrer gewesen, hatte

aber infolge der Umtriebe des Ortsvorstehers (Gemeindepräsidenten) bei einer Wiederwahl seine Stelle verloren. Nun haßten sich diese beiden, so kräftig nur auf dem Lande zwischen Gemeindegliedern Abneigungsgefühle sich geltend machen können. Wir Gäste blieben davon nicht unberührt, da auch der Nachbar eine Wirtschaft und darin Sommergäste hielt, und die Spaltung der Pensionshalter übertrug sich bald auch auf uns fremde Sommerfrischler. Als einst die Damen unserer Gesellschaft beim Nachbar den Nachmittagskaffee nahmen, wurde das fast wie eine Rebellion angesehen. Die Aehnlichkeit zwischen den beiden Fremdenpensionen vermehrte sich noch dadurch, daß auch im Nachbarhause ein Schulmeister die Gäste bediente. Es war der Sohn des Gemeindehauptes, der Nachfolger Holdeners geworden war. Der letztere war der Bosheit und wohl auch dem praktischen Geschick seines Nachbars nicht gewachsen; er kam überall zu kurz.

Als ich zum Zwecke meiner Allmendstudien allerlei Nachforschungen anstellte, scheint der mächtige Gemeindehäuptling in einige Aufregung geraten zu sein, und auch die hohe Regierung des Kantons blieb davon nicht unberührt. Ein Mitglied derselben, das im Lande den Posten eines Staatsanwaltes bekleidete und eben in Yberg der Erholung oblag, erschien eines Tages bei mir, um mich von meinem Vorhaben abzubringen. Es werde mir doch nicht möglich sein, meinte er, die Landesverhältnisse zu verstehen. Ich bedeutete ihm, daß das ganz von den Vorkenntnissen abhänge, mit denen ich die Sache anfange, und er scheint sich darauf auch beruhigt zu haben.

Der Pfarrer der Gemeinde war ein alter gutherziger Mann, dessen volkstümliche Predigten wir manchmal an der Kirchentüre des Sonntags anhörten. Die Not der Bauern war oft im Winter sehr groß, und der Pfarrer mußte da diesem und jenem aushelfen. Als ich ihn einmal besuchte, sagte er mir, daß er seine letzten 500 Fränkli am Vortage nach Schwyz hinuntergetragen habe. „Sonst holen sie die mir auch noch, und dann sagen die da unten, wenn ich sterbe, ich habe schlecht gewirtschaftet und es sei nichts für die Kirche übriggeblieben.“ Seine Gemeinde pflegte im Herbste herkömmlich eine Wallfahrt nach Einsiedeln zu machen, und als diese einst wieder be-

vorſtand, ſagte er ſeinen Pfarrkindern: „Was wollt Ihr da unten? das koſtet Euch nur Geld. Ihr könnt auch hier beten.“ Als ich ihn das letzte Mal beſuchen wollte, traf ich ihn nicht zu Hauſe. Er hatte ſchon die ganze Nacht am Bette eines Bauern geſeſſen, dem beim Holzabbringen ein Baumſtamm die Bruſt zerquetſcht hatte. Selten habe ich etwas ſo Aermliches geſehen als die innere Einrichtung ſeines Pfarrhauſes.

In der Nachbargemeinde war ein ſtattlicher Dreißiger Pfarrer, der einſt mit ſeiner Köchin auf einem Berner Wäglein an mir vorbeifuhr. Sie hatte wohl nicht das kanoniſche Alter; jedenfalls ſchien ſie mir eine lebensluſtige Perſon zu ſein. Die beiden Pfarrer lebten nicht im beſten Einvernehmen miteinander, und als ein Bauer, der an der Grenze beider Pfarrſprengel ſein Haus hatte und dem die Frau geſtorben war, eine junge Haushälterin zu ſich nahm, richtete der jüngere Pfarrer an den älteren das Erſuchen, „dieſen Skandal abzuſtellen“. „Ich habe den Bauer kommen laſſen“, erzählte mir ſpäter dieſer, und ihm das Verlangen ſeines Amtsbruders mitgeteilt. Darauf antwortete er mir: ‚wenn der ſeine Köchin wegtut, will ich auch die meine wegtun‘. Das habe ich wörtlich zurückgeſchrieben“. Welchen Ausgang die Sache genommen hat, weiß ich nicht.

Aber der ſcharfe Nachbarpfarrer ſtand auch mit ſeiner Gemeinde nicht zum beſten. Eine Reihe Jahre nachher hat er an einem Sonntage die Bauern, die hinter der letzten Bank in der Kirche geſtanden und ſich ſchließlich auf den Knieſchemel dieſer niedergeſetzt hatten, während des Gottesdienſtes arg angefahren, weil ſie ihm auf ihren unbequemen Sitzen den Rücken hatten zukehren müſſen. Darauf haben ihn die Bauern wegen Beleidigung verklagt, und der „Fußbänkli-Prozeß“ hat eine Zeitlang in der ſchweizeriſchen Preſſe eine Rolle geſpielt. Schließlich iſt aber doch der Pfarrer verurteilt worden.

Mir iſt es ſo vorgekommen, als ob in der katholiſchen Schweiz die Geiſtlichen vermöge der Volkstümlichkeit ihres Auftretens öfters eine ſehr ſegensreiche ſeelſorgeriſche Wirkſamkeit ausübten, und ſo habe ich in meinen Sommerfriſchen meiſt auch den Gottesdienſt beſucht. Einſt hörte ich in einer Gemeinde der Zentralſchweiz den

Pfarrer auf der Kanzel ſagen: „Es ſind aber einige unter Euch, die vergeltstagte Kleider anhaben", und als ich nachher meinen Wirt nach der Bedeutung dieſer Worte fragte, lachte er und ſagte: „O, das iſt einer in der Gemeinde, deſſen Kinder großen Kleiderluxus getrieben haben, und als er den Tuchhändler im Kantonshauptort nicht hat bezahlen können, hat er dem eine Hypothek auf ſein Gut beſtellen müſſen und iſt dann ſpäter doch bankerott geworden." Es war wahr, der Pfarrer hatte gegen den Kleiderluxus der Frauen gepredigt und geglaubt, es nicht eindringlicher tun zu können.

Ober-Yberg hat bei ſeiner Höhenlage (1100 m) ein ähnliches Klima wie das vielbeſuchte Davos, und ſo hatte ich im Winter 1888/9 meine lungenkranke Nichte in der Penſion Holdener untergebracht. Sie war ſchwer leidend und eine eifrige Proteſtantin. Eines Tags erſchien auf ihrem Zimmer der alte Ortspfarrer. Sie möge nicht denken, ſagte er, daß er ſie bekehren wolle. Er ſei ein alter Mann, der manchmal Langeweile habe und ſich mit ihr unterhalten wolle. Meine Nichte iſt dann beſſer geworden, und als ſie in ihrer tiefen Einſamkeit Sehnſucht nach den Ihren empfand, habe ich ſie in den Oſterferien 1889 beſucht. Es lag noch tiefer Schnee im Gebirge und zu beiden Seiten der Straße war *ein* ununterbrochener Schneewall aufgeſchichtet, als ich mit dem Poſtſchlitten von Einſiedeln nach Ober-Yberg fuhr. Oben aber war milde Luft; die Bewohner hackten auf der Straße in Hemdärmeln ihr Holz, und wir konnten auf der Veranda im freien Sonnenſchein ſitzen.

Am letzten Abend ſaß mir Holdener in ſeiner Stube bei einem Glaſe Wein gegenüber, als ich plötzlich ein Windheulen oben in den Bergen zu vernehmen glaubte, das mir das Herannahen eines Föhnſturmes anzudeuten ſchien. Auch die Sterne funkelten verdächtig zum Fenſter herein; aber Holdener beruhigte mich und verſprach, mich am folgenden Morgen talab zu begleiten und meinen Rucksack zu tragen. Als wir in der Frühe aufbrachen, konnten wir kaum aus dem Hauſe. Der Wind hatte in der Nacht vor der Türe große Schneewehen aufgehäuft, und als wir ſie durchbrochen hatten, ſahen wir, daß die Straße faſt meterhoch mit Schnee bedeckt war, ſo daß die Rinne zwiſchen den Schneebergen an beiden Seiten völlig ausgefüllt war.

Ich mußte dennoch den Rückweg antreten, und ſo habe ich denn mit einiger Mühe mich bis Studen durchgearbeitet. Noch immer ging der Föhn, und in der Luft flog der Schnee ſo dicht, daß man kaum einen Schritt weit ſehen konnte. Vor Euthal ſtieß ich mit einem Kirchgänger zuſammen, der zur Frühmeſſe gehen wollte. In Groß ſuchte ich vergebens ein Fuhrwerk aufzutreiben. Immerhin war in der Nähe von Einſiedeln der Schneeſchlitten bereits gegangen, und ſo bin ich dort im Gaſthaus zum Pfauen gegen Mittag gelandet.

Ich war bis auf die Haut naß und freute mich, daß ich wenigſtens trockne Unterkleider bei mir hatte. Dann ging ich ins nahe Benediktinerkloſter, um dort einen Pater aufzuſuchen, der ſich um die katholiſchen Geſellenvereine in der Schweiz große Verdienſte erworben hatte. Die ſchöne Bibliothek des Kloſters hatte ich ſchon bei einer früheren Gelegenheit beſichtigt. Ein junger Mönch führte mich, und als er mir ein Zimmer öffnete, in welchem vier ältere Herren eben ein Quartett ſpielten, winkte ich ihm ab, und wir ſtanden beide eine Zeitlang vor der wiedergeſchloſſenen Türe, um der wunderbaren Muſik zu lauſchen, die aus dem Innern tönte. Mein Anliegen konnte auch ſchriftlich erledigt werden, und es wäre doch ſchade geweſen, wenn ich geſtört hätte. Als ich wegging, war ich ſehr nachdenklich geworden und gedachte meines Baſler Kollegen Andreas Hensler, der bei Beſichtigung einer Kloſterruine in Solothurn mir einſt geſagt hatte, das Ideal eines Gelehrten ſei, in dieſen Kloſtermauern unbeläſtigt durch äußere Einflüſſe ſeiner Wiſſenſchaft dienen zu können.

In mein Gaſthaus zurückgekehrt, ſetzte ich mich allein mit einem Handlungsreiſenden zu Tiſche, und wir wurden in dem einſamen Bergdorfe ſo gut bewirtet, als ob wir mitten im Hochſommer gekommen wären. Am Nachmittage brachte mich die Eiſenbahn nach Wädensweil und von da über Zürich nach Baſel. Ich war die Strecke oft gefahren. In der guten Jahreszeit wimmeln die Wagen von Pilgern, und kaum hat ſich der Zug in Bewegung geſetzt, ſo beginnt das laute Herbeten des Engliſchen Grußes zur großen Beläſtigung aller Mitreiſenden. Einmal als ich mit einer Frauengeſellſchaft aus dem Wieſentale reiſte, habe ich laut Stille geboten und den Leuten geſagt: „Seht doch hier aus dem Fenſter die ſchönen

Schneeberge. Die hat auch der liebe Gott gemacht und freut ſich, wenn Ihr ſie betrachtet. Und ſagt Eurem Pfarrer, wenn er wieder Leute nach Einſiedeln ſchickt, ſo ſoll er ihnen doch auch zureden, daß ſie ſich die Pferde des Kloſters und die Kühe auf den Alpen anſehen. Und ſolche ſchöne Blumen wachſen hier. Die könnt Ihr dem Herrn Pfarrer mitnehmen." Damit übergab ich der kleinen Nichte des Pfarrers, die auch mit gewallfahrtet hatte, einen Alpenroſenſtrauß, den mir die freundliche Wirtin Auf den Stöcken in den Poſtwagen gereicht hatte. Die theologiſchen Kollegen in Baſel haben weidlich gelacht, als ſie von der Predigt hörten, die ich den Pilgern im Eiſenbahnwagen gehalten hatte. Ich durfte ja noch froh ſein, daß ich ohne tätliche Ausbrüche des Fanatismus davongekommen war.

In Wädensweil pflegte Aufenthalt zu ſein, und man kehrte dann im erſten Stocke einer kleinen Wirtſchaft gegenüber dem Bahnhofe ein, in den man über eine ſteile Holztreppe an der Außenſeite des Gebäudes gelangte. Der Saal war oft mit Pilgern überfüllt, und wenn dann die Dampfpfeife vom Bahnhof her ertönte, ſo drängte alles dem gefährlichen Ausgange zu. Da habe ich denn erlebt, wie ein Geiſtlicher die Leute laut zum Bleiben aufforderte, weil ihr Zug erſt viel ſpäter gehe. Aus Süddeutſchland und Frankreich kamen die Menſchen, oft Scharen unter Führung ihrer Ortspfarrer. Es waren manchmal zehntauſend und mehr an einem Tage in Einſiedeln, und dann lagen in der Nacht überall die Treppen und Hausfluren voll. Da das deutſche Geld genommen wurde, das die Fremden allein kannten, ein Pfennig für einen Centime, auch die Preiſe hoch angeſetzt wurden, ſo war das Herbeiſtrömen der Wallfahrer für Einſiedeln und die Durchgangsorte nicht wenig gewinnbringend. Warum hätten auch die Einheimiſchen von der ſchwarzen Maria in ihrer Pfarrkirche nicht Nutzen ziehen ſollen? Die Anfertigung von Heiligenbildern und anderen „Deartionalien" bildete im Orte einen nicht wenig einträglichen Gewerbezweig, und die Firma Gebrüder Benziger war in der ganzen katholiſchen Welt bekannt. Es wird das alles jetzt wohl noch ſo ſein.

Im Jahre 1887 erkrankte mein Söhnchen kurz vor Beginn der Ferien ſchwer am Typhus, und an Reiſen war während des ganzen

Monats Auguſt nicht zu denken. Anfangs September ſiedelten Frau und Kind in eine kleine Penſion nach Morges am Genfer See über, wo ſie für nur 4½ Franken täglich gut verſorgt waren und den ganzen Monat blieben. „Ein einfaches, aber bequem eingerichtetes Landhaus mit großem, ſchönem, z. T. parkmäßigem Garten, etwa zehn Minuten über der Stadt und bewohnt von einem etwas ſeltſamen Ehepaar: er ein älterer Wadtländer, halb Bauer halb Gelehrter, etwas ſentimental, ſehr (proteſtantiſch-) kirchlich geſinnt, aber kreuzbrav und ſehr gemütlich, ſie eine energiſche junge Engländerin, klein, wohlgenährt, dazu zwei nette Kinder, Knaben, und ein reſolutes franzöſiſches Dienſtmädchen. Es ſind keine Gäſte außer uns da; ſie ſind etwas wähleriſch und nehmen nicht jeden. Einfaches, aber zureichendes Eſſen, ein wirkliches Familiendaſein.“ So ſchilderte meine Frau ihre Unterkunft und war ſo zufrieden mit ihr, daß ſie ſogar eine Tante bewog, ſich um 3½ Fr. tägliche Penſion dort einzumieten.

Ich ſelbſt reiſte, wie ſchon wiederholt in den früheren Ferien, in der zweiten Hälfte des Auguſt zur Benutzung des Archivs nach Frankfurt a. M. und von da über Nürnberg, Regensburg, Augsburg, München nach Wien. In allen dieſen Städten war ich auf der Suche nach Akten des Buchbindergewerbes, deſſen Geſchichte mich damals lebhaft beſchäftigte. In Wien nahm ich zugleich an dem gerade dort ſtattfindenden Kongreß für Hygiene und Demographie teil und reiſte von dort zu volkswirtſchaftlichen Studien mit meinem Schwiegervater nach Budapeſt. Ich kann nicht ſagen, daß mir dieſe Begleitung beſonders förderlich geweſen iſt. Mein Schwiegervater wollte mich überallhin begleiten, und da er ein Fanatiker des Deutſchtums war, ſo reizte er nicht ſelten die Beamten des Handelsminiſteriums, an die ich die neutralſten Fragen zu richten hatte, ſowie meine ſonſtigen ungariſchen Auskunftsperſonen zu erbittertem Widerſpruch. Immerhin habe ich damals ein Bild der wirtſchaftlichen Verwaltung Ungarns und namentlich der ſtaatlichen Gewerbeförderung des Landes gewonnen, das für meine weiteren Studien nicht geringe Wichtigkeit hatte. Mitte Oktober kehrte ich wieder nach Baſel zurück.

Erſt im Jahre 1889 kam es zu einer neuen ſchweizeriſchen Som-

merfrische. Während meiner Pariser Ausstellungsreise hatten Frau und Kind in Emmetten, oberhalb Beckenried am Vierwaldstätter See Aufenthalt genommen, und hier trafen wir uns alle im Gasthaus zum Engel: meine Schwiegereltern, meine beiden Schwägerinnen und mein Schwager Bernhard Kirsch aus Wien, damals Leiter einer Materialprüfungsanstalt und später Professor an der dortigen Technischen Hochschule. Es war ein trauliches Beisammensein, nahe am Brennpunkte des schweizerischen Fremdenverkehrs und doch etwas beiseits desselben. Stieg man auf einen Hügel hinter dem Hause, so hatte man den Blick auf den See und darüber hinaus auf den Rigi. Etwas tiefer lag die Kuranstalt Schönenberg, von deren Anlagen wir Gebrauch machen konnten. Auf der anderen Seite des Dorfes waren die beiden Bauen, die wir bestiegen. Wir waren mitten in Nidwalden, und ich habe mich wohl auch mit den politischen Verhältnissen des kleinen Kantons vertraut gemacht. Aber es gab nichts Besonderes für mich da zu studieren. Höchstens daß ich die eigentliche „Fremdenindustrie" kennen lernte, die in manchen Teilen der Schweiz eine so große Rolle spielt, und die berühmten Punkte der Tellsage besuchte. Unser Wirt war ein Bauer, dessen junge Frau kurz vorher auf einer Fahrt nach Selisberg tödlich verunglückt war. Kein Wunder, daß er schwer niedergedrückt war und mit seinen Gästen nicht viel anzufangen wußte. Aber wie gut es uns in seinem Hause gefallen hatte, geht vielleicht am besten daraus hervor, daß ich nach dreiundzwanzig Jahren mit meiner Nichte dorthin zurückgekehrt bin. Damals hatte ein anderer das Anwesen erworben; aber wir waren auch bei ihm gut versorgt, blieben vier Wochen und benutzten Emmetten als Ausgangspunkt für weitere Ausflüge. Die Tochter unseres früheren Wirtes, welche einst als vierjähriges Kind die Gespielin meines gleichaltrigen Sohnes gewesen war, befand sich als Nonne in einem Kloster. Dieser selbst war gestorben; sein Nachfolger aber widmete sich uns und seinem Berufe mit solchem Geschick, daß wir nach vier Wochen ungern von ihm und dem „Engel" in Emmetten geschieden sind.

Im Sommer 1890 konnte ich mein Statistisches Bureau in Basel nicht verlassen. Die Meinen waren zu Langenbruck im Jura und

ich habe ſie dort nur einmal über den Sonntag beſucht. Den Kanton Baſelland habe ich nicht näher kennengelernt.

Von den deutſchen Hochſchulen, denen ich ſpäter angehörte, habe ich meine Erholung im Vaterlande geſucht und höchſtens zeitweiſe in Tirol, Salzburg oder Steiermark Aufenthalt genommen. Wir haben uns auch da ganz gut unterhalten; aber weder in Thüringen noch im Harz noch auf Rügen oder Sylt konnten wir uns ſo wohl fühlen wie in den kleinen ſchweizeriſchen Sommerfriſchen. Das war auch eine Beigabe der Baſler Profeſſur, und nicht die ſchlechteſte.

Eine Quelle ſteter Beunruhigung bilden für den jüngeren akademiſchen Dozenten die Berufungsangelegenheiten, mit denen er von Zeit zu Zeit behelligt wird. Sie machen ihn mit ſeiner augenblicklichen Stellung unzufrieden, halten ihn eine Zeitlang in Aufregung und bringen nur zu oft lang nachwirkende Enttäuſchungen. Aber ſie ſind von den einmal herrſchenden Einrichtungen unzertrennlich und müſſen mit ihnen hingenommen werden. Gibt es doch auch Leute, welche aus ihnen Kapital zu ſchlagen und die Preſſe zu ihren Gunſten manchmal nur zu geſchickt zu benutzen wiſſen. Ja ich hatte einen älteren Kollegen, beiläufig einen ſonſt ſehr berühmten Mann, der von allen an deutſchen Univerſitäten wirkenden Fachgenoſſen die Geburtsjahre herzählen konnte und bei jeder eingetretenen Vakanz genau die Chancen der Einzelnen erwog. Mich haben dieſe Dinge ſehr gleichgültig gelaſſen und ſo wenig ich manchmal in Baſel zufrieden war, ſo habe ich mich doch nicht dazu entſchließen können, meine Perſon irgendwie in den Geſichtskreis derjenigen zu rücken, denen die Vorſchläge in einem beſtimmten Falle oblagen, ſelbſt wenn ich noch ſo gern an den betreffenden Ort gegangen wäre und mich der erledigten Profeſſur nicht unwürdig erachten mochte. Aber ich rechnete doch, wie jeder akademiſche Dozent mit der Möglichkeit einer Wegberufung; ſie gehörte von Haus aus zur akademiſchen Laufbahn.

Schon im November 1883, als ich kaum eine Woche in Baſel war, ſchrieb mir Alexander Brückner aus Dorpat, daß die Kommiſſion, welche in Göttingen Vorſchläge für die Wiederbeſetzung eines nationalökonomiſchen Lehrſtuhls zu machen habe, über meine

„Dorpater Wirkſamkeit und über das Anſehen, in dem ich als Dozent und Menſch geſtanden habe", von ihm Auskunft verlangt habe.

Im Februar 1884 kam ſodann eine direkte Anfrage von H. Paaſche, der damals von Roſtock nach Marburg berufen war, und mich als ſeinen Nachfolger an erſterer Univerſität vorſchlagen wollte. Trotzdem auch mein früherer Dorpater Kollege Loening, der damals in Roſtock war, mein Kommen wünſchte, habe ich kurzerhand abgelehnt, da ich es für unverantwortlich hielt, Baſel nach ſo kurzer Zeit ſchon wieder zu verlaſſen.

Im Sommer des gleichen Jahres erſchien der Präſident des eidgenöſſiſchen Schulrats Kappeler, nachdem er mich vorher durch einen Vertrauensmann hatte ſondieren laſſen, in meiner Vorleſung und ließ mich nach Schluß derſelben um eine Unterredung im Gaſthauſe zu den drei Königen am Rheine bitten. Hier bot er mir die früher von Guſtav Cohn bekleidete Profeſſur am Eidgenöſſiſchen Polytechnikum in Zürich an. Diesmal war die Sache ernſter; es war ein förmlicher Ruf. Aber ich zögerte keinen Augenblick ihn auszuſchlagen. Der alte Herr war ſehr verwundert, ja faſt gekränkt darüber, daß ich mein Verbleiben an einer kantonalen Univerſität der Wirkſamkeit an einer Hochſchule des Bundes vorziehen könnte und verbreitete ſich dann über ſein Verfahren bei der Beſetzung von Lehrſtühlen. Darauf ſagte er mir: „Einen Ruf abgelehnt hat mir noch kein deutſcher Profeſſor", und deutete mir an, daß ich ſein Anerbieten wenigſtens zur Verbeſſerung meiner Lage in Baſel benutzen könne. Ich erklärte, daß ich das für unehrenhaft halten müſſe; ich wiſſe zu gut, daß die Baſler bei meiner Berufung getan hätten, was ſie könnten.

Haben dieſe Vorgänge mir ſ. Z. das Einleben in die Baſler Verhältniſſe kaum erſchwert, ſo erweckten ſie doch in mir die Vorſtellung, daß ich in der Reihe der akademiſchen Dozenten meines Faches mitgezählt werde, auf welche bei Berufungen zurückgegriffen werden könne. Das ſollte aber in den ſpäteren Jahren anders werden. Es verging ein volles Jahrfünft, ohne daß jemand überhaupt nach mir fragte, und als ich dann an preußiſchen Univerſitäten vorgeſchlagen wurde, lehnte die Unterrichtsverwaltung in Berlin meine

Berufung rundweg ab. Für ſie war ein ehemaliger Redakteur der „Frankfurter Zeitung“ ſchlechterdings unmöglich. So hatte ich mich faſt in den Gedanken gefunden, daß in Baſel meine akademiſche Laufbahn ihr Ende erreicht habe, als im Winter 1889/90 unerwarteterweiſe ein Angebot der badiſchen Regierung kam, die mir die volkswirtſchaftliche Profeſſur an der Techniſchen Hochſchule in Karlsruhe übertragen wollte.

Man kann ſich denken, daß dieſes Verlangen nach meiner Perſon, das aus der deutſchen Heimat kam, einen Strom widerſprechender Gefühle in mir hervorrief. So ſehr ich mich darüber freute, ſo wurde ich doch nun inne, daß ich in der Zeit meiner ſtatiſtiſchen Betätigung mit den Baſler Verhältniſſen immer enger verwachſen war. An und für ſich fühlte ich mich der örtlichen Bevölkerung weit näher, als dies in Dorpat der Fall geweſen war. Dort war mir aufgefallen, daß man faſt nie auf der Straße ein Volkslied zu hören bekam, und als dies in Baſel das erſtemal der Fall war, atmete ich wie von einem Banne erlöſt auf. Das war Fleiſch von unſerem Fleiſch und Blut von unſerem Blut. Und auch die Beſonderheiten des Baſler Volkslebens haben wir beide raſch verſtehen und ſchätzen gelernt. Wir laſen gern Hebels Alemanniſche Gedichte in der Urſprache und konnten viele auswendig. Wir freuten uns, wenn Baſler alljährlich zum „Hebel-Mähli“ nach Schönau ins Wieſental gingen, und wir verziehen es ihnen auch, wenn ſie den deutſchen Dichter als den ihrigen reklamierten. So kleine nationale Eitelkeiten mußte man ſich ſchon gefallen laſſen. Hätten ſie ſich nur innerlich nicht ſo gegen das Deutſchtum gewehrt, das ſie doch nicht verleugnen konnten!

Die Stadt war mir traut und lieb geworden. Was man einſt in Frankfurt mir nachgeſagt hatte, war mir auch hier begegnet: ich kannte Baſel nach manchen Seiten beſſer als viele Einheimiſche. Das Wanderleben eines Univerſitätsprofeſſors iſt ja nicht dazu angetan, das Eindringen in die Verhältniſſe ſeines jeweiligen Wohnortes zu erleichtern. Glaubt er irgendwo warm geworden zu ſein, ſo führt ihn ſein Beruf ſchon wieder in andere Lebenskreiſe, und er kann die Lockung nicht ablehnen. Denn über alles geht doch auch bei dem

Dozenten die Verpflichtung, Kraftausgabe und Nutzwirkung seiner Arbeit miteinander in Uebereinstimmung zu setzen. Von solchen Versuchungen war ich seither verschont geblieben. Ja ich hatte merken können, daß mich manche Basler schon als den ihrigen betrachteten.

Auch die Geschichte des eigenartigen kleinen Gemeinwesens hatte mich zu beschäftigen begonnen. Insbesondere interessierten mich die aus dem Mittelalter erhaltenen Stadtrechnungen, und zur Vorbereitung ihrer Bearbeitung hatte ich mit dem damaligen Staatsarchivar und einem Privatdozenten der Universität Uebungen über städtisches Finanzwesen im Mittelalter nach Hegels Ausgabe der Städtechroniken gehalten. Auch das wies darauf hin, daß ich mich mit dem Gedanken ganz vertraut gemacht hatte, in Basel einmal mein Leben zu beschließen.

Aber ich war und blieb an dem Orte meiner seitherigen Wirksamkeit doch immer ein Fremder. Da ich meine deutsche Staatsangehörigkeit, wie in der Regel die Professoren, beibehalten hatte, so war ich in Basel politisch rechtlos und hatte an dem reichen öffentlichen Leben des Kantons und der Eidgenossenschaft keinen Anteil. Dies hatte sich schon bei den statistischen Arbeiten bemerklich gemacht, welche ich für den Staat ausführte, und zwar nicht immer zu ihren Ungunsten. Den Vorgängen und Erscheinungen des öffentlichen Lebens mußte ich schon als Vertreter der Staatswissenschaften an der Universität Aufmerksamkeit schenken, und gerade der Umstand, daß ich an ihnen nicht persönlich beteiligt war, könnte bisweilen meinen Beobachtungen zustatten gekommen sein. Es ist mir immer für die Schweiz bedeutungsvoll erschienen, daß das öffentliche Leben in der Gemeinde bei weitem am stärksten pulsiert und daß, wer im kantonalen Großen Rat oder im eidgenössischen National- und Ständerat zur Geltung kommen will, zuerst in der Gemeinde sich bewährt haben muß. Berufsparlamentarier, die sich bald in diesem, bald in jenem Wahlkreise als Wahlkandidaten aufstellen lassen, sind in der Schweiz einfach unmöglich. Als während der Bewegung um das eidgenössische Banknotenmonopol mein alter Freund Theodor Curti von Zürich nach Basel kam, um hier in einer Volksversammlung zu sprechen, hörte ich aus der Mitte der Menge den Ruf: „Was will der Züricher

Bötzel da?" Das Volk will sich gern belehren lassen, und ich schätze die aufklärende Tätigkeit, die etwa bei einem Referendum einsetzt, recht hoch ein. Aber das Volk will diese Belehrung nur von solchen entgegennehmen, die es kennt, die ihm also persönlich schon eine Garantie bieten, nicht von fremden Parteigängern. Vor einer reinen Parteiherrschaft hat man eine gründliche Scheu. Das drückt sich nirgends stärker aus als in der Achtung des Rechts der Minderheiten. In Basel war bei meinem Amtsantritt die konservative Partei längst in die Minorität gedrängt; trotzdem behauptete sie fortgesetzt eine ihrer Stärke entsprechende Anzahl Sitze in der Regierung und wirkte an den zahlreichen Verwaltungskommissionen mit. Dies dürfte hinreichend erklären, weshalb meine statistische Tätigkeit, die bei der Wohnungs-Enquete sich doch nahe genug mit den kantonalen Parteigegensätzen berührte, doch außerhalb jeder Parteibeeinflussung bleiben konnte. Ich erschien den Menschen als unbeteiligter Unparteiischer, und meine Urteile wurden rein als Aeußerungen einer unbeeinflußten und unbeeinflußbaren Wissenschaft aufgenommen, genau so, wie sie gemeint waren.

Auf der anderen Seite zog mich meine Wissenschaft nach Deutschland. Hier fand ich an den Universitäten gleichstrebende Genossen, von denen ich Förderung erwarten durfte, und wenn ich auch ihrer Vereinigung, den Kathedersozialisten, nicht gerade viel Festigkeit zutraute, so schienen mir doch die in nächster Zeit zu lösenden Wirtschaftsaufgaben wichtig und bedeutsam genug, um an ihnen meine Kraft zu versuchen. Schließlich wartete noch der zweite Band meiner Bevölkerung von Frankfurt a. M. im XIV. und XV. Jahrhundert der Vollendung.

Der Uebergang von einer Universität an eine Technische Hochschule wird von den Nationalökonomen im allgemeinen nicht als Fortschritt betrachtet, und damit rechnete man auch damals in Basel. Die Regierung, welche in letzter Zeit in Sachen der Sozialpolitik mich öfter um meine Meinung gefragt hatte, nahm die Angelegenheit etwas ernster. Paul Speiser versprach mir, man wolle im Falle meines Bleibens meine Pläne in der Wohnungsreform durchführen, erschrack aber doch, als ich ihm die Summe nannte, die

dazu nötig ſein würde. Mein alter Gönner Philippi ſagte in dem halben Baſeldeutſch, das er ſprach: „Sie paſſet ja gar nüt nach Karlsruhe. Meinet Sie denn, daß Sie dene Miniſtere ſo grob werde könnte, wie Sie uns als geworde ſin“. Da habe ich mich nicht enthalten können ihm zu erwidern: „Seien Sie zufrieden, Herr Regierungsrat, es wird auch nicht nötig ſein“. Die Kuratel ſchwieg. Erſt als man durch großes Entgegenkommen von ſeiten des badiſchen Miniſteriums der Juſtiz und des Kultus meine Zuſage erlangt hatte, erſchien nach einer Sitzung der Synode Dr. Karl Burckhardt in meiner Wohnung, ſagte man habe ihm dort Vorwürfe gemacht, daß nichts geſchehen ſei und fragte nach meinen Wünſchen. Ich erklärte ihm, daß es jetzt für Unterhandlungen zu ſpät ſei und daß ich bei meinem einmal gegebenen Worte bleibe.

Da ich wußte, wie wenig man in Baſel darauf eingerichtet war, wegberufene Lehrkräfte feſter an die Univerſität zu binden, ſo hatte ich von vornherein gar nicht mit der Möglichkeit meines Bleibens gerechnet. Wohl aber hatte ich erwogen, daß bei längerer Tätigkeit im Auslande meine Rückkehr in die alte Heimat immer ſchwieriger und unwahrſcheinlicher werden würde und meinte, die erſte Tür benutzen zu müſſen, die ſich mir öffnete.

Allerdings konnte ich mein Buch über die Wohnungs-Enquete erſt in Karlsruhe beenden. Als ich einem Mitgliede der Kommiſſion vor meinem Weggange über die Ergebniſſe berichtete, ſagte er: „Und das alles wollen Sie veröffentlichen? Sie hinterlaſſen uns die Revolution.“ So ſchlimm war der Eindruck nun doch nicht, als das Buch nach einigen Monaten herauskam. Es gab einige Leute, denen meine Ermittlungen unbequem waren. Da ſie aber gegen dieſe nichts ſagen konnten, ſo griffen ſie meinen Bericht über die Rechtspflege in Mietſachen an, was ſie wahrſcheinlich auch nicht getan haben würden, wenn ich noch in Baſel geweſen wäre.

Am 15. Juli gab man mir ein Abſchiedsmahl, und ich überblickte in der langen Tafelrunde die Zahl der Freunde, die ich zurücklaſſen ſollte, nicht bloß an der Univerſität, ſondern auch in der Bürgerſchaft. Welche Gedanken mich beim Scheiden bewegten, mag die folgende Tiſchrede zeigen, die ich zufällig aufgehoben habe.

„In den ſchweren Tagen, da ich über mein Gehen oder Bleiben zu entſcheiden hatte, las ich in einer Baſler Zeitung den Auszug aus einer Rede eines hochverehrten Kollegen, in welcher er ſich über die Stellung der hieſigen Deutſchen und die Rückſichten, die ſie zu nehmen hätten, ausſprach. Die Quinteſſenz war ungefähr: „Wir ſind hier Gäſte.“

Das Wort iſt mir damals ſchwer auf die Seele gefallen. Als Statiſtiker mußte ich energiſch dagegen proteſtieren. Ich mußte mir ſagen, daß nach den Urſprungsverhältniſſen der Zuwanderung unſerer Stadt nicht bloß die 22 500 Menſchen, welche politiſch hier Deutſche ſind, ſondern die Mehrzahl der Bevölkerung einmal von jenſeits der Grenze gekommen ſein muß und daß viele, wenn ſie einer genauen genealogiſchen Wäſche unterzogen würden, würden ſagen müſſen: „Wir ſind allzumal Schwoben und ermangeln des Ruhmes“ uſw.

Aber nicht bloß der Statiſtiker, ſondern auch der Nationalökonom lehnte ſich in mir gegen die Auffaſſung, daß wir bloße Gäſte ſeien, entſchieden auf. Wir tun unſre ehrliche Arbeit, jeder an ſeiner Stelle, und wenn wir einmal alle wie ordentliche Gäſte uns auf das Sofa ſetzen und die Hände in den Schoß legen wollten — was meinen Sie, daß geſchehen würde? Baſel würde nicht leben und nicht ſterben können. Nicht leben; denn faſt die Hälfte der Bäcker- und Metzgermeiſter und gegen drei Fünftel ihrer Arbeiter ſind Deutſche. Nicht ſterben; denn dazu braucht der Kulturmenſch den Apotheker, und die Apotheker in Baſel ſind faſt alle Deutſche.

Aber auch für mich ſelber habe ich ordentlich proteſtiert. Ich habe mich hier nie als Gaſt betrachtet, und ich darf hinzuſetzen: ich bin auch nicht als Gaſt behandelt worden. Ich habe mich ſo benommen, als ob ich hier zu Hauſe wäre, und die Baſler haben das dadurch anerkannt, daß ſie mir auf die Schultern gepackt haben, ſoviel ich tragen konnte. Ich habe dabei ziemlich ſtillgehalten, obwohl ich in mir wenig Anlage verſpürte zu der landesüblichen „Gemeinnützigkeit“. Ich habe die Dinge ſehr nahe an mich herankommen laſſen und immer erſt angefangen zu pumpen, wenn es ſchon ordentlich brannte. So iſt es bei der Statiſtiſch-volkswirtſchaftlichen Geſellſchaft gegangen, ſo bei der Volkszählung von 1888, ſo endlich bei der Wohnungs-Enquete, bei der ich jetzt noch ſitze und geduldig auslöffle, was andere eingebrockt haben. Es iſt eben ſelten ein Glück, wenn man nicht nein ſagen kann.

Nun werden vielleicht manche von Ihnen ſagen, ich hätte nur zu oft nein geſagt, wo andere ja ſagten. Es iſt wahr, ich habe für mich das Recht in Anſpruch genommen, in den Dingen, in denen ich mitzutaten hatte, auch meine Meinung zu ſagen, und da ich nicht zu denjenigen gehöre, welche nicht in der Minorität ſein können, ſo iſt das zuweilen in einem Sinne geſchehen, der manchem nicht gefallen hat. Ich bin keine kompromißſelige Natur und kein Liebhaber der glatten geſchmeidigen Antiqua. So mag ich vielleicht auch einmal Fraktur geſprochen haben, wo ich mit einer andern Schriftgattung beſſer zum Ziele gelangt wäre. Aber ich hoffe, man wird mir das Zeugnis nicht verſagen,

daß es mir immer um die Sache zu tun gewesen ist, und wenn ich einmal persönlich verletzt haben sollte, so ist das doch nicht meine Absicht gewesen.

Das ist ja eine der schönsten Seiten des Basler akademischen Lebens, daß sachliche Differenzen im allgemeinen nicht persönlich nachwirken, daß wir eine reine, von allem Strebertum und Cliquenwesen freie Lebensluft atmen und daß allen das Gedeihen der Anstalt und nur dieses am Herzen liegt. Die Natur der Dinge bringt es mit sich, daß Schweizer und Ausländer nebeneinander wirken. Die Wissenschaft verträgt keine Schranken der Nationalität, und der Tag, an dem ein engherziger Nativismus hier Boden gewänne, würde den Niedergang des wissenschaftlichen Lebens an der Universität besiegeln. Es wirken jetzt außer Baslern und andern Schweizern Reichsdeutsche, Deutschösterreicher und Deutsche aus den Ostseeprovinzen hier friedlich nebeneinander. Die Behörden haben wiederholt zur Ergänzung des Lehrkörpers in die angrenzenden romanischen und slawischen Grenzgebiete hinübergegriffen, und sie haben es nicht zu bereuen gehabt.

Infolge des etwas stärkeren Wechsels, der naturgemäß unter den Ausländern stattfindet, hat man sich in Basel nur zu sehr gewöhnt, jeden fremden Professor als einen Mann anzusehen, der hier bloß eine Gastrolle gibt. Besonders von den Nationalökonomen meint man, daß wir immer wie die Tauben auf dem Flugbrette sitzen, um davonzufliegen, wenn wir anderswo eine Stätte finden, um uns niederzulassen. Hat mir doch ein Kollege, als ich ihm vor sieben Jahren meinen Antrittsbesuch machte, zu verstehen gegeben, es werde sich nicht lohnen, mich kennen zu lernen; denn die Nationalökonomen pflegten wieder zu verschwinden, ehe man nur Zeit gehabt habe, sich ihr Gesicht zu merken.

Nun, ich kann demgegenüber sagen, daß ich nicht bloß der längste Nationalökonom gewesen bin, der hier gewesen ist, sondern auch der Nationalökonom, welcher am längsten hier gewesen ist und daß ich unter Verhältnissen gehe, unter welchen der Nationalökonom einfach gehen muß, weil er mit weniger Arbeit anderwärts größeren Nutzen schaffen kann.

Wenn ich nun zum Schlusse meine Wünsche zusammenfassen soll, so können sich diese nicht auf die Universität beschränken. In den letzten Jahren sind mir alle Einwohner Basels gleich nahegetreten; ich habe sie gezählt, ihre Wohnungen ausmessen lassen und ihre Steuerverhältnisse untersucht. Ich bin zu vielen in angenehme Beziehungen getreten und hoffe mir diese, soweit möglich, auch in der Ferne zu erhalten. Ich habe das kleine Gemeinwesen, das sie umschließt, nach vielen Richtungen achten und schätzen gelernt. Ich fordere Sie deshalb zu einem Hoch auf Basel auf."

Wer von einer Universität scheidet, hat natürlich den Wunsch, daß sein Nachfolger „ihm gleich sei oder ein besserer". Nach dem Werte des Ersatzes, den man ihm gibt, bemißt die Welt die Höhe der Schätzung, die er in seiner nächsten Umgebung genossen hat, und

ihm mag es bisweilen ganz heilsam sein, wenn er sieht, wie die Lücke ausgefüllt wird, die er hinterlassen zu haben sich vielleicht bloß einbildete und einsieht, daß niemand unersetzlich sei.

Schon am 10. Juli 1890 hatte mir der Vorsitzende der Kuratel mitgeteilt, daß diese beschlossen habe, einen Privatdozenten vom Polytechnikum in Zürich als Extraordinarius auf meine Stelle zu berufen. Das mußte mich einigermaßen in Erstaunen setzen. Ich hatte wohl gehört, daß sich Einflüsse geltend gemacht hatten, diesem Mann, der damals beim österreichischen Konsulat in Zürich beschäftigt war und auch dem Eidgenössischen Arbeitersekretariat nahestand, meine Professur anzuvertrauen. Aber die Kuratel hatte mich zu einer gutachtlichen Aeußerung aufgefordert, und ich hatte in einer Sitzung derselben sämtliche in Betracht kommenden Kandidaten vorgeführt und charakterisiert. Am Schlusse dieser Ausführungen hatte ich etwa gesagt: ich habe diesen Mann zwar nicht genannt, weil ich ihn vom wissenschaftlichen Standpunkte nicht empfehlen könne. Da ich aber wisse, daß er von anderer Seite aufgestellt worden sei, so bitte ich, daß wenigstens ein Mitglied der Kuratel die kleine Mühe über sich nehmen möge nach Zürich zu reisen und nach dem Muster des alten Kappeler eine Vorlesung bei ihm anzuhören. Geschähe das nicht, so lehne ich meinerseits jede Verantwortung für eine spätere Enttäuschung ab.

Ich hatte keinerlei Anspruch auf Gehör, und es war eine besondere Freundlichkeit der Kuratel, daß ich um meine Meinung gefragt worden war. Freilich hatte ich dabei die stille Empfindung, daß alles Reden umsonst sei und daß ich vor einer abgemachten Sache stehe, die nicht mehr zu ändern sei. Der Kandidat hatte sich einige Tage vorher sogar mir persönlich vorgestellt und einen Eindruck hinterlassen, der zur Vorsicht mahnen konnte. So durfte ich jene Warnung nicht unterlassen. Trotzdem war er gewählt worden und eine Basler Zeitung hatte ironisch dazu bemerkt, man könne nun sicher sein, für die Nationalökonomie einen sehr dauerhaften Vertreter gewonnen zu haben. Denn er werde niemals wegberufen werden. Das hat sich in dem folgenden Vierteljahrhundert denn auch bestätigt. Als man das Ungenügende des eingetretenen Zustandes zu

empfinden begann, und einen zweiten Vertreter des Faches herbeiholte, war es bereits zu spät.

Ich kann hier dieſen Vorgang nicht unerwähnt laſſen, da er mir den Weggang von Baſel zuletzt noch weſentlich verbittert hat. Daß eine volkswirtſchaftliche Profeſſur Gegenſtand eines politiſchen Kompromiſſes werden könne, hatte ich zwar ſchon früher in Erlangen erfahren. Aber ich hatte derartige Rückſichten in der Schweiz für ausgeſchloſſen erachtet. Nun waren ſie plötzlich über mich gekommen, und ich war nicht imſtande geweſen, ſie zu beſchwören. Das glaubte ich nach ſiebenjähriger Tätigkeit nicht verdient zu haben.

Täuſchungen über das akademiſche Berufungsweſen hatte ich mich ja auch vorher nicht hingegeben. Aber ſeine Uebelſtände waren mir als untrennbar von dem im Deutſchen Reiche herrſchenden Syſtem der Fakultätsvorſchläge vorgekommen. Nun hatte ich gelernt, daß ſie auch da möglich ſind, wo den Univerſitäten das Recht der Selbſtergänzung abgenommen und ausſchließlich einer Körperſchaft der Unterrichtsverwaltung vorbehalten iſt.

Daß man ſich unter dieſen Umſtänden ſelbſt bewerbe, was an reichsdeutſchen Univerſitäten ein anſtändiger Mann von ſich aus unterlaſſen wird, ſchien mir in der Natur der Dinge zu liegen. Daß aber jemand ſo wenig Selbſterkenntnis haben könne, um eine Stelle zu begehren, für die ihm nun einmal die erforderlichen Eigenſchaften fehlten, hätte ich nicht für möglich gehalten.

Mein Nachfolger war kein eingeborener Schweizer, ſondern ein Oeſterreicher aus der Bukowina. Was die vorgeſetzte Behörde bewogen hatte, ihm den Vorzug zu geben, iſt mir damals unklar geblieben. Man ſprach von einer Fürſprache, die der Präſident des Grütlivereins für ihn beim Vorſteher des Erziehungsdepartements eingelegt habe und in der geſagt war, er biete die Garantie, daß künftig an der Univerſität „ſchweizeriſche, nicht preußiſche Sozialpolitik“ getrieben werden würde.

Das war nach der Mühe, die ich mir immer um die ſchweizeriſchen Verhältniſſe gegeben hatte, ein Vorwurf, wie er ungerechter nicht gedacht werden konnte. Hätte man einen Mann genommen, der eine andere wiſſenſchaftliche Richtung vertrat, ſo hätte ich das

vom Standpunkte der Berufungsbehörde begreiflich gefunden. Die Richtungen wechſeln in der Wiſſenſchaft; es wäre zu natürlich, wenn der Abgehende einen Vertreter der gleichen Schule ſich folgen ſehen möchte, und die Behörde konnte Grund haben, zu verhüten, daß ein akademiſcher Lehrſtuhl auf Generationen hinaus einſeitig beſetzt ſei. Aber mein Nachfolger bedeutete wiſſenſchaftlich ſehr wenig; man wußte nur von ihm, daß er ein Nachbeter von Rodbertus ſei.

Vielleicht lag die Schuld an ſeiner Berufung auch etwas an mir. Wenigſtens ſchrieb mir damals ein Kollege, der ihn genauer kannte: „Ich hätte ihn zwar nicht vorzuſchlagen gewagt; aber ich gönne dem armen Teufel von Herzen das unverhoffte Glück. Er paßt doch auch beſſer für die Baſler Stelle als Sie. Er iſt ſtill, geſchmeidig, verſchloſſen, Bureaumenſch — alles, was ſie dort brauchen. Ihrer war die Stelle nicht wert."

Die Worte haben mich damals recht verſtimmt. Ich bin immer von der Anſicht ausgegangen, daß der Mann die Stelle macht und nicht die Stelle den Mann. Eben weil mein Nachfolger trotz ſeines Bienenfleißes und ſeiner Pflichttreue nichts aus der Stelle zu machen wußte, konnte ich keinen Fortſchritt darin erblicken, daß ſie ihm zuteil wurde.

Immerhin hatte der Baſler Regierungsrat ſich inſofern vorſichtig gezeigt, als er das Ordinariat dem Manne ſeiner Wahl nicht zu verleihen gewagt hatte. Zwanzig Jahre iſt er außerordentlicher Profeſſor geblieben, und als man ihn endlich zum Ordinarius machte, gab man einem äußeren Druck nach, der hier beſſer unerörtert bleibt. Er hat ſich nur noch zwei Jahre der neuen Würde erfreuen können. Sein Tod wurde von Vielen als Erlöſung empfunden.

Ungern habe ich ſeiner an dieſer Stelle gedacht. Ich habe ihn immer von Herzen bemitleidet und nur bedauert, daß man ihm nicht helfen könne. Auch als ſich Baſler Studenten in ihren Nöten in Karlsruhe und ſelbſt noch in Leipzig an mich wandten, habe ich das nicht mit Genugtuung empfunden, und meinen Rat überall da verweigert, wo es ſich nicht um frühere Schüler handelte. Was vergangen war, durfte in meinem Leben nicht wiederkehren.

Anhang.

Basler Dekanats-Ansprachen.

I. Promotion eines Chemikers.

M. H. Sie haben sich hier versammelt, um der Promotion eines Doktors der Philosophie beizuwohnen. Die Basler Universität begeht einen solchen Vorgang in einfacher und ernster Weise, wie sie den demokratischen Einrichtungen dieses Landes entspricht. Nicht feierliches Schaugepränge, nicht Talar und Doktorhut, nicht obsolet gewordene Symbole, nicht eitles Wortgefecht begleiten wie anderwärts diese Veranstaltung. Wir betrachten die Verleihung des Doktorgrades als ein schönes Vorrecht der Fakultäten; aber wir sehen ihn nicht als eine Würde an, die einen sozialen Unterschied errichten soll zwischen den Gelehrten und der Masse der Ungelehrten, nicht als einen leeren Titel, dem durch äußere Zeichen eine gewisse Erhöhung verliehen werden muß, sondern als eine Art internationaler Legitimation für diejenigen, welche nach strenger Prüfung von dem dazu berufenen Professorenkollegium für befähigt erkannt worden sind zu selbständiger wissenschaftlicher Forschung. Mit der Erteilung des Diploms, in welchem die Fakultät dieses Anerkenntnis ausspricht, legt sie dem so Ausgezeichneten ernste Pflichten auf. Sie fordert von ihm das Gelöbnis, sein Leben der Erforschung der wissenschaftlichen Wahrheit zu weihen, dieser Wahrheit, soviel an ihm ist, selbstlos und rücksichtslos zum Siege zu verhelfen und sein ganzes Wissen und Können in den Dienst der Menschheit zu stellen.

Aber die Fakultät hat auch den Wunsch, daß dieser Vorgang im Lichte und unter dem Schutze der Oeffentlichkeit sich vollziehe. Sie verlangt deshalb außer dem Drucke der Dissertation von dem Doktoranden, daß er in einem öffentlichen Vortrag zeige, wie er einen Gegenstand seines Faches wissenschaftlich zu behandeln und darzustellen verstehe. Sie ruft damit alle diejenigen, welche wissenschaftlicher Sinn beseelt, nicht zu Richtern, wohl aber zu Zeugen ihres Urteils an. Zugleich will sie den Doktoranden nachdrücklich darauf hinweisen, daß alles Wissen ein toter Schatz bleibt, wenn es nicht der ganzen Menschheit zugute gebracht wird.

Herr Eduard Hagenbach, der heute in dieser Weise als Doktorand vor Sie tritt, ist geboren am 7. Oktober 1864 zu Basel. Er hat nacheinander die Primarschule, das Gymnasium, das Pädagogium, die Universität in Basel besucht. Nur ein Semester hat er auf einer deutschen Hochschule, in München, zugebracht. Am 26. April d. J. hat er vor der Philosophischen Fakultät unserer Universität das Doktor-Examen abgelegt, wobei er sich durch nicht gewöhnliche Gründlichkeit und Sicherheit des Wissens ausgezeichnet hat.

Herr Hagenbach iſt alſo nicht bloß phyſiſch, ſondern auch ſeiner ganzen Ausbildung nach ein Baſler Kind. Ein Baſler Kind, das heißt: er iſt unter Verhältniſſen geboren und aufgewachſen, die kein ſelbſtſüchtiges Zurückziehen dulden, die den Einzelnen energiſch emporreißen und ihn von ſelbſt dazu nötigen, ſeine Kräfte der Allgemeinheit zu widmen.

Aber er iſt nicht bloß ein Baſler Kind, er iſt auch ein Univerſitätskind. Seit drei Generationen zählt der Name Hagenbach zu den angeſehenſten Profeſſorennamen unſerer Hochſchule. Wieviel der Großvater durch ſeine hervorragenden wiſſenſchaftlichen Leiſtungen auf dem Gebiete der Theologie und durch ſeine weit über die Grenzen der Schweiz hinausreichende Wirkſamkeit zum Glanze unſerer Alma Mater beigetragen hat, brauche ich nicht auszuführen. Den Vater ſehen wir in rüſtiger Gelehrtentätigkeit auf einem anderen Gebiete unter uns wirken, Alten und Jungen an Lehreifer und allen bürgerlichen Tugenden ein Vorbild.

Wer in ſolchen Verhältniſſen aufgewachſen iſt, dem wird die Gelehrtenlaufbahn leichter als tauſend andern, aber auch ſchwerer als tauſend andern. Leichter, weil er ſozuſagen ſchon auf halber Höhe der Leiter emporzuſteigen beginnt, die andere mühſam von unten auf erklimmen müſſen. Schwerer, weil man mehr von ihm erwartet als von andern. Denn es laſtet auf ihm die Verpflichtung, das Anſehen eines wiſſenſchaftlichen Namens ungeſchwächt auf die folgende Generation zu bringen. Wir wünſchen von Herzen, daß das unſerm Doktoranden gelingen möge.

Als eine gute Vorbedeutung dürfen wir es betrachten, daß Herr Eduard Hagenbach heute unternimmt, was wenige Doktoranden ſeines Faches wagen, einen Gegenſtand aus dem für öffentliche wiſſenſchaftliche Vorträge ſo ſpröden Gebiete der Chemie zu behandeln, daß er öffentlich promovieren will und daß er in Baſel promoviert, um dann ſeine Ausbildung draußen zu vervollkommnen.

Er will, wenn ich ihn recht verſtehe, damit ſagen: Hier auf dieſem Baſler Boden, hier an dieſer kleinen tapferen Hochſchule „ſind die ſtarken Wurzeln meiner Kraft; das halt ich feſt mit meinem ganzen Herzen.“

II. Promotion eines Hiſtorikers.

Wenn die Ordnung der Philoſophiſchen Fakultät dem Dekan die Verpflichtung auferlegt, die Promotion durch eine Anſprache einzuleiten, ſo kann es nur ihre Meinung ſein, daß dem Doktoranden an ſeinem Ehrentage ein kurzes Wort mit auf den Weg gegeben werde, deſſen er ſich gern erinnert und das ihm auf ſeiner weiteren wiſſenſchaftlichen Laufbahn ein Sporn oder doch ein Gegenſtand des Nachdenkens ſein kann.

Wenn ich heute mit dieſer Auffaſſung an meine eigne Aufgabe herantrete, ſo liegt es nahe, an das beſondere Fach des Doktoranden anzuknüpfen und

hier an seinen heutigen Vortrag, von dem wir freilich noch nichts kennen als den Titel. Dieser Titel aber hat bereits selbst wieder — ich darf das wohl verraten — für den Doktoranden und für mich eine kleine Geschichte, insofern, als es uns schwer fiel, für das Diplom eine lateinische Uebersetzung zu finden, die einerseits nicht zu weit abwich von dem deutschen Ausdruck und anderseits doch dem Inhalt gerecht wurde. Ich darf nicht behaupten, daß uns die Lösung dieser Doppelaufgabe gelungen ist. Wir haben uns schließlich genötigt gesehen, die Uebereinstimmung mit dem Deutschen preiszugeben und den speziellen Inhalt wiederzugeben.

Dieses kleine Erlebnis hat einen recht großen und ziemlich ernsten Hintergrund. Es spiegelt sich in ihm der Wiederschein der ernsten Frage über das wahre Objekt und die letzten Ziele der Geschichtswissenschaft überhaupt — einer Frage, die in neuester Zeit auch die akademischen Vertreter des Faches ernstlicher zu beschäftigen anfängt, nachdem sie lange als eine müßige Gedankenblase von Dilettanten und Laien vornehm beiseite geschoben worden ist.

Man pflegt diese Frage gewöhnlich zuzuspitzen in den Gegensatz zwischen politischer Geschichte und Kulturgeschichte und ist dann oft nur zu schnell bereit, eben wegen der Unbestimmtheit von Inhalt und Umfang der Begriffe „Kultur" und „Kulturgeschichte" sich zugunsten des Hergebrachten, d. h. der politischen Geschichte zu entscheiden — hie und da noch mit der Beifügung, daß die Neigung zur Kulturgeschichte sich vorzugsweise bei kleinen Völkern finde, die sich eine weltgeschichtliche politische Aufgabe nicht zutrauten, daß sie ein Ausfluß demokratisierender Tendenzen oder unwissenschaftlicher Auffassung sei.

Allein so leichthin läßt sich denn doch die Tatsache einer weit verbreiteten Unzufriedenheit mit den Ergebnissen der neueren Geschichtsforschung und Geschichtsdarstellung nicht beiseite schieben. Diese Unzufriedenheit herrscht nicht etwa, wie man uns glauben machen möchte, bloß in den Kreisen der Dilettanten und der Laien, sondern sie ist weithin verbreitet bis in die Fachkreise der wissenschaftlichen Disziplinen, welche auf die Ergebnisse historischer Forschung für ihre eignen Zwecke Anspruch erheben. Sie gründet sich hier auf die gewiß nicht wegzuleugnende Tatsache, daß die beispiellose Vervollkommnung der Methode und Technik historischer Forschung seit den Zeiten Niebuhrs doch nur erstaunlich magere Ergebnisse zutage fördert, solange sie ihre Kraft auf die Darstellung der äußeren Veränderungen von Staatsformen und Staatsgebieten, auf die Schilderung der Handlungen von Fürsten, Feldherren und Staatsmännern, von diplomatischen Schachzügen und parlamentarischen Kämpfen beschränkt und uns zumutet, diese Tatsachen in dem trüben Lichte der subjektiven Auffassung des Darstellers, seiner politischen Parteistellung und seiner sozialen Klasseninteressen uns vorführen zu lassen. Hat doch noch im vorigen Jahre ein berufener akademischer Vertreter des Faches von einer „krankhaften

Unparteilichkeit" der Geſchichtſchreibung geſprochen und zwar nicht dem nationalen Chauvinismus, aber doch einer ſogenannten „nationalen Geſchichtſchreibung" das Wort geredet. Ja man wagt ſich offen der Dienſte zu rühmen, welche die Geſchichte der neueſten Tagespolitik geleiſtet habe, ſie alſo zur Magd der periodiſchen Preſſe zu erniedrigen.

Es dürfte kaum eines Beweiſes bedürfen, daß damit dieſe ſog. politiſche Geſchichte das letzte Ziel, das jede hiſtoriſche Diſziplin ſich ſtellen muß, wenn ſie eine Wiſſenſchaft ſein will, aufgegeben hat, das Ziel, Geſetze der Entwicklung zu finden. Denn das Individuelle iſt nie geſetzmäßig, das Hervorragende nie typiſch.

Die Nichtbefriedigung der verwandten Diſziplinen hat offenbar ihren guten Grund. Er liegt hauptſächlich darin, daß dieſe Fächer ſelbſt in den letzten Menſchenaltern in einer ſtarken Umbildung begriffen ſind und daß ihr Forſchungsobjekt ſich ihnen unter der Hand verkehrt hat. Namentlich gilt dies von den der Geſchichte zunächſt verwandten Staatswiſſenſchaften, die in beſchleunigtem Tempo der Umwandlung zu Geſellſchaftswiſſenſchaften entgegengehen. Und gerade in dieſem neuen Begriff der Geſellſchaft, der wie eine lang geſuchte Inſel der modernen Wiſſenſchaft aufgetaucht iſt, ſcheint mir für einen großen Kreis verwandter Wiſſenſchaften ein Forſchungsobjekt gegeben zu ſein, das ſie zu erfaſſen ſuchen müſſen. Recht, Sprache, Religion, Volkswirtſchaft — was ſind ſie anders als Aeußerungen geſellſchaftlicher Betätigung? Auch für die Geſchichte dürfte es ſich in nächſter Zeit hauptſächlich um den Gegenſatz von Staat und Geſellſchaft handeln oder vielmehr nicht um einen Gegenſatz, ſondern um eine Verbreiterung des Forſchungsobjektes. Denn der Staat iſt nur die vollkommenſte Organiſationsform der Geſellſchaft.

In der Geſellſchaft aber ſcheint ein Objekt gefunden zu ſein, das richtiger den Gegenſatz, um den es ſich handelt, wiedergibt als das vieldeutige Kultur. Denn dieſe Kultur iſt doch nichts anderes als der Ausdruck der hiſtoriſchen Geſamtbetätigung der Geſellſchaft. Alſo Geſchichte der Geſellſchaft, nicht Kulturgeſchichte! Wird aber die Geſellſchaft der Gegenſtand der Forſchung, ſo iſt das Forſchungsobjekt zu einem guten Teile der ſubjektiven Willkür entrückt. Denn alles ſpricht dafür, daß der geſetzmäßige Verlauf der Maſſenbewegungen, welchen die Statiſtik für die moderne Geſellſchaft gefunden hat, ihr auch in ihrer hiſtoriſchen Entwicklung eigen geweſen ſein müſſe.

Wir freuen uns darum, daß Sie für Ihren heutigen Vortrag ein ſog. kulturgeſchichtliches Thema gewählt haben. Sie werden ſich ja ſelbſt geſagt haben, daß Ihre Betrachtungen in dem Maße an Wert gewinnen müſſen, als es Ihnen gelingt, ſich aller Zeit- und Klaſſenintereſſen zu entſchlagen und die hiſtoriſche Geſellſchaft mit denſelben Augen zu beobachten wie der Aſtronom den geſtirnten Himmel und der Botaniker die Pflanzenwelt.

III. Zur Promotion eines Philologen.

Wer bei der Philoſophiſchen Fakultät zu Baſel die Würde eines Doktors erlangen will, von dem wird außer der Diſſertation und einem mündlichen Examen auch die Behandlung eines wiſſenſchaftlichen Gegenſtandes in einem öffentlichen Vortrage verlangt. Die Fakultät möchte aber dieſen Vortrag nicht als eine Laſt betrachtet haben, die ſie zu anderen Laſten dem Doktoranden auferlegt. Sie wünſcht vielmehr und erwartet, daß der Doktorand es als eine Ehre anſieht, nachdem die Fakultät in ſtrenger Prüfung ihn für befähigt erkannt hat zu ſelbſtändiger wiſſenſchaftlicher Forſchung, hier Zeugnis abzulegen von ſeinem wiſſenſchaftlichen Können im weiteren Sinne des Wortes, Zeugnis dafür, daß er es zu einer ſolchen Beherrſchung ſeines Studiengebietes gebracht hat, um einem größeren Kreiſe die Bekanntſchaft mit demſelben zu vermitteln.

Der Gedanke, welcher die Fakultät dabei leitet, iſt ungefähr derſelbe wie der, den ein attiſcher Redner einmal ausgeſprochen hat mit den Worten: σοφοὺς νόμιζε οὐ τοὺς ἀκριβῶς περὶ μικρῶν ἐρίζοντας, ἀλλὰ τοὺς εὖ περὶ μεγίστων λέγοντας.

Das ἀκριβῶς περὶ μικρῶν ἐρίζειν, die ſorgfältige und ſaubere methodiſche Detailarbeit iſt Sache der Diſſertation, die nach dem Stande der wiſſenſchaftlichen Arbeitsteilung an einem Punkte ſelbſtändig einzugreifen hat, wo unſer Wiſſen der Vervollſtändigung bedarf. Wir ſind dabei freilich nicht der Anſicht, daß die reifen Früchte der Erkenntnis nach mehrmonatlicher, wenn auch noch ſo eindringender Tätigkeit an irgendeinem Fleckchen eines größeren Wiſſensgebietes dem jungen Gelehrten in reicher Fülle in den Schoß fallen können. Es iſt dies nirgends möglich, am wenigſten auf dem Gebiete einer ſo alten Diſziplin wie der klaſſiſchen Philologie, der ſich der heutige Doktorand gewidmet hat, und erſt recht nicht bei der Beſchäftigung mit einem Schriftſteller wie Cicero, auf den ſich ſeine Diſſertation bezieht.

Schon vor hundert Jahren ſagte Joh. Jac. Reiske, deſſen treffliche Selbſtbiographie neben den Briefen Niebuhrs an einen jungen Freund wohl kein angehender Philologe ohne nachhaltigen Eindruck leſen wird: „Ein Menſch kann nicht alles umſpannen, und wer ſich um Cicero verdient machen will, muß mit ſeinem zwanzigſten Jahre zu ſammeln anfangen; ſonſt wird man nicht fertig.“

Im Gegenſatze zu der Diſſertation ſcheint mir der öffentliche Vortrag des Doktoranden hauptſächlich die Aufgabe zu haben, eine Frage von allgemeinem Intereſſe angemeſſen zu behandeln, den Stand der Wiſſenſchaft auf dieſem Gebiete darzulegen, zu zeigen, daß man es zu einer ſolchen Beherrſchung des Stoffes gebracht hat, um ihn einem weiteren Kreiſe ſicher zu vermitteln. Iſt es auch nicht das εὖ περὶ μεγίστων λέγειν was wir erwarten, ſo wird es doch immer nur eine Frage von größerer Bedeutung für ein umfaſ-

ſendes wiſſenſchaftliches Gebiet ſein, auf deren klare Darſtellung wir rechnen dürfen. Dem Doktoranden aber bieten wir, wenn wir ihm Gelegenheit geben, hier vor der Oeffentlichkeit darzulegen, was er kann, eine Kontrolle unſeres Verfahrens bei Verleihung der Doktorwürde, die anderwärts fehlt, wo ſich der ganze Vorgang unter Ausſchluß der Oeffentlichkeit abſpielt.

Eine ganz beſondere Wichtigkeit hat dieſer Vortrag noch für den klaſſiſchen Philologen, der ſich der gymnaſialen Lehrtätigkeit widmen will. Er bildet ſozuſagen die Ueberleitung von der wiſſenſchaftlichen Forſchung, der er ſich an der Univerſität hingegeben hat, zur praktiſchen Tätigkeit in der Schule — einer der ſchönſten Tätigkeiten, die es in gelehrter Berufsgeſtaltung gibt. Denn was könnte ſchöner ſein, als der lernbegierigen Jugend die Schätze der klaſſiſchen Literatur zu vermitteln, das Gold der Wiſſenſchaft umzuprägen in kleine Münze, in der es den geiſtigen Verkehr der Menſchen befruchtet!

IV. Promotion eines Nationalökonomen.

Es gereicht mir zur beſonderen Freude, als eine meiner letzten Amtshandlungen noch die heutige Promotion vornehmen zu können. Herr Eduard Graf iſt der dritte der Doktoren der Philoſophie, die in dieſem Jahre mit Nationalökonomie und Statiſtik als Hauptfach an unſerer Hochſchule promovieren. Er iſt zugleich der erſte Schweizer, der in den ſechs Jahren meiner hieſigen Lehrtätigkeit dieſes Ziel erreicht hat. Wenn ich nun hinzufüge, daß Herr Graf ſich durch eignen Fleiß vom Primarlehrer erſt zum Sekundarlehrer, dann zum Studierenden der Baſler Univerſität emporgearbeitet hat, daß er bereits vor zwei Jahren die Prüfung der Kandidaten des Lehramts mit akademiſchen Studien hier beſtanden und daß er ſeit dieſer Zeit ſeine Hauptkraft eben dem Studium der Staatswiſſenſchaften gewidmet hat, ſo werden Sie begreifen, daß auch für mich dieſe Feier eine Stunde tiefer Bewegung iſt.

Die Profeſſur für Nationalökonomie und Statiſtik beſteht in Baſel ſeit 1856. Sie iſt freilich inzwiſchen mehrfach längere Zeit unbeſetzt geweſen. In Zürich und Bern finden ſich analoge Lehrſtühle vielleicht gleichlang, hier in der juriſtiſchen, dort in einer ſtaatswiſſenſchaftlichen Fakultät. Nirgends iſt es bis jetzt gelungen, dem Studium der Staatswiſſenſchaften unter den ſchweizeriſchen Studierenden eine rechte Aufnahme zu ſichern. Man kann die nationalökonomiſchen Diſſertationen, die je von Schweizern verfaßt worden ſind, an den Fingern herzählen und iſt ſicher, daß man die Glieder der zweiten Hand nicht mehr braucht. Aber während in Bern und Zürich die ſtaatswiſſenſchaftlichen Diſziplinen durch die Angliederung an die juriſtiſche Fakultät ſich wenigſtens an ein beſtimmtes Berufsſtudium anlehnen, iſt es ihnen in Baſel bis auf den heutigen Tag nicht gelungen, volles akademiſches Bürgerrecht zu erlangen. Sie bleiben angewieſen auf die wenigen, welche ein über das reine Brotſtudium hinausgehendes Intereſſe haben, und ich befinde mich

manchmal noch in der peinlichen Lage, dieſem oder jenem abraten zu müſſen, ſeine ganze Kraft den von mir vertretenen Fächern zu widmen, weil ich ihm ſagen muß, daß er nur bei ganz hervorragender Befähigung auf dieſem Felde ſein bürgerliches Fortkommen finden wird.

Eine eigentliche *adminiſtrative Karriere* haben wir in der Schweiz bis jetzt nicht. Die Zentralverwaltung des Bundes iſt zwar verfaſſungsgemäß eine vorwiegend wirtſchaftliche; im höheren Zolldienſt, bei Poſt und Telegraphie, bei Alkoholamt und Verſicherungsamt, im Eiſenbahn- und Notenbankweſen, beim Statiſtiſchen Bureau tritt eine Reihe von Beamtungen auf, von denen man ſchwer begreift, wie ſie ohne volkswirtſchaftliche und finanzwiſſenſchaftliche Vorſtudien richtig verſehen werden können. Auch die Geſetzgebung der Kantone wirft fortwährend Fragen auf, die ſich mit ein paar abſtrakten juriſtiſchen Kategorien beim beſten Willen nicht richtig erfaſſen und noch viel weniger mit bloßer politiſcher Routine löſen laſſen. Dazu kommt das ganze große Gebiet der ſozialen Fragen, die Arbeiterſchutzgeſetzgebung, Unfall-, Kranken-, Altersverſicherung, die bevorſtehende Verſtaatlichung des Eiſenbahnweſens, das Banknotenmonopol — ein ganzes großes Gebiet der ernſteſten Probleme, die alle zu ihrer richtigen Erfaſſung wirklich wiſſenſchaftliche Beherrſchung der Sache verlangen. Ueberall auf wirtſchaftlichem und ſozialem Gebiete erwartet man vom Staate, daß er neue und eminent ſchwierige Aufgaben übernehme, und dabei tritt der größte Teil unſerer akademiſch gebildeten Jugend — diejenigen, von deren Mitwirkung das Land in erſter Linie die ſachgemäße Erledigung jener furchtbar ernſten Fragen erwartet, mit einer Unwiſſenheit in ſtaatswiſſenſchaftlichen Dingen ins Leben, die geradezu beſchämend genannt werden muß.

Ich muß leider ſagen, daß es anderwärts ſtellenweiſe nicht viel beſſer iſt. Schmoller hat vor einigen Jahren in Berlin mit klagenden Worten demſelben Gedanken Ausdruck gegeben, und ich darf wohl nicht fürchten, hier mißverſtanden zu werden, wenn ich einer Beobachtung Worte leihe, deren Richtigkeit und Wichtigkeit von höchſter Stelle in der Bundesregierung durch den Plan einer *eidgenöſſiſchen Spezialſchule* für das Studium der Staatswiſſenſchaften anerkannt worden iſt.

Dieſes Projekt enthält den denkbar ſchwerſten *Vorwurf* gegen die Art, wie ſeither das *juriſtiſche Studium* in der Schweiz betrieben worden iſt. Es ſagt offen, daß die Univerſitäten auf dieſem Gebiete diejenigen Kräfte nicht liefern, welche im Dienſte des Landes gebraucht werden.

Ob es freilich wohlgetan iſt, neben den beſtehenden Hochſchulen eine ſolche Spezialanſtalt zu errichten zu einer Zeit, wo andere Staaten, die Unzweckmäßigkeit ſolcher Fachſchulen einſehend, ſie mit den Univerſitäten zu vereinigen ſuchen, weiß ich nicht. Das aber weiß ich und gebe dieſer meiner fachmänniſchen Ueberzeugung hier ungeſcheut Ausdruck, daß keine Spezialanſtalt, wie reich man ſie auch ausſtatten mag, den Studierenden die Fülle von Anregungen

wird bieten können, wie sie unsere Universitäten bieten, da sie unmöglich für alle Hilfsdisziplinen eigne Lehrstühle errichten kann, die unsere Universitäten um ihrer selbst willen pflegen müssen. Sie wird die Kräftezersplitterung, die ohnehin infolge der großen Zahl der bestehenden Hochschulen in der Schweiz bereits einen beängstigenden Grad erreicht hat, nur noch vermehren, und sie wird schwerlich dazu beitragen, dem Worte „Bundesbureaukratie" den sonderbaren Beigeschmack zu nehmen, den es in der öffentlichen Meinung breiter Schichten leider hat. Vor allem aber — und das bedenke man wohl! — wird eine solche staatswissenschaftliche Spezialschule nicht möglich sein ohne ein eidgenössisches Staatsexamen; ja das letztere scheint mir geradezu die Vorbedingung der ersteren. Es müßte aber wunderlich zugehen, wenn mit einem solchen die bestehenden Universitätseinrichtungen auf juristischem und staatswissenschaftlichem Gebiete nicht mehr leisten könnten, als eine eidgenössische Sonderanstalt zu leisten imstande sein würde.

Vorläufig hat jeder Schweizer, der mit einer ausgesprochen staatswissenschaftlichen Vorbildung ins Leben tritt, seinen Weg selbst zu suchen. Mit welcher Art von Kräften er hier zu konkurrieren haben wird, will ich nicht erst ausführen. Dies, mein lieber Herr Graf, ist, was mir heute Sorgen macht. Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück auf diesen Weg. Möge es Ihnen vergönnt sein, mit Ihrer tüchtigen Kraft und Ihren Kenntnissen Ihrem Vaterlande zu nützen!

XV.

Karlsruhe

1890—1892.

Nach Karlsruhe bin ich nicht besonders gern gegangen; ich kam mir doch wie jemand vor, der die Treppe hinuntergefallen ist. Wohl aber war der Wechsel meiner Frau überaus erwünscht. Sie hatte in Karlsruhe nahe Verwandte, namentlich ihre Tante Eugenie Tröger und deren Kinder sowie verschiedene Jugendfreundinnen; außerdem lebten in Heidelberg zwei Brüder ihres Vaters und weitere Verwandte in Freiburg und Mannheim. Nach unserer Vereinsamung in Dorpat und den spärlichen Beziehungen, die wir von Basel aus hatten pflegen können, wirkte auch auf mich die Anlehnung an einen großen Verwandtenkreis überaus wohltätig zurück. Man lernte sich als Glied einer größeren Gemeinschaft fühlen, bei der man von vornherein Teilnahme und Rückhalt fand und nicht, wie wir das seither gewohnt waren, beides erst erringen mußte.

Allerdings war unser erstes Einleben in die Karlsruher Verhältnisse nicht gerade leicht. Ich schleppte an meinem Fuße noch die Kette der Basler Wohnungs-Enquete, deren Darstellung mir überall da schwer wurde, wo ich örtlicher Erkundigungen bedurfte. Sie hat mich noch fast vier Monate in Anspruch genommen, und ehe sie abgestoßen war, fehlte mir die volle Hingabe an mein neues Amt. Dazu verschlechterte sich der Gesundheitszustand meiner sonst so tapferen Frau und zerstörte unsere Hoffnungen, die sich Ende Januar 1891 erfüllen sollten. Meine Schwiegermutter hat uns auch hier wieder beigestanden und manchen Abend bei mir im Lehnsessel am Schreibtisch gesessen, wenn wir die Kranke zu Bett gebracht hatten.

Es war aber übel, daß meine Frau gerade die erſten Anknüpfungen mit den Karlsruher Kollegenfamilien verſäumen mußte. Erfahrungsgemäß läßt ſich dergleichen ſpäter nur ſchwer nachholen, und wir ſind denn auch in dieſem uns zunächſt ſtehenden Kreiſe nicht ſo feſt eingewurzelt, als dies in Dorpat und Baſel der Fall geweſen war.

Von letzterem hatten wir uns zwar äußerlich, aber nicht zugleich auch innerlich loslöſen können. Durch meine ganze Karlsruher Zeit ziehen ſich die Briefe von Baſler Kollegen, Schülern und ſonſtigen Freunden. Die beiden erſteren berichteten mir über die Vorgänge des privaten und öffentlichen Lebens, die letzteren wollten nicht begreifen, daß mit dem Buche über die Enquete meine Mitwirkung in der Baſler Wohnungsfrage abgeſchloſſen ſein ſollte. Mein Kollege Jakob Wackernagel wünſchte ſogar mein erneutes Eingreifen in dieſelbe. Aber ich habe von vornherein eingeſehen, daß ein derartiges Doppelleben unmöglich ſei. Entſcheidend war dabei nicht bloß der Umſtand, daß meine neue Stellung meine volle Kraft beanſpruchte, ſondern auch die Befürchtung, einer guten Sache eher zu ſchaden als zu nützen. In einer Republik hat der Abweſende doppelt Unrecht, und ſo mußte ich ſchon aus Klugheit es andern überlaſſen, das fortzuführen, was ich angefangen hatte. Mich weiter um mein früheres Amt zu ſorgen, konnte mir erſt recht nicht einfallen. Das war Sache des Nachfolgers, den man mir gegeben hatte und dem es nicht ſchwer fallen konnte, das von mir hinterlaſſene Erbe zu vermehren. Immerhin bin ich des Guten, das ich in Baſel gehabt hatte, ſtets dankbar eingedenk geblieben und habe mich bemüht zu vergeſſen, was mir nicht gefallen hatte.

Das Großherzogtum Baden ſchien für den Uebergang aus der Schweiz nach dem Deutſchen Reiche beſonders geeignet. Wie jene vor Jahrhunderten, ſo war es in der Napoleoniſchen Zeit aus verſchiedenen Beſtandteilen zuſammengeſchweißt worden, hatte ſeit 1818 eine einheitliche Verfaſſung, eine freiſinnige Geſetzgebung und Verwaltung, in der die früheren Zuſtände bis zur völligen Unkenntlichkeit verblaßt waren. Hatte mich in München die Stadt, in Dorpat die Univerſität angezogen, ſo war es hier das ganze Land, dem ich

zuneigte. Und mit mir meine Frau, die ein Kind dieſes Landes war, deſſen Mundart ſie ſprach und in deſſen Geſchichte ihre beiden Großväter ehrenvoll genannt wurden. Der eine war Kammerpräſident, der andere (Bekk) Juſtizminiſter geweſen. Ihre nächſten Verwandten waren im ganzen Lande bekannt und angeſehen. Wir rechneten uns beide als Süddeutſche und glaubten hier für das Volk und ſein Empfinden am meiſten Verſtändnis zu haben.

Freilich eins war uns bei der Ankunft ſofort aufgefallen, das Titel- und Ordenswesen der kleinen Reſidenz. Der Schweizer verſchmäht zwar auch einen hochklingenden Titel nicht; aber die Ordensleiter, auf der jeder nach dem Ermeſſen ſeiner vorgeſetzten Behörde emporklettert, kennt man doch nicht, und in Dorpat hatte man alle dieſe Dinge beiſeite gelaſſen, wohl weil das Uebermaß ihrer Anwendung ihnen in Rußland das Auszeichnende genommen hatte. Selbſt Adelsprädikate, die an gewiſſe Aemter geknüpft waren, wagten diejenigen, die davon hatten Vorteil ziehen wollen, nur im Auslande zu gebrauchen, und man zeigte die eigens dafür hergeſtellten Viſitenkarten derſelben mit erſichtbarem Spott herum.

In Karlsruhe aber war das anders. Die Menſchen, denen wir Antrittsbeſuche zu machen hatten, ſchienen uns wie in ein Reihenſyſtem eingeſchachtelt, und man befragte immer erſt vor dem Aufbruch das Adreßbuch, um keinen Fehler bei der Anrede zu begehen. Da erinnere ich mich denn, daß ich bei einem Geheimen Oberregierungsrate, der an der Techniſchen Hochſchule mein Kollege war, Beſuch machen ſollte und auf dem Wege zu ſeiner Wohnung immer ſeinen zehnſilbigen Titel leiſe vor mich hinſagte. Als ich aber vor ihm ſtand, konnte ich dieſen plötzlich nicht mehr herausbringen und geſtand ihm freimütig meine Verlegenheit. „O“, ſagte er, „dieſe ſchönen Namen beziehen wir von Berlin; iſt man dort bei einer Reichskommiſſion oder als Vertreter im Bundesrat, ſo ſollen die badiſchen Delegierten doch nicht hinter den preußiſchen zurückſtehen, und da bewaffnet man ſie mit den gleichen Titeln wie dieſe. Die Hofräte, geheimen Hof- oder Regierungsräte, Geheimen Räte uſw. ſchätzt man auch hier nach ihrem ganzen Unwerte ein.“ Der Mann dachte unbefangen, ich habe ihm ſpäter die beiden von badiſchen Gewerbe-

lehrern verfaßten Bände der von mir herausgegebenen Handwerksunterſuchungen für den Großherzog mit dem Zuſatze geſchickt, daß ich keinen Orden dafür wünſche. Man kommt ja ſo leicht in dieſen Verdacht, wenn man einem Fürſten ein Buch ſchickt. Da ſchrieb er mir denn zurück: „Ich habe auch dafür geſorgt, daß Sie den Zähringer Löwen nicht erhalten.“

In den Perſonalverzeichniſſen der meiſten deutſchen Hochſchulen ſpielen dieſe Attribute noch immer eine große Rolle. Da werden die Berühmtheiten mit allen ihren Würden, Titeln und Orden aufgeführt, und man fragt ſich erſtaunt, ob denn dies ihrer Größe eine Elle zuzuſetzen vermag. Werden doch ſelbſt Gedächtnismedaillen, Erinnerungskreuze u. dgl. unter dieſer Rubrik verzeichnet. Im Leipziger Verzeichnis kommt für die Orden wenigſtens ein eigenes Abkürzungsſyſtem zur Anwendung, das der Raumerſparnis dient. Vielleicht ließe ſich etwas ähnliches auch für die Titel einführen.

Als ich einmal mit den Mitgliedern des Internationalen ſtatiſtiſchen Inſtituts in der Hofburg zu Ofen dem Empfang bei einem öſterreichiſchen Erzherzog beiwohnte, ließ ſich mir der ungariſche Honvedminiſter Fejervary vorſtellen und redete mich dann mit den Worten an: „Herr Profeſſor ſind mir aufgefallen; denn Sie ſind der einzige in dieſer Verſammlung, der heute Abend keinen Orden trägt.“ So kann auch die Abweſenheit einer von manchen ſo heiß erſehnten Zierde zur Auszeichnung werden. Freilich bin ich ihr ſpäter doch nicht entgangen, habe vielmehr zur rechten Zeit erhalten, wovon mein Kollege Fricker zu ſagen pflegte: „Eigentlich iſts eine Dummheit; aber man ärgert ſich doch, wenns nicht kommt, wenn mans erwarten konnte.“

Den Fürſten, welche die Titel- und Ordnungsverleihung vollziehen, iſt daraus gewiß kein Vorwurf zu machen. Sie ernennen diejenigen, welche ihnen von den Miniſterien präſentiert werden, und bis eine beabſichtigte Auszeichnung an dieſe gelangt, hat ſie oft ſchon recht verſchlungene Wege durchlaufen. Aber es mag manchen geben, der darin eine Stütze des Throns erblickt, daß über das ganze Land hin eine Menge von „Räten“ verſchiedener Art und Ordensträger aller Grade zerſtreut iſt, die ihre Auszeichnungen dem Landesherrn

verdanken. Und fortwährend werden noch neue Titel und Orden erfunden. Ich will nur an den in jüngster Zeit so in Aufnahme gekommenen „Studienrat" und „Oberstudienrat" erinnern, den man durch den Zusatz „Geheimer" noch steigern kann. Jede solche Auszeichnung macht immer für einen damit Befriedigten zehn Unzufriedene, und es ist noch sehr die Frage, ob den jeweils herrschenden Mächten nicht das, was sie an einem Kommerzienrat gewinnen, bei einem Dutzend anderer Kaufleute oder Industriellen verloren geht. Jedenfalls ist das Titelwesen eine der zweifelhaftesten Ausartungen sozialer Auslese und sollte wenigstens aus dem Beamtenkörper vollständig verschwinden. Für jeden sollte seine Amtsstellung die höchste Auszeichnung sein und im bürgerlichen Leben sein Beruf.

Ich kann auch dem erhabenen Standpunkte jenes Wissenden nicht beipflichten, der da meinte, die Titel seien bloß für die Dienstboten. In meinem Hause ist auch später noch kein anderer Name gebraucht worden als Professor, und meine Frau hat sich in Leipzig nicht wenig gefreut, als eines Tags das Dienstmädchen, das sie schon lange hatte, zu ihr hereinkam und sagte: „Draußen ist ein Mann, der den Herrn Geheimrat zu sprechen wünscht. Wer ist denn das?" Möglich, daß mir für jene Würzen des Lebens nur das Organ fehlte.

Als am Tage vor Königs Geburtstag einst in Leipzig der Kreishauptmann von Welck mir einen Besuch abstattete und sich mit den Worten einführte, ich werde mir wohl schon denken können, warum er komme, habe ich dies verneinen müssen, und als er darauf erklärte, er bringe einen Orden, bin ich mit der Gegenfrage herausgeplatzt: „Bin ich wieder an der Reihe?" Es sollte mir leid tun, wenn ich damit den Gefühlen des alten Herrn zu nahe getreten wäre. Ich weiß, daß ein Orden Freude machen soll und daß das Ausbleiben desselben von denen, die ihn erwartet haben, bitter empfunden wird. Schließlich liegt doch darin auch ein Zeichen der Zufriedenheit der vorgesetzten Behörde, das man sich in Ermangelung anderer Mittel wohl gefallen lassen muß.

Ich habe die starren Demokraten nie begreifen können, welche alles Derartige konsequent zurückweisen zu müssen meinen, und sie

haben meinen Humor nicht minder ſtark in Bewegung gebracht wie jene Ordensjäger, die ihre Auszeichnungen bei jeder paſſenden und unpaſſenden Gelegenheit zur Schau brachten. So dachten auch die meiſten unſerer neuen Karlsruher Bekannten, und wir haben darum den Uebertritt in eine andere ſoziale Welt kaum empfunden. Unſere Tante Eugenie Tröger verkehrte ſeit ihrer Schulzeit freundſchaftlich mit der Frau eines Staatsminiſters, und wir fragten ſie im Scherze, ob ſie denn da auch „Exzellenz“ ſage. Sie antwortete: „Ein oder zweimal werde ich das Wort wohl gebrauchen; ſonſt aber ſind wir miteinander wie in unſeren Mädchenjahren.“

Meine amtliche Stellung in Karlsruhe geſtaltete ſich von Anfang an ſehr freundlich. Man hatte mich zum „Reſpizienten in Verwaltungsſachen“ gemacht, und ich trat darum von Anfang an der Leitung der Hochſchule unmittelbar nahe. Sie hatte damals noch ihre alte Verfaſſung mit einem Direktor an der Spitze. Dieſer war im erſten Jahre der Mathematiker Schröder, den ich auf einem unter den Kollegen beſtehenden Kegelabend näher kennen lernte. Er war in ſeiner Art ein Original, und man hatte ihm vor ſeiner Wahl die Verpflichtung auferlegt, während ſeiner Direktion nicht zu radeln, was er mit großer Leidenſchaft zu treiben pflegte. An dem Tage, an welchem ſeine Würde zu Ende gegangen war, erſchien er hoch zu Stahlroß vor dem Gebäude der Techniſchen Hochſchule und forderte ſeinen Nachfolger Wiener, einen würdigen alten Herrn und mich mit lautem Zuruf ans Fenſter, damit wir ſähen, wie er von der kaum erlangten Freiheit Gebrauch mache.

Die Studenten hatten ihm zum Abſchied einen Fackelzug gebracht, und er hatte ſie vom Balkon aus angeredet. Als er aber dabei ſah, wie ihre Fahnen in den Bäumen der Straße ſich verwirrten, ſagte er gutmütig zu ihrer Deputation: „Die Zweige will ich doch abſchneiden laſſen, damit das nicht wieder vorkommt“, ohne zu bedenken, daß die gleiche Ehrung ihm nach menſchlicher Vorausſicht niemals wieder zuteil werden würde.

Einſt war er auf der Landſtraße mit dem Holzwagen eines Bäuerleins aus der Umgegend zuſammengeſtoßen und hatte ſich dabei am Fuße verletzt. Der Bauer lud ihn auf ſeinen Wagen und

fuhr ihn nach Hause. Dort gab ihm der Professor ein Trinkgeld und sagte dabei: „Hätten Sie mich nun nicht überfahren, so hätte ich Ihnen das Doppelte gegeben."

Bei meinem Antrittsbesuche meinte er, ich müsse doch nun auch seine geistigen Schätze sehen. Damit öffnete er einen Schrank, der mit einer großen Anzahl von Schnaps- und Likörflaschen gefüllt war. Von diesen mußte ich nun kosten, und es ist mir im Gedächtnis geblieben, daß ich an dem damaligen Sonntag erst lange nach der Essenszeit nach Hause kam. Schröder hatte ein gelehrtes Werk geschrieben, dem er den Titel gegeben hatte „Die Algebra der Logik", und bei Niederlegung seines Amtes hielt er eine Rede über „Das Zeichen", die unter den mancherlei Rektoratsreden, denen ich zuhören durfte, wohl kaum ihresgleichen hatte.

Die Unterrichtsaufgabe der Technischen Hochschule lenkte meinen Blick auf eine Seite meines Faches, die an den Universitäten nur zu oft zu kurz kommt: die Beziehungen zwischen Wirtschaft und Technik, und ich habe die mir gebotene Gelegenheit, von den Kollegen zu lernen, nach Kräften benutzt. Darüber hinaus spannen sich bald sehr angenehme Beziehungen zur landwirtschaftlichen und gewerblichen Verwaltung im Ministerium des Innern, mit deren Vorständen, den damaligen Ministerialräten Adolf Buchenberger und Karl Schenkel, mich bald auch persönliche Freundschaft verband. Beide sind später Minister geworden, der erste der Finanzen und der zweite des Innern. Ferner wurde ich zum Mitglied der Prüfungskommission für Straßen- und Wasserbau-Ingenieure ernannt und konnte dadurch dem hervorragenden Leiter dieses Verwaltungszweiges Max Honsel, der an der Technischen Hochschule mein Kollege war, näher treten. Auch er ist später Finanzminister geworden, und hat als solcher sein Amt so geführt, daß er im Lande so bald nicht vergessen werden kann. Nach dem Zufallscharakter der schweizerischen Regierungs- und Bundesräte war mir der Einblick in eine geordnete Staatsverwaltung besonders heilsam, wobei ich nicht unerwähnt lassen darf, daß ich außer den genannten noch eine Reihe anderer Männer in den obersten Landesbehörden kennen und schätzen lernte.

Aber am meisten waren mir doch jene drei: Buchenberger,

der feine, kenntnisreiche und umsichtige Beamte, der sein Ressort mit vollkommener Sicherheit beherrschte, Schenkel, der mit kaustischem Witz den Dingen gegenüberstand und sich von ihnen nicht überraschen ließ und Honsel, der in seinem Fache vollständig aufzugehen schien und doch über vieles nachgedacht hatte, was jenseits desselben lag. Er haßte die Bureaukratie, wo sie ihm lästig wurde, und vielleicht hatte selten jemand so viel Anlage zur Bureaukraten als er. Ein System, meinte er, in dem immer der oberste, auch wenn er nichts von einer Sache versteht, zeigen muß, daß er den Fachmann korrigieren kann, könne diesen nur mit Unlust erfüllen, und müsse schließlich die Sache selbst schädigen. Bei den Prüfungen verlangte er, daß jeder Examinator eine feste Note erteilte, und die Zusammenzählung dieser Ziffern sollte dann das Schlußresultat ergeben, ohne daß die Würdigung der Gesamtpersönlichkeit des Geprüften daran etwas ändern durfte. Das war gewiß für den einzelnen Examinator ein Schutz, der die andern verhinderte, seinen Einfluß auszuschalten; aber es konnte auch zum Unrecht gegen den Kandidaten führen, der die erforderliche Ziffer nicht vollständig erreicht hatte.

Alle drei waren Typen des höheren Beamtentums eines wohl regierten deutschen Mittelstaates, und die Auszeichnung, mit der sie mich behandelten, tat mir überaus wohl. Sie stellte jene Fühlung mit der Praxis her, deren der Nationalökonom nie entbehren sollte; daß sie anderwärts fehlt, hat sich in den letzten Jahren nur zu oft zu unserem Nachteile gezeigt. Die Bureaukratie war außerordentlichen Anforderungen gegenüber ratlos, und nun sollten die auf einmal helfen, die man seither geflissentlich von jedem Einflusse ausgeschlossen hatte.

Natürlich lehnen die meisten Männer der Verwaltung am liebsten jede äußere Einwirkung bei ihren Maßnahmen ab. Die vollkommensten Gesetze, sagte mir Schenkel einmal, sind diejenigen, welche niemand versteht außer denen, welche sie anzuwenden haben. Er meinte das nicht so, sondern wollte damit bloß eine Tendenz der modernen Gesetzgebung angedeutet haben, welche ihrem Eindringen in die Bevölkerung im Wege steht. In diesem Punkte schien mir allerdings die schweizerische Volksgesetzgebung, die auf jedermanns Ver-

ſtändnis berechnet iſt, der Art überlegen, wie bei uns Geſetze zuſtande kommen.

Auch das badiſche Statiſtiſche Bureau erſchloß ſich mir bald, und ich konnte Einblick in ſeinen Betrieb gewinnen, was bei dem autodidaktiſchen Charakter meiner Baſler Tätigkeit nicht wenig zur Bereicherung meiner Anſchauungen beitrug. Endlich wurde ich im Herbſte 1891 zum Mitgliede der Badiſchen Hiſtoriſchen Kommiſſion ernannt und kam dadurch mit der Landesgeſchichte und dem Generallandesarchiv in nähere Verbindung. Kurz ich fand überall das bereitwilligſte Entgegenkommen und wurde bald heimiſch in dem Staate, der mir die erſte akademiſche Wirkſamkeit im Deutſchen Reiche geboten hatte. Noch im Juni 1892 ernannte mich der Stadtrat in Karlsruhe zum Mitgliede der Kommiſſion zur Unterſuchung von Mietwohnungen der minderbemittelten Bevölkerung. Natürlich hatte ich mit meinem Amte auch die badiſche Staatsangehörigkeit erworben. Es fiel mir alſo von vornherein vieles zu, was ich in Baſel vermißt hatte. Alles begegnete mir mit Vertrauen, um das ich mich dort hatte vergeblich bemühen müſſen.

Meine materiellen Verhältniſſe hatten ſich freilich kaum verbeſſert. Die Wohnung, welche wir in der Leopoldſtraße bezogen, hielt den Vergleich mit der Baſler Wohnung in der Auguſtinergaſſe nicht aus, und meinem bereits ſchulpflichtig gewordenen Söhnchen wurde der Wechſel nicht ganz leicht. Die Baſler Schulen beginnen den erſten Unterricht im Leſen und Schreiben mit der Antiqua; in Karlsruhe übte man natürlich zuerſt die Fraktur. Der Kleine hatte mit ſeinen Schulkameraden in Baſel ſich in der dort üblichen Mundart unterhalten, in Karlsruhe verſtand dieſe niemand. Auch wir Eltern fanden nach achtjährigem Aufenthalt im Auslande manches nicht ſo wieder, wie wirs früher verlaſſen hatten.

Immerhin haben wir uns raſch eingewöhnt. An der Techniſchen Hochſchule beſtand für mein Fach die Tradition meines Vorgängers Eberhard Gothein. Mein ganzes Weſen weicht ſo ſehr von dem ſeinigen ab, daß ich ſeinem Vorbilde nicht wohl folgen konnte. Ich mußte den Verſuch machen, einen ſyſtematiſchen wiſſenſchaftlichen

Betrieb der Nationalökonomie einzubürgern, und es gelang wider Erwarten. Der Beſuch der Vorleſungen, der ſchon von Anfang an meine Erwartungen weit übertroffen hatte, hob ſich von Semeſter zu Semeſter, und ich vermochte ſogar, eigne Uebungen einzurichten unter Anpaſſung des Stoffes und der Unterweiſung an die Bedürfniſſe der Techniker.

Dieſe waren allerdings nicht durchweg gleichartig. Das Auseinanderfallen der Techniſchen Hochſchule in vier Abteilungen, die doch nicht ganz den Fakultäten einer Univerſität entſprechen, verlangte Berückſichtigung. Dazu kam in Karlsruhe eine fünfte, die forſtliche, deren Bedürfniſſe ich freilich von München her kannte, die aber doch eine Einarbeitung in ein von den meiſten Nationalökonomen ſehr ſtiefmütterlich behandeltes Gebiet, die Forſtpolitik, verlangten. So war nach mehreren Seiten neuen Anforderungen zu entſprechen, und ich darf wohl ſagen, daß ich die zweckmäßige Anpaſſung meines Unterrichts an die vorhandenen Bedürfniſſe mir beſonders angelegen ſein ließ. Daß Nationalökonomie an einer Techniſchen Hochſchule nicht in derſelben Weiſe gelehrt werden könne, wie ich an der Univerſität Baſel gewohnt geweſen war, war mir von Anfang an nicht zweifelhaft geweſen.

Auch an den allgemeinen Angelegenheiten der Hochſchule habe ich immer lebhaften Anteil genommen. Die Reorganiſation der ſtudentiſchen Krankenkaſſe hat mich beiſpielsweiſe lebhaft beſchäftigt. Solche Kaſſen, die an den Univerſitäten ſich des Vorteils erfreuen, daß die behandelnden Aerzte aus den Mitgliedern ihres Lehrkörpers genommen werden können, ſind an allen Hochſchulen eine dringende Notwendigkeit. In Karlsruhe, wo Privatärzte herangezogen wurden, hatten ſich manche Mißbräuche bei der Benutzung eingeſchlichen, und ich glaubte, daß dieſen am wirkſamſten durch Selbſtkontrolle der Studierenden vorgebeugt werden könne. Dieſe erhielten demgemäß das Recht, ſich durch eine Delegation an der Verwaltung zu beteiligen. In Leipzig konnte ich die gleiche Einrichtung ſpäter nicht durchſetzen. So viel ich aber weiß, hat ſie ſich in Karlsruhe durchaus bewährt, ebenſo wie die von uns aufgeſtellte Satzung in Kraft geblieben iſt.

Meine wiſſenſchaftlichen Arbeiten gingen zum Teil

aus dem Unterrichtsbedürfnis der Techniſchen Hochſchule hervor. Schon einer meiner früheſten Vorgänger, der ſpätere Direktor der Gothaer Verſicherungs-Geſellſchaft, Arwed Emminghaus war darauf verfallen, eine eigne Disziplin der „Gewerkslehre“ aufzuſtellen, deren Ziel für das Gewerbe auf dasſelbe hinauslaufen mußte wie die landwirtſchaftliche und forſtliche Betriebslehre für dieſe Wirtſchaftsgebiete. Aus einem ähnlichen Bedürfniſſe entſprang meine erſte Veröffentlichung über die gewerblichen Betriebsformen. Ich ſammelte die Erträgniſſe, die mir mein Baſler Fragebogen über den Gewerbebetrieb primitiver Völker und daneben meine wirtſchaftsgeſchichtlichen Studien ergeben hatten, zu einem Geſamtbilde, das um zwei neue Betriebsarten reicher war als das in der Literatur gebräuchliche Kategorienſchema. Die Abhandlung habe ich 1892 in der Feſtſchrift der Techniſchen Hochſchule zum vierzigjährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs veröffentlicht. Ihr Inhalt iſt kurz darauf in meinen Artikel „Gewerbe“ im Handwörterbuch der Staatswiſſenſchaften und abgekürzt in meine „Entſtehung der Volkswirtſchaft“ übergegangen und hat ſich darum raſch in der Wiſſenſchaft verbreitet. Vereinzelter Widerſpruch, der ſich dagegen erhob, hat nicht durchzudringen vermocht.

Adolf Wagner ſuchte damals für die einzelnen Abteilungen ſeines Lehrbuchs der Politiſchen Oekonomie Mitarbeiter zu gewinnen, und ich war leichtſinnig genug die Bände Gewerbe, Handel und Forſtwirtſchaft zu übernehmen, deren Vollendung mir nur bei längerer Anweſenheit in Karlsruhe möglich geweſen wäre. Für die Agrarpolitik wurde auf meinen Rat Buchenberger in Ausſicht genommen. Aber er zögerte mit der Zuſage. Da traf ich ihn bei einer Abendtafel des Großherzogs Friedrich, zu der wir beide eingeladen waren, und als wir nach dem Eſſen in Gruppen beiſammenſtanden und ich auf ihn eifrig einredete, trat plötzlich der Großherzog zu uns und fragte, wovon die Rede ſei. Als ich ihn darüber unterrichtet hatte, ſprach er zu Buchenberger: „Das müſſen Sie doch annehmen, es iſt an ſich eine Ehre.“ Buchenberger ſchwieg; aber auf dem Heimwege ſagte er zu mir: „Sie haben mir etwas Schönes angerichtet. Jetzt wird der Großherzog, ſo oft er mich ſieht, nach dem

Stande der Sache fragen, und ich werde sie machen müssen." Nun er hat sie auch gemacht, und, wie immer vielbeschäftigte Menschen, sehr rasch. Schon im Herbst 1892 erschien der erste und elf Monate später der zweite Band.

Großherzog Friedrich nahm an der Technischen Hochschule lebhaften Anteil, und dieser erstreckte sich auch auf ihre einzelnen Dozenten. Mein Buch über die Basler Wohnungs-Enquete war ihm bekannt geworden, und so sprach er mit mir bei einer Audienz über die Stellung der Mannheimer Sozialdemokraten zur Wohnungsfrage und über die zu befolgende Arbeiterpolitik. Wie verständig die letztere damals in Baden geleitet wurde, zeigt die Wirksamkeit des Fabrikinspektors Wörishoffer, der schwerlich in einem andern Lande Deutschlands gleiches hätte leisten können. Im Januar 1892 hat ihm die juristisch-staatswissenschaftliche Fakultät in Freiburg die Würde eines Ehrendoktors verliehen.

Unter den Dozenten der Technischen Hochschule herrschte keine ausgesprochene sozialpolitische Meinung. Aber wenn man sie gefragt hätte, würden sie sich wohl in der Mehrzahl zugunsten des Unternehmertums entschieden haben, dem die Technik so nahe steht. Mir ist nie etwas in den Weg gelegt worden, obwohl die Studierenden aus meinen Vorlesungen Anschauungen werden mitgenommen haben, die dem Herrenstandpunkt nicht verwandt waren. Daß die künftigen Techniker aber diese schon auf der Hochschule kennen lernen müßten, schien mir durchaus notwendig.

Allerdings mußten die nationalökonomischen Vorlesungen, die ich zu halten hatte, ihrem Verständnisse angepaßt werden, und insofern habe ich in Karlsruhe vielleicht etwas tiefer greifen müssen, als ich es von Basel her gewohnt war. Hier hatte ich meist vor einem kleinen Kreise gesprochen, der dem Gegenstande von vornherein ein tieferes Interesse entgegenbrachte; in Karlsruhe war die Zahl der Zuhörer durchweg eine viel größere, und es mußte mir daran liegen, sie für mein Fach erst zu gewinnen. Daß mir dies gelang, war meine Hauptfreude. Angenehm habe ich dabei ein äußerliches Moment empfunden, den Wegfall des Kollegiengeldes, das damals an der Technischen Hochschule nicht bestand. Die Stu-

dierenden zahlten jedes Semester eine Bauschgebühr und konnten dafür jede beliebige Vorlesung hören. Diese Einrichtung schien mir den an den Universitäten bestehenden Kollegiengeldern bei weiten vorzuziehen.

An wissenschaftlichen Arbeiten habe ich außer meinen gewerblichen Untersuchungen in Karlsruhe nichts Größeres begonnen. Auch mein Aufsatz über das Zahlenverhältnis der beiden Geschlechter auf der Erde ist eine reine Zweckarbeit gewesen [1]). Es ist nur der Abdruck eines Vortrages, den ich in einem Frankfurter Verein gehalten hatte, um der Statistik in seinem Namen Rechnung zu tragen, da ich wußte, wie selten sie neben der Geographie dort zu Worte gelangt. Vermutlich war dies nicht einmal geschickt; denn ein dankbarer Stoff für öffentliche Vorträge ist die Statistik nun einmal nicht.

Vielleicht sollte ich hier auch der Ausarbeitung einer neuen Vorlesung über Forstpolitik gedenken, von der ich praktisch nur einmal habe Gebrauch machen können. Der Stoff ist ja von den Nationalökonomen recht vernachlässigt, und ich fand in der einzigen darüber vorhandenen Darstellung von Helferich in Schönbergs Handbuch der Politischen Oekonomie wenig Brauchbares. Auch Roschers Behandlung im zweiten Band seines Systems konnte mir nicht genügen. Da habe ich denn in der Bibliothek der Technischen Hochschule die eigentlich forstwissenschaftliche Literatur fleißig ausgebeutet und kam zu Ergebnissen, die mich hoch befriedigten, so sehr sie auch von denen der forstlichen Privatwirtschaftslehre abweichen mochten.

Mit einem Gefühle des Dankes muß ich dabei meines forstlichen Kollegen Professor Schuberg gedenken, der nicht müde wurde, mich zu belehren und mit welchem mich nahe Freundschaft bis zu meinem Weggange verband. Ich habe mit ihm seine Versuchsflächen abgegangen und von diesen Waldgängen manches davongetragen, was nun einmal der Volkswirt nicht entbehren kann, insbesondere eine klare Anschauung der tatsächlichen Verhältnisse, wie ich sie für die Landwirtschaft durch Jugenderfahrungen besaß. Ich habe dabei

1) Allgem. statistisches Archiv, hrsg. von v. Mayr II, S. 369—396.

oft meines alten Freundes Franz Baur gedenken müſſen, der den Profeſſoren der Forſtwiſſenſchaft, die den Wald nur auf Exkurſionen kennen lernen, ohne ſelbſt je gewirtſchaftet zu haben, ſo wenig hold geweſen war.

Im September 1891 nahm ich auch an der damals in Karlsruhe ſtattfindenden Verſammlung deutſcher Forſtleute teil und beteiligte mich an einer Exkurſion nach Baden-Baden und in den dortigen Stadtwald. Ich lernte damals zuerſt die Weißtanne und ihr eigenartiges Leben kennen ſowie die Wirtſchaftsverhältniſſe des Plänterwaldes, und die Karlsruher Studierenden waren nicht wenig erſtaunt, mich unter den Grünröcken zu ſehen. Sie hatten ſich an einen älteren Forſtmeiſter aus dem Elſaß angeſchloſſen, der vor jedem dicken Stamme den Hut zog, weil man das Alter ehren müſſe. Im Walde gab es einen Imbiß. Als aber nachher die ſchönen alten Forſtlieder angeſtimmt werden ſollten, wollte der Geſang nicht klappen, bis Franz Baur die Rolle des Vorſängers übernahm und gewaltig darüber losſchimpfte, daß die Forſtleute nicht mehr ſingen könnten. Dann ſagte er: „Gelt, ohne den roten Baur könnt Ihr nichts.“ Beim Feſteſſen in Baden-Baden traf ich den mir von Frankfurt her bekannten Forſtmeiſter Schott von Schottenſtein, der ich weiß nicht mehr welches Jubiläum feierte und laut aufſchluchzte, als ihn ein junges Mädchen mit Blumen ſchmückte. Er war ſchier 80 Jahre alt, hatte aber bis in ſein hohes Lebensalter ſeinen ſchwäbiſchen Dialekt beibehalten, ohne es ſelbſt Wort haben zu wollen. Traf er einen Landsmann aus Württemberg ſo ſagte er wohl: „Aber hören Sie einmal, was der ſchwäbelet.“ Ich bin ſpäter auch dem deutſchen Forſtverein beigetreten, und ſoviel ich auch auf ſeinen Jahresverſammlungen lernen konnte, ſo iſt mir doch niemals eine Wandertagung vorgekommen, auf der das perſönliche Element eine ſo große Rolle ſpielt. Es mag das damit zuſammenhängen, daß ein großer Teil der praktiſchen Forſtleute in weltabgeſchiedener Einſamkeit ſein Leben verbringt und ſelten Gelegenheit hat, mit Berufsgenoſſen zuſammenzutreffen.

Weiter beſchäftigte mich damals lebhaft die Frage nach der Leiſtungsfähigkeit der Arbeiter in den verſchie-

denen Tageszeiten, bzw. Arbeitsſtunden, und ich ſuchte dafür ein umfaſſendes Material aus Fabriken, Werkſtätten, von Vorarbeitern, Ingenieuren uſw. zu ſammeln. Meines Erinnerns war ich auf dieſe Frage geführt worden durch einen Zeitungsbericht aus Dänemark über einen Schlittſchuhwettlauf, in welchem minutenweiſe die durchmeſſene Strecke in Metern angegeben war. Die Frage hat ja für das Problem einer Verkürzung der Arbeitszeit, das damals die Literatur beſchäftigte, nicht geringe Bedeutung. Würde ſich eine erhebliche Abnahme der Leiſtungsfähigkeit in den ſpäteren Arbeitsſtunden herausſtellen, ſo könnte die Verminderung der täglichen Arbeitsſtunden auch im Intereſſe des Unternehmers liegen. Leider war das von mir zuſammengebrachte Material nicht entfernt ausreichend und wies auffällige Widerſprüche auf. So habe ich den Gegenſtand fallen laſſen müſſen. Es bedarf aber kaum der Betonung, daß zuverläſſige Feſtellung der Tatſachen auch für die Technik von höchſtem Werte ſein müßte, und ich habe oft bedauert, daß ich der Sache nicht gründlicher hatte nachgehen können. Ob es inzwiſchen ſonſt von nationalökonomiſcher Seite geſchehen iſt, vermag ich nicht zu ſagen. Immerhin hat man hier der ſtatiſtiſch nachgewieſenen Zunahme der Fabrikunfälle in den ſpäten Nachmittagsſtunden Aufmerkſamkeit geſchenkt. Auch die Phyſiologen haben den Gegenſtand berührt, indem ſie die Ermüdungserſcheinungen bei Schulkindern unterſuchten.

Anfangs Februar 1892 empfing ich von einem Leipziger Buchhändler die Mitteilung, daß er durch Kauf der Reſtvorräte in den Beſitz zweier meiner früheren Schriften gelangt ſei, nämlich der „Aufſtände der unfreien Arbeiter“ (1874) und der kleinen Broſchüre „Beſoldungsfrage und gewerbliche Bildung in Frankreich“ (1878). Die erſte dieſer Arbeiten hatte ich nach der Löſung des Verhältniſſes zu ihrem erſten Herausgeber in Kommiſſion[1]) gegeben, von der zweiten hatte ich die Herſtellungskoſten beſtritten, und der Verkaufserlös ſollte zwiſchen dem Verleger und mir geteilt werden. Die Vorräte waren alſo mein unbeſtrittenes Eigentum. Ich hatte ſie aber dem Verleger Bacmeiſter, als er in geſchäftliche Nöte kam, auf ſeine Bitte belaſſen, weil ich ſie für unangreifbar hielt, damit er wenigſtens einen

1) Oben S. 200.

Reſt ſeines Verlages aufrechterhalten könne, während eine andere Schrift von mir (Der induſtrielle Rückgang und die gewerbliche Bildungsfrage, 1877) mit ſeinem ganzen pädagogiſchen Verlage an eine Wiener Buchhandlung verkauft worden war. So war es mir unerklärlich, wie ein anderer nun jene beiden Schriften beſitzen und ausbieten konnte.

Auf meine Bitte um Aufklärung ſchrieb mir die Leipziger Buchhandlung, daß die Schriften durch Ankauf aus der B.ſchen Konkursmaſſe an ſie übergegangen ſeien, während Bacmeiſter behauptete, daß der Kommiſſionär rechtlich alles in ſeinen Händen befindliche zurückhalten könne und dies hier getan habe, weil er ihm verſchuldet geweſen ſei. Ich mußte aber ſeinem Briefe entnehmen, daß ſeine Verhältniſſe ſehr verwickelt lagen, und ſo habe ich natürlich darauf verzichtet, einen gerichtlichen Austrag der Sache herbeizuführen. Da mir der Leipziger Buchhändler die Abſicht ausgeſprochen hatte, meine Schriften in „Titelauflagen“ neu herauszugeben, ſo glaubte ich wenigſtens meine Erſtlingsſchrift vor dieſem Schickſale bewahren zu müſſen und habe ihm die Reſtauflage der „unfreien Arbeiter“ abgekauft, während ich die „Lehrlingsfrage“ ihrem Schickſale überließ. Mit welchen Hoffnungen hatte ich einſt die „Aufſtände der unfreien Arbeiter“ in die Welt geſchickt, und nun kehrten die Trümmer zu mir zurück! Schließlich haben ſie den Weg, den ſie im Buchhandel nicht hatten finden können, doch noch zurückgelegt. Die meiſten Exemplare habe ich an Antiquare abgegeben, andere an Freunde verſchenkt. Aber es ſchien mir doch eine wunderliche Welt, in welcher der Verfaſſer mit einem ſeiner Geiſteswerke hauſieren geht.

Auch beim „Ureigentum“ hatte ich ähnliches erlebt[1]), und ſo haben meine vier erſten Veröffentlichungen mir wenig Freude und noch weniger Ertrag gebracht. Vielleicht würde einem klügeren Manne dergleichen nicht begegnet ſein. Ich glaubte ſolide Arbeit geleiſtet, die Titel nicht ungeſchickt ausgedacht zu haben: überall lagen die günſtigſten Rezenſionen vor. Das Publikum konnte nicht ſchuld an meinem Mißgeſchick ſein. Es hat noch die Schriften verlangt, als ſie längſt meinen Händen entglitten waren, und ich habe

1) Oben S 205 f.

ſpäter oft ſelbſt für mich kein Exemplar mehr auftreiben können. Aber der Verlagsbuchhandel hatte zur Zeit ihres Erſcheinens verſagt. In ihm mußten meine Schriften erſt Makulatur werden, ehe ſie ihr Ziel erreichen konnten.

Ich weiß, daß es den meiſten jungen Autoren nicht beſſer ergeht und darf mich nicht beklagen. In Karlsruhe hat es 1892 mehr meinen Humor erregt, als daß es mich bekümmert hätte. Meine Baſler Schriften waren mindeſtens dem gleichen Schickſal entrückt; denn ſie waren offizielle Drucke. Die Schriftſtellerei der erſten beiden Jahrzehnte hat mich mehr gekoſtet, als ſie mir eingetragen hat. Aber ich hatte ſie ja auch nicht des Erwerbs wegen begonnen. Ein ſolcher war immer nur dem Buchhandel geblieben.

Die kollegialen Verhältniſſe in Karlsruhe waren die angenehmſten, welche ſich denken laſſen und haben während der zwei Jahre meiner dortigen Tätigkeit nie die geringſte Trübung erfahren. Selbſt mit meinem nächſten Kollegen in der Allgemeinen Abteilung, dem Hiſtoriker Arthur Böthlingk, der wegen eines Gehörleidens manchmal ſehr ſchwer zu behandeln war und ſich ſelbſt öfter in recht ärgerliche Streitigkeiten verwickelte, habe ich mich immer aufs beſte verſtändigt. Allerdings habe ich ſeinen Bemühungen um Erhebung der Geſchichte zum Prüfungsfach auch der Techniker nicht folgen können; aber ich verdanke ihm die Bekanntſchaft mit Michael Bernays und Aloys Schulte, mit denen beiden er ſich ſpäter überworfen hat. Da hat er mir dann wohl die Beziehungen, die er doch ſelbſt vermittelt und zu denen er mich früher angetrieben hatte, zum Vorwurf gemacht, und ich habe ihn nicht überzeugen können, daß ſeine Feindſchaften nicht auch diejenigen ſeiner Freunde zu ſein brauchten.

Böthlingk liebte es, in öffentlichen Verſammlungen zu ſprechen und konnte in politiſcher Hinſicht geradezu als Fanatiker bezeichnet werden. Da iſt ihm denn infolge ſeiner Schwerhörigkeit mancherlei begegnet, was beſſer vermieden worden wäre. Auch den Studenten gegenüber, die er auf Kommerſen und in ähnlichen Verſammlungen durch längere Anſprachen zu erfreuen pflegte, vermochte er nicht immer den rechten Ton zu finden. An einem Abend begegnete er mir

in der Vorhalle des Hochschulgebäudes und erzählte mir, er habe in seinem Hörsaal so wenig Studierende vorgefunden, daß er sich geweigert habe zu lesen. Dann setzte er hinzu: „Sie werden sehen, morgen ist der ganze Saal voll.“ Ich entgegnete: „Die kommen doch nicht, um Ihre Vorlesung zu hören, sondern um Ihr Poltern zu vernehmen.“ Aber es war ihm nicht auszureden, daß sein Mittel das denkbar beste sei.

Einmal begab er sich in eine Volksversammlung, um einem sozialdemokratischen Redner entgegenzutreten, der dort ein Referat erstattete. Von diesem aber hatte Böthlingk keinen Satz verstanden. Trotzdem hielt er nachher seine im voraus vorbereitete Gegenrede, die natürlich auf allerlei Bezug nahm, was der Redner gar nicht gesagt hatte und geriet in hellen Zorn, als die Versammlung ihn auszischte.

Michael Bernays war mir schon bekannt geworden, als ich noch Student in Bonn war. Er hatte damals sein Büchlein über Goethekritik geschrieben, das bald in Zeitschriften und Zeitungen über alle Maßen angepriesen wurde. Ich habe aber nicht finden können, daß die Anwendung der an den altklassischen Schriftstellern ausgebildeten Textkritik auf einen modernen Schriftsteller ein so großes wissenschaftliches Verdienst sei. Später hatte ich ihn in München als Professor der deutschen Literaturgeschichte getroffen. Er war nicht gerade beliebt unter uns Privatdozenten und gab ständig den Stoff zu allerlei Erzählungen ab, die alle in dem Punkte eines unbegrenzten Geisteshochmuts zusammenliefen. Dann hatte er seinen Münchener Posten aufgegeben, um sich nach Karlsruhe zurückzuziehen, wo er etwa dieselbe Rolle zu spielen gedachte wie Goethe in Weimar. Aber die Karlsruher Gesellschaft ist ihm darin wenig entgegengekommen, und die Beziehungen zum Hofe, von denen er geträumt hatte, haben sich auch nicht herstellen lassen. So hatte er sich auf uns Professoren an der Technischen Hochschule geworfen; aber auch von diesen war nicht jeder bereit, sich an seinen Triumphwagen spannen zu lassen. Meine eigenen Beziehungen zu ihm waren sehr flüchtige, und ich muß gestehen, daß ich nicht die mindeste Lust verspürt habe, sie lebhafter zu gestalten.

Um ſo inniger wurde das Verhältnis zu Aloys Schulte. Dieſer war damals Archivrat am badiſchen Generallandesarchiv. Dort holte ich ihn faſt täglich nach meiner Vorleſung ab, und wir machten dann zuſammen einen Gang in den unmittelbar an die Stadt anſtoßenden Hardwald, deſſen verſchlungene Wege uns ſo aufs genauſte bekannt wurden. Er war immer bereit, aus dem reichen Schatz ſeines hiſtoriſchen Wiſſens an mich abzugeben und aus ſeinen eigenen Arbeiten mitzuteilen. Insbeſondere beſchäftigten uns damals Fragen der mittelalterlichen Stadtverfaſſung und Schultes eigne Studien über den Verkehr von Italien nach Deutſchland. Der Hiſtoriker und der Nationalökonom waren in dieſen Dingen nicht immer der gleichen Anſicht; aber gerade daraus iſt manche fruchtbare Anregung entſtanden, die in den beiderſeitigen Schriften ſpäter lebendig geworden iſt — ein freies Geben und Nehmen, wie es der Gelehrte braucht, dem nichts ſchlechter bekommt als die wiſſenſchaftliche Iſolierung. Im Sommer 1892 machten wir eine gemeinſame Alpenwanderung in der Schweiz, die ſehr lebendige Erinnerungen in mir hinterlaſſen hat. Schulte ging hierbei den alten Handelsſtraßen nach, die wir gemeinſam kennen lernten. In dem hochgelegenen Stealla, dem letzten Dorf vor dem Uebergang über den Septimer, beſuchten wir auch das Kirchlein, neben dem die Murmeltiere ſich haſchten und das damals im Auftrag des italieniſchen Geiſtlichen durch einen Churer Künſtler ausgemalt wurde. Der Maler hatte, wie wir bereits bemerkt hatten, Gefallen gefunden an der Kellnerin unſeres Gaſthofes. Am Abend, als er eben mit ſeiner Liebſten zum Tanze angetreten war, zu dem die Muſik durch ein Grammophon geliefert wurde, ſtellte Schulte deſſen Schallplatte ſo auf, daß die Tanzmuſik von rückwärts ablief und wir freuten uns der dadurch angerichteten Verwirrung. Auf dem ſchweizeriſchen Waffenplatz Andermatt ſahen wir dem Exerzieren, zu und der Freund teilte mir als deutſcher Reſerveoffizier ſeine Bemerkungen über das Geſehene mit. Dies ſchien der ſchweizeriſche Inſtruktor gehört zu haben; denn alsbald unterbrach er die Uebung und ordnete eine Ruhepauſe an, während deren die unbequemen Fremden ſich verzogen.

Schulte war damals bereits Profeſſor der Geſchichte in Frei-

burg geworden, und das hatte den hellen Zorn Böthlingks erregt, der ſich in der Preſſe Luft machte. Man hatte Schulte ein Paket Zeitungen nachgeſchickt, und er hatte darauf in Andermatt eine ausführliche Entgegnung geſchrieben, die er mir vorlas. So richtig ſie war, ſo erſchien es mir doch unzweckmäßig, dem Streite weiter Nahrung zuzuführen, und ich bat ihn, ſich mit wenigen kurzen Sätzen zu begnügen. Dieſe wurden denn auch gedruckt. Als ich nun nach Karlsruhe zurückkehrte, während Schulte nach Italien weiterreiſte, ſagte mir der Direktor des Generallandesarchivs Freiherr von Weech: „Dieſe Erklärung iſt nicht von Schulte, ſondern von Ihnen.“ So verſchieden waren die beiderſeitigen Naturen.

In den Streit wurde auch die badiſche Hiſtoriſche Kommiſſion hineingezogen, und ich begab mich mit Profeſſor Erdmannsdörffer aus Heidelberg eines Tages in Böthlingks Wohnung, um die Sache beizulegen. Wir trafen Böthlingk nicht zu Hauſe, überzeugten uns aber bald, daß von ſeiner Frau noch viel weniger ein Entgegenkommen zu erwarten war als vielleicht von ihm ſelbſt. Ich habe immer bedauert, daß ein Mann von dieſem Talent ſeine Kraft in unfruchtbaren Streitigkeiten und Agitationen verzehrte. Was er einmal ergriffen hatte, trieb er mit der größten Leidenſchaftlichkeit und Unduldſamkeit. Gewiß hatte er immer die beſten Abſichten; aber wer konnte die Wege billigen, die er beſchritt! Als ich ihn zuletzt ſah, hatte er ſich der Agitation für den Engelſchen Zonentarif ergeben, und er hat ſie viele Monate hindurch fortgeführt, ohne auch nur die geringſte Ausſicht zu haben, der Sache ſelbſt zu nützen. Es ſchien ihm einfach undenkbar, daß ein Vernünftiger anderer Anſicht ſein könne.

In Karlsruhe ſtießen damals Nord und Süd oft ſchroff aufeinander. Nicht als ob man die Norddeutſchen oder insbeſondere die Preußen gehaßt hätte. Reichsdeutſch war man bis auf die Knochen, und die damalige Großherzogin, deren Wohltätigkeitsveranſtaltungen überall im Lande bekannt waren, war ſelbſt eine Schweſter Kaiſer Wilhelms I. Der Gegenſatz, der deutlich erkennbar vorhanden war, lag in nord- und ſüddeutſchem Weſen, die in manchem Punkte nicht zuſammenſtimmten. Die badiſchen Truppen ſtanden unter dem

Kommando preußiſcher Offiziere und dieſe wollten, ſoweit ſie aus Oſtelbien ſtammten, nicht begreifen, daß ein badiſcher Kleinbauer kein pommeriſcher oder oſtpreußiſcher Gutstagelöhner ſei. Einer derſelben wohnte mir gegenüber und beklagte ſich einſt darüber, daß hier die Familien nicht bei Landausflügen in den Wirtſchaften Kaffee kochen könnten, wie ſie's doch gewohnt ſeien, und die Zukoſt mitbrächten. Die Wirtinnen ſagten: wollten ſie in ein Wirtshaus gehen, ſo ſollten ſie auch darin zehren. Einigermaßen Aufregung erregte es bei uns, als einſt die Techniſche Hochſchule zu einem Erweiterungsbau ein Stück des früheren großherzoglichen Küchengartens brauchte, das der Dragonerkaſerne überlaſſen war und nun trotz alles guten Willens des Landesherrn von der Militärbehörde nicht herauszubekommen war. Auch über die Reichsgeſetzgebung war man nicht immer entzückt, beiſpielsweiſe in der Frage der Gewerbepolitik, wo man das heimiſche Syſtem freiheitlicher Gewerbeförderung mit Recht für beſſer hielt als das der angeprieſenen Zwangsinnungen.

Schon in München hatte ich ähnliches beobachtet; aber die Reibungsflächen waren dort bei weitem kleiner, und ſo draſtiſch wie dort die Gegenwirkung habe ich in Karlsruhe nie etwas bemerkt. Ein Blatt wie das Siglſche „Vaterland" wäre hier einfach unmöglich geweſen. Die Bevölkerung des badiſchen Landes iſt von Herzen gutmütig und nahm die Opfer, die dem Reichsgedanken zu bringen waren, als unvermeidbar hin, ſo wenig ſie auch die geſuchte Schneidigkeit des preußiſchen Reſerveleutnants liebte.

An die Arbeiten der badiſchen Hiſtoriſchen Kommiſſion denke ich noch immer mit ſtiller Freude zurück. Es war in den Jahresſitzungen ein gedeihliches Zuſammenwirken für die Landesgeſchichte begeiſterter Männer. Sie tagten unter dem perſönlichen Vorſitze des feinſinnigen Miniſters Nokk, der an ihren Arbeiten den lebhafteſten Anteil nahm. Nach den Sitzungen vereinigte ein gemeinſames Mahl die Teilnehmer in angeregter Unterhaltung. Ich glaube, daß ich durch die Kommiſſion an Intereſſe für die einzelnen Teile des badiſchen Staatsgebildes ſehr gewonnen habe, wie ich denn auch noch einige Jahre nach meinem ſpäteren Weggange von Karlsruhe Mitglied geblieben bin, für ihre Arbeiten immer Intereſſe be-

halten habe und zu den meiſten ihrer Angehörigen in freundſchaftlichen Beziehungen geblieben bin.

Außerhalb der Techniſchen Hochſchule pflegten wir ſehr regen Verkehr mit der Familie Holder, die nicht weit von uns in der Hirſchſtraße wohnte. Julie Holder, geb. Lamey, war eine Jugendfreundin meiner Frau, und ihr Gatte Eduard Holder war Bibliothekar an der Landesbibliothek und hier wie ſonſt die Güte und das Entgegenkommen ſelbſt. Er war ein überaus fleißiger Gelehrter und hat durch ſein Keltiſches Wörterbuch ſich einen Namen gemacht. Unermüdlich in ſeinen Studien, immer in ſeine Bücher vergraben, blickte er weder rechts noch links und konnte ſich ſelbſt in den Sommerferien auf ſeinem Gütchen in Saßbach nicht von ſeiner gelehrten Arbeit trennen. Sein größter Schmerz war, daß er aus ſeinem Sohne nicht einen Menſchen nach ſeinem Bilde hatte erziehen können. Ich habe durch ihn die Schätze der Landesbibliothek kennen gelernt, die namentlich in den deutſchen Landesordnungen des XVII. und XVIII. Jahrhunderts für meine damaligen Unterſuchungen Wichtigkeit gewonnen hatten. Noch von Leipzig aus habe ich manche Briefe mit ihm gewechſelt und bei ihm ein Eingehen auf meine literariſchen Arbeiten gefunden, das ich nicht erwartet hatte.

Und erſt Tante Eugenie Tröger, bei der wir in der Stephanienſtraße aus und eingingen! Sie war eine Schweſter meiner Schwiegermutter und hatte von allen Verwandten die meiſte Aehnlichkeit mit meiner Frau. Dasſebe ſonnige Weſen, dieſelbe Empfänglichkeit für jede Anregung, dieſelbe Güte des Herzens; ſo nahm ſie an unſeren Geſchicken den lebhafteſten Anteil und teilte alle unſere kleinen und großen Sorgen. Als Witwe eines höheren Beamten des Finanzminiſteriums lebte ſie ganz ihren Kindern und als beide ſich verheiratet hatten, wurde es ſehr einſam um ſie. Da hat ſie als fromme Katholikin ſich in das Vincentiusſtift aufnehmen laſſen und dort ihre letzten Jahre in beſchaulicher Einſamkeit verlebt. Aber das war nach unſerer Karlsruher Zeit. Noch nach dem Tode meiner Frau habe ich ſie dort öfter beſucht, erfreut über die Friſche der Greiſin und gerührt von ihrer Liebe, die mir ſo gern geholfen hätte, wenn ſie es vermocht hätte. Wer ſie ſah, dem wurde warm

ums Herz. Sie ist schließlich verlöscht wie ein Licht, dessen Docht ausgebrannt war.

Natürlich dehnten sich die Beziehungen zu ihr auch auf ihre Kinder aus, von denen der Sohn Paul damals gerade nach Karlsruhe ins Finanzministerium berufen war, während die Tochter Eugenie in glücklicher Ehe mit Rechtsanwalt Joseph Huber in Straßburg lebte. Ihr Bruder Cäsar Bekk, der Onkel meiner Frau, war Bergwerksdirektor im Dienste einer internationalen Gesellschaft in Schweden. Er war kinderlos und nahm sich seiner zahllosen Neffen und Nichten besonders an, die ihn hinwieder hoch verehrten. Groß war darum die Freude, als er 1892 nach Karlsruhe kam. Er war in den Ruhestand getreten und hat sich dann nach Freiburg i. B. zurückgezogen, wo er 1908 gestorben ist, bis an sein Ende einfach, schlicht und voll Humor.

Auch die Heidelberger Verwandten kamen ab und zu herüber. Vor allen Onkel Karl Mittermaier, der Bruder meines Schwiegervaters, der erst am 25. Dezember 1917 dreiundneunzigjährig gestorben ist, bis hart an seinen Tod unermüdlich in seinem ärztlichen Berufe tätig. Er hat viel Trauriges in seiner Familie erlebt und zuletzt noch Enkel und Schwiegersohn durch den Weltkrieg verloren. Aber er ging aufrecht und ungebrochen durchs Leben, stets erfüllt von den höchsten Idealen von Menschenwohl und Menschenbeglückung. Sein Bruder Franz Mittermaier, der Jurist, welcher immer von schwacher Gesundheit gewesen war, starb schon 1891. Aber seine Söhne durften wir manchmal sehen: Wolfgang, der jetzt als Professor des Strafrechts in Gießen ist und Karl, jetzt Landgerichtsrat in Heidelberg, der im großväterlichen Hause am Karlsplatz die Traditionen der Familie aufrecht erhält.

Doch ich will nicht alle Verwandten aufzählen, denen uns der Aufenthalt in Karlsruhe näher gebracht hat. Erwähnen aber will ich doch noch, daß hier auch noch Freunde der Eltern meiner Frau lebten, die ihre Zuneigung gern auch auf uns ausdehnten. So saßen wir warm, auch ohne die vielen Beziehungen, welche das Amt mit sich gebracht hatte. Einen Unterschied zwischen dem, was an der

Kunkel hing und dem, was mir das Schwert gebracht hat, habe ich nie gemacht.

Ich habe es später manchmal bedauert, daß ich durch die Uebersiedlung nach Karlsruhe so bald in den Bereich der akademischen Treibereien hineingezogen worden bin. Mit meiner Rückkehr nach Deutschland schien das Eis gebrochen zu sein, in das ich in Basel eingefroren gewesen war. Zuerst war in München nach Helferichs Abgang die Professur für Nationalökonomie neu zu besetzen, und die Staatswissenschaftliche Fakultät, die mich in gutem Andenken behalten hatte, schlug mich einstimmig vor. Schon im Januar 1891 setzte ein Brief der Schwiegereltern, der diese Tatsache meldete, meine Frau in Aufregung. Aber schließlich zerrann diese Hoffnung, was mich nach meinen früheren Münchener Erfahrungen nicht wundern konnte. Nun aber war Leipzig frei geworden, und ich wurde dort von der Philosophischen Fakultät auf gleicher Linie mit August von Miaskowski vorgeschlagen. Als dieser von Wien berufen war, kam von dorther ein Brief nach dem andern, der mir seine Nachfolge ankündigte. Außerdem war im Juni 1891 eine Anfrage von Czernowitz und Ende Oktober eine soche von der Technischen Hochschule in Aachen gekommen. Es war mir nicht schwer geworden, beide abzulehnen. Auch die übrigen Aussichten habe ich mit dem kühlen Blute an mir vorüberziehen lassen, das man gegenüber den Wechselfällen des akademischen Lebens behaupten muß und das der gesicherte Besitz einer befriedigenden Stellung in Karlsruhe mit sich brachte. Als aber im April 1892 der Ruf auf die inzwischen errichtete zweite Professur in Leipzig kam, habe ich dennoch zugegriffen und mich auch durch die Dornhecken nicht schrecken lassen, welche dort gegen mich errichtet worden waren. Das war so zugegangen.

Als 1891 Lujo Brentano nach München berufen worden war, hatte die Philosophische Fakultät zu Leipzig die Errichtung einer zweiten nationalökonomischen Professur gewünscht und für die Besetzung beider v. Miaskowski und mich vorgeschlagen. Allein die neue Professur mußte erst vom Landtage bewilligt werden. Das Ministerium verlangte deshalb Vorschläge zunächst bloß für die freigewordene ältere und erhielt nun einen Dreiervorschlag, in dem nach

der alphabetiſchen Folge mein Name an die Spitze geſtellt war. In Dresden entſchied man ſich für Auguſt von Miaskowski.

Daß eine Unterrichtsverwaltung ihn vorzog, war mir nicht verwunderlich. Stand eine große Univerſität wie Wien gegen eine Techniſche Hochſchule wie Karlsruhe, ſo ſchloß man daraus, daß ſich darin die Schätzung ausſpreche, welche jeder der Vorgeſchlagenen in ſeinem Fache genieße. Daß dieſe Auffaſſung wenig der Wirklichkeit entſprach, darüber belehrte mich ein warmherziger Troſtbrief Adolph Wagners, der auch über den von ihm vorausgeſehenen Gang der Dinge kaum einen Zweifel aufkommen ließ. Und auch ich ſelbſt machte mir keine Illuſionen. Erfuhr ich doch nur zu bald, daß ich in Dresden „wegen ſozialiſtiſcher Geſinnung“ verdächtigt worden war. Und ich kannte auch den Mann, der zuerſt nach Leipzig berufen worden war, nicht bloß nach der wiſſenſchaftlichen Seite.

Allerdings ſchien noch nicht alles verloren. Die Kammern bewilligten die zweite Stelle, und als dann neue Vorſchläge von der Fakultät eingeholt wurden, präſentierte man mich als einzigen Vorzuſchlagenden dem Miniſterium. Nicht als ob es an Gegenkandidaten gefehlt hätte. Einer derſelben war ſogar ſchon in den Zeitungen genannt worden. Aber dieſe voreilige „Berufung“ hatte gerade den entgegengeſetzten Erfolg gehabt: er war überhaupt nicht vorgeſchlagen worden. Seine Verwandten in Leipzig haben uns ſpäter bei unſerem Antrittsbeſuche dieſe Täuſchung ihrer Hoffnungen deutlich empfinden laſſen. Aber ich war doch ſo unſchuldig daran, daß ſchließlich, wie Wagner meinte, „wiſſenſchaftliche Ehrlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit“ den Ausſchlag gegeben hatten“. Ich hätte kein Profeſſor ſein müſſen, wenn ich das nicht als hohe Ehre geſchätzt hätte.

Während die Sache ſchwebte, in den Weihnachtsferien 1891/92, hatte ich im Verein für Geographie und Statiſtik zu Frankfurt a. M. und in der Gehe-Stiftung zu Dresden je einen Vortrag zu halten. Es war mir ſehr peinlich, an dem Orte, wo über mein Berufsſchickſal entſchieden werden ſollte, reden zu müſſen, und ich habe mich ängſtlich geſcheut, in Dresden oder bei der Durchreiſe in Leipzig jemanden zu beſuchen, der auf die Berufung Einfluß üben konnte. Aber es hat mich doch nicht wenig gefreut, als anfangs April 1892

das ſächſiſche Kultusminiſterium mir die Leipziger Profeſſur wirklich anbot. Was mir bis dahin überall im Wege geſtanden hatte, ſchien diesmal nicht verfangen zu haben.

In Karlsruhe hat der ſchon nach ſo kurzer Zeit mir zuteil gewordene Ruf nicht geringes Aufſehen erregt. Damals pflegte ein ſüddeutſcher Univerſitätsprofeſſor gewöhnlich ſeine Ferien dort zuzubringen, und mein Freund und Kollege Schenkel lud uns beide eines Sonntags zu einem Mittageſſen, bei dem er ſich nicht enthalten konnte, die Tagesneuigkeit zu verkündigen. Im Juli 1890 hatte mir der Univerſitätskollege zu meiner Berufung an die Techniſche Hochſchule gratuliert und dabei den Anteil hervorgehoben, den er ſelbſt dabei gehabt habe, indem es ſeinem Zureden gelungen ſei, die mir entgegenſtehenden Bedenken zu beſeitigen. Jetzt konnte ich an dem Eindrucke, den die unerwartete Nachricht bei ihm hervorrief, leicht abnehmen, daß ſein Wohlwollen für mich nicht von Karlsruhe nach Leipzig reichte.

Die badiſche Regierung hat, als ihr die Sache bekannt wurde, alles aufgeboten, um mich in Karlsruhe zu halten. Da es nicht anging, im Rahmen der Techniſchen Hochſchule die Bedingungen ſo zu geſtalten, daß ſie dem Dresdener Angebot die Wage halten könnten, ſo verfiel man, wie ich anzunehmen Grund habe, auf Betreiben Schenkels, auf den Plan, mich unter Belaſſung meiner Stellung als Profeſſor der Nationalökonomie an der Techniſchen Hochſchule zum Direktor der Landesſtatiſtik zu ernennen. Der Miniſter des Innern Eiſenlohr entwickelte mir ſelbſt dieſen Plan und ſtellte ihn in den lockendſten Farben dar. Aber ich mußte ihm gleich ſagen, daß das doppelte Amt und die doppelte Gehaltszumeſſung mir unter den Beamten des Landes eine Ausnahmeſtellung anweiſen würde, die einer wirkſamen Amtsführung abträglich ſein könnte. Nachträglich kam mir auch noch der Gedanke, daß meine Kraft den zweifachen Anforderungen nicht gewachſen ſein und daß darunter insbeſondere meine wiſſenſchaftliche Weiterarbeit leiden könnte, während auf der anderen Seite meine perſönlichen Neigungen mich immer mehr nach der Seite der Verwaltung abdrängen würden. In Leipzig dagegen war mir eine Stellung geboten, bei der ich im Mittelpunkte der wiſ-

ſenſchaftlichen Bewegung verblieb. Ja es ſtand mit großer Wahrſcheinlichkeit zu erwarten, daß die Anregung von ſeiten hervorragend beſetzter Nachbarfächer mir Anlaß geben würde, meine eignen Forſchungen auf eine breitere Grundlage zu ſtellen. Hatten doch neben Wilhelm Roſcher Männer wie Karl Lamprecht, Friedrich Ratzel, Wilhelm Wundt ſich um mein Kommen bemüht. Das wollte überlegt ſein.

Meinen Karlsruher Kollegen freilich lag dieſe Seite der Sache fern. Sie ſahen allein ihren materiellen Teil und begriffen nicht, daß ich noch ſchwanke und unterhandle. Ja einer von ihnen hat mir damals in ſehr draſtiſcher Weiſe auseinanderſetzen zu müſſen gemeint, was ich meiner Familie ſchuldig ſei. Aber ich hatte im allgemeinen doch das wohltuende Gefühl, daß man mich ungern verlor, und als die Angelegenheit entſchieden war, kam dies herzlich und ungeſchminkt zum Ausdruck.

In Sachſen war kurz zuvor von Seydewitz dem früheren Kultusminiſter von Gerber gefolgt. Er war ein Mann, der etwas von Unterrichtsangelegenheiten verſtand, was ja nicht immer bei den Inhabern ſeines Amtes in deutſchen Gliedſtaaten der Fall iſt. Die Verhandlungen führte der Univerſitätsreferent GR. Petzold, einer der feinſten Köpfe des Landes. Sie geſtalteten ſich von Anfang an ſchwierig.

Ich hatte angenommen, daß in Leipzig wie an anderen deutſchen Univerſitäten zur ausgiebigeren Vertretung des Faches eine nationalökonomiſche Doppelprofeſſur errichtet werden ſollte und daß die beiden zu Berufenden ſich in dieſem Fache ergänzen ſollten. Nun lautete die Berufung auf eine ordentliche Profeſſur „für Statiſtik und Nationalökonomie“. Ich ſollte „die verſchiedenen Gebiete der Statiſtik in regelmäßigen Vorleſungen vertreten“ und außerdem wurde gewünſcht, daß ich „die Geſellſchaftswiſſenſchaft in den Kreis meiner Vorleſungen einbeziehe“. Das konnte ich unmöglich anders verſtehen, als daß ich von der Nationalökonomie abgedrängt und auf ein Gebiet beſchränkt werden ſolle, für welches das Bedürfnis unter den Studierenden ein ſehr geringes war. Dafür ſollte der andere Lehrſtuhl „Profeſſur für Nationalökonomie und Finanzwiſſenſchaft“ heißen.

Ich mußte annehmen, daß damit sein Anspruch auf die volkswirtschaftlichen Hauptvorlesungen bekundet und die Teilnahme der mir angebotenen Stelle an der Nationalökonomie auf eine Nebenrolle verwiesen werden solle.

Die Statistik war bis dahin von dem außerordentlichen Professor Ernst Hasse an der Universität Leipzig vertreten worden. Als Leiter des Statistischen Amtes der Stadt hatte er zugleich den Vorzug, den theoretischen Unterricht in zweckmäßiger Weise durch praktische Uebungen ergänzen zu können. Es konnte mir nicht beifallen, dieses Verhältnis zu stören, und ich meinte deshalb, daß für mich nur solche Teile der Statistik in Frage kommen könnten, die sich ohne praktische Uebungen behandeln ließen. Statistik hatte ich in Karlsruhe gar nicht, in Basel nur beiläufig in den Kreis meiner Vorlesungen einbezogen. Ich mußte mir aber sagen, daß aus einem intensiveren Betrieb derselben in Leipzig mir eine gewaltige Arbeitslast erwachsen würde, so daß schon aus diesem Grunde die Nationalökonomie würde zurückzutreten haben. Jedenfalls mußte ich zunächst Klarstellung dieses Punktes verlangen. Sollte die Statistik künftig in Leipzig meine Hauptbeschäftigung bilden, so war wirklich nicht abzusehen, warum ich Karlsruhe verlassen sollte, wo das Verhältnis, in dem ich meine Kraft auf das nationalökonomische Lehramt und die Direktion der amtlichen Statistik verteilen wollte, mir überlassen blieb.

Diese Erwägung machte mich schwanken, ob ich überhaupt mit dem sächsischen Kultusministerium in Verhandlungen eintreten solle. Schließlich entschied ich mich dafür, vielleicht auch bewogen durch einen Briefwechsel mit von Miaskowski, in dem meine Auffassung des künftigen Verhältnisses dargelegt war und durch einen Besuch Friedrich Ratzels. Es wurde festgestellt, daß die Statistik nur jedes zweite Semester behandelt werden und daß die nationalökonomischen Hauptvorlesungen jedes Halbjahr zwischen den beiden Professuren wechseln sollten. Diese Formulierung der Lehraufgabe entsprach meiner Veranlagung, und ich fand es ganz in der Ordnung, daß die Philosophische Fakultät in Leipzig diese Art der gegenseitigen Ergänzung vorgesehen hatte. Was mir allein Sorge

machte, war die weite Faſſung meiner Lehraufgabe, und ich fragte mich, ob es in eines Menſchen Kraft läge, ſie in allen ihren Teilen wiſſenſchaftlich zu bewältigen. Vielleicht traute ich meiner Kraft mehr zu, als ſie leiſten konnte.

Aber nicht bloß durch ihr engeres Lehrgebiet, ſondern noch in einer andern Hinſicht blieb die nationalökonomiſche Profeſſur vor derjenigen für Statiſtik und Nationalökonomie bevorzugt. Die Statiſtik bildete, wie die mir ebenfalls zugedachte Geſellſchaftslehre, keinen Teil eines Berufsſtudiums und mußte deshalb von vornherein in ihrer Hörerzahl beſchränkt bleiben. Dagegen war die Nationalökonomie Prüfungsfach im erſten juriſtiſchen Staatsexamen, konnte alſo mit einiger Sicherheit auf die Teilnahme der ſächſiſchen Studierenden der Rechtswiſſenſchaft rechnen.

Dies wäre ſo ſchlimm nicht geweſen, wenn beide Profeſſoren Mitglieder der Prüfungskommiſſion geworden wären. Der Inhaber der nationalökonomiſchen Profeſſur war es von Anfang an. Mir ſelbſt wurde das gleiche verſagt mit der Begründung, daß dadurch die Prüfung erſchwert werden würde und daß die Prüfungskommiſſion ſich dahin ausgeſprochen habe, daß Mitglieder ohne juriſtiſche Vorbildung nicht ernannt werden möchten. Dies war eine offenbare Zurückſetzung, die das Miniſterium ſelbſt dadurch anerkannte, daß es den mir anfangs gebotenen Gehalt namhaft erhöhte. Trotzdem würde ich wohl die Verhandlungen abgebrochen haben, hätte ich es nicht für geradezu ſchimpflich gehalten, den Anſchein zu erwecken, als müßten die Studierenden durch den Prüfungszwang in meine Vorleſungen getrieben werden und als traute ich mir nicht zu, durch ihren Inhalt allein die Hörer anzuziehen. Außerdem ſtand ich unter der vielleicht naiven Vorausſetzung, daß die juriſtiſche Fakultät ſelbſt die Ungerechtigkeit des Zuſtandes einſehen und auf deſſen Aenderung Bedacht nehmen werde, ſobald man mich erſt perſönlich kennengelernt haben würde.

Endlich beſtand ſeit 1889 in Leipzig ein Staatswiſſenſchaftliches Seminar, auf deſſen Mitdirektion ich rechnete. Das Miniſterium erklärte ſich auch hier außerſtande, meinem Wunſche zu entſprechen, bot mir aber die Errichtung eines eignen Seminars an, das mit

meinem Amtsantritt eröffnet werden ſollte und den Namen Volkswirtſchaftlich-ſtatiſtiſches Seminar erhielt. Die Bewilligung von Mitteln für dasſelbe war eine ungewöhnlich reiche.

Auf dieſer Grundlage ſind die Verhandlungen ſchließlich zu Anfang Mai zum Abſchluſſe gelangt. Hätte mich nicht die Ausſicht auf eine rein wiſſenſchaftliche Betätigung und die Rückkehr zur Univerſität gereizt, ſo wäre ich wahrſcheinlich in Karlsruhe geblieben und damit den mancherlei Schwierigkeiten aus dem Wege gegangen, die mich in Leipzig erwarteten. Aber mich beſeelte damals ein grenzenloſes Selbſtvertrauen und ein Glaube an die Güte des menſchlichen Herzens, die man bei mir nach ſo vielen Erfahrungen und Wechſelfällen nicht mehr hätte vermuten ſollen.

Aber ſo viel glaubte ich doch gleich von Anfang an außer allem Zweifel ſtellen zu müſſen, daß ich mich in allererſter Linie als Profeſſor der Nationalökonomie in Leipzig betrachte und als ſolcher angeſehen ſein wolle. Ich wählte deshalb für meine Antrittsvorleſung einen Gegenſtand, der allezeit im Mittelpunkt der Volkswirtſchaftslehre geſtanden hat: die Arbeitsteilung. Der Vortrag iſt nachher in meiner „Entſtehung der Volkswirtſchaft“ gedruckt worden, deren erſte Auflage ſchon 1893 erſchien und ebenfalls dem Zwecke diente, mich als Nationalökonomen auszuweiſen. Das Buch iſt eine Zuſammenſtellung von Vorträgen und Aufſätzen, die doch wohl Eigengehalt genug gehabt haben müſſen, da es in elf Auflagen verbreitet werden konnte. Es läßt ſich ebenſowohl als Abſchluß meiner Karlsruher Wirkſamkeit betrachten, wie es zum Ausgangspunkt meiner Leipziger Tätigkeit geworden iſt.

Ich habe den Vorgang meiner Wegberufung von Karlsruhe genauer geſchildert, weil er mir zeigen zu können ſchien, daß der akademiſche Arbeitsmarkt nicht iſt — um mit dem alten Kirchenliede zu reden — „das Himmelreich, in dem alles recht und alles gleich“ iſt. Es iſt ja ein ſo ſchöner Gedanke, daß zur Ergänzung der Lehrkräfte die Fachmänner aller Hochſchulen deutſcher Zunge verfügbar ſind und daß unter ihnen die Kollegen des Berufungsortes nach Würdigkeit auswählen. Aber abgeſehen von all den Menſchlichkeiten des Vorſchlagsweſens liegen doch die Dinge meiſt ſo, daß wer zuerſt am

Platze ist, das Bett für denjenigen bereitet, der da kommen soll. Versteht es dieser, sich mit dem Ellenbogen Platz zu machen, so mag es ihm noch gelingen, zu einer befriedigenden Wirksamkeit zu gelangen, auch ohne daß äußere Umstände ihm zu Hilfe kommen. Versteht er es nicht, so muß er auf ein Leben voll Spannung und Unbefriedigung gefaßt sein.

Und noch ein anderer Gedanke drängt sich auf. Vielen erscheinen die deutschen Hochschulen wie einsame Inseln im schweigenden Ozean. Aber sie bilden keine Welt für sich; jede hat mit den Verhältnissen des Landes, in dem sie sich befindet, mannigfachen Zusammenhang. Soweit dieser für einen Vertreter der Staatswissenschaften in Betracht kommt, konnte der Uebertritt vom Großherzogtum Baden nach dem Königreich Sachsen mir nicht als Vertauschung des Guten mit dem Besseren erscheinen. Aber ich habe das damals kaum beachtet; die Größe und Rangstufe der Universität war allein entscheidend.

So haben wir gegen Ende September 1892 Karlsruhe verlassen, zwar nicht mit leichtem Herzen, aber doch voll froher Hoffnungen. In Heidelberg und Würzburg haben wir Station gemacht. Wir überschritten doch ungern die Mainlinie. Am Schlusse des vorausgegangenen Sommersemesters hatten die Kollegen in Karlsruhe mir ein Abschiedsmahl gegeben und ich will die Aufzeichnung über meine letzte Rede auch hier folgen lassen.

Verehrte Freunde!

„Wie es einem zu Mute ist, dem verdiente Ehren erwiesen werden, das weiß ich nicht, ich denke mir aber: recht behaglich. Wie es aber einem zu Mute ist, dem unverdiente Ehren zuteil werden, das empfinde ich in dieser Stunde, nämlich: recht elend. Ich werde nach den anerkennenden Worten des Herrn Direktors den drückenden Gedanken nicht los, den man etwa einer unbezahlten Rechnung gegenüber hat. Ich hätte das alles leisten sollen, und Sie haben als nachsichtige Kollegen den Willen für die Tat genommen.

Ich kann Ihnen für diese viele Güte und Nachsicht nur dadurch danken, daß ich Ihnen sage, wie gern ich hier gewesen bin und wie schwer mir und den Meinigen das Scheiden von Karlsruhe wird. Ich weiß, unter Kollegen werde ich nicht mißverstanden, wenn ich das sage. Aber andere Menschen, die mit den akademischen Einrichtungen weniger vertraut sind, werden vielleicht darüber lächeln und sagen: Warum geht er denn, wenn ihm das Scheiden so schwer wird und wenn er gern hier ist?

Man wird das ſchwer jemanden klar machen, der nicht die Perſonalverhältniſſe des Faches genau überſchaut, dem der Scheidende angehört. Man muß die ganze Doppelexiſtenz, die der akademiſche Lehrer als Dozent und als Forſcher führt, im Auge behalten; man muß das Berufungsweſen bis in ſeine feinſten pſychologiſchen Einwirkungen verfolgen, um hierin klar zu ſehen, um namentlich zu begreifen, daß es in unſerem ſchönen Berufe ſo viele zufriedene Unzufriedene gibt.

Ich war kein Jüngling mehr, als ich meine akademiſche Laufbahn vor elf Jahren in München als Privatdozent begann. Ich tats nicht freiwillig, ſondern weil ich nichts Beſſeres anzufangen wußte, nachdem meine Redakteurſtelle unhaltbar geworden war; ich tat es mit einer ſehr mäßigen wiſſenſchaftlichen Ausrüſtung, und ich machte mir keine Illuſionen über meine Zukunft. Es gab damals an der Münchener Univerſität etwa fünfzig Privatdozenten. Wir hatten einen Verein, der alle Monat einmal in einer Weinwirtſchaft am Promenadenplatz zuſammenkam. Ich habe in meinem Leben nicht ſoviel Unzufriedenheit beiſammen geſehen. Man redete und ſang ſogar in allen Tonarten über die Leiden der Privatdozenten.

Ich habe mich von dieſen Stimmungen wenig anfechten laſſen; aber ich mußte mir doch ſagen, daß unter dem Miniſterium Lutz, wo die Profeſſuren nötigenfalls als Kompenſationsobjekte für zweifelhafte Budgetpoſten der kleinen ultramontanen Majorität preisgegeben wurden, für mich kein Platz in Bayern war und empfand es als eine wirkliche Erlöſung, als ich ſchon nach drei Semeſtern nach Dorpat berufen wurde. Ich konnte meine Braut heimführen und erfreute mich an der ruſſiſch-deutſchen Univerſität als Ordinarius für Geographie, Ethnographie und Statiſtik einer ſehr angenehmen Stellung und einer ausgebreiteten Lehrtätigkeit. In voller Schaffenskraft, inmitten eines Kreiſes wohlerzogener und ſtrebſamer junger Leute empfand ich ſo recht das Glück des akademiſchen Dozenten, und ich habe oft bedauert, daß ein Ruf nach Baſel dieſem Glück ſo bald ein Ende machte.

Familienrückſichten bewogen mich, dieſen Ruf anzunehmen, obwohl ich auf eine bedeutend verminderte Lehrtätigkeit gefaßt ſein mußte. Ich darf wohl ſagen, daß ich mir redlich Mühe gegeben habe, meinem Fach einen breiteren Boden bei den Studierenden zu erobern; aber die Erfolge waren recht gering, und obwohl ich ſchließlich außer der akademiſchen Sphäre lohnende Arbeit in Hülle und Fülle fand, ſo hatte ich doch in jedem neuen Semeſter, wenn ich meine Vorleſungen vor einem Dutzend ſchlecht vorgebildeter und oft noch ſchlechter erzogener junger Leute begann, einen ſchweren inneren Widerwillen zu überwinden, der daraus entſprang, daß meine Kraftausgabe zu dem beſtenfalls zu erwartenden Nutzeffekt in einem ſchneidenden Mißverhältnis ſtand.

Dazu kam, daß ich in Baſel einen Kreis deutſcher Landsleute fand, die ſich alle nach der Heimat zurückſehnten, immer auf einen Ruf wartend und darum auch wenig geneigt, eine unbefangene Stellung zu den dortigen Verhältniſſen

einzunehmen. Manche unter ihnen waren treffliche Menſchen und tüchtige Gelehrte, die ihr unverdientes Schickſal mit muſterhafter Reſignation trugen. Bei anderen mochte eine gewiſſe Selbſtüberſchätzung mit einer Unterſchätzung ihrer konkurrierenden Fachkollegen im Deutſchen Reiche ſich verbinden. Aber Sie können ſich denken, daß eine ſolche Umgebung im Zuſammenwirken mit einer unbefriedigenden amtlichen Wirkſamkeit die Stimmung nicht verbeſſert.

Ich wurde mehrmals an preußiſchen Univerſitäten vorgeſchlagen, aber immer von der Regierung abgelehnt. Sie können ſich vorſtellen, aus welchen Gründen. Da war es für mich eine wirkliche Befreiung, als die badiſche Regierung unbefangen genug war, mich nach Karlsruhe zu berufen. Ich darf ja jetzt geſtehen, daß es mir damals eine gewiſſe Selbſtüberwindung koſtete, anzunehmen. Ich hatte ſo etwas von dem Gefühl, das der Erzvater Jakob gehabt haben mag, als er ſieben Jahre um Rahel gedient hatte und die Lea bekam. Aber ich habe dieſes Gefühl raſch überwunden, und ich darf heute ſagen, daß ich mich ſelten in einer Stellung ſo wohl befunden habe wie hier und daß mir immer meine Karlsruher Tätigkeit wie eine ſchöne Idylle in meinem Leben erſcheinen wird.

Ich weiß, wieviel ich dabei der Güte und Nachſicht meiner Herren Kollegen verdanke, und es hat mir ſelten etwas ſo wohl getan wie die vielen aufrichtigen Verſicherungen, mit denen Sie mir erklärt haben, daß Sie mich gern länger bei ſich behalten hätten und als die Bemühungen der Regierung, mich unter Verhältniſſen hier feſtzuhalten, die auch einen ehrgeizigeren Menſchen, als ich bin, befriedigen konnten — ſo wohl, daß ich eine Zeitlang ernſtlich ſchwankte, ob ich nicht hier für immer feſtwurzeln ſollte. Es waren das recht ſchwere Tage für mich, zumal ich bei manchen meiner verehrten Kollegen gerade in dieſer Zeit auf eine ganz bedenkliche Unterſchätzung der Karlsruher Verhältniſſe ſtieß. Der eine ſuchte mir mit der Algebra der Logik zu beweiſen, daß ich „meine Töchter“ an der Mitgift ſchädige, wenn ich nicht nach Leipzig ginge; ein anderer witzelte über den Antibureaukraten, der unter die Bureaukraten gehen wolle, und ein dritter — doch ich will Ihnen lieber nicht ſagen, womit er mich zu ſchrecken verſucht hat. Jeder muß ſich ja in ſolchen Fällen ſelbſt genug kennen, und ich glaube, ich habe das Richtige für meine Individualität gewählt, indem ich Leipzig vorzog. Ich bin nun einmal ein etwas wilder Vogel, und ein ſolcher wird an einer großen Univerſität noch am erſten ertragen, wo man jeden möglichſt ſich ausleben läßt. Ich hoffe darum doch daß Sie mir ein freundliches Andenken bewahren werden, ſowie ich Ihnen auch anderſeits verſichern kann, daß ich Sie und den gemeinſamen Boden unſeres Zuſammenwirkens, die Techniſche Hochſchule zu Karlsruhe nie vergeſſen werde. Sie wiſſen, daß ich für die gemeinſamen Angelegenheiten unſerer Anſtalt immer ein warmes Intereſſe gehabt habe, und dieſes Intereſſe möchte ich zum Schluſſe noch betätigen, indem ich Sie auffordere, mit einzuſtimmen in den Ruf: die Techniſche Hochſchule zu Karlsruhe blühe und gedeihe; ſie lebe hoch!“

Mit meiner Wegberufung von Karlsruhe endet die unruhvolle Wanderzeit meines Lebens. Ich ſehnte mich nach ſtändigen Verhältniſſen und lenkte in eine Stellung ein, in der ich feſtzuwurzeln und zu bleiben gedachte. Auch in ihr iſt mir Kampf und Arbeit nicht erſpart geblieben; auch ſie habe ich erſt nach mancher Mühe ſo ausgeſtalten können, daß mir nichts weiter zu wünſchen blieb; aber ich hatte doch nun einen feſten Stand gewonnen und die Grundlage einer Wirkſamkeit, in der ich meine Kräfte dauernd betätigen konnte, ohne fürchten zu müſſen, daß ich nur für den Abbruch arbeite.

Namenregiſter.

Adolf, Herzog von Naſſau 81.
Agthe, Dr. Adolf 307.
Arnold, Wilhelm, Großrath 367.
Azenfeld, Julius, Pfarrer 129. 134.

Baare, Fabrikant 232.
Bacmeiſter, Johann, Buchhändler 200 f. 438.
Baer, Leopold Simon 185. 188.
Barbieux, Gymnaſialprofeſſor 73.
Baskerville, Dr., Inſtitutsbeſitzer 129 ff. 135.
Baur, Franz, Profeſſor der Forſtwiſſenſchaft 250. 254 f. 278. 436.
Beck, Buchhändler in Nördlingen 202.
Becker, Dr, Oberbürgermeiſter 156.
„ Dr., Schuldirektor 190.
Beer, Moriz, Adminiſtrator der „Fr. Ztg." 245. 299.
Bekk, Caeſar 445.
Bellinger, Gymnaſialprofeſſor 73.
Berger, Abgeordneter in Witten 156.
Bernays, Dr. Jakob, ao. Profeſſor der klaſſ. Philologie 97 f.
Bernays, Michael, Profeſſor der Literaturgeſchichte 439 f.
Bieberbach, Dr. med., Direktor 106.
Böhm, Dr., Hauslehrer 140.
Böhme, Gottfried, Gymnaſialprofeſſor 151.
Bonwetſch, Profeſſor der Kirchengeſchichte 317. 319.
Böthlingk, Arthur, 439 ff.
Braun, Dr. Karl, Rechtsanwalt 69. 196.
Brentano, Dr. Lujo, Profeſſor der Nationalökonomie 446.
Brinz, Dr. Alois, Profeſſor des röm. Rechts 270. 273. 278.
Brockhaus, F. A., Buchhändler 203.
Brückner, Alexander 282. 295. 404.
Buchenberger, Dr. Adolf, Miniſterialrat, ſpäter Finanzminiſter 429. 433.
Bücher, Adolf, Kaufmann 77 f. 116 f 372.
Bücher, Chriſtiane 236 f. 53.
„ Friedrich 2. 25 f. 52 f.
„ Hermann 283.
„ Theodor 25. 283.
Bunſen, Frau Dr. 185.
„ Charlotte 183. 185.
Burckhardt, Dr. Jakob, Univerſitätsprofeſſor 327 ff. 344.
Burckhardt-Biſchoff, Adolf 327.
Burckhardt-Burckhardt, Dr. Karl Präſident der Kuratel 323. 327. 393. 409.
Burſian, Dr. Konrad, Profeſſor der klaſſ. Philologie 278.

Chriſt, Dr. Profeſſor der klaſſ. Philologie 145. 278.
Cobden, Richard 129.
Cohauſen, Oberſt 192.
Cohn, Dr. Guſtav, Profeſſor der Nationalökonomie 405.
Cohnſtädt, Ludwig, Handelsredakteur der „Fr. Ztg." 219.
Colombel, Konrektor 90.
Curti, Theodor, Redakteur 218. 352. 383. 407.
Curtius, Dr. Ernſt, Univerſitätsprofeſſor 110.

Delbrück, Haus, Kommilitone 122.
Dieffenbach, Guſtav 191 f.
Diehl, Landgerichtsrat 167. 175.
Dielmann, Julius, Volksſchullehrer 126.
Diels, Profeſſor der klaſſ. Philologie 119.
Dittes, Dr., Pädagoge 200.
Döllinger 352.

Dorn, Wilhelm, Bäcker 2. 41.
Duhm, Dr. Bernhard, Professor der Theologie 330.
Duncker u. Humblot, Buchhändler 202.

Egli, Auguſt, Studioſus 366.
Eidig, Archivdiener 376.
Eikemeyer, Mathematiker 74.
Eiſenlohr, Miniſter des Innern 448.
Emminghaus, Dr. Arwed, Professor der Nationalökonomie 433.
Emminghaus, Dr. Hermann, Professor der Pſychiatrie 282.
Engel, Dr. Ernſt, Direktor des preußiſchen Statiſtiſchen Bureaus 209. 238.
Engelmann, Dr. Johannes, Professor des ruſſiſchen Rechts 306.
Erdmannsdörffer, Dr. Bernhard, Professor der Geſchichte in Heidelberg 442.
Ernſt, Lehrer 62.
Euler, Juſtizrat 190.
Ewald, Dr. Heinrich, Professor der ſemitiſchen Sprachen 114. 116.

Feller, Pfarrer 55. 58. 60. 127.
Finger, Dr., Lehrer 190.
Fleckeiſen, Dr. Alfred, Gymnaſialprofeſſor 150.
Frejervary, ungar. Honvedminiſter 426.
Friedrich, Großherzog von Baden 433 f. 443.
Friedrich, Dr. Johann, Professor 258.

Gayer, Dr. Karl, Forſtprofeſſor 255.
Geigel, penſ. Ingenieurhauptmann 254. 256 ff.
Genſel, Dr., Handelskammerſekretär 209.
Genthe, Dr., Gymnaſialprofeſſor 190.
Gerber, v., Kultusminiſter 449.
Geyer, Gymnaſialdirektor 195.
Gothein, Dr. Eberhard, Professor 431.
Gottwerth, Heinrich, Gewerbeſchullehrer 180 ff. 183. 191.
Graf, Dr. Eduard, 420.
Greulich, Arbeiterführer 359.
Groß, Ferdinand, Feuilletoniſt 219.
Grotefred, Dr. Hermann, Stadtarchivar 195. 376.
Grueber, Dr. Erwin, Privatdozent 278.
Gruchot, Hermann, Kommilitone 122.

Hagenbach, Dr. Eduard 415.
Hagenbach-Biſchoff, Dr. Eduard, Professor der Phyſik 327. 333. 371.
Hammeran, Dr. 190.
Hanphilipp, Eſelsknecht 63.
Hardeck, Frhr. von, Direktor des Statiſtiſchen Bureaus 362.
Harnack, Dr., Professor der Kirchengeſchichte 319.
Haſſe, Dr Ernſt, ao. Professor der Statiſtik 450.
Hegel, Dr. Karl, Professor der Geſchichte 271.
Heimſoeth, Dr., ao. Professor der Philologie 99.
Held, Dr. Adolf, Professor der Nationalökonomie 233
Helferich, Dr. Alphons Renatus, Professor der Nationalökonomie 223. 251. 253. 261 f. 278. 280. 446.
Helferich, Dr. Heinrich, Privatdozent 270.
Hermann, Dr. F. B. W., Professor der Nationalökonomie 260.
Heß, Dr. med. Moriz 1. 126.
Heß, Willi, Studioſus 366.
Hetzel, Joſeph, Gymnaſiallehrer 75. 127 f.
Heuſler, Dr. Andreas, Professor der Jurisprudenz 348 f. 400.
Heyer, Dr. Guſtav, Professor der Forſtwiſſenſchaft 253. 255. 259.
Hildebrand, Dr. Bruno, Professor der Nationalökonomie 197.
Hoffmann, Hans, Schriftſteller 171.
Holdener, Penſionsinhaber 395. 399.
Holder, Dr. Eduard und Julie 444.
Holzapfel, Faktor 231.
Holſt, Dr. Johannes von, Professor der Gynäkologie 300.
Holtzendorff, Dr. Franz von, Professor der Rechtswiſſenſchaft 270.
Honſel, Max, Professor 429 f.
Hörth, Otto, Redakteur 218.
Huber, Dr. Eugen, Professor der Rechtswiſſenſchaft 331.
Huber, Joſeph, Rechtsanwalt 445.

Jacobi, Baurat 192.
Jäger, Oskar, Gymnaſialdirektor 158.
Jahn, Dr. Otto, Professor der Archäologie 91. 97 f. 112. 115. 119. 148.
Inama-Sternegg, Dr. Karl Theodor, Sektionschef 335.
Jung, Dr. Rudolf, Archivdirektor 376.
Junghans, Gymnaſiallehrer 159. 162.

Kaibel, Georg, Kommilitone 122.
Kampſchulte, Dr. F. W., Profeſſor der Geſchichte 97.
Kappeler, eidgen. Schulrat 405.
Kapuſtin, Kurator 304 f. 317.
Kathrine, Mineralwaſſerträgerin 29.
Keim, Philipp, Schullehrer 23.
Kelchner, Ernſt, Bibliothekar 178.
Keller, Gottfried 348.
Kentzler, Probekandidat 150. 156 f.
Keußler, Johannes von 306.
Kilian, Poſtſchaffner 24.
Kinkelin, Hermann, Univerſitätsprofeſſor und Schuldirektor 356. 367.
Kipp, Lili 177. 285.
Kirdorf, Generaldirektor 354.
Kirſch, Bernhard, Profeſſor in Wien 372.
Knapp, Dr. G. F., Profeſſor der Nationalökonomie 353.
Knapp, Familienname 56.
Köcher, Adolf, Kommilitone 122. 124.
Kollmann, Dr. Julius, Profeſſor der Anatomie 330.
König, Profeſſor der Rechtswiſſenſchaft in Bern 348.
Kopp, Pfarrer in Diemtigen 394.
Kortegarn, Schuldirektor 213.
Kötzle, Georg, Verlagsbuchhändler 386. 389.
Krafft-Ebing, Dr. Richard von, Profeſſor der Pſychiatrie 282.
Kreyſſig, Friedrich, Schuldirektor 166 f. 192. 206 ff. 212 f.
Kriegk, Prof. Dr., Stadtarchivar 190 f. 195.
Kuckes, Heinrich, Kommilitone 122.
Kuhn, Dr. Ernſt, Profeſſor der Sprachwiſſenſchaft 278.

Lade, Gymnaſialprofeſſor 71 f.
Lamprecht, Dr. Karl, Profeſſor der Geſchichte 449.
Lang, Rechtsanwalt 69.
Laspeyres, Dr. Etienne, Profeſſor der Nationalökonomie 196. 280
Laveleye, Emile de, Profeſſor in Lüttich 197 f. 200. 203 f. 232. 393.
Lenz, Max, Kommilitone 122.
Leskien, Dr. Auguſt, Privatdozent 114.
Leutſch, Dr. Ernſt von 112 f.
Lexis, Dr. Wilhelm, Profeſſor der Nationalökonomie 280.
Liebig, Juſtus 104.
Liermann, Schuldirektor 213.
Loening, Dr. Edgar, Profeſſor des Staats- und Völkerrechts 293. 297. 302. 308.
Löſchcke, Dr. Georg, Profeſſor der klaſſ. Philologie und Archäologie 293. 316.
Lotmar, Dr. Philipp, Profeſſor des römiſchen Rechts 278. 351.
Lotz, Dr. med., Kantonsphyſikus 367.
Lotze, Dr. Hermann, Profeſſor der Philoſophie 114.
Lucae, Dr. Guſtav, Profeſſor der Anatomie 185. 187. 210. 281.
Ludwig, Dr. med. Georg, Direktor der Landesirrenanſtalt 102 f. 105 f.
Ludwig, Heinrich 105.
„ Hermann 105. 107.
„ Ilſe 106 f.
„ Lina 106.
Lutz, Kultusminiſter 273.

Mahlau, Buchdrucker 171.
Manaſſein, ruſſ. Senator 300. 305
Mangold, Fritz, Studioſus 366. 374.
Marx, Dr. Hermann, Profeſſor an der Wöhlerſchule 213.
Mayer, Dr. Georg von, Unterſtaatsſekretär z. D. 260. 263.
Mendelsſohn, Dr. Ludwig, Profeſſor der klaſſ. Philologie 293.
Meyer, Alexander 196.
Meyer, Dr. Rudolf, Schriftſteller 193 f.
Miaskowski, Dr. Auguſt von, Profeſſor der Nationalökonomie 393. 446. 450.
Mieſcher, Dr. Fritz, Profeſſor der Phyſiologie 327.
Miquel, Oberbürgermeiſter 180.
Miſteli, Dr. Franz, Profeſſor der Sprachwiſſenſchaft 327. 392.
Mithoff, Dr. Theodor, Profeſſor der politiſchen Oekonomie 294. 306. 316.
Mittermaier, Arthur, Kaufmann 283.
Mittermaier, Emilie 271.
„ Dr. Franz 445.
„ Karl, Landgerichtsrat 445.
Mittermaier, Karl, Medizinalrat 275. 445.
Mittermaier, Laura, geb. Bekk 274. 315. 319.
Mittermaier, Philipp, Baurat 273. 402.
Mittermaier, Dr. Wolfgang, Profeſſor des Strafrechts 445.
Moſebach, Elementarlehrer 153. 155.

Mucke, Dr. Johann, Professor der Statistik 319.
Müller, Lucian, Privatdozent 99.

Naſſe, Dr. Erwin, Professor der Nationalökonomie 200. 202. 234. 250.
Natorp, Dr. in Essen 151.
Neuhirl, Universitätsrat 279.
Neumann, Dr. Ludwig, Professor der Geographie 392.
Niebuhr, B. G. 198.
Nietzſche, Dr. Friedrich, Professor der klass. Philologie 343.
Nokk, Kultusminister 443.

Ohlenſchlager, Dr. med. 184.
Oelsner, Dr. Ludwig 180. 190. 212.
Oncken, Dr. August, Professor der Nationalökonomie 351.
Oppenheimer, Dr. med. Hermann 186.
Oppenheimer, Moriz 59. 63. 185 f. 192.
Oeri, Dr., Gymnasialprofessor 328.
Ott, Kaspar, Bürstenmachergeselle 53.
Overbeck, Dr. Franz, Professor der Kirchengeschichte 328. 330. 351.

Paaſche, Dr. Hermann, Professor der Nationalökonomie 405.
Pernerstorffer, Engelbert, Herausgeber der „Deutschen Warte" 383.
Peſchel, Oskar 198.
Pettenkofer, Dr. Max, Professor der Hygiene 275.
Petzold, Universitätsreferent im sächs. Kultusministerium 449.
Pflugk-Hartung Dr. Julius von, Professor der Geschichte 328.
Philippi, Regierungsrat 360. 367. 409.
Philippovich, Dr. Eugen von, Professor der Nationalökonomie 353.
Platter, Dr. Julius, Professor der Nationalökonomie 351.
Pohlmann, Adolf, Kommilitone 122, 125.
Pohlmann, Ernst, stud. med. 124.
Pröbſt, F. X., Direktor der städtischen Statistik 278.

Ratzel, Dr. Friedrich, Professor der Geographie 449 f.
Reber, Pfarrer, 56. 127.
Reeſe, Kantonsbaumeister 325. 367. 369.
Reifferſcheid, Alexander, Kommilitone 122. 124. 146. 160.
Reifferſcheid, August 119.
Rein, Dr. W., Professor 200.
Reitzenſtein, von, Bezirkspräsident 353.
Rellensmann, Frau 159. 162.
Reuleaux, Franz, Professor der Maschinenbaukunde 200.
Riehl, Dr. Wilh. Heinr., Universitätsprofessor 252.
Ries, Stadtdiener 68.
Rieſe, Dr. Alexander, Gymnasiallehrer 190.
Rodbertus, Karl 193.
Roggenbach, Frhr. von, Minister a. D., Vizepräsident des Vereins für Sozialpolitik 234.
Rohland, Dr. Woldemar von, Professor des Kriminalrechts 282.
Roſcher, Dr. Wilhelm, Professor der Nationalökonomie 210. 250. 449.
Rothmund, Dr. med., Professor der Ophthalmologie 270.
Ruegg, Reinhold, Redakteur 352.
Rümelin, Dr. Gustav, Kanzler der Univ. Tübingen 263.

Sack, Eduard, Redakteur 218. 240.
Samſon, Hermann, von, 307.
Sankt Goar, Ludolf, Buchhändler 185. 187 f.
Sauppe, Dr. Gustav, Professor der klass. Philologie 110 f. 114. 125.
Schäfer, Dr. Arnold, Professor der alten Geschichte 91. 96. 118. 120 f. 125. 193. 250.
Schäfer, Georg, Mühlenbesitzer 56 f. 121. 127.
Schäffle, Dr. Albert, Minister a. D. 223. 231 f. 236. 248 ff. 251. 254. 386.
Schanz, Dr. Georg, Professor der Nationalökonomie 271. 280. 357.
Scharf, Frau, geb. Bunsen 185.
Schaus, Staatsrat 196.
Scheel, Dr. Hans von, Direktor des Statistischen Amts 203. 210.
Schellenberg, Pfarrer 68. 77.
Schenk, Bundesrat 359.
Schenkel, Dr. Karl, Ministerialrat, später Minister d. J. 429. 448.
Schmölder, Julius Kommilitone 124.
Schmoller, Dr. Gustav, Professor der Nationalökonomie 234. 354.
Schönberg, Dr. Gustav, Professor der Nationalökonomie 197.
Schott von Schottenſtein, Forstmeister 190. 436.

Schröder, Chriſtian, Präziſionsmechaniker 182 f. 184. 283.
Schröder, Dr. Ernſt, Profeſſor der Mathematik 428 f.
Schröder-Bunſen, Charlotte 283.
Schuberg, Karl, Profeſſor der Forſtwiſſenſchaft 435.
Schulte, Dr. Alois, Archivrat 439. 441 f.
Schunck, Dr., Hauslehrer 140.
Schwarzmann, Otto, Bergingenieur 335.
Seuffert, Dr., Profeſſor des römiſchen Rechts 258.
Seydewitz, Kurt Damm von, Kultusminiſter 449.
Sewigh, Hugo, Redakteur 218. 280. 298 f.
Simrock, Dr. Karl, Profeſſor 99. 124.
Smend, Dr. Rudolf, Profeſſor der Theologie 328. 330.
Sonnemann, Leopold, Eigentümer der „Frankf. Zeitung" 215 ff. 219 f. 246.
Speiſer, Dr. Paul, ao. Profeſſor der Rechte 356. 408.
Springer, Dr. Anton, Profeſſor der Kunſtgeſchichte 97.
Stackelberg, von, Kurator 304.
Stählin, Dr. Rudolf, Profeſſor der Kirchengeſchichte 327.
Stein, Dr. Lorenz von, Univerſitätsprofeſſor 334.
Steitz, Konſiſtorialrat 190.
Stern, Dr. Joſeph, Redakteur 218.
Stieda, Hermann, Kaufmann 296.
„ Dr. Ludwig, Profeſſor der Anatomie 293. 301. 316. 371 f.
Stieda, Dr. Wilhelm, Profeſſor der Statiſtik 280.
Stieler, Karl, bayeriſcher Volksdichter 278.
Stieve, Dr. Felix, Privatdozent 270. 278.
Stix, Alexander, Maler und Zeichenlehrer 182.
Stöpel, Dr., Schutzzöllner 196.
Stoltze, Friedrich, Lokaldichter 9.
Streubel, P. Lehrer 141.
Stricker, Dr. med., Lokalhiſtoriker 190.
Stumm, Frhr. von 232.
Suffrian, Provinzialſchulrat 158.
Sybel, Dr. Heinrich von, Profeſſor der Geſchichte 91. 97. 194.
Thomas, Dr., Philologe 61.
Thun, Dr. Alphons, Profeſſor der Nationalökonomie 316.
Tiſcher, Kandidat der Theologie 137.
Tobien, Alexander, Statiſtiker 307.
Todt, Guſtav, Gymnaſiaſt 68.
Tröger, Eugenie 423. 428. 444 f.
„ Paul 445.

Uſener, Dr. Hermann, Profeſſor der klaſſ. Philologie 91. 98. 119. 128. 148.

Vöchting, Dr. Hermann, Profeſſor der Botanik 330.
Vogel, Chr. Daniel, Dekan 16.
„ Dr. Alfred, Profeſſor der Pädiatrie 282.
Vogt, Dr. Guſtav, Profeſſor des öff. Rechts 351 f.
Volger, Dr. 190.
Volck, Dr. Wilhelm, Profeſſor der ſemitiſchen Sprachen 315 f.
Völk, Univerſitätsreferent im bayer. Kultusminiſterium 261.
Volkelt, Dr. Johannes, Profeſſor der Philoſophie 330.
Volkland, Kapellmeiſter 339.

Wackernagel, Dr. Jakob, Profeſſor der Philologie 424.
Wahl, Dr. Eduard, Profeſſor der Chirurgie, Rektor 294.
Wagener, Geheimrat, konſervativer Politiker 194.
Wagner, Familienname 56.
„ Rektor 156.
„ Dr. Adolph, Profeſſor der Nationalökonomie 194. 250. 271. 280. 447.
Waitz, Dr. Georg, Profeſſor der Geſchichte 110 f.
Wappäus, Dr. J. E., Profeſſor der Statiſtik und Geographie 268.
Waſer, Joh. Heinrich, Pfarrer 382.
Weiß, Guido, Redakteur 218.
Welck, von, Kreishauptmann 427.
Werlé, Dr. med., Aſſiſtenzarzt 104.
Weſener, Gymnaſialdirektor 76 f. 82.
Weske, Dr. Michael, Lektor der eſtniſchen Sprache 308.
Wiegand, Gottlieb, Kaufmann 185.

Wiener, Dr. Chriſtian, Profeſſor der Mathemaiik 428.
Wilbrandt, Dr. Robert, Profeſſor der Nationalökonomie 1.
Willamowitz-Möllendorf, Dr. Ulrich, Profeſſor der klaſſ. Philologie 119.
Wingeroth, Elementarſchullehrer 62.
Wiskowatow, Dr. Paul, Profeſſor der ruſſiſchen Sprache 311.
Woker, Philipp, Kommilitone 122.
Wolff, Dr. Eduard, Gymnaſiallehrer 167. 180. 207. 281.
Wörishoffer, Dr. h. c., Fabrikdirektor 434.
Wülker, Dr. Ernſt, Archivar 190. 195.
Wundt, Dr. Wilhelm, Profeſſor der Philoſophie 105. 449.

Ziehen, Julius, Schuldirektor 213.
Zumbuſch, Maler 293.

Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen.

Dr. **Karl Bücher,**
Professor an der Universität Leipzig.

Die Entstehung der Volkswirtschaft.

Vorträge und Aufsätze.

Erste Sammlung.

Zwölfte und dreizehnte Auflage.

8. **1919.** M. 9 —. Gebunden M. 12.—.

Zweite Sammlung.

8. 1918. M 9.—. Gebunden M. 11.40.

Die Sozialisierung.

Vortrag, gehalten in der Vereinigung höherer Beamten und Beamtinnen zu Chemnitz.

Zweite, stark erweiterte Auflage.

8. **1919.** M. 3.—.

Ab 15. Juli 1919: 40% Verleger- und 10% Sortimenter-Teuerungszuschlag.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen.

Karl Bücher

Unsere Sache und die Tagespresse.

8. 1915. M. 1.—.

Die deutsche Tagespresse und die Kritik.

8. 1917. M. 1.50.

Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen.

Karl Bücher

Die Bevölkerung von Frankfurt a. M. im XIV. und XV. Jahrhundert.

Sozialstatistische Studien.

Erster Band. Groß 8. 1886. M. 15.—.

Frankfurter Buchbinderordnungen vom XVI. bis zum XIX. Jahrhundert.

Herausgegeben und eingeleitet.

8. 1888. M. 2.—.

Die Frauenfrage im Mittelalter.

Zweite, verbesserte Auflage.

8. 1910. M. 1.50, gebunden M. 2.—.

Ab 15. Juli 1919: 40% Verleger- und 10% Sortimenter-Teuerungszuschlag.